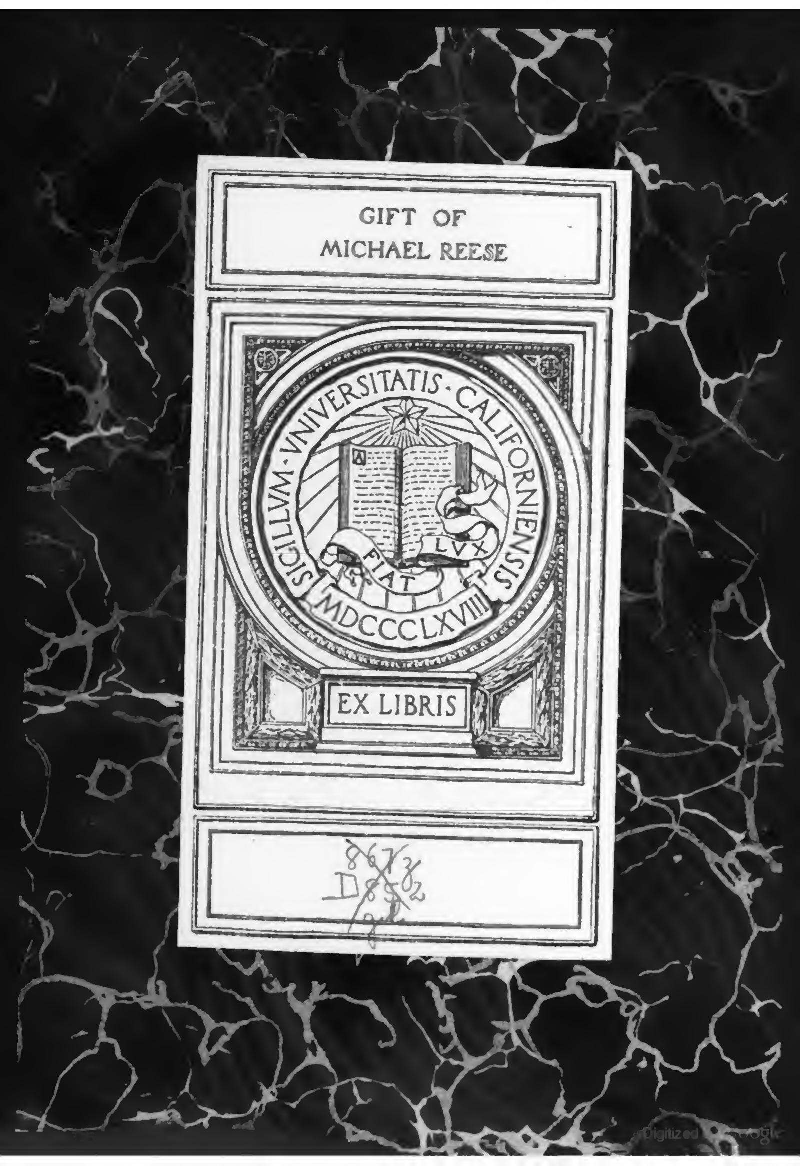
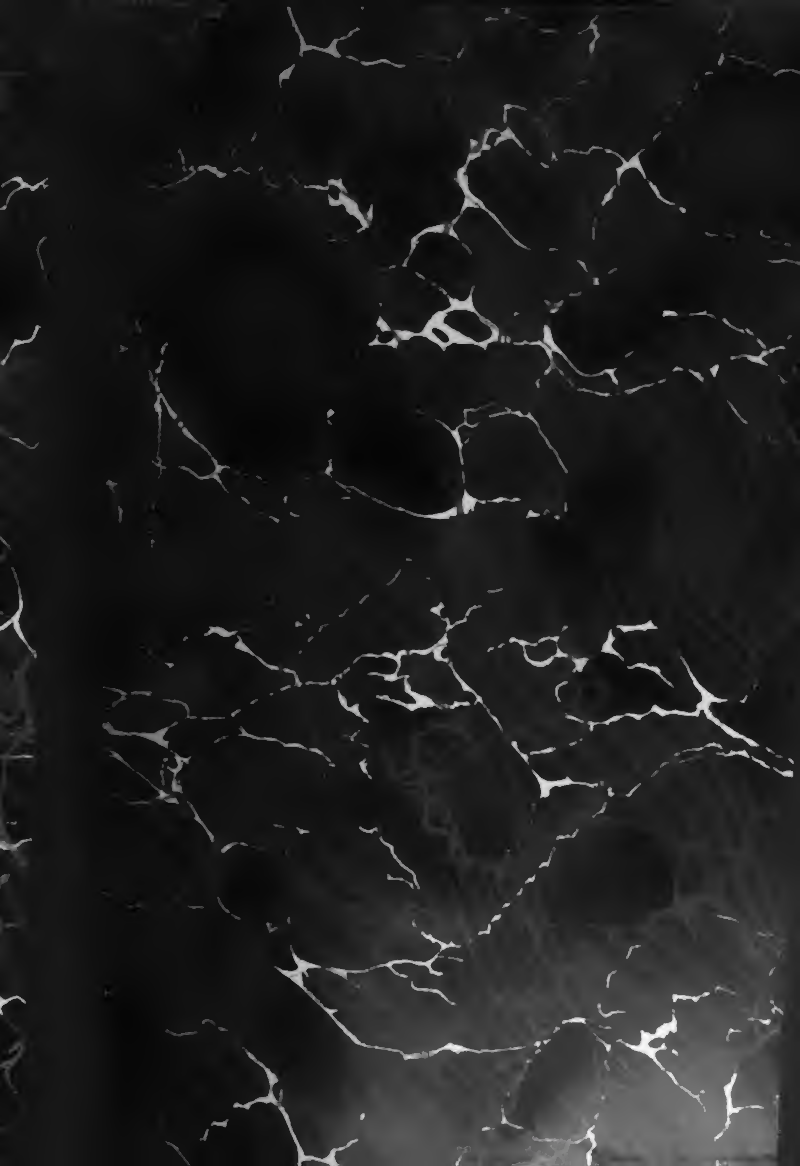
GOETHES LEBEN

Heinrich Düntzer




GIFT OF
MICHAEL REESE
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Goethes Leben.


REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Goethe's Büste von Trippel,
photograph. Nachbildung eines Abgusses vom Original
in Arolsen.



Goethes Leben

von

Heinrich Düntzer.

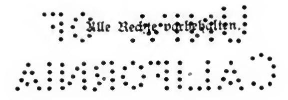
Mit authentischen Illustrationen:
50 Holzschnitte und 4 Beilagen (facsimilirte Autographien).

Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.



Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1830.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!





Goethes Wappen von 1782:
ein sechseckiger silberner oder goldener Stern, in einem mit Silber eingefaßten Schilde, oben auf dem gekrönten Helme wiederholt.

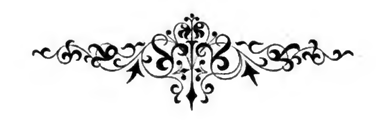
Einem geistig in sich vollendeten, großartig entwickelten Menschen vermag im höchsten Sinne nur eine gleich begabte Natur gerecht zu werden: sie allein kann alle Regungen desselben voll mitempfinden, alle Entwicklungskämpfe nachfühlen, alle verschlungenen Bildungsgänge ahnungsvoll verfolgen, sich ganz in die genießende, denkende, sich bildende, kämpfende und ringende Seele versetzen, jedes Gelingen und Mißlingen würdigen, die reine Summe des gesammten Daseins ziehen. Aber auch die Liebe vermag viel: sie verleiht jene durchdringende Spürkraft, die nicht ruht, bis sie von der seelenhaften Anschauung des Geliebten sich durchweht fühlt; ihrer reinen Neigung enthüllen sich auch die Schwächen, die von jeder menschlichen Größe so unzertrennlich, wie siegreiche Kämpfe von geringen Mißfällen. Freilich müßte man vor der Darstellung eines so riesenhaften Menschenbildes, wie es uns im Dichter des „Faust“ entgegentritt, verehrungsvoll zurückweichen, hätte

nicht ein gütiges Geschick es gewollt, daß außer den an Bedeutung, Mannigfaltigkeit und Zahl so reichen Ausstrahlungen seines Geistes und eigenen Bekenntnissen eine Fülle brieflicher und sonstiger urkundlichen Mittheilungen von ihm und über ihn sich erhalten hat, an deren Hand wir allen wichtigen Wendungen seines Lebens fast schrittweise folgen, den genauesten Einblick selbst in seine geheimsten Winkel gewinnen können. Indessen ist dieser kostbare Schatz nicht ohne sorgsamste Forschung zu heben, ja nicht selten gewinnt er erst aus der lebendigen Kenntniß des sittlichen Handelns unseres Dichters sichere Deutung und volle Beleuchtung. Eine nur scheinbare Schwierigkeit für den Darsteller von Goethes Leben liegt darin, daß der Dichter selbst von seinen ersten sechsundzwanzig Jahren eine ausführliche Schilderung geliefert hat, mit welcher jeder Wettstreit unmöglich: aber einen solchen gilt es auch nicht. Jenes lebensvolle Bild ist aus Wahrheit und Dichtung wunderbar gewoben; alle seine Grundzüge entsprechen der Wirklichkeit, aber vieles einzelne ist aus Rücksicht auf künstlerische Abrundung verschoben oder, wo die Erinnerung und andere Quellen versagten, frei ergänzt. Hiernach wird ein Lebensbeschreiber, darf er auch zuweilen auf die dort gegebene anziehende Darstellung als allgemein bekannt verweisen, doch meist durch Benutzung neu gewonnener Aufschlüsse, ohne dem schönen dichterischen Bilde zu nahe zu treten, der Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen müssen; ja sehr vieles ist ganz anders zurechtzurücken und zu be-

leuchten, als es dem Dichter damals möglich war. Noch fehlt es an einer Darstellung von Goethes Leben, welche, gestützt auf genaueste Untersuchung der massenhaften Einzelheiten, die Knotenpunkte der menschlichen und dichterischen Entwicklung, so wie die Verhältnisse und Umstände, welche diese bedingten und bestimmten, einfach klar bezeichnet, ein anschauliches allseitiges Bild seines vielverschlungenen Lebensganges entrollt und zugleich auf den Einheitspunkt, in dem alle Richtungen seines Strebens und Wirkens wurzeln, und auf die sein Wesen begründenden, überall durchleuchtenden Charakterzüge hindeutet, auf den reinen Edelmuth, das tiefe Pflichtgefühl, den festen Glauben an die ihm gewogene allwaltende höhere Macht, die rastlose, unerschöpfliche Thätigkeit und den Drang zur vollendeten Ausbildung der ihm verliehenen Anlagen. Besonders bedarf die Zeit bis zur entschiedenen Trennung von Frau von Stein einer eingehenden Schilderung; die weitere Folge ist nach der schon gewonnenen Kenntniß dieser fast mit Nothwendigkeit ihr Dasein vollendenden genialen Natur auch bei übersichtlicher Darstellung leichter zu geben, aber auch hier müssen alle einzelnen Fäden, die den Einschlag in den Aufzug dieses einzigen Daseins bilden, und nicht am wenigsten sein häusliches Leben, möglichst nachgewiesen werden. Der dichterischen Werke werden wir nur als der an diesem reichen Lebensbaume reifenden goldenen Früchte gedenken, ohne ihren künstlerischen Werth und ihren geistigen Gehalt durch Zerlegung aufzuzeigen, bei den wissenschaftlichen Arbeiten bloß

ihre Bedeutung für das Wirken und die Bildung des Dichters, sowie ihren Werth für die Entwicklung der Wissenschaft hervorheben.

Die ausgewählten Abbildungen stellen Personen und Ansichten nach der Natur dar; die hier gegebenen dürfen als zuverlässig gelten, ein Vorzug, den wir auch unserm auf allen aufgetragenen Farbenglanz verzichtenden Bilde von Goethes Leben vor allem zu verleihen gesucht.



Inhaltsverzeichniß.

Berichtigung.

S. 171 Z. 10 füge man nach „gegenüber" hinzu: „nahe bei dem Residenzschlosse Philippsburg" und

S. 199 Z. 3 lese man „Ehrenbreitstein" statt „Coblenz".

Verzeichniß

der

Holzschnitte und Beilagen.

*) Durch Versehen sind die Nummern 7 und 8 zweimal gezählt.



Erstes Buch.

Elternhaus und Vaterstadt.

1.

Der Knabe, dessen Name der „reichsfreien Wahl- und Handelsstadt" Frankfurt am Main zu dauerndstem Ruhme gereichen sollte, erblickte daselbst am 28. August des Jahres 1749, Mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, das Licht der Welt. Das Zusammentreffen seiner Geburtsstunde mit dem höchsten Tagesstande der im Zeichen der Jungfrau sich befindenden Sonne, nebst der Herrschaft der Planeten Jupiter und Venus, durfte der große Dichter mit demselben Rechte als ein glückverheißendes Zeichen begrüßen, wie der unter engen Verhältnissen ins Leben getretene Herder eine schicksalsvolle Beziehung darin fand, daß die Mitternacht ihn geboren. Zeit und Ort der Geburt waren gleich günstig. Fiel diese ja kurz vor das Ende der ersten Hälfte des Jahrhunderts der Aufklärung, in die Morgenröthe der deutschen Dichtung, da in demselben Jahre die fünf ersten Gesänge des „Messias" erschienen, und die Männer, die mit und neben Klopstock ein neues dichterisches Leben in unserm Vaterlande begründen sollten, Lessing und Wieland, eben in ihrer ersten Bildung standen. Und welche

deutsche Stadt bot ein reicheres und mannigfaltigeres Leben, einen lebhaftern Zusammenfluß von bedeutenden Fremden, eine größere Freiheit der Entwicklung, einen bewegtern geistigen Luftkreis als die so nahe bei Deutschlands edelstem Strome gelegene reichsstädtische Mainstadt? Aber freilich vermoderte diese, gleich den meisten ihrer Schwestern, wie Goethe selbst einmal klagt, in und mit ihren Privilegien; nicht blos unter den adligen Geschlechtern wucherte arge Sittenlosigkeit, auch die bürgerlichen Rathsherren waren von Herrsch- und Geldsucht nebst allen durch sie genährten Leidenschaften angesteckt, selbst in die niedern Kreise begann die Verderbniß sich herabzusenken. Welch ein Vortheil war es da für unsern Dichter, daß sein Elternhaus, wie eine glückliche Insel, vor dieser Verpestung geschützt war, eine Stätte edler Zucht und strenger Würde!

Goethes Vater war der Sohn des aus Artern an der Unstrut nach manchen Wanderungen in Frankfurt angesiedelten Schneidergesellen Friedrich Georg Goethe, der in seinem dreißigsten Jahre die Schneiderswittwe Anna Elisabeth Lutz heiratete; fünf Jahre nach ihrem 1700 erfolgten Tode verband er sich mit der im siebenunddreißigsten Jahre stehenden noch hübschen Wittwe Cornelia Schelhorn, der Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhof. Er wird von einem Zeitgenossen als ein äußerst artiger, in der Musik sehr bewanderter Mann geschildert, der aber durch seinen Hochmuth von Sinnen gekommen. Das dritte und letzte Kind dieser Ehe, unser Johann Kaspar, war am 27. Juli 1710 geboren. Auf dem Coburger Pädagogium genoß er seine gelehrte Bildung. Der Vater und der einzige Bruder starben während seiner Abwesenheit. In Leipzig und Gießen widmete er sich mit Eifer dem juristischen Studium, war dann nach der Sitte der Zeit beim Reichskammergericht zu Wetzlar beschäftigt; zu Gießen erwarb er sich mit einer gründlichen Abhandlung den Doctorgrad. Seine Wißbegierde trieb ihn nach Italien, von wo er, mit manchen

Kenntnissen, Erinnerungen und Kunstgegenständen bereichert, nach seiner Vaterstadt, wohl über Frankreich und Holland, zurückkehrte. In Frankfurt, dessen Dienst er sich widmen wollte, bewarb er sich zunächst um ein untergeordnetes Amt; er wollte dies ohne Gehalt übernehmen, falls er es, was er seiner Fähigkeit wegen beanspruchen zu dürfen glaubte, ohne die übliche Ballotage erhalte. Der Rath aber ging nicht darauf ein, weil man zum Abweichen vom stehenden Gebrauche keine Veranlassung fand. Dadurch fühlte sich der Doctor juris so bitter verletzt, daß er je eine städtische Stelle anzunehmen verschwor. Von dem unglücklichen Kaiser Karl VII. erhielt er den Charakter eines wirklichen kaiserlichen Rathes. Dadurch schnitt er sich die Möglichkeit ab, je in den Dienst seiner Vaterstadt zu treten, da er mit deren höchsten Würdeträgern gleichen Rang hatte. Erst als der Weltfriede in nächster Aussicht stand, sah er sich ernstlich nach einer seiner würdigen Hausfrau um. Seine Wahl konnte nur auf eine in voller Blüthe der Gesundheit prangende Tochter eines in hoher Würde stehenden, nicht reichen bürgerlichen Hauses fallen, die ihm eine kräftige Nachkommenschaft versprach. Der älteste Schöffe und kaiserliche Rath Johann Wolfgang Textor, Enkel des berühmten gleichnamigen Juristen, der 1690 als erster Syndikus nach Frankfurt berufen worden, Sohn des Advokaten und Kurpfälzischen Hofraths Christoph Heinrich, war am 10. August 1747 zum Stadt- und Gerichtsschultheißen, der höchsten reichsstädtischen Würde, erhoben worden. Da derselbe von bürgerlicher Herkunft und ohne bedeutendes Vermögen war, bewarb sich der im achtunddreißigsten Jahre stehende kaiserliche Rath um dessen älteste Tochter Katharina Elisabeth, als diese eben am 19. Februar 1748 ihr siebzehntes Lebensjahr vollendet hatte. Das junge Mädchen sah in dieser Bewerbung einen Wink des Schicksals und trug kein Bedenken, dem ernst würdigen, wohlhabenden Manne die Hand zu reichen, obgleich dieser

mit seiner Mutter, die trotz ihrer achtzig Jahre noch den Haushalt führte, zusammenwohnte. Die ehrsame Wittwe hatte vor fünfzehn Jahren für sich und ihre Erben ein auf dem Hirschgraben gelegenes Haus nebst einem Nebengebäude angekauft, dessen großer Keller ihr reichlichen Raum für das aus ihrer Wirthschaft noch erhaltene treffliche Weinlager bot. Daß ihr Vermögen bedeutend war, ergibt sich daraus, daß sie seit 1744 jährlich 200 Florin Schatzung zahlte. Am 20. Juli fand die Vermählung statt. Erst zwei Monate vor Wolfgangs Geburt trat der kaiserliche Rath in das Bürgerrecht ein; in die Liste der Advokaten ließ er sich eben so wenig einschreiben, als er die Vertretung irgend eines der zahllosen deutschen Fürsten in Frankfurt annahm, da er ganz zurückgezogen und frei von Geschäften nur sich und seiner Familie leben wollte.

Goethes Vater war ein gründlich gelehrter, nüchtern verständiger Mann, der fest auf seinem Willen beharrte, ihn streng durchführte, wo er sich verletzt fühlte, heftig ausbrach; aber bei aller Entschiedenheit besaß er einen zarten, rein empfindenden Sinn, und so war er ernstlich bestrebt, sich einen behaglichen Hausstand und das Glück einer seinen Namen ehrenden Nachkommenschaft zu gewinnen. Seine Vorfahren waren ehrbare Handwerker gewesen; sein Großvater war Hufschmied, ein Sohn desselben hatte dasselbe Handwerk betrieben, und ein Enkel, ein Schuhmachergeselle, suchte seit 1745 das Bürgerrecht und die Aufnahme unter die Meisterschaft seines Handwerkes vergeblich in Frankfurt nach. Je glanzloser demnach sein Stammbaum war, um so lebhafter wünschte er, da das ihm und seinem Vater so günstige Geschick ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht, durch einen geistig hervorragenden Sohn, den er sich nur als Juristen denken konnte, sein Geschlecht zu heben. Und auf wie wundervolle Weise sollte sein Wunsch in Erfüllung gehn, freilich in ganz ungeahnter Gestalt, da ihm nichts ferner lag als der Gedanke, einen durch Genialität alle

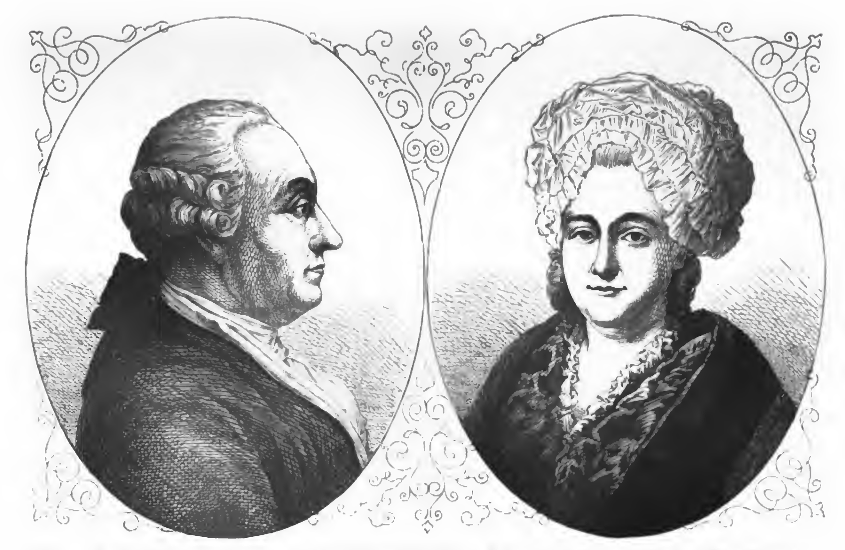


Abb. 1. Goethes Vater und Mutter nach gleichzeitigen Bildnissen, Ersterer nach den Frankfurter „Gedenkblättern an Goethe", Letztere nach einer von A. Nicolovius Sal. Hirzel geschenkten Photographie eines Gemäldes.

überstrahlenden, um seine Stirn den ewiggrünen Lorber schlingenden Dichter dem Vaterlande, ja der Welt zu schenken!

Die fast noch kindliche, an Gehorsam gewöhnte Mutter hatte freilich ohne herzliche Neigung die Hand des rechtlichen und angesehenen Mannes angenommen, aber im Vertrauen auf seine Liebe und des Himmels Gnade ihm ihr Glück anvertraut. Ein edles, weiches, warmes, entzündliches Herz, bewegliche Einbildungskraft, lebhafte Anschauung, gesunde Natürlichkeit und freudiges Gottvertrauen hatte die Natur ihr als schönstes Angebinde verliehen; ein behagliches Leben unter der liebevollen Leitung einer jugendlichen Mutter, die sie im zwanzigsten Jahre ihrem achtzehn Jahre ältern Gatten geboren, hatte keine dieser schönen Gaben verdorben, vielmehr das belebte und anregende Treiben ihrer gerade damals sehr bewegten Vaterstadt ihre gemüthliche Entwicklung glücklich gefördert, wenn auch ihre geistige Bildung eine beschränkte geblieben war, da sie nur im Gesange und im Klavierspiele es zu einer schönen Fertigkeit gebracht. Schon in ihrem elften Jahre hatte sie eine begeisterte Verehrung für den so schönen und guten wie unglücklichen Kaiser-Karl VII. gefaßt, der zweimal, als seine Hauptstadt München in die Hände seiner Feinde gefallen, auf längere Zeit in Frankfurt seinen Aufenthalt nehmen mußte; ja es hatte sich in ihrer jungen Seele ein geheimes Liebesverhältniß zu dem ihrer Vaterstadt so nahe verbundenen Kaiser gebildet, um den das ihn verfolgende Unglück einen wunderbaren Strahlenkranz gewoben; sie glaubte sich von ihm bemerkt, besonders als er oft durch die Friedbergergasse kam, wo sie in einem burgartigen Hause wohnten, und Gruß und Blick nach ihren Fenstern herauf sandte. Unvergeßlich blieb ihr der Schall der Posthörner, unter dem er bei seiner Abreise von Frankfurt an ihrem Hause vorüberfuhr. Von tiefstem Schmerze ward ihre Brust durchschnitten, als sie die Kunde von dem am 20. Januar 1745 erfolgten Hinscheiden ihres geliebten

Kaisers erfuhr. Das Läuten der Glocken, die vier Wochen täglich zwei Stunden lang das Andenken des Entschlafenen ehrten, ergriff sie fürchterlich. Doch der Schmerz der jugendlich romantischen Seele wich bald den frischen Eindrücken des freundlich sie umspielenden Lebens, da das Glück sich ihrem Hause gewogen zeigte. In ihr siebzehntes Jahr fiel die ganz unerwartete Erhebung ihres Vaters zur höchsten reichsstädtischen Würde. Mit ihrer Mutter und einer drei Jahre jüngern Schwester Johanna Maria lebte sie frohgemuth dahin, da sich zu dem etwas wunderlichen, ernst be-



Abb. 2. Goethes Vater und Mutter nach gleichzeitigen Silhouetten, deren Aehnlichkeit Goethe verbürgte.

schaulichen, von seinen Geschäften in Anspruch genommenen Vater kein gemüthliches Verhältniß ergab. So trat denn das anmuthig blühende aus seinen braunen Augen so hell in die Welt blickende, braungelockte achtzehnjährige Mädchen aus dem durch seinen großen, wohlgepflegten Garten besonders heitern väterlichen Hause in das etwas düstere ihres Gemahls, das eines Gartens entbehrte, nur oben über eine ziemlich hohe Mauer die Aussicht auf Nachbargärten genoß.

Den Haushalt führte in der ersten Zeit noch die auf Reinlichkeit und Ordnung haltende hochbetagte Schwiegermutter, eine äußerst freundliche und wohlwollende Frau,

die sich des ihrem Sohne in der Verbindung mit der jugendlich heitern Schultheißentochter bereiteten Glückes herzlich freute. Mochte auch die Lehrhaftigkeit des volle zwanzig Jahre ältern Gatten, der die junge Frau nicht bloß zum Klavierspiel und Gesange, sondern auch zum Schreiben anhielt, dieser manche unbehagliche Stunden bereiten, sie fühlte doch auch hierin die redliche Treue seiner höchsten Liebe.

Welch ein Stern aber ging Elisabeth in ihrem „Sohne der Jugend" auf, der von ihrem Vater den Namen Johann Wolfgang erhielt! Schon der Urgroßvater, der 1702 gestorbene erste Syndikus, hatte diesen zu Ehren gebracht; welchen höhern Ruhm sollte ihm der Erstlingssprosse der Verbindung der Familien Textor und Goethe verleihen! Die Natur hatte dem Knaben ihre schönsten Gaben gnädigst geschenkt. Von der Mutter besaß er vor allem das Herz, das, wie er selbst viele Jahre später gegen Lavater äußert, zum großen Manne, zur That wie zur Kunst unentbehrlich und durch Vernunft nicht zu ersetzen ist. Edel, weich, warm und entzündlich war auch sein Herz, das aus den von der Mutter angestammten hellen braunen Augen leuchtete, aber, wie bei dieser, stellte es sich leicht von den schwersten Schlägen durch mitgeborene Lebenskraft wieder her. Von der jugendlichen Mutter hatte er auch die bewegliche Einbildungskraft, die lebhafte Anschauung, die gesunde Natürlichkeit, das freudige Gottvertrauen, das sich in den herrlichen Worten an Lavater ausspricht: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen." Gleich der Mutter faßte der Knabe rasch und leicht alles auf; wenn er aber auch wie diese gern sich stillen Genusses erfreute, so war doch sein Drang nach immer neuen Eindrücken ganz unersättlich. Sein Geist forderte stets frische Anschauungen, die er in sich verarbeiten und sich zueignen konnte; da er sie aber rasch verschlang und so die gewohnte Umgebung sich ihm bald gleichsam

abnutzte, fühlte er sich leicht von ihr beengt und sehnte sich nach Erfrischung, die ihm nur der Wechsel bringen konnte. Und doch hing sein durchaus sinnlicher, nach Anschauung und Gegenwart verlangender Geist so fest an dem Gewohnten, wie alles, was er erlebt und empfunden, tief in seinem Herzen lebte, nur erblaßten die Bilder der Vergangenheit in seinem vielgeschäftigen Geiste gar bald, so daß, sollten sie nicht ganz entschwinden, es erneuter Belebung bedurfte. Aber auch von der Eigenthümlichkeit des Vaters hatte Wolfgang sein Theil erhalten; von ihm stammten der entschiedene Ernst und die feste Beharrlichkeit im Durchsetzen dessen, was er für gut erkannt hatte, von ihm das sichere Selbstbewußtsein seines Werthes und das rege Pflichtgefühl; doch gesellten sich bei Wolfgang dazu tiefes Schauen, feurige Heftigkeit, rastloser Drang, die ihm verliehenen Kräfte und Anlagen zur höchsten Entwicklung zu bringen, „Gefühl der Kraft zu kühnem Fleiß“, wie es später im „Faust“ heißt, und die Gewißheit, daß er zu etwas Großem bestimmt sei.

Alle ihre Herzensliebe wandte die junge Mutter dem schönen, aber in Folge der schweren Geburt anfangs schwachen Knaben zu, der zur Freude beider in ihm sich innig verbunden fühlenden Eltern herrlich gedieh. Das Familienglück wurde nach fünfzehn Monaten durch die Geburt einer Tochter vermehrt, die von der Schwiegermutter den Namen Cornelia empfing. Den Knaben zog es zu dem Schwesterchen hin, mit dem er im Laufe der Jahre unter der lehrhaften Strenge des Vaters sich immer enger verbunden fühlte. Cornelia hatte tiefen Ernst, eindringenden Verstand und liebevolles Gefühl zur schönen Mitgift von der Natur erhalten. Die Kinder kamen aus dem elterlichen Hause fast nur zu den Großeltern, deren weiter Garten für sie eine wahre Wohlthat wurde, und zu der jüngern Schwester der Mutter, Johanna Maria, die sich Ende 1751 mit dem Materialienhändler Melber vermählt

hatte. Weniger lebhaft war die Verbindung mit des Vaters Halbbruder, dem Zinngießermeister und Rathsherrn Hermann Jakob Goethe, wenn dieser auch bei Wolfgangs am 27. November 1752 getauftem Bruder Pathe war. In demselben Jahre wäre beinahe ein Aufstand unter den Schuhmachermeistern über die Aufnahme des erwähnten Gesellen Christof Justus Goethe ausgebrochen; man setzte die widerspenstigen Meister fest, und so wurde dieser endlich im Januar 1753 unter die Bürger und Meister aufgenommen.

Der kleine Wolfgang neigte sich zu dem jüngern Bruder viel weniger als zu der Schwester, mit welcher er in dem weitläufigen Hausflur, im Gerämse an der Straße und in dem nach dem Hofe gelegenen Wohnzimmer der Großmutter sich spielend herumtrieb. Große Freude bereitete die immer schwächer werdende alte Frau besonders dem Knaben, als sie am Weihnachtsabend vor den Kindern das Puppenspiel von David und Goliath aufführen ließ. Es war dies wie der letzte Segen der guten im sechsundachtzigsten Jahre stehenden Frau. Sie starb ein Vierteljahr später plötzlich beim Schlafengehen. Machte auch dieser Todesfall auf den eben im sechsten Jahre stehenden Knaben nur einen leicht vorübergehenden Eindruck, so war er dagegen für die Gestaltung des häuslichen Lebens von großer Wichtigkeit.

Der Vater hatte sich bisher in dem dunkeln, winkligen, unregelmäßigen Hause in Aussicht des spätern Umbaues beholfen, ja das Nebenhaus war noch an einen Rechtsbeflissenen, den Sohn eines frühern Stadtarchivars Clauer, vermiethet. Die Kinder hatte man meist in den Wohnzimmern gehalten, während der guten Jahreszeit ihnen auch den Aufenthalt in dem sogenannten Gartenzimmer auf dem zweiten Stocke hofwärts gestattet, wo der Knabe sich des Blickes über Gärten und Stadtwälle in die weite nach Höchst sich erstreckende Ebene und des in seiner Großartigkeit ihm immer neuen Sonnenunterganges freute, doch fühlte

er sich auch recht einsam und sehnsüchtig gestimmt, wenn er in den Gärten frei sich ergehende und lustig spielende Kinder oder laut lärmende Gesellschaften sah. Freilich hatte der Vater auch einen wohl gepflegten Weingarten vor dem Friedberger Thore, wohin Wolfgang ihn zuweilen begleiten durfte. Dort wohnte er wohl schon im sechsten Lebensjahre der jubelnd begangenen Weinlese bei. Der Plan des Umbaues wurde jetzt ernstlich erwogen, auch von weitem alles dazu vorbereitet, aber die Ausführung mit Rücksicht auf die im September erwartete Niederkunft der Frau Rath auf das nächste Jahr verschoben.

Der Vater, der Wolfgangs leichte Fassungsgabe mit lebhafter Freude bemerkte, spannte ihn zeitig an und suchte ihm, wenn auch vorab nur spielend, manche Kenntnisse beizubringen. Nachdem die Schwierigkeiten des Lesens durch sein Drängen, wie den eigenen Trieb des Knaben überwunden waren, traten die gereimten Lehrbücher ein, eine Geographie, deren abgeschmackte und ihm deshalb lustige Reime sich gerade am leichtesten einprägten, und des Cellarius »Latinitatis liber memorialis«. Mit Strenge wurde auf diese und andere Gedächtnißübungen gehalten. Auch von der Geschichte seiner Vaterstadt theilte der Vater dem wißbegierigen, frühreifen Knaben mit besonderer Vorliebe Manches mit, das sich an bestehende Gebäude, Gebräuche und Namen anschloß. Aber mit viel größerer Spannung und seelenhafter Aufregung horchte Wolfgang auf die Märchen seiner Mutter, die mit der ihr eigenen Gemüthlichkeit und schwungvollen Einbildungskraft seine ganze Seele hinriß. Wie freute sich diese, wenn seine weitgeöffneten Augen von innigem Antheil leuchteten, die sich hebende Brust den vollen Herzensschlag verrieth und der geöffnete Mund seine Gefühle und Ahnungen aussprechen zu wollen schien! So ward die Mutter die erste Bildnerin der in ihm ruhenden dichterischen Erfindungs- und Gestaltungskraft. Auch die löschpapiernen Volksbücher, welche Wolfgang in dem Buch-

händlerladen am Dome für ein paar Kreuzer sich aneignen konnte, befruchteten wohl schon damals seine geschäftige Einbildungskraft.

Im Frankfurter Blut lag die Lust an den altüberlieferten Festlichkeiten, mit denen die Messen eingeleitet wurden, und an dem bunten Treiben der letztern. Selbst der ernste von Jugend auf daran gewohnte Vater konnte die Kinder von dem vollen Genusse dieser vaterstädtischen Ehren nicht zurückhalten, besonders da der Großvater dabei besonders ausgezeichnet wurde. Noch wenige Jahre vor seinem Tode erinnerte sich Goethe mit Freude, wie sie als Kinder den vermummten Dreikönigen beim Sternsingen, den Fastnachtssängern und den die Schwalben Verkündenden mit behaglichem Wohlwollen Geld, Buttersemmeln und gemalte Eier gereicht, und er gedachte des später auf eine rein kirchliche Feier beschränkten Erntekranzes. Von lustreichen Festen außerhalb der Stadt, deren sie sich von frühester Zeit an gefreut, nennt er das Hirtenfest am Grindbrunnen und den sogenannten Kühtanz am Pfingstdienstag auf der Pfingstweide, der schon im Jahre 1758 verboten wurde. So brachte der Lauf des Jahres den Kindern manche Lustbarkeit inner- und außerhalb der Mauern der alterthümlichen Reichsstadt.

2.

Sechs Monate nach der Geburt seiner zweiten Tochter, am 6. März 1755, ließ der kaiserliche Rath einen Riß zu seinem Umbaue beim Amte einreichen; eine Woche später machte er die Anzeige, daß er zu diesem Zwecke sein nördliches Nebenhaus abbrechen lassen wolle. Da wegen des Neubaues, der gleich dem Haupthause im zweiten Stocke einen Ueberhang erhalten sollte, sich Bedenken erhoben, verzögerte sich die schließliche Entscheidung bis zum 25. April. Sofort wurde das Nebenhaus abgerissen und zu dessen Neubau der Grundstein im alten Keller gelegt. Diesen

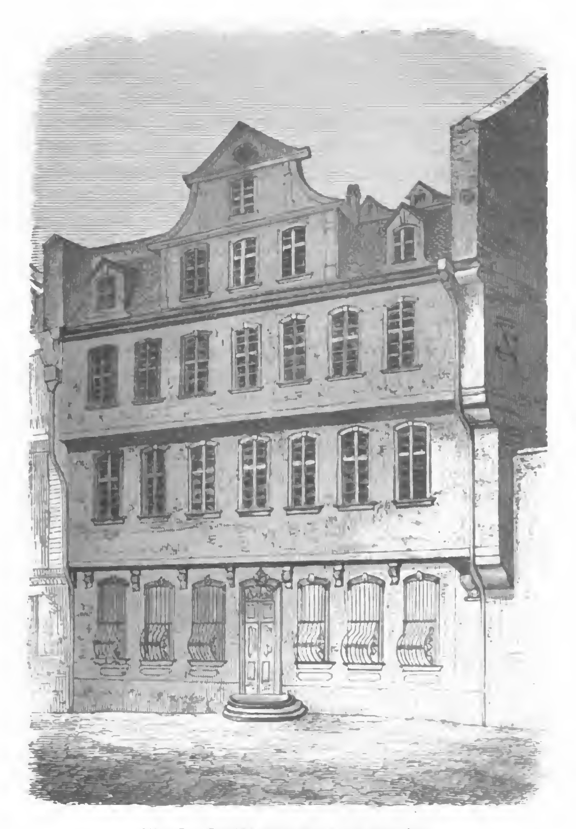


Abb. 3. Goethes Geburtshaus in Frankfurt.

mauerte der kleine Wolfgang, als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, nach der Weisung des ihm zur Seite stehenden Steinmetzmeisters ein. Das alte Haus, dessen Giebelwand im Erdgeschoß erneuert werden sollte, mußte gestützt, ein Theil des alten Daches abgenommen werden. Den Kindern gab der Bau vielfache Unterhaltung. Als aber der gerade eintretende Regen trotz aller Schutzvorrichtungen durch die Dachlücke bis zu den Betten drang, mußte man diese anderswo, bei den Großeltern oder bei der muntern Tante, unterbringen und sie in eine Privatschule schicken. Diese Entfernung von Hause brachte besonders dem Knaben größere Freiheit, die er dazu benutzte, sich weiter in seiner Vaterstadt umzusehn.

Das Haus sollte nach dem neuern Geschmacke auch äußerlich ein vortheilhafteres Ansehen gewinnen. An die Stelle der kleinen runden Fenster traten größere mit hellen Spiegelscheiben, die damals als eine Zierde galten. Die vordere Giebelwand erschien in ganz neuer Ansicht; zu den Thür- und Fenstersteinen des Erdgeschosses wurden rothe Quader verwandt, die man in den obern Stockwerken durch Bemalung des Bewurfes nachbildete. Die sechs Fenster des Erdgeschosses waren mit zierlich ausgebogenen eisernen Käfiggittern nach damaliger Sitte versehen. Das Oberlicht der in die Mitte gerückten Hausthüre erhielt ein vorspringendes Gitter mit kunstvoller Schmiedearbeit, welche außer Blumen und Papageien die unter einer Krone stehenden Anfangsbuchstaben des Namens des Hausherrn zeigte. Ueber diesem, am Schlußsteine der Thüre, ließ der kaiserliche Rath sein Wappen anbringen, auf dessen oberm Theile, wie auf dem der Familie Textor, ein wachsender bis zum Knie reichender Mann mit gezücktem Schwert in der Rechten und fliegendem Nackenbande zu sehn war, unten ein linker (von rechts nach links herabgehender) Schrägbalken, mit drei übereinander nach oben liegenden Leiern belegt. Dieser untere Theil stammt wohl von dem Vater Johann Kaspars

her, der gern vornehm that und ein besonderer Freund der Musik war. Goethes Vater führte das Wappen seines Hauses auch als Petschaft. Wolfgang legte noch als Leipziger Student so wenig Gewicht auf die drei Leiern, daß er auf einer seinem Vater gewidmeten, von ihm selbst radirten Landschaft in der Abbildung des Wappens statt derselben gewöhnliche Schildchen anbrachte.



Abb. 4. Wappen an Goethes Geburtshaus in Frankfurt.

Der Vater war sehr heiter gestimmt, da ihm alles so wohl gelungen war. Wolfgang erhielt für sich ein eigenes straßenwärts gelegenes geräumiges Zimmer in dem dritten Stocke, dem ersten des Daches, wo freilich über den hohen Häusern die Sonne erst spät aufging. Das während des Hausbaues im Unterrichte Versäumte sollte jetzt ernstlich nachgeholt werden. Zu des Cellarius „angehendem Lateiner“ trat des Johann Amos, von seiner Heimat Comenius genannt, „Orbis sensualium pictus oder die sichtbare Welt“, das gangbare Bilderbuch, in welchem für alle Dinge der Welt die Deutschen und Lateinischen Bezeichnungen sich fanden; auch wurden wohl schon einzelne der zweihundert „nützlichen, lustigen und denkwürdigen Historien und Discurse aus den berühmtesten Griechischen und Lateinischen Scribenten“ vorgenommen, welche Heideggers Acerra philologica bot. „Merians Foliobibel mit Bildern und Gottfrieds gleichfalls mit Merianschen Kupfern ausgestattete historische Chronika“ kamen in die Hände des wißbegierigen Knaben. Auch die absichtlich ganz allmählich erfolgende Einrichtung des Hauses nahm die Kinder vielfach in Anspruch. Zuerst wurde des Vaters große Büchersammlung theils

in dessen Studirzimmer auf dem zweiten Stocke, theils in einer Stube des dritten aufgestellt, dann die Gemälde im dreifenstrigen Mittelzimmer des zweiten Stockes in schwarzen mit Goldstäbchen verzierten Rahmen gleichmäßig aufgehängt, die von Rom mitgebrachten Prospekte, geographische und andere Blätter auf den Gängen angebracht, mancherlei Kunstgegenstände, besonders die prächtigen aus Venedig mitgebrachten Gläser, das gleichfalls daher stammende Gondelmodell, Bronzen, Gewehre u. a. in eigenen Schränken mit großer, fast peinlicher Sorgfalt aufgestellt.

Kaum war die Weinlese jubelnd gefeiert, als die Kunde von dem gewaltigen Erdbeben die Welt erschreckte, welches am 1. November einen großen Theil Lissabons verschlungen und eine bedeutende Strecke der Erdoberfläche erschüttert hatte. Die Geistlichkeit beutete das ungeheure Ereigniß als ein Strafgericht Gottes über die sündige Welt eifrigst aus. Die immer gräßlichern Nachrichten von der Verheerung der Portugiesischen Hauptstadt und die von allen Seiten vernommene Besorgniß ergriffen den lebhaften Knaben; doch sein gesunder Sinn und die tief in ihm wurzelnde, durch die Mutter genährte Ansicht von einer gütig waltenden Gottheit überwanden bald. Auf eine Frage des Vaters soll er nach einer über das Erdbeben gehaltenen Predigt geäußert haben, Gott werde wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehn könne — offenbar im Hinblick auf die düstere Ansicht, daß die in ihren Sünden dahin gefahrenen Seelen ewig verloren seien. Großmutter und Mutter hatten die Kinder von frühe an zum Gebet angehalten. In einem Uebungsbeispiele, das Wolfgang im Januar 1757 niederschrieb und übersetzte, ist davon die Rede, daß die Kinder, nachdem die Magd sie gekämmt, mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen ihr Morgengebet verrichtet. Der Kirchenbesuch wurde eben so wenig wie der Unterricht im Lutherischen Katechismus versäumt. Aber die kirchlichen Vorstellungen hafteten nicht

in Wolfgangs Seele, sie waren ihm blos angelernte Formeln, deren er sich nur als hergebrachter Anschauungen bediente; in ihm lebte das Bild eines allgütigen und allweisen Schöpfers und Erhalters der Welt, dem seine innige Verehrung sich reiner und geistiger als durch Worte nahen zu müssen glaubte, wie es das so anmuthig von Goethe selbst erzählte Dankopfer beweist, das er beim ersten morgens in sein Zimmer fallenden Sonnenstrahle verrichtete.

Kurz vor Weihnachten starb im neuen Hause die jüngste, erst fünfzehn Monate alte Tochter. Mochten auch die Eltern den Verlust schmerzlich empfinden, die Weihnachtsfreude sollte den Kindern nicht gestört werden; die schon früher von der Mutter eingeleitete Aufführung des vor zwei Jahren zuerst auf Veranlassung der Großmutter gegebenen Puppenspiels ward in einer dem vorgerücktern Alter der Kinder entsprechenden Weise in Gegenwart von Altersgenossen wiederholt. Die Zuhörer saßen in Wolfgangs Zimmer; die Bühne war in der Thüre des Nebenzimmers aufgeschlagen. Diese Vorstellung wirkte so lebhaft auf den Knaben, daß er nicht ruhte, bis er hinter das hier waltende Geheimniß kam. Und bald gelang es ihm, die Puppenspielfiguren zu entdecken, auch die Mutter zu bestimmen, ihm diese nebst dem Textbuch und dem Theater zu übergeben. In Wilhelm Meisters Puppenspielgeschichte bis zum Dichten einzelner Scenen und Akte sind die meisten Züge nach Goethes eigenem Knabenleben frei dargestellt.

Neben dem von der Mutter mehr als vom Vater begünstigten kindischen Theaterspielen, das Wolfgangs dramatischer Begabung zu Statten kam, ging der Unterricht seinen gewohnten Gang, da der Vater streng auf möglichst rasche Aneignung der nur durch das Gedächtniß zu gewinnenden Kenntnisse hielt, woneben er fortwährend manches ihm spielend beizubringen suchte. Des Knaben Drang, sich über Länder und Völker zu unterrichten, ward auf jede Weise begünstigt. Die in der Bibliothek in schönen Franzbänden

stehenden neuern deutschen Dichter, Fleming, Besser, Canitz, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Creutz, wurden ihm zum Theil schon jetzt bekannt; lernte er ja darin, wie er selbst sagt, mehr lesen, als daß er sie las. Auch Neukirchs gereimte Uebersetzung von Fénélons „Telemach", der selbst in dieser Verkleidung wohlthätig auf des Knaben Gemüth wirkte, und Kopps Uebertragung des Tasso, des Lieblingsdichters seines Vaters, fand er schon hier. Von den Ovidischen „Verwandlungen" fiel ihm die Uebersetzung der sieben ersten Bücher in die Hände, die mit Sandrarts Kupfern 1698 zu Nürnberg erschienen war. Neben den löschpapiernen Volksbüchern, unter denen ihm auch ohne Zweifel das von Faust zukam, verschlang er „Robin Crusoe", auch Schnabels „Insel Felsenburg", die man heute freilich kaum mehr einem Kinde in die Hand geben würde; aber von der Furcht vor Schaden, den die kindliche Seele an der Erwähnung natürlicher Dinge nehme, war man damals frei. Auch lernte er die Reise des berühmten Weltumseglers und Admirals Lord Anson kennen, von welcher eine deutsche Uebersetzung schon 1749 erschienen war. So schöpfte der wissensdurstige Knabe aus den mannigfachsten Quellen reiche Nahrung und gewöhnte sich frühe an jene rastlose Thätigkeit, die unsern Dichter bis zu seinem Ende begleitete.

3.

Gar bald sollte die friedliche Ruhe, welche Wolfgangs erste sieben Jahre begünstigt hatte, durch einen fast eben so lang-dauernden Krieg gestört werden, der seine Vaterstadt, ja selbst seine Familie in zwei fast feindliche Lager trennte. Der Großvater, der über dem Kaiser den Thronhimmel gehalten hatte und von der Kaiserin mit einer goldenen Kette beschenkt worden war, stand mit dem größten Theile des Rathes auf der kaiserlichen, der Vater mit der Bürgerschaft auf der Preußischen Seite. Leider hatte man in Wien die

Regierung der Reichsstadt zu gewinnen gewußt, während das Volk entschieden für die von Friedrich gewünschte Neutralität war, welche der Stadt nicht allein die Stellung eines Kontingentes, sondern auch den Durchmarsch französischer Hülfstruppen erspart hätte. Vom Kaiser versahen die regierenden Herren sich mancher Begünstigung, während sie von dem „aufrührerischen“ Könige von Preußen nichts zu erwarten hatten. Der Rath verbot gleich nach dem Ausbruche des Krieges das Erscheinen und Verbreiten von Parteischriften und forderte, daß „jeder seines Amts und Berufs abwarte, sich aber alles Discurirens und Judicirens enthalte“. Man dachte dadurch der Preußisch gesinnten Bürgerschaft einen Zaum anzulegen, aber verbitterte dadurch die Stimmung nur noch mehr, ohne deren Ausdruck zurückhalten zu können. Frankfurter Buchhändler verlegten trotz allem Schriften zu Gunsten des von ihnen verehrten heldenhaften Preußenkönigs. Da auch Wolfgang für diesen schwärmte, war es ihm äußerst empfindlich, wenn er im großväterlichen Hause, wo er jeden Sonntag zu Mittag speiste, die schärfsten Aeußerungen wider diesen nicht bloß von Seiten des Großvaters, sondern auch von dessen neuem Schwiegersohn hören mußte. Textors dritte Tochter hatte sich am 2. November 1756 mit dem durch diesen begünstigten für Niederrad und Sachsenhausen berufenen Pfarrer Starck vermählt, der bald darauf auch Sonntagsprediger zu St. Katharinen wurde. Die feindseligen Reden über Friedrich, die Wolfgang verschlucken mußte, verleideten ihm fast ganz seine sonst so erfreulichen Sonntagsmittage; um so lebhafter sprach er dem Vater gegenüber seine Bewunderung des Preußenkönigs aus. Mit Herzenslust schrieb er die Siegeslieder ab, und noch größern Spaß machten ihm die Spottverse über die Kaiserlichen, die sich ihm, wie platt sie auch sein mochten, lebhaft einprägten. Daß eine ganze Welt sich gegen Friedrich erhob, weckte den Antheil des begeisterten Knaben um so mächtiger und ließ ihn die trotz-

dem errungenen Erfolge desto höher feiern. Leider sollte dem Prager Siege bald die Niederlage bei Kollin folgen.

Zu der eifrigst fortgesetzten Unterweisung des Vaters trat außerhalb des Hauses der Unterricht mit andern Kindern. Aus seinen damaligen Uebungen wählte der Knabe später, vielleicht auf Antrieb des Vaters, eine Anzahl aus, die er Jugendarbeiten (»Labores iuveniles«) überschrieb. Die ältesten derselben sind kurze Deutsch aufgesetzte, ins Lateinische übertragene Aufgaben aus dem Januar 1757. Diese »exercitia privata«, die ganz kindlich gehalten sind und an einzelnen sachlichen Fehlern leiden, müssen von Wolfgang selbst herrühren. Aus demselben Januar ist auch das erste von drei Deutschen ins Lateinische übersetzten Gesprächen. Auch diese können kaum vom Vater stammen, da sie ganz dem Charakter des geweckten Knaben entsprechen, für den strengen und ernsten Vater zu leicht und launig scheinen. Das erste und wohl älteste bezieht sich auf einen glücklich gewendeten wirklichen Vorfall. Wolfgang hatte, als der Vater, um Wein aufzufüllen, in den Keller ging, ihn zu begleiten gewünscht, wobei er beabsichtigte, wieder einmal den vor fast zwei Jahren dort eingemauerten Grundstein zu sehn. Die Ausführung des bei dieser Gelegenheit gehaltenen Gespräches gab ihm der Vater auf, um sie dann ins Lateinische zu übersetzen; uns liegt die Reinschrift vor. Wolfgang freute sich, dabei seine Kenntnisse zeigen zu können. So brachte er hier die Horazische Fabel von der Stadt- und Landmaus an, deren gereimte Beschreibung er bei Drollinger gelesen hatte, und die ihm irgend woher zugekommene, aus Horaz geschöpfte Kenntniß des mit Alterthümern handelnden Damasippus. Der Witz, daß man ausgezeichnete Weine theologische nenne, wobei die Umdeutung des vinum consulare in vinum consistoriale zu Grunde liegt, hatte er wohl mündlich vernommen. Das Gespräch zeigt große Gewandtheit in den Wendungen und heitere Laune. Die beiden andern können

nicht viel später fallen. In dem einen will der Vater nichts davon wissen, daß der Knabe Thiere aus Wachs bilde: mag dieser auch noch so sehr seine Schöpfungen herausstreichen, er sieht darin nur Kinderpossen, mit denen er das Wachs verderbe; seine Bildungen zeigten bloß, daß er das Schöne noch nicht vom Häßlichen zu unterscheiden wisse. Auf den Wunsch nach Belehrung bemerkt er, dazu müsse sein Augenmaß etwas älter geworden sein. Im dritten Gespräche treten Wolfgang und Maximilian auf; wer unter dem letztern gemeint sei, bleibt zweifelhaft. Gegen die Beziehung auf den ältern Sohn des ganz nahe bei Goethe wohnenden Schöffen und Bürgermeisters Moors, Friedrich Maximilian, spricht der Umstand, daß dieser noch einen gerade an demselben Tage mit Wolfgang geborenen Bruder Wilhelm Karl Ludwig hatte, der dann kaum fehlen könnte. Der Knabe hatte einige Zeit vor der Lateinischen Lehrstunde kommen wollen, die sie zusammen im Hause von Maximilian erhielten, aber leider für den zu Mittag erwarteten Besuch den Tisch decken und Anderes besorgen müssen. Der junge Freund findet es sonderbar, daß die Eltern ihn „nicht beim Schmäuschen haben wollten", aber Wolfgang mag als gehorsamer Sohn darüber nicht nachgrübeln. Von allen seinen Vorschlägen, wie sie vor der Stunde sich beschäftigen sollen, will Maximilian nichts wissen, weder in der »Praxis declinationum et conjugationum« von Speccius noch im »Orbis pictus« von Comenius, wäre es selbst der viersprachige, in welchem auch die Italienischen und Französischen Bezeichnungen sich fanden, noch im „angehenden Lateiner" von Cellarius mag er lesen, sie sollen sich balgen oder fechten, was Wolfgang mit kindischer Laune und der Furcht vor der Ankunft des Lehrers ablehnt, welche das Gespräch abbricht. Diese drei Gespräche, bei deren Deutscher Abfassung der Knabe schon einzelne Lateinische Redeweisen im Sinne hat, gestatten uns einen frischen Blick in das häusliche Leben. Aus unserm

Hefte sehen wir auch, daß der Vater ihm zuweilen passende Geschichten der Zeit zum Uebersetzen ins Lateinische diktirte, er aber auch selbst aus freien Stücken mancherlei Uebungen machte. Weiter finden wir hier eine Anzahl sogenannter Stechschriften (vom 29. März 1757 bis zum folgenden März), in welchen Wolfgang mit einer größern, bis zu 24 steigenden Anzahl von Altersgenossen, gewöhnlich, wie es scheint, zweimal im Monat, um den Preis im Schönschreiben stritt, unter der Leitung des regelmäßigen Sprachlehrers, wahrscheinlich des in Frankfurt sehr beliebten „Deutschen Schul-, Schreib- und Rechenmeisters" Schirmer.

Nach-Schrift
Mein
Johannes Wolfgang Goethe
welcher unter 20 Jünglingen nach dem
Urtheil des Herrn v. Olenschlager
am 29. März 1757 den
4. Platz erhalten.

Facsimile 1. Nach H. Weismann „Aus Goethes Knabenzeit".

Die Entscheidung fiel abwechselnd einem der Eltern zu, einmal dem Schöffen und Bürgermeister von Olenschlager. Den ersten Platz erhielt Wolfgang nur einmal, aber meist gehörte seine Probeschrift zu den bessern. Wir geben hier die Unterschrift einer solchen, auf welcher dieser seinen Namen voll ausgeschrieben hat. Bei dem genannten Schirmer empfing der Knabe auch wohl Unterricht im Deutschen und im Rechnen. Goethe selbst berichtet, in rhetorischen Dingen, Chrien und dergleichen habe niemand es ihm zuvorgethan, obgleich er wegen Sprachfehler oft habe hintanstehn müssen.

Schon damals warf der Krieg seine Schatten in die Reichsstadt. Frankfurt mußte sein aus sieben Kreiskompagnien bestehendes Kontingent stellen. Dieses bezog am 6. Juni auf vier Wochen ein Lager auf dem großen Fischerfeld vor dem Allerheiligenthor; von dort ging es durch Frankfurt und Sachsenhausen zur Reichsarmee, um erst nach dem Frieden zurückzukehren. Außer diesem militärischen Schauspiel sah Wolfgang mehrfach den Durchgang eines Französischen Bataillons; denn hierzu hatten die Französischen Hülfstruppen des Kaisers das Recht. Großen Jubel erregte bei allen Freunden Preußens das schmachvolle Ausreißen der Franzosen sammt der Reichsarmee bei Roßbach. Im folgenden Monat ergab sich Breslau nach dem glänzenden Siege bei Leuthen. Der Vater erfreute sich jetzt des behaglichsten Lebens. Seine Familie war schon im März wieder durch ein Mädchen vermehrt worden, dessen große Schönheit und Annehmlichkeit Wolfgang sehr anzog. Die beiden ältern Kinder gediehen ganz vorzüglich, wenn auch freilich Cornelia unter der Lehrhaftigkeit des Vaters litt. Schon um diese Zeit wird der kaiserliche Rath die Tochter im Italienischen zu unterrichten begonnen haben; er liebte diese Sprache sehr, ja er hatte in ihr eine Beschreibung seiner Reise begonnen, wobei er sich freilich des Beistandes eines Italienischen Sprachmeisters bediente. Wolfgang mußte in demselben Zimmer, wo der Vater die Anfangsgründe des Italienischen der Schwester beibrachte, seinen Cellarius auswendig lernen, was auf den Winter deutet, weil der Knabe sonst sein Giebelzimmer benutzt hätte. Da er mit dem Auswendiglernen bald fertig war, horchte er über das Buch weg und faßte so das Italienische, das ihm als lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr rasch, doch kam er darin nicht weit, mochte er auch mit der Schwester das Aufgegebene auswendig lernen. Die Mutter war ein Muster einer heiter geschäftigen und treuen deutschen Hausfrau; an allen Freuden und Leiden der Ihrigen nahm sie

innigen Antheil, besonders blickte sie mit wonnigem Stolze auf ihren sich so glücklich entwickelnden Wolfgang. Schon damals stand sie mit der frommsinnigen Susanna Katharina von Klettenberg, der Nichte ihrer 1756 verstorbenen Tante, der Gattin des Majors und Stadtkommandanten Johann Nicolaus Textor, in näherer Verbindung, die sich damals noch nicht der Brüdergemeinde genähert hatte. Ihr munterer, natürlicher Sinn stand dieser Richtung fern, wenn sie auch an den pietistischen Liederton gewöhnt war. Wir

Facsimile 2. Eintragung von Goethes Mutter, zum erstenmale nach der Urschrift in der Hirzelschen Goethesammlung auf der Leipziger Universitätsbibliothek abgedruckt.

geben hier ihre Einschreibung in ein Stammbuch eines Fräuleins von Bellersheim, wozu Bogatzkys „Güldnes Schatzkästlein der Kinder GOttes" eingerichtet war. Außer ihr haben sich Angehörige des Klettenbergischen Kreises, meist in der Zeit von 1752 bis 1754, eingetragen.

Mit dem Frühling 1758 war endlich die Einrichtung des Hauses vollendet. Am 1. Mai ließ der kaiserliche Rath in seiner Wohnung verschiedene Gegenstände, die ihm im Wege standen, öffentlich verkaufen, darunter Holzwerk,

das alte Geräms vor der Thüre, drei Hausuhren, eine Violine, eine Querflöte aus Ebenholz (beide wohl aus dem Nachlasse seines Vaters), eine Anzahl juristischer, praktischer, auch geschichtlicher Bücher. So erlebte denn der Knabe auch einen öffentlichen Verkauf im elterlichen Hause, wobei er selbst dem Vater zur Hand gehn und anfassen mußte.

Schon im März begann Wolfgang einige Uebungen zu übersetzen, welche der Conrector des Gymnasiums zur Nachahmung des Geschichtschreibers Justinus mehrern Primanern aufgegeben hatte. Aus seinem Geburtsmonate, dem August, finden wir auf jeden Tag „Morgenglückwünsche“, die Wolfgang selbst „ausgedacht und dem theuersten Vater gewünscht hatte“, bis zum 14. bloß Deutsch, dann vom 15. bis zum 17. Lateinisch und Deutsch; vom 18. bis 20. tritt das Griechische an die Stelle des Lateinischen, während dieses von da an zurückkehrt. Das Griechische ist ohne Accente geschrieben und verräth noch den ersten Anfänger. Einmal bildet der Deutsche Spruch einen Hexameter. Kurz darauf finden wir auf einem andern Blatte sieben „Neue Glückwünsche“, alle dreisprachig, Griechisch, Lateinisch und Deutsch. Das Griechische hat diesmal meist Accente, leidet aber an Schreib- und Sprachfehlern. Weiter treffen wir auf den Vers Hosea 6, 1 in Deutscher, Französischer Lateinischer und Griechischer Sprache; die beiden letztern sind nicht ganz fehlerlos. Diese beiden Sprachen waren wohl jetzt erst in den Unterricht aufgenommen worden. Zum Schlusse bietet das Heft gar eine „Anweisung zur teutsch-hebräischen Sprache (oder vielmehr Schrift)“, wonach der Knabe wohl schon damals seinen Widerwillen gegen das „auserwählte Volk Gottes“ überwunden hatte. Aber auch die Deutsche Sprache ward gepflegt. Der Vater sah es gern, wenn Wolfgang die meist lehrhaften Dichter seiner Bibliothek las, deren Reime ihn freilich nicht so wie die seiner Italiener anmutheten. Wegen des Mangels aller Reime war ihm Klopstocks „Messias“ ein Greuel. Wie die Kinder sich an

dem durch einen Freund des Hauses, den Baierischen Agenten Schneider, eingeschmuggelten Gedichte, besonders an dem Traume der Portia, noch mehr an dem greulichen Gespräch zwischen Satan und Adramelech erfreut, und sie damit an einem Winterabend fast ein Unglück angerichtet, wonach den solche Schuld tragenden „Messias" ein noch strengeres Verbot traf, ist aus Goethes Erzählung allgemein bekannt. Auch die Winterabende wurden nützlich verwandt. Karten- und andere Gesellschaftsspiele waren dem Vater zuwider; er ließ zur Unterhaltung ein belehrendes Buch vorlesen, und er ruhte nicht, bis dieses zu Ende gebracht war, mochten die Kinder sich auch noch so sehr daran langweilen; denn sein Grundsatz war, jedes Angefangene müsse durchgeführt werden. Der ernste Mann trieb alles, was ihm förderlich schien, mit fester Entschiedenheit. So gab er selbst den Unterricht im Tanze, wozu er etwas auf einer flûte douce im Dreivierteltakte vorspielte. Die Kinder hingen voll Verehrung an dem so ernst auf ihr Bestes bedachten, wenn auch freilich durch mancherlei Eigenheiten und Liebhabereien ihnen oft unbequemen Manne. Ihre volle Neigung und Liebe galt freilich der jugendlich mit ihnen sich freuenden, heiter das Leben fassenden Mutter, deren Wesen uns noch in „Hermann und Dorothea" so wunderbar anmuthet, wo der Wirth zum goldenen Löwen auch einige Züge vom Vater empfangen hat.

Bei der Verbindung mit manchen angesehenen Familien konnte es den Kindern an geselligem Zusammenleben mit Altersgenossen nicht fehlen. Wolfgang war hier allen voran; seine reiche Begabung, sein von der Mutter überkommenes Geschick, mit spannenden Märchen die horchenden Zuhörer zu erfreuen, und ein gewisses vornehmes Wesen, das ihm sehr wohl stand, gab ihm eine Herrschaft auch über ältere Knaben. „Wir waren auch immer die Lakaien", äußerte der ältere Moors, den wir schon als Nachbar und Freund Wolfgangs kennen, in spätern Jahren gegen die

Frau Rath. Als diese ihrem Wolfgang einmal vorstellte, wie er sich durch sein Geradehalten, das er vom Vater überkommen hatte, und eine gewisse Würde sehr sonderbar vor seinen Kameraden auszeichne, soll er geäußert haben, damit fange er an, später werde er sich noch durch allerlei auszeichnen; ein andermal, heißt es, habe er sich auf den Beistand der ihm gewogenen Sterne berufen und im weitern Gespräch erwidert, mit dem, was andern Leuten genüge, könne er nicht fertig werden. Wir haben uns den Knaben in seinem Sonntagsputze, nach Goethes eigenem Berichte, frisirt und gepudert, mit weit vom Kopfe vorstehenden Locken, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, mit einer langen seidenen Bandschleife am Bügel, große silberne Schnallen auf den Schuhen, in feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, hübschem Rock und Weste zu denken; denn den Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten und die Weste von Goldstoff, deren das Knabenmärchen „Der neue Paris" gedenkt, möchten wir nicht verbürgen. Des Haarbeutels, den er nach einem nicht ganz zuverlässigen Berichte von Bettina von Arnim getragen haben soll, gedenkt er nicht. Bettina läßt ihn, auch wenn er Bekannte besuchte, im Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen gehn, nur zu Hause Ueberrock, lange Beinkleider und Stiefel tragen. Alle Kleider verfertigte der Bediente, da der Vater nur einen solchen annahm, der das Schneiderhandwerk verstand. Sonntagnachmittags besuchte Wolfgang seine jungen Freunde, mit denen er auch sonst zum Unterricht wie zum Spiel zusammentraf. Unter ihnen kennen wir die beiden Nachbarn Moors, den zweiten, 1751 geborenen Sohn von Olenschlager (der erste war taubstumm) und den vier Jahre ältern Hüsgen. Auch mit Karl Allesina von Schweitzer, dem Sohne eines reichen Handelsmannes, wird er schon damals bekannt gewesen sein, aber auch mit vielen Kindern mittlern Standes. Daß Wolfgang einen gewissen Stolz auf seinen Großvater als

den ersten Würdeträger der Stadt nicht verleugnen konnte, erregte das Mißwollen mancher, das sie auf verschiedene Weise an ihm übten. Das Schlimmste war, daß ihm einer der Tückischsten vorwarf, sein Vater sei ein natürlicher Sohn eines vornehmen Herrn. Wie dieser Gedanke ihn lebhaft aufregte, hat er selbst ausführlich erzählt; in seiner kindischen Phantasterei fühlte er sich dadurch geschmeichelt, ohne irgend an den sittlichen Makel einer solchen Geburt zu denken. Konnte es in dem Umgange mit Altersgenossen an knabenhaften Raufereien nicht fehlen, so lag bei der kindischen Nachahmungsluft damals nichts näher als das Soldaten- und Kriegsspiel, bei welchem natürlich Wolfgang immer auf Seiten der Preußen stand. Goethe gedenkt dieser „Parteiungen, Gefechte und Schläge" in Verbindung mit der Rüstkammer, die er mit Hülfe des Bedienten zu ihren Schau- und Trauerspielen angefertigt. Aber schon die Uebungen des Frankfurter Contingents und die Durchmärsche der Franzosen riefen das Soldatenspiel hervor. Die schweren Schlachttage bei Zorndorf und Hochkirch regten die jugendlichen Gemüther noch mehr auf, die nicht ahnten, wie bald ihre eigene Stadt ein Waffenplatz der Franzosen werden sollte. Goethes Großvater war es, der die darüber gepflogenen Unterhandlungen mit Wien abschloß.

4.

Heiter hatte man den Neujahrstag 1759 gefeiert. In der Mittagsstunde des 2. Januar rückten 7000 Mann Franzosen unter dem Vorwande des Durchmarsches, der nur einem einzelnen Bataillon gestattet war, in Frankfurt ein. Zuerst ward zu Sachsenhausen die Wache am Affenthor überwältigt, dann zu Frankfurt der Major und Stadtkommandant Textor vor der Konstablerwache am Bornheimer Thore, darauf diese selbst; endlich bemächtigte man sich in der Stadt der Hauptwache. So drang durch ver-

abredeten Verrath der mit dem Kaiser verbündete Erbfeind zum ersten Mal in die kaiserliche Reichsstadt. Die Bürger wurden mit starker Einquartierung belegt. Der kaiserliche Rath mußte seinen prächtigen, eben erst eingerichteten ersten Stock dem Königslieutenant Thorane aus Mouans bei Grasse in der Provence einräumen, einem persönlich wohlwollenden, höchst gebildeten, kunstliebenden Manne, der aber amtlich nach dem Grundsatze verfuhr, die Bürger müßten sich von den Offizieren als ihren Gebietern alle Beleidigungen gefallen lassen. Und leider war der Frankfurter Rath nicht stark genug, das Recht seiner Bürger zu wahren. Man verfuhr eben mit der verrathenen Stadt wie mit einer eroberten. Durch die ewige Bewegung bei dem Königslieutenant sah sich der kaiserliche Rath, der die Franzosen und die, welche sie in die Stadt gelassen, als guter Frankfurter verwünschte, auf das bitterste daran gemahnt, daß er nicht mehr Herr in seinem Hause sei. Vor Aerger und Unruhe konnte er sich dem Unterricht und der Erziehung seines Wolfgang nicht mehr mit der frühern Sorgfalt widmen. Dieser hatte damals sein liebes Giebelzimmer verloren, da Thorane dasselbe als Atelier für die Frankfurter Maler in Anspruch nahm, bei denen er eine Reihe Gemälde bestellte, die das Schloß seines Bruders schmücken sollten. Gerade in die erste Zeit dieser verhaßten Einquartierung fiel der Tod des lange kränkelnden, eben im siebenten Lebensjahre stehenden Bruders von Wolfgang, der freilich zu ihm kein näheres Verhältniß gehabt. Mit dem Anfang des Jahres hatte er einen besondern Lehrer der alten Sprachen in dem später als Prorektor der Frankfurter Lokalposse eine ergetzliche Rolle spielenden Scherbius erhalten. Am Schlusse des oben erwähnten Heftes finden sich die von diesem im Januar diktirten Uebungsstücke für das Griechische und Lateinische. Die Kenntniß des Griechischen zeigt sich hier noch sehr mangelhaft.

Das lebhafte Treiben im Hause und das bewegte

soldatische Leben der Stadt gaben dem lebhaften Knaben manche Unterhaltung, worüber er um so leichter seinen Unmuth, daß diese Feinde Friedrichs nun gar Frankfurt besetzt hatten, in glücklichem Leichtsinn vergaß, als er dadurch einer größern Freiheit sich erfreute. Die Mutter suchte sich in die auch ihr höchst unbequeme Veränderung, deren Schuld so manche, auch ihr Gatte, auf ihren eigenen Vater schoben, möglichst zu fügen, und sie nach ihrer Weise sich erträglich zu gestalten. Sie nahm bei dem im Hause eingeführten Dollmetsch Diene Unterricht in der ihr ganz fremden Sprache der unlieben, aber so muntern und höflichen Gäste, und auch der Knabe ließ die Gelegenheit, sich durch ihn im Französischen weiter zu bringen, nicht unbenutzt. Die Besetzung der Vaterstadt gab ihm ein neues, frisches Bildungselement, wie es in der nähern Kenntniß eines fremden, besonders eines so gebildeten Volkes liegt. Leider aber brachte die französische Besatzung, unter der sich indessen viele Deutsche befanden, ärgste Sittenlosigkeit in alle Stände. War Wolfgang auch von dem Vater in strenger sittlicher Zucht erzogen und von dessen würdigem, alles Unedle verscheuchendem Ernste angeweht, so ging doch das leichtfertige ihn umgebende Leben an ihm nicht ganz spurlos vorüber.

Vergebens hofften die Gegner der Franzosen auf Herzog Ferdinand von Braunschweig, der seine Macht bei Fulda zusammenzog und sich Frankfurt näherte. Am 13. April, es war Charfreitag, kam es bei Bergen zur Entscheidung. Der kaiserliche Rath hatte sich, um die Preußischen Sieger zu begrüßen, nach seinem Weingarten begeben. Unwillig über die grausame Täuschung seiner Hoffnung, kehrte er zur Stadt zurück, wo er beim Anblick der gefangenen und verwundeten Preußen in schreckliche Aufregung gerieth. Abends kam es gegen den Königslieutenant zum heftigsten Ausbruche seines Zorns, vor dessen schwerer Bestrafung ihn nur die Klugheit der besorgten Gattin und des Dollmetschers schützte. Die Stim-

mung des mit Mühe der Strafe Entgangenen mußte um so bitterer sein, je weniger er jetzt auf baldige Befreiung von den übermüthigen Gästen hoffen durfte.

Bald nach der Besetzung der Stadt, jedenfalls zu der am 17. beginnenden Ostermesse, spielten auch Französische Schauspieler par permission de Monseigneur le Maréchal Duc de Broglio et de Messieurs les Magistrats de la ville libre de Francfort in dem schon früher zu einem Theater eingerichteten Junghof am Roßmarkt in der Nähe des Hirschgrabens, die Tag für Tag mit Deutschen Schauspielern abwechselten. Wolfgang hatte schon früher während der Meßzeit nicht allein Puppenspiel-, sondern auch Theatervorstellungen beigewohnt; jetzt verschaffte ihm das vom Großvater erhaltene Freibillet erwünschte Gelegenheit, häufig das Französische Schauspiel zu besuchen, mag es auch einige Zeit gedauert haben, ehe der Vater dies erlaubte, da die Mutter mit Wolfgang den Vortheil für die Erlernung der Sprache hervorhob, was mehr auf diesen gewirkt haben dürfte als die Hinweisung auf die sittliche Belehrung. Die Frau Rath, die auf ihren Gatten, dessen Eigenheiten sie wohl kannte, großen Einfluß hatte, vertraute hier, wie bei andern Freiheiten, die sie später dem Vater zu verheimlichen wußte, auf Wolfgangs gute Natur und das diesem gewogene Schicksal. Und ihr Vertrauen ward nicht getäuscht. Wolfgang lernte auf der Französischen Bühne nach und nach manche hübsche Operetten, die gangbaren Lustspiele von Destouches und Marivaux, La Chaussées rührende Komödien, Diderots „Hausvater", von Trauerspielen auch Lemierres ganz neue „Hypermnestre" kennen. Dies war für ihn um so bildender, als er dadurch zum Lesen Racines getrieben wurde. Freilich waren so manche leichtfertige Darstellungen nur zu geeignet, seine sittliche Grundlage unvermerkt zu lockern, hätten sie nicht ein Gegengewicht in dem würdigen Ernste des Vaters und der reinen, edlen Stimme des Mutterherzens, auch in der zartinnigen

Seele der so rein verständigen Schwester gefunden, mit der er sich nun ganz allein fand, als im August das außerordentlich schöne Mädchen, dessen er sich so sehr gefreut hatte, in seinem dritten Lebensjahre wieder geschieden war. Aber nicht allein das Französische, auch das Deutsche Schauspiel ward besucht. Goethe selbst berichtet, er habe sich dem Vater gegenüber auf die schönen Beispiele in Lessings „Miß Sara Sampson“ und „Dem Kaufmann von London“ (einer Deutschen Uebersetzung von Lillos Englischem Trauerspiel) berufen. Der häufige Besuch des Französischen Theaters hatte indessen auch noch eine andere bedenkliche Folge. Da er anfangs, wo er von der Sprache noch wenig verstand, den Stücken nicht bis zu Ende beiwohnte, trieb er sich längere Zeit vor dem Theater mit seinen Altersgenossen herum. Hierbei machte er, doch wohl erst gegen Ende des Jahres, die Bekanntschaft eines Knaben, den er mehrfach auf der Bühne gesehen, eines aufschneiderischen Maulhelden, der ihn auch mit in die Bühnenzimmer nahm. Hier sah er denn beim An- und Umkleiden manches Unziemliche, war auch sonst oft Zeuge leichtfertigen Treibens.

Bildend wirkte der Umgang mit den von Thorane beschäftigten Malern, die Wolfgang zum Theil schon früher kannte, da auch der Vater einheimische Künstler beschäftigte, jetzt aber hatten diese in seinem Giebelzimmer ihre Stätte aufgeschlagen, wo er nicht allein ihren Verhandlungen mit dem Grafen beiwohnen durfte, sondern auch bei ihren Arbeiten zugegen war, durch Fragen und Aeußerungen manches erfuhr, ja er machte selbst später Vorschläge zu Bildern.

Anfangs 1760 beschwerte der Vater sich bei seinem Schwiegervater, dem Stadtschultheißen, daß Thorane mit seinen neuen Gemälden ihm alle Zimmer besetze; doch konnte man den Königslieutenant nicht so bald ausziehen lassen. Auf dem Taufschmause des Predigers Starck kam es in Folge einer erneuten Klage des Vaters zu einem scharfen Wortwechsel mit dem Stadtschultheißen, wobei der kaiser-

liche Rath in der Hitze der Leidenschaft das Geld, was dieser für den Verrath erhalten, und die, welche die Franzosen in die Stadt gelassen, verflucht haben soll. Textor warf, so heißt es, das Messer nach dem Schwiegersohne, worauf dieser den Degen zog. Nur mit Mühe konnte die Frau Stadtschultheiß später die erbitterten Parteien versöhnen.

Auffallen mag es, daß der kaiserliche Rath auch jetzt nicht den Sohn dem Gymnasium übergab, mit dessen Rektor, dem sehr gelehrten, aber bissigen, gegen alle Reize der Welt und der Natur verschlossenen Albrecht, er in freundschaftlicher Verbindung stand. Dieser, ein erklärter Gegner aller Privatschulen und sogenannten Hofmeister, sprach seinen Unmuth über diejenigen, die den Vortheil der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterricht nicht einsehn wollten, auch in seinen Programmen mit der ihm eigenen Bitterkeit aus. Aber viele hielten damals das Frankfurter Gymnasium für eine Schule des Muthwillens und der Verführung, und da der Rektor ebenso schlecht mit der Schulbehörde wie mit seinen Lehrern stand, so geschah nichts zur Hebung des schreienden Mißstandes. So war es denn zunächst die Sorge für die sittliche Reinheit, welche den Vater abhielt, seinen Wolfgang dem Gymnasium anzuvertrauen, dann auch der einmal in ihm festsitzende Widerwille gegen die Frankfurter Anstalt (sein Vater hatte ihn selbst ja nach Coburg geschickt), noch mehr vielleicht die Ueberzeugung von Wolfgangs ganz besonderer Begabung, die eine raschere, vielseitigere Ausbildung fordere. Das einzige, wozu er sich hatte bestimmen lassen, war die Annahme eines Lehrers des Gymnasiums für die alten Sprachen gewesen. Doch ward hierbei dem Lateinischen der entschiedene Vorzug vor dem Griechischen gegeben; in letzterm kam man nur bis zum Lesen des neuen Testaments. Den Homer scheint Wolfgang kaum berührt zu haben; er hatte ihn wohl schon vor ein paar Jahren kennen lernen, aber leider durch die in Starcks Bibliothek ihm in die Hände gefallene „Neue Sammlung der merkwürdigsten

Reisegeschichten, von einer Gesellschaft gelehrter Leute in einen historischen und geographischen Zusammenhang gebracht". Im siebenten, 1754 erschienenen Theile dieser stattlichen, seit 1749 in Frankfurt herauskommenden Quartbände stand eine prosaische Uebersetzung unter dem bezeichnenden Titel: „Homers Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reichs", mit Kupfern, welche die Trojanischen Helden als moderne Ritter verkleideten, den dichterischen Geist hatte sie möglichst ausgetrieben.

Die Verbindung mit dem Französischen Theater war unterdessen immer inniger geworden. Goethe berichtet sogar von einer Neigung zu der ältern Schwester seines jungen Französischen Freundes, einem „angenehmen, aber stillen Mädchen", das die Artigkeiten des Knaben gern annahm, ohne sie weiter zu beachten. Da er sich die fremde Sprache immer mehr angeeignet hatte, fühlte er sich in Nachahmung der ihm ganz besonders gefallenden halb mythologischen, halb allegorischen Nachspiele zur Dichtung eines solchen getrieben, das seine durch die theatralischen Königstöchter, Prinzen und Götter in Schwung gesetzte Einbildungskraft leicht zu Stande brachte. Vielleicht las er erst jetzt die Darstellung der klassischen Mythologie in des Jesuiten Pomey damals gangbarem »Pantheum mythicum«. Freilich sollte der junge Französische Maulheld an dieser Dichtung eine scharfe Kritik üben, da er dabei recht seine Ueberlegenheit in der Sprache und in der Kenntniß der unfehlbaren Französischen Poetik zeigen konnte. Eine Folge seiner Belehrungen war es, daß Wolfgang sich über die drei sogenannten Einheiten des Französischen Dramas klar zu werden suchte. Zu diesem Zwecke las er Corneilles Second discours sur la Tragédie und die Vorreden, in welchen dieser und Racine sich eingehend über ihre Stücke ausgesprochen. Hiernach bildete er sich seine Vorstellung des Französischen Dramas, ja er begann selbst, wie er berichtet, ein Stück in Französischen Alexandrinern, das aber bald ins Stocken gerieth.

Durch das ununterbrochene Lesen der Deutschen Dichter hatte sich indessen, je länger je mehr, der Trieb, auch diese nachzuahmen, um so dringender eingestellt, je leichter ihm dies in der Muttersprache schien. Bereits bei Gelegenheit der mit Nachbarskindern genommenen Privatstunden gedenkt Goethe der Reim- und Verswuth, welche die Lesung der neuern vaterländischen Dichter in seinen Altersgenossen hervorgerufen; frühe habe er selbst es lustig gefunden, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zur poetischen überzugehn. Neben den oben genannten Dichtern zogen ihn die sogenannten Anakreontischen an, wie Gleims „Versuch in scherzhaften Liedern", die „Lyrischen und andern Gedichte" von Uz und die „Scherzhaften Lieder" von Weiße. Die Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Verses so wie der flüchtige Inhalt ließen ihm solche Gedichte besonders rasch von der Hand gehn. Aber auch Kirchenlieder reizten ihn zur Nachbildung; nach den sogenannten Texten der Kirchenmusiken schrieb er eigene, die seiner Ansicht nach wenigstens eben so gut gesetzt und gesungen zu werden verdienten. Bei den sonntäglichen Zusammenkünften trugen die jungen Freunde, mit denen er in beständiger, sich immer selbständiger entwickelnder Verbindung geblieben war, ihre Verse gegeneinander vor, wo denn jeder natürlich die seinigen für die besten hielt; aber in einer einmal aufgegebenen Stegreifarbeit erntete Wolfgang allgemeines Lob ein. Durch diese mehr oder weniger glücklichen Versuche wuchs seine Gewandtheit in Sprache und Auffassung.

Schon vor Vollendung des zwölften Lebensjahres fand es der Vater zweckmäßig, den frühreifen Knaben kirchlich einsegnen zu lassen, wovon er eine besondere Wirkung auf dessen sittliche Selbständigkeit erwartet haben dürfte. Die Vorbereitung übernahm der Sonntagsprediger an der Barfüßerkirche, an welchen sich der Vater als an den ersten Geistlichen der Stadt hielt; es war Dr. Johann Philipp Fresenius, der bereits am 4. Juli 1761 starb. Dieser be-

stand ganz besonders auf der Ohrenbeichte, verlangte aber nur ein ganz allgemeines Sündenbekenntniß, wozu er eine besondere Anleitung in seinem „Beicht- und Kommunionsbuche“ gegeben hatte. Eine gemüthliche, seelenvolle, nicht in stehenden Formeln und Sätzen verknöcherte Ueberlieferung der Wahrheiten des Christenthums würde den geistig angeregten Knaben, der in allem nach anschaulicher Vergegenwärtigung und innerer Durchdringung strebte, erbaut und gehoben haben, während dieses todte Formelwissen, das dem besondern Bedürfnisse keine Rechnung trug, ihm widerwärtig und unwürdig vorkam. So war dieser frühe Versuch, dem Knaben durch den Anschluß an die christliche Gemeinde einen geistigen Halt zu geben, fehl geschlagen.

Bald darauf drang der kaiserliche Rath mit seinen Klagen über die Last der Einquartierung durch, da Thorane im Juni auf einige Zeit Frankfurt verließ. Um von jeder weitern Einquartierung frei zu bleiben, mußte er sich entschließen, seinen ersten Stock zu vermiethen. Ein alter Freund, der Kreisgesandte Heinrich Friedrich Moritz aus Worms, Solms-Rödelheimischer Kanzleidirektor, ein ganz seinen Geschäften lebender Mann, bezog mit seiner kleinen, stillen Familie die von Thorane geräumte Wohnung. Häufig kam dessen jüngerer und lebhafterer Bruder, der Dänische Legationsrath Johann Friedrich, gleichfalls Kreisgesandter und Resident, zum Besuche. Dieser gab sich auch gern mit Wolfgang ab, den er zur Mathematik anhielt. Er gehörte zum frommen Klettenbergischen Kreise; für diesen war jetzt ein Herr von Bülow der Apostel, dessen sonntägliche erbauliche Versammlungen freilich Frauen ausschlossen. Zu seiner Freude erhielt der Knabe jetzt sein Giebelzimmer zurück. Der Vater war nach den überstandenen Leiden heiter und wohlgemuth. Gerade am Vorabende von Wolfgangs Geburtstag vereinigte er sich mit den Brüdern Moritz zu der vergeblichen Bitte an den Rath, mit ihnen zum Ankauf von Brennholz für die durch die Theuerung

sehr leidenden Armen beizutragen. In diesem Jahre verschied der Halbbruder des Vaters, der Rathsherr und Zinngießermeister, der sich gleichfalls als Franzosenfeind hervorthat; da er kinderlos starb, wurde er vom kaiserlichen Rathe beerbt.

Der in der letzten Zeit nicht regelmäßig betriebene Unterricht ward jetzt mit erneutem Eifer fortgesetzt und erweitert. Das Englische lernten die Kinder unter lebhafter Theilnahme des Vaters in vier Wochen von einem sich dazu anbietenden Lehrer. Der Unterricht in der Mathematik, dem Zeichnen und Klavier, auch wohl im Singen, schloß sich an. Die Mutter selbst spielte Klavier und sang, auch mußte sie oft den Gesang des oben erwähnten Italienischen Sprachmeisters begleiten. Der kaiserliche Rath, dessen Vater ein großer Musikfreund gewesen, spielte gern die Laute, auch die Flöte. Wolfgang scheint es auf dem Klavier nicht weit gebracht zu haben; vielleicht lernte er schon in Frankfurt die Flöte, die er, wie wir wissen, in Leipzig spielte. Von dem Schreibunterricht hatte er sich durch reinliche Abschriften seiner Gedichte befreit. Um für seine sonstigen sprachlichen Arbeiten einen anziehenden Inhalt zu gewinnen, ersann er die dichterische Form eines Romans in Briefen, welche Geschwister in verschiedenen Sprachen schreiben. Die Einleitung sollte in Deutscher Sprache über das Zusammenleben im elterlichen Hause bis zur Entfernung aus demselben berichten; außer dem jüngsten Bruder blieb die Schwester bei den Eltern zurück. Diese sollte von dem in der Heimat Vorgefallenen erzählen, auch der Benjamin wohl einmal ein launiges Briefchen hinzufügen, während die an verschiedenen Orten zu ihrer Ausbildung verweilenden Brüder von ihren Begegnissen Kunde gaben. Wollte Wolfgang auch die Schwester in frauenzimmerlichem Ton schreiben lassen, so dachte er sich doch in die Seele seiner eigenen Schwester zu versetzen, und es mochte den jungen Dichter nicht wenig freuen, diese an ihn als Entfernten schreiben, von sich und ihrem Leben berichten zu lassen. Der älteste

Bruder, den er sich wohl auf einer Bildungsreise dachte, sollte in gutem Deutsch von allem, was er auf seiner Reise gesehen, berichten. Ein Theolog schrieb an den Vater in einem sehr förmlichen Latein, zuweilen mit einer Griechischen Nachschrift; das Englische war einem in Hamburg stehenden Handelsdiener, das Französische einem jüngern Bruder in Marseille, das Italienische, was unterdessen auch wohl mehr betrieben werden sollte, einem in Italien reisenden Musiker zugetheilt, der Jüngste hatte sich, um auch eine Sprache für sich zu haben, auf das Judendeutsch verlegt. So trat auch hier der zu dichterischer Gestaltung drängende Geist des zum Jüngling sich entwickelnden Knaben hervor. Von einer dramatischen Dichtung findet sich zunächst keine Spur.

Unterdessen hatten die Pietisten, Herrnhuter und andere Separatisten in Frankfurt einen breiten Boden gewonnen. Wenn Fresenius, der bedeutendste Geistliche der Stadt, sich stark gegen diese eigenwilligen Abzweigungen vom allgemeinen Gottesdienste erklärt hatte, so war man um so mehr gespannt, wie sein Nachfolger Plitt sich dazu stellen würde; besonders erregte die von diesem angekündigte Predigtreihe, die vom Dreifaltigkeitssonntag bis zum Advent eine Art Religionssystem entwickeln sollte, mancherlei Gerede. Dies regte in dem stets rührigen, zu jedem Versuche bereiten Knaben den Gedanken an, eine genaue Niederschrift dieser Predigten zu liefern, wie er ähnliche Versuche im Nachschreiben schon früher gemacht hatte. Sorgfältig horchte er in der Kirche auf, zeichnete sich einzelne Haltpunkte auf und eilte am Schlusse nach Hause, wo er dem Schreiber des Vaters sofort die ganze Predigt aus dem Gedächtnisse diktirte, so daß er sie noch vor dem Essen überreichen konnte. Freilich ließ die Lust an der Sache, da die Predigten selbst ihn wenig anzogen, gar bald nach, aber der Vater, der alles einmal Begonnene stetig zu Ende geführt wissen wollte, drang darauf, daß er nicht vor dem Schlusse abbreche; doch schrumpfte die Niederschrift immer mehr

zusammen, gab zuletzt außer dem Texte nur noch Gegenstand und Eintheilung.

Um dieselbe Zeit betheiligte sich Wolfgang mit seiner Schwester an den Vorstellungen Deutscher und Französischer Stücke, die von Olenschlager in einem Saale seines Hauses von seinem zweiten Sohne und andern Altersgenossen zeitweise geben ließ. So spielte Wolfgang in dem damals beliebten „Canut“ von Elias Schlegel die Heldenrolle, in Racines „Britannicus“ den Nero; die Schwester gab im erstern die Estrithe, im andern die Agrippina, der junge Olenschlager den Ulfo und den Britannicus.

In diesem Jahre trat auch das Hebräische in den Kreis des Unterrichts. Da im Judendeutschen, das in seinem Romane vertreten sein sollte, manche Ausdrücke dem Hebräischen entnommen sind, bat Wolfgang den Vater, ihn auch in diesem unterrichten zu lassen, wozu sich denn der Rektor des Gymnasiums, der schon erwähnte Albrecht, bereit finden ließ. Trotz der Langeweile, welche das Lesen der verwickelten Schriftzeichen und das Auswendiglernen der Formen Wolfgang machte, wußte ihn Albrecht lange bei der Sache festzuhalten, bis ihn endlich die Ungeduld von der Sprache zum Inhalt der Bücher des alten Testaments hinriß, so daß er regelmäßig schon nach der ersten halben Stunde mit seinen Fragen und Bedenken herausrückte, womit er endlich dem rathlosen Rektor unbequem fiel; dieser verwies ihn denn auf das große in seiner Bibliothek stehende Bibelwerk, in welches er sich dann oft bis zur Dunkelheit vertiefte; zuletzt gestattete er ihm auch einen der Bände mit nach Hause zu nehmen, um ruhiger darin die ihm freilich meist nicht genügende Auskunft zu finden.

Frühe war er gewöhnt worden, mancherlei Aufträge des Vaters zu verrichten. So hatte dieser ihn angewiesen, in der Versteigerung der Kunstsammlung des bereits Ende Januar 1760 gestorbenen Baron von Häckel, über dessen Nachlaß sich ein Rechtsstreit erhoben hatte, manches anzu-

kaufen, wodurch er genöthigt war, derselben von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Auch für sich steigerte Wolfgang damals einige Kleinigkeiten an. Bildender waren manche Bestellungen bei Malern und Goldarbeitern, durch welche der wißbegierige Knabe von vielem die Kunst Betreffenden genauere Anschauung und Einsicht erhielt. Wir hören von seiner lehrreichen Unterhaltung mit dem schon sechzigjährigen Maler Juncker, und wie er, da er häufig wegen einer seiner Mutter zum Friedensfeste bestimmten prächtigen Dose zum Goldschmied Lautensack gehn mußte, dort von den Edelsteinen und ihrer Fassung manche Kenntnisse gewann. Auch kam er oft zu dem Goldarbeiter Schöll, dessen Silhouettentafel und Storchschnabel ihn lebhaft anzogen. Bei einem solchen Besuche wurde die nebenstehende Silhouette genommen. Vielfach besuchte der Knabe die große Wachstuchfabrik des Malers Nothnagel. Hier sah er Blumen aller Art, Landschaften und Figuren mit dem Pinsel auftragen, lernte die Thätigkeit mancher jüngern und ältern Arbeiter kennen, ja er legte auch selbst wohl einmal den Pinsel an.



Abb. 5. Nach den Frankfurter „Gedenkblättern an Goethe".

Es ist ein eigener Zug von Goethes nach reicher Anregung und lebendiger Erfahrung sich sehnender Natur, daß er von früh an den Umgang mit ältern tüchtigen Männern liebte, auch wenn ihr Wesen seiner eigenen Neigung fremd, ja zuwider war. Er selbst nennt drei solcher zum Theil wunderlichen, aber kernhaften Männer, bei denen ihn freilich ihre ihm schmeichelnde besondere Neigung und ihre hohe Erwartung von seinem Talente festhielten; liebten sie ihn ja mehr als ihre eigenen

Kinder und hätten gern die Erfüllung ihres Ideals in dem talentvollen Knaben erlebt. Des ersten haben wir schon gedacht; es war der Schöff und jüngere Bürgermeister von Olenschlager, „ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann", dessen Neigung ihn zu Hof- und Staatsgeschäften trieb, und so suchte er auch aus Wolfgang, gegen den er sich oft sehr zutraulich erging, einen feinen Hofmann zu machen; jeder Versuch, als Dichter sich hervorzuthun, schien ihm nicht der Mühe werth. Die beiden andern waren mehr abstoßender Natur. Der königlich Sächsische geheime Kriegsrath Hofrath Friedrich Ludwig von Reineck aus altadeliger Familie war durch seine Starrsinnigkeit, die ihn das Glück der eigenen, vor seiner Tyrannei sich flüchtenden Tochter zerstören ließ, mit aller Welt zerfallen. Den Knaben, der durch seinen gleichalterigen Sohn in sein Haus gekommen war, lud der in menschenfeindlicher Zurückgezogenheit lebende Mann oft zu Tische. Gar zu gern hätte er ihn für seinen traurigen Menschenhaß gewonnen, statt dessen aber wirkte der Umgang des anmuthigen, geistvollen Knaben beruhigend und mildernd auf den bei aller äußern Schärfe innerlich wohlwollenden Mann. Von der Dichtung mochte dieser natürlich noch weniger als Olenschlager wissen; er wollte Wolfgang der diplomatischen Laufbahn zuwenden, und so unterhielt er ihn viel von den Welt- und Staatsverhältnissen. Der dritte in diesem uneinigen Bunde war der Brandenburgisch-Ansbachische Rath und Anhalt-Köthensche Hofrath und Agent Friedrich Wilhelm Hüsgen, ein entschiedener Pessimist, dessen von Blattern entstelltes, des linken Auges beraubtes Gesicht einen widerwärtigen Eindruck machte; aber der junge Wolfgang, der ihn schon frühe kennen gelernt hatte, schloß sich immer mehr an den durch die Heiterkeit und Ordnung seiner Umgebung und selbst durch seine Einsamkeit ihn anziehenden kenntnißreichen Mann an, dessen einziger, damals wenig versprechender Sohn sich ganz an die Mutter hielt. Hüsgen

war ein tüchtiger Rechtsgelehrter, durfte aber als Reformirter die Advokatur nicht betreiben; nur in sehr bedeutenden Fällen bediente man sich seines Rathes. Wie sein Vater, wollte er einen Rechtsgelehrten aus Wolfgang machen; dieses sei ein nothwendiges Handwerk, äußerte er, um gegen das Lumpenpack von Menschen das Seinige zu schützen, einem Unterdrückten beizustehn und vielleicht, was aber weder leicht noch vortheilhaft sei, einem Schelmen etwas am Zeuge zu flicken.

Aber auch die Verbindung mit jüngern Freunden wie das Leben mit der weitverzweigten Familie und deren Bekannten regte Wolfgang zu frischem, frohem Antheil auf. Und doch hatte er zu derselben Zeit sich in das patriarchalische Leben der Bibel versenkt, das ihm wie eine dichterische Welt entgegentrat. Ueber die mannigfaltigen Widersprüche, die er in den heiligen Büchern des von Gott auserwählten Volkes fand, setzte er sich auf seine Weise leicht hinweg. Seit frühester Zeit hatte ihn Josephs rührende Geschichte innig angezogen, nach ihr hatte er schon zwölf Gemälde entworfen und vollständig beschrieben, von denen einige von befreundeten Malern wirklich ausgeführt wurden. Jetzt schwebte ihre dichterische Behandlung seiner Seele vor, nur fehlte ihm noch die dazu passende Form; denn das Versmaß des „Messias“ schien ihm zu vornehm. Da er eine anschauliche Schilderung des religiösen Lebens der Patriarchenzeit geben mußte, waren ihm natürlich die noch bestehenden Gebräuche der Juden besonders wichtig. Seinen Widerwillen gegen das in mancher Weise ihm so abstoßend entgegengetretene Volk Gottes hatte er längst abgelegt, und so ruhte er nicht, bis er nicht allein ihre Schule besucht, sondern auch einer Beschneidung und einer Hochzeit beigewohnt, auch eine Anschauung ihres Laubhüttenfestes gewonnen. Freundlich begegnete er jetzt auch den hübschen Judenmädchen, die am Sabbath auf dem Fischerfelde spazieren gingen, da der Rath geboten hatte, daß „alle Juden und Jüdinnen sich des Spazierengehens auf dem

Roßmarkt (wo die vornehme Welt sich damit vergnügte) schlechterdings enthalten" sollten.

Schon am 3. November beendigte ein vorläufiger Friede den Seekrieg zwischen Frankreich und England, drei Wochen später schlossen Oestreich und Preußen einen wenn auch nur Schlesien und Sachsen umfassenden Waffenstillstand. Im December ward Frankfurt von seinen französischen Gästen befreit, die es fast vier Jahre beherrscht, mißhandelt, Recht, Freiheit und Sittlichkeit verletzt und geschädigt hatten. Für Wolfgangs Bildung war die Besetzung seiner Vaterstadt durch das so geistreiche wie leichtfertige Nachbarvolk nicht ohne mancherlei Förderung gewesen, aber auch seine sittliche Reinheit von dieser bösen Luft wenigstens angeweht, wenn auch glücklicherweise nicht angesteckt worden; die gute sittliche Zucht des Vaters, die Liebe der Mutter, das edle Herz seiner mit zarter Innigkeit an ihm hängenden Cornelia und seine eigene gute Natur hatten ihn dagegen gewahrt.

5.

Zur Feier des am 15. Februar 1763 rasch zu Stande gekommenen Friedens erhielt die Frau Rath die nach Wolfgangs ewigem Drängen endlich vollendete Dose, die mit Diamanten und einem Friedensbilde anmuthig prangte. Im März gelangte die von Capellmeister Fischer komponirte Festmusik zur Aufführung, von der es hieß, sie habe „einen vortrefflichen Poeten zum Autore", wohl denselben „hiesigen berühmten Poeten", welcher die Verse zu der kurz vorher, Anfangs November, aufgeführten „Dank- und Erntefestmusik" geliefert hatte. Unsern Wolfgang begeisterte der so lange vorhergesehene Friede zu keiner dichterischen Feier. Ihm lag damals sein der Patriarchenzeit des Morgenlandes angehörender „Joseph" am Herzen, zu dem ihm Mosers eben erschienenes prosaisches Heldengedicht „Daniel in der Löwengrube" die passende Form gezeigt hatte. Mit Eifer warf

er sich auf die Ausführung der im einzelnen längst ausgedachten, in Ländern, die er sich ganz heimisch gemacht hatte, spielenden Dichtung. Da er durch kein Versmaß gebunden war, die äußerlich ruhige, ja gehobene Zeit ihm zu Statten kam, schritt er rasch darin vor; der glückliche Fortgang steigerte den Muth. Dazu kam als besondere Gunst des Zufalls, daß er das Gedicht nicht selbst zu schreiben brauchte, sondern es einem im Hause wohnenden blödsinnigen jungen Manne, der am Schreiben besondere Freude hatte, in die Feder sagen konnte. Es war dies jener Clauer, der vor dem Umbau in Goethes Nebenhause gewohnt, aber die Nothwendigkeit des Ausziehens sich so zu Herzen genommen hatte, daß er irrsinnig geworden war. Goethes Vater, der sich seiner angenommen, hatte ihn später wieder bei sich wohnen lassen, wo er ihm als Schreiber diente. Es heißt, die jüngste, an Pfarrer Starck verheiratete Schwester der Frau Rath sei ihm bestimmt gewesen. Auch Wolfgang nahm Clauer für sich in Anspruch; diesem hatte er auch wohl früher Plitts Predigten diktirt. Als „Joseph" glücklich vollendet war, fiel es dem jungen Dichter ein, diesem eine Anzahl früherer Gedichte beizufügen, die ihm der Ehre werth schienen; mit der ganzen Sammlung, welcher er den Titel Vermischte Gedichte gab, wollte er am nächsten Neujahrstage dem Vater eine Freude machen.

Dieser hatte unterdessen mit besonderm Eifer seine weitere Ausbildung betrieben, ja bereits mit dessen erster Vorbereitung zu seinem eigentlichen Fache begonnen; er hatte ihm das in Fragen und Antworten abgefaßte »Examen institutionum imperialium« des frühern Danziger Professors Joachim Hoppe in die Hand gegeben. Bald war Wolfgang darin durchaus bewandert. Daneben wurden fleißig die Lateinischen Klassiker gelesen, wogegen das Griechische, weil es dem Juristen weniger nütze, zurücktrat. In diesem Jahre wurden auch wohl der Fecht- und der Reitunterricht angefangen, da der Sohn in allen körperlichen Uebungen

frühzeitig geschickt werden sollte. Nur schwimmen lernte er nicht, da diese Kunst damals im innern Deutschland wenig gepflegt wurde. Auch an das Schlittschuhlaufen kam er erst später.

Die jetzt gestattete größere Freiheit ward zum frohen Zusammenleben mit seinen Altersgenossen und zu kleinern Ausflügen benutzt. Unter den jüngern Frankfurter Freunden finden wir keinen von hervorragender Begabung. Der Knabe schloß sich gern an lebensfrohe, gutmüthige, herzliche Kameraden an, unter denen er sich frei ergehn konnte. Wir haben bereits eine Anzahl dieser Freunde genannt; hier gedenken wir noch zweier, die gerade in dieser Zeit bedeutender hervortraten: des drei Jahre ältern gutmüthigen und witzigen Johann Jakob Riese und des stets zu Scherz und Albernheit bereiten Johann Adam Horn, dem man von seiner Kleinheit den Scherznamen Hörnchen gegeben. Beide sollten gleichzeitig mit ihm sich den juristischen Studien widmen. Nahe mit ihnen verbunden war noch ein gewisser Kehr, den Goethe später von Leipzig grüßen ließ; er war einige Zeit Hofmeister. Vielleicht machte er auch schon damals die Bekanntschaft des in Jesuitenschulen erzogenen, vom Fürsten Thurn und Taxis bereits in der Wiege zum Rath ernannten Johann Bernhard Crespel, der, zwei Jahre vor ihm in Frankfurt geboren, lange Zeit von seiner Vaterstadt abwesend war, wo er in der zweiten Hälfte des Jahres 1763 bei seinem Vater, einem reichen Juwelenhändler, weilte. Seinen mehr als drei Jahre jüngern Landsmann Klinger, der unter sehr dürftigen Verhältnissen herangewachsen war, muß er damals kennen gelernt haben, da er in seinen letzten Lebensjahren sich darauf bezog, dieser habe mit ihm am Brunnen seines elterlichen Hofes gespielt. Nach dem frühen Tode seines Vaters hatte Klinger mit Handarbeit sein Brod verdienen müssen, aber Professor Zinck das Talent des Knaben entdeckt und seine Aufnahme in das Gymnasium erwirkt, wo seine Fortschritte den großen

Erwartungen vollkommen entsprachen. Das allgemeine Aufsehen, welches der arme Junge erregte, dürfte den kaiserlichen Rath um so eher bestimmt haben, ihm auch in seinem Hause Zutritt zu gestatten, als dessen Vater bei seinem verstorbenen Freunde von Lersner in Dienst gestanden hatte, ja dessen ältester Sohn der Pathe des jungen Klinger war.

Auch an weiblichen Bekanntschaften in befreundeten Familien fehlte es dem anmuthigen, heitern und begabten Knaben nicht. Seine Schwester war mit den drei ältern sorgfältig erzogenen Töchtern des reichen Handelsmannes Gerock, Charlotte, Antoinette Luise und Katharina, die in glücklicher Behaglichkeit das Leben genossen, innig vertraut geworden; besonders die mittlere scheint dem Bruder äußerst geneigt gewesen zu sein. Dazu kamen die beiden gleichfalls mit Cornelia befreundeten Schwestern Crespels, von denen die ältere, Maria Katharina, einige Tage älter als Wolfgang, Franziska Jakobea zwei Jahre jünger als Cornelia war. Ein anmuthiges Verhältniß bildete sich auch zu der in gleichem Alter mit Cornelia stehenden Charitas Meixner aus Worms, die zu ihrer Ausbildung drei Jahre bei ihrem Oheim, dem Legationsrath Moritz, verweilte. Cornelia selbst, an der er mit vertrauensvoller Neigung hing, liebte natürliche Heiterkeit und freies, offenes Wesen, in welchem sich der innerste Sinn des Herzens ausprägt; alles Gezwungene, alles eitle, gemüthlose Gebaren war ihr so zuwider, wie frivole Leichtfertigkeit; Niemand konnte die reine Natur einer edlen, frisch sich entwickelnden und offenbarenden Menschenseele tiefer anerkennen und lieben, als sie, und so war sie in edelster Herzensgemeinschaft dem Bruder voll hingegeben. Ihre ganze Erscheinung war äußerst würdig, wodurch sie eine Herrschaft über die Kreise gewann, in denen sie sich bewegte, wenn auch die Züge ihres Gesichts weder schön noch bedeutend waren, ja eher abstoßend als anziehend wirkten, was sie selbst

schmerzlich empfand; aber ihre Augen waren, wie Goethe sagt, die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, zeigten sie einen Glanz ohne Gleichen. Wir geben hier ihr Bild, wie es Wolfgang im Jahre 1773 flüchtig mit Bleistift auf den breiten Rand eines Correcturbogens des „Götz" entwarf. Der damals gangbare Kopfputz läßt die gewölbte, ihr selbst widerwärtige Stirn noch länger erscheinen; man erkennt die große Aehnlichkeit mit dem Bruder, aber die scharf hervortretenden Formen geben dem Gesicht etwas Schroffes, das durch das vorliegende Auge, die starke Augenbraune und Nase noch gesteigert wird.



Abb. 6. Nach „Goethes Briefen an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn".

Goethe selbst berichtet mit der ihm eigenen Anschaulichkeit, wie er um diese Zeit mit einigen jungen Leuten aus niedern Ständen bekannt geworden, die seine Reimfertigkeit zu bösen Mystificationen mißbraucht, wie er mit ihnen Ausflüge nach dem nahen Höchst gemacht, wobei sie ihm einen ihrer Bekannten vorgestellt, den er auf ihren Wunsch

seinem Großvater zu einer eben frei gewordenen Stelle empfohlen, wie er im Hause dieser Gesellen die Bekanntschaft eines etwas ältern Mädchens Namens Gretchen gemacht, das seine innigste Neigung erregte, wie er, da er seinen Hausschlüssel vergessen, eine Nacht mit dieser Gesellschaft in dem untern Zimmer habe zubringen müssen, wie man dann aus den von ihm angefertigten Gedichten ein Geschäft gemacht, aber seine Neigung zu dem Mädchen immer zugenommen, das nichts weniger als seine Leidenschaft genährt, dagegen ihn stets gut berathen habe. Goethes späterer Freund Passavant wußte, daß das Haus, wo Wolfgang Gretchen traf, sich nahe bei der im nördlichen Theile der Stadt gelegenen, mit einem großen Kirchhofe verbundenen Peterskirche befand.

Der Vater betrieb indessen Wolfgangs juristische und sonstige Ausbildung mit unermüdetem Eifer. Wahrscheinlich trat schon jetzt an die Stelle des kleinen Hoppe die nicht so leicht zu bewältigende »Jurisprudentia Romano-Germanica forensis« des am Ende des siebzehnten Jahrhunderts gestorbenen Jenaer Professors Georg Adam Struve. Da in Frankfurt nächstens wieder einmal nach achtzehn Jahren das Schauspiel einer Königswahl und -Krönung stattfinden sollte, so hielt es der Vater für nöthig, mit dem Sohne die Diarien der beiden letzten Wahlen und Krönungen nebst den Wahlkapitulationen durchzugehn, um ihn über die diesmal hinzutretenden Kapitulationsbedingungen und die Bedeutung dieser denkwürdigen Reichshandlung ins Klare zu setzen. Schon Ende November ward der zuerst nach Augsburg ausgeschriebene Wahltag nach dem alten Frankfurt verlegt, wo der Wahlkonvent am 4. Januar 1764 beginnen sollte. Auf Beschluß des Rathes verlas schon am 12. December ein Kanzleibeamter, hoch zu Roß, von vier gleichfalls berittenen Trompetern und einer Wache zu Fuß begleitet, an 21 Stellen der Stadt, auch in der Nähe des Hirschgrabens, die Verordnung, daß alle mit

Fremden über städtische Wohnungen geschlossenen Miethverträge für die Zeit der Wahl und der Krönung aufgehoben seien und man diese dem Quartieramt der Stadt für die fremden Gäste zur Verfügung zu stellen habe. Bei Goethe, dessen ersten Stock der Kanzleidirektor Moritz wohl schon bald nach dem Abzuge der Franzosen verlassen hatte, ward derselbe einem Kurpfälzischen Kavalier zugewiesen, aber auch der obere mußte jetzt hergegeben werden. Diesen bezog der erst im Februar eintreffende Nürnbergische Konsulent König von Königsthal; der Kurpfälzische Kavalier war schon im Januar eingetroffen. So fand sich die Familie jetzt auf kurze Zeit noch mehr eingeengt als bei der Französischen Besatzung. Wolfgang mußte jetzt viele Zeit draußen zubringen, um dem Vater über alles Vorkommende zu berichten, ja es wurden auch manche kleine Aufsätze darüber von ihm verlangt. Ueberall herrschte rauschendes Leben, besonders da diese glänzenden Tage in die Fastnachtszeit fielen. Es gab Italienische Oper, Französische Komödie, Deutsches Schauspiel, Schattenspiel und allerlei Kunstvorstellungen, auch an Masken- und Festbällen fehlte es nicht. Dabei fand Wolfgang denn so manche Gelegenheit Gretchen zu treffen. Am 3. März begann der Wahlkonvent; die neue Wahlkapitulation war schon am 9. festgesetzt; den 21. hielt der Kurfürst von Mainz, drei Tage später die beiden andern geistlichen Kurfürsten ihren feierlichen Einzug. Den 26. mußten alle Fremden die Stadt verlassen, da am folgenden Tage die Wahl vorgenommen werden sollte. Am Abend des 28. trafen die Reichsinsignien ein; Tags darauf wurde der neugewählte König festlich empfangen. Auf das Dank- und Freudenfest des 1. April folgte zwei Tage später die Krönung. Goethe beschreibt ausführlich, wie er Abends am Arme des geliebten Mädchens, einigermaßen vermummt, die prächtige Beleuchtung angesehen, und diese, als er in später Nacht vor ihrer Thüre

von ihr Abschied nahm, zum ersten- und zugleich zum letztenmal ihn auf die Stirn geküßt.

Es war unterdessen beim Rathe angezeigt worden, daß in der Gerichtskanzlei Gelder unterschlagen, auch sonst Unterschleife getrieben worden, woran sich der auf Wolfgangs Empfehlung im vorigen Jahre angestellte Gerichtssubstitut besonders betheiligt hatte. Man hatte diesen vorgenommen und aus seinen Bekenntnissen erfahren, wie er mit Wolfgang in Verbindung gekommen, in welche Gesellschaft letzterer gerathen, wie er dort seine Abende zubringe. Die Sache wurde dem Vater mitgetheilt, der darüber in fürchterliche Aufregung gerieth. Die Mutter konnte ihn nur mit Mühe bestimmen, dem ihrem Sohne so wohlwollenden Hausfreunde Schneider die Verhandlung mit dem Schuldigen zu übertragen. Wie dieser am Morgen nach dem Krönungstag in Wolfgangs Giebelzimmer gekommen, und alles, was sich daran schließt, ist mit großer Freiheit fast ein halbes Jahrhundert später vom Dichter selbst dargestellt worden. Die Angabe, daß allerlei Fälschungen bei der Untersuchung eine Rolle gespielt, wird durch die vollständig erhaltenen Frankfurter Kriminalakten widerlegt. Wolfgang fand sich empfindlichst betroffen, daß sein Umgang mit Menschen niedrigen Standes und der Mißbrauch, den diese mit seiner Fertigkeit im Dichten getrieben, bekannt, zumeist aber, daß eine seinem Herzen schmeichelnde Verbindung so schnöde gelöst wurde. Seinem Schmerze gab er sich leidenschaftlichst hin; der Aufforderung, mit dem Vater das weitere Festgepränge anzuschauen, konnte er unmöglich Folge leisten. Erst als am 12. alle Festlichkeiten, die ihn so bitter an sein Unglück mahnten, verklungen waren, ließ er sich zum Ausgehen bereden. Nach Goethes Darstellung würde der Schmerz längere Zeit angedauert, und man sich veranlaßt gesehen haben, einen etwas ältern Bekannten, der bis ganz vor kurzem Hofmeister in einer befreundeten Familie gewesen, ins Haus zu nehmen und ihm ein Zimmer neben dem

seinigen anzuweisen. Es könnte dies ein gewisser Müller gewesen sein, der mit dem Hause des Legationsrathes Moritz in Verbindung gestanden zu haben scheint; zwei Jahre später schreibt Wolfgang, dieser Müller habe, als er ihn noch geliebt, seine Schwäche gehoben, seine Freude getheilt, seine Trauer verscheucht. Dieser Aufseher soll nach Goethes Bericht durch die Mittheilung von Gretchens Aeußerung, sie habe Wolfgang nur als Kind betrachtet, die Krisis bewirkt haben, da sie ihm jetzt als verschmitzte und selbstsüchtige Kokette erschienen sei, wenn auch sein Herz ihm noch oft ihr liebliches Bild vorgegaukelt habe. Daß er mit diesem Freunde die Geschichte der alten Philosophie durchgenommen, dürfen wir der spätern Darstellung wohl glauben; auch daß er auf weitern Spaziergängen und Ausflügen sich in landschaftlichen Zeichnungen versuchte, die, wie unvollkommen und unregelmäßig sie auch ausfielen, doch den Vater sehr erfreuten, daß dieser die Linien um jede Skizze zog, um den Sohn zur Vollständigkeit und Ausführlichkeit zu nöthigen, worauf Wolfgang, der nur das, was er wirklich geschaut, darstellen wollte, es am wenigsten abgesehen hatte. In Begleitung dieses Freundes besuchte er denn, so hören wir weiter, Homburg und Kronberg und bestieg den Feldberg; ja auch nach Wiesbaden und Schwalbach kam er, sah bei Biberich zum erstenmal den Rhein, auch das kurfürstliche Mainz. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß Wolfgang, nach der ihm sein ganzes Leben hindurch gebliebenen Gabe, sich von diesem Schlag rascher herstellte, als wir nach seiner eigenen Schilderung glauben müßten. Mochte auch das Geheimniß, der sich so vornehm haltende, als ein Wunderkind betrachtete Wolfgang sei in schlechte Gesellschaft gerathen, bei welcher ein Mädchen eine besondere Rolle gespielt, in stark übertriebener Weise, wie es zu geschehn pflegt, in Frankfurt sich verbreitet haben, rasch war diese Neuigkeit veraltet, und wenn auch manche Neidische ihm den Unfall gönnten, die Sittenstrengen sich

darüber entsetzten, so war die Geschichte doch bald von den meisten als Kinderei vergessen. Der Arzt Senckenberg, der so manches, besonders was den Schultheißen Textor betraf, in scharfer Weise zu berichten weiß, gedenkt dieses ganzen Vorfalls mit keiner Silbe. Wolfgang tritt uns schon sieben Wochen nach der ihm so schmerzlichen Entdeckung seines Geheimnisses in einem erhaltenen Briefe so ruhig gefaßt entgegen, daß wir an eine nachhaltige Erschütterung, wie sie Goethes Bericht voraussetzt, nicht denken können. Der erwähnte Brief bezieht sich auf einen damaligen Jünglingsbund.

Der junge E. K. L. Isenburg (Ysenburg) von Buri (er war am 21. Juni 1747 geboren, sein Vater der 1753 geadelte Isenburg-Birsteinische Direktorial-, später Geheimrath und Regierungsdirektor Friedrich Karl Buri) hatte auf dem am Main, fast drei Stunden von Offenbach entfernten Hofgute Neuhof einen Geheimbund gestiftet, der von der bloß dichterische Zwecke verfolgenden Römischen »Accademia degli Arcadi« den Namen „Arcadische Gesellschaft" angenommen; er war Gott und der Tugend gewidmet, obgleich sein Petschaft den mit einem Strahlenkranz umgebenen, die Leier haltenden Apollo zeigte. Die auf den 22. August 1759 gesetzte Gründung scheint absichtlich zwei Jahre zu früh angenommen, da Buri erster Vorsteher (Archon) des Vereins war, welche Stelle vor dem fünfzehnten Lebensjahre nicht angetreten werden konnte. Jeder Aufzunehmende sollte mehr als zwölf Jahre alt sein und „die gehörige Tüchtigkeit" besitzen. Der Archon allein bildete die erste Gattung; von den drei nächsten, den Aufsehern, den edlen Freien, die von Adel sein mußten und alle Rechte der Aufseher hatten, und den Freien, durfte keine ein Dutzend übersteigen, wogegen die Zahl der Gemeinen unbeschränkt war. Später kommen auch Jungfrauen als Mitglieder vor. Die Versammlungen fanden viermal im Jahre statt, am 14. Februar, 20. Mai, 22. August und 15. November; der wechselnde

Sitz derselben heißt Philandria, was wohl Menschenliebe, nicht Männerliebe, heißen sollte. Der Archon durfte auch aus eigener Machtvollkommenheit Mitglieder aufnehmen. Der junge Archon Myrtill, eben der Stifter Buri, war darauf bedacht, ältere Männer und fürstliche Personen für den Bund zu gewinnen, was ihm auch gelang. Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, fünf Monate älter als Wolfgang, war bereits Mitglied des Bundes. Wolfgangs Freund von Schweitzer hatte ihm viel von der Gesellschaft gerühmt, in welcher er selbst unter dem Namen Alexis Aufseher war, aber auf seinen, wohl erst nach Entdeckung der Geschichte mit Gretchen geäußerten Wunsch der Aufnahme war er nicht eingegangen. Vielleicht kam der Gedanke, in den Tugendbund einzutreten, vom Vater. Nach der am 20. Mai in Frankfurt gehaltenen Versammlung wandte Wolfgang, des ewigen Hinhaltens müde, sich selbst an den jungen Archon. Der drei Tage später datirte Brief ist einem Schreiber, wahrscheinlich Clauer, diktirt, von dem er, da er blödsinnig war, nicht zu fürchten brauchte, daß er auf den Inhalt achte. Der merkwürdige Brief ist ungemein förmlich abgefaßt. Buri möge über seine Kühnheit nicht erstaunen, heißt es hier, da er wohl wissen könne, daß seine Eigenschaften selbst auch noch in fernern Ländern, als wo er wohne, ihm die Gemüther eigen zu machen vermögend seien. Es würde ihm die größte Betrübniß von der Welt erwecken, müßte er, wie bisher, schweigen und seine großen Eigenschaften nur insgeheim verehren. „Keiner von meinen Freunden, die Sie kennen, gönnt mir dieses unschätzbare Glück. Vielleicht ist auch ein kleiner Neid Schuld daran. Aber eben fällt mir die beste Ursache ein, Sie wollen keinen Menschen, der meine Fehler hat, in Ihre Bekanntschaft bringen, damit Sie deswegen nicht zur Verantwortung gezogen werden. Ew. Wohlgeboren werden wissen, daß wir unsere Mängel gar gern bedecken, wenn wir einen Zutritt zu einer Person, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freier im Rabener gemein, daß ich meine Fehler voraussage. Ich weiß zwar, daß

Ihnen die Zeit bei meinem Geschwätze sehr lang werden wird; doch was hilfts? einmal müssen Sie es erfahren, entweder vor oder nach der Bekanntschaft. Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die cholerischen Temperamente; hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt; doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es so geführt wird, wie man es von Ihren Einsichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes werden Sie meinen dritten Fehler finden, nämlich daß ich so bekannt an Ihnen schreibe, als wenn ich Sie schon hundert Jahre kennete; aber was hilfts? das ist einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann. Ich hoffe, Ihr Geist, der sich nicht an Kleinigkeiten, wie das Ceremoniel ist, bindet, wird mir es verzeihen; glauben Sie aber, daß ich niemals die schuldige Hochachtung außer Acht setze. Noch eins fällt mir ein: ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vorangeführten Mann gemein, nämlich, daß ich sehr ungeduldig bin und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie, entscheiden Sie so geschwind, als es möglich ist. Dieses sind die Hauptfehler. Ihr scharfsichtiges Auge wird noch hundert kleine an mir bemerken, die mich aber dennoch, wie ich hoffe, nicht aus Ihrer Gnade setzen sollen, sondern alles wird vor mich reden, und meine Fehler sowohl als mein Eifer werden Ihnen zeigen, daß ich bin und beständig bleiben werde u. s. w." In einer Nachschrift heißt es, er habe ungefähr die Jahre des Alexis, über den er sich sehr beschwere, da er ihn bisher von einem zum andern Tage vertröstet habe. Buri verwies ihn drei Tage später, unter höflicher Ablehnung seiner Lobsprüche, eben an den Aufseher Alexis, von dem er Bericht erwarte. Dieser aber mahnte den Archon, „um Gotteswillen sich nicht an Goethe zu attachiren", dem er seiner Laster wegen abgeschlagen habe, ihn mit dem Archon bekannt zu machen und der „sich nun recta an ihn selbst kehre". Die Laster deuten ganz entschieden auf Wolfgangs schlimme Gesellschaft, von welcher auch Schweitzer gehört haben muß, der sich als arkadischer Tugendhirt deshalb von ihm abwandte; auch war er persönlich dadurch

bekommen Sie ei

seiner Gelehrsamkei

ne Untersuchung

bezügl Schrift betreff

Sie statt eines Ge

schäfts mit einem

vorhaben. Dabei ist

keit nun gar n

ein solcher bin, ich

freilich angenom

Vor diesmal schon

nur noch die alle

rung, daß ich bin,

würde

Mein

Frankfurt

en hohen Begriff von

; und nehmen ihn ob-

auch, wenn Sie ihn

lten, so finden Sie, daß

ihrten, Ihre Gefall-

Kind= Kopf wenn uns=

unverantwortlich!

öglich daß sich auch

er Vorsichtigkeit ist al-

at.

ibe ich nichts mehr, als

gewissesten Versichern,

und immer bleiben

Herrn

gereizt, daß Wolfgang jetzt über seine Vermittlung sich hinweggesetzt hatte. Zeigte Wolfgangs Bittgesuch noch eine gewisse Befangenheit, so erwiederte er am 2. Juni dem Archon aus voller Brust, da er aus dessen Erwiderung Hoffnung schöpfte; denn er konnte nicht argwohnen, Schweitzer werde so schlecht über ihn berichten. Wir geben diese Antwort auf dem eingefügten Blatte als ersten vollständig erhaltenen Brief von Goethes Hand. Zwischen Buri und Schweitzer scheint es zu keiner weitern Verhandlung gekommen zu sein; ersterer suchte die Sache nur aufzuschieben. Als er am 25. Wolfgang antwortete, entschuldigte er die Verzögerung mit dem Besuche vieler Herrschaften; aber statt ihn gleich aufzunehmen, was er nach seiner Aeußerung hätte thun müssen, bemerkte der würdige Archon des Tugendbundes, nach dem Bilde, welches ihm Schweitzer von ihm gemacht, könne er nicht anders als ihn der Aufnahme würdig finden. Die erhaltenen Briefe des Bundes brechen leider mit dem Juni ab, doch ergibt sich aus den vorhandenen Papieren, daß man eben damit umging, ein höheres Alter zur Aufnahme festzusetzen; als geringstes war das sechzehnte Jahr vorgeschlagen. Mit einer solchen neuen Altersbestimmung konnte der pfiffig lavirende junge Archon den „lasterhaften" Goethe glücklich abweisen. Einem so hinterlistigen Tugendbunde mochte Wolfgang, den solch ein Treiben empören mußte, leicht entsagen, ja er würde einer so innerlich hohlen, sich in den Mantel der Tugend hüllenden Gesellschaft rasch den Rücken gekehrt haben, die trotz der Versicherung, nicht die Geburt, sondern Tugend und Verdienste ertheilten Vorzüge, die adligen Freien von den bürgerlichen schied. Für Wolfgang war die ganze Sache nur eine neue traurige Erfahrung.

Mit dem Sommer konnte er sich wieder dem heitern Leben im Kreise seiner vielen Freunde und Bekannten, zu dem immer neue hinzutraten, frisch und wohlgemuth hingeben. Aber bei aller sprudelnden Heiterkeit erging er sich

gern mit seinen jungen Freunden in sittlichen Streitfragen, und er focht oft heftig über solche mit seinen nähern Bekannten. Ein Jahr nach seiner Entfernung von Frankfurt schreibt Horn an Moors, Goethe sei mehr Philosoph und Moralist als jemals; dabei erinnert er ihn daran, welches Gewicht dieser sogar nur scheinbaren Gründen zu geben wisse; auch gedenkt er seines Stolzes. Zu Charitas Meixner fühlte Wolfgang sich lieblich hingezogen; durch sie lernte er auch einen ihrer Vetter, den jungen Trapp aus Worms, kennen. Daß es ihm an heiterm Lebensgenusse nicht fehlte, beweist ein von Leipzig an Freund Riese gerichteter Brief, in welchem er nach seinen Freunden und Mädchen seufzt und die Mädchen seiner Stadt grüßen läßt. Aber auch an die ältern Freunde hielt sich Wolfgang, so besonders an Olenschlager; um diesen war er, als er die Erläuterung der goldenen Bulle schrieb, die Ostern 1766 erschien. Sein Landsmann Johann Georg Schlosser, der schon im April 1762 in seinem dreiundzwanzigsten Jahre als Doktor und Advokat nach Frankfurt zurückgekehrt war, galt damals als Muster wohl angewandter akademischer Studien; aber Goethe will den ernsten Mann damals kaum gesehen haben.

Der Vater setzte eifrigst Wolfgangs juristische Vorbereitung fort. Dieser fühlte wenig Neigung zur Rechtswissenschaft und legte nur deshalb keinen Widerspruch ein, weil der Vater seinen ganzen Zukunftsplan darauf gebaut hatte. Mit der Ausmalung seines von ihm festgesetzten Studienganges quälte er oft seinen das Jus im Herzen verwünschenden Sohn. Daß dieser sich genauer mit den Lateinischen Klassikern beschäftigte, billigte der Vater sehr. Doch ihn drängte es nach einer möglichst umfassenden Kenntniß des weiten Gebietes der Wissenschaften, und so stürzte er sich in Gesners »Isagoge in eruditionem universam« und Morhofs »Polyhistor literarius«, machte sich auch an des zweifel- und spottsüchtigen, aber geistvollen Bayle geschichtliches und kritisches Wörterbuch. Die seit 1759 in Berlin er-

scheinenden „Briefe, die neueste Literatur betreffend“, zu denen Nicolai sich mit Lessing, Mendelssohn u. a. verbunden, und die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die Weiße 1759 übernommen hatte, regten ihn lebhaft an; sie zeigten ihm den höhern Standpunkt, den die Kritik gegen Gottscheds engherzige Beschränktheit und geistverlassene Nüchternheit gewonnen hatte. Auch mit älterer deutscher Literatur muß er sich schon beschäftigt haben, wenigstens war ihm der derbtüchtige Geiler von Kaisersberg bekannt. Auch wird er schon damals mit der ältern französischen Literatur, mit Rabelais, Montaigne u. a., die erste Bekanntschaft gemacht haben. Mit der lebenden französischen Sprache blieb er durch die sonntäglichen Predigten der Reformirten in Bockenheim und die zeitweise nach Frankfurt kommenden französischen Schauspieler in Verbindung.

Seine vollste Liebe galt der Dichtkunst, zu welcher er den Gott im Busen fühlte. Von Leipzig aus schrieb er später, freilich nicht ohne Uebertreibung, in seiner letzten Frankfurter Zeit habe er mit Haß diejenigen verfolgt, die nur dem Heiligthum des Rechts sich geweiht, nicht dem sanften Locken der Musen Ohr und Hand gereicht. Die dichterische Form übte er mit ungemeiner, fast übermüthiger Leichtigkeit. Obgleich er besonders zu leichten scherzhaften Gedichten und Liedern neigte, bewegte er sich doch auch in geistlichen Oden, in Nachahmung von Andreas Cramer und Adolf Schlegel, mit großer Gewandtheit und seltener Sprachfertigkeit, wie die erhaltenen „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ zeigen, die er damals, wahrscheinlich auf Veranlassung seines geistlichen Oheims Starck, schrieb. Unter den Dichtungen, die ihn besonders erfreuten, war Wielands launiger „Don Sylvio von Rosalva“, aber auch dessen schon 1762 begonnene Uebersetzung Shakespeares kann ihm nicht entgangen sein, doch war der Knabe nicht reif für diese große Erscheinung, die ja der Uebersetzer selbst nicht richtig zu würdigen gewußt hatte; noch stand er

ganz unter dem Einflusse des Französischen Dramas, hatten auch Lessings „Sara Sampson“ und „Philotas“, selbst Klopstocks Dramen auf ihn gewirkt. Gern wäre er nach Göttingen gegangen, wo er besonders auf Heyne rechnete, allein sein Vater hatte gegen diese neue Hochschule entschiedenen Widerwillen und bestand darauf ernstlich, daß der Sohn, wie er selbst gethan, seine Hauptstudien in Leipzig mache. Auch hier wagte Wolfgang nicht, ihn durch Widerspruch zu erzürnen, immer fester aber ward in ihm der Entschluß, sich in Leipzig von dem ihm aufgenöthigten Fache loszusagen und dort, wo er auf Ernesti und Gellert seine Hoffnung setzte, sich der klassischen Literatur und den schönen Wissenschaften zu widmen; nur seiner Schwester vertraute er dieses Geheimniß.

Noch in der allerletzten Zeit seines Aufenthaltes in der Vaterstadt, kurz vor oder während der am 5. September eingeleiteten, am 9. begonnenen Herbstmesse, muß Wolfgangs leicht zündendes Herz, trotz seiner trüben Erfahrung, zu einer Liebschaft hingerissen worden sein. Wir wissen, daß er in Frankfurt ein Trauerspiel „Belsazar“ fast zu Ende geführt und es einem Mädchen vorgelesen hatte, dem er, wie er Ende Oktober von Leipzig aus schrieb, allein zu gefallen wünschte. Das Stück war, wie Klopstocks „Salomo“, der ihm dabei zum Vorbild diente, abwechselnd in Alexandrinern und fünffüßigen Jamben geschrieben, und da dem Mädchen letztere besonders gefallen hatten, wollte er darin auch den noch rückständigen fünften Akt schreiben. „Das beste Trauerspielmädchen sah ich nicht mehr“, schrieb er an Riese. „Wenn Ihr nicht noch vor Eurer Abreise [zur Marburger Hochschule] erfahrt, was sie von „Belsazar“ denkt, so bleibt mein Schicksal unentschieden.“ Er machte es also vom Urtheil dieser Schönen abhängig, ob er sich weiter im Drama versuchen solle. Es war ihm nicht gelungen, das Mädchen, unter dem wir uns wohl eine Schauspielerin zu denken haben, noch einmal vor seiner Abreise zu sprechen, weil er verrathen zu werden

fürchtete. Es ist wohl dasselbe Mädchen, auf das sich die ein Jahr später fallende Aeußerung in einem Briefe an den jungen Moors bezieht: „Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens [seiner jetzigen Geliebten] nicht den elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verächtlichen Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte."

Auf den Flug in die Freiheit freute sich der junge Dichter in tiefster Seele, mochte ihm auch zuweilen der Gedanke an die Trennung von der Heimat, den Eltern, der innig geliebten, durch seine Entfernung besonders leidenden Schwester und so manchen Freunden schwer aufs Herz fallen; winkte ihm ja im bildungsreichen Leipzig ein neues, frischeres Dasein, in welchem er die Flügel seines Geistes frei entfalten, sich das Leben nach seiner Neigung gestalten könne; schon sah er sich ganz vom Bleigewicht der Rechtswissenschaft und den ihn beengenden, ihm keinen Gehalt bietenden Religionsübungen befreit. Als er an seinem Geburtstage seinem zwei Jahre ältern Freunde Moors einen Spruch ins Stammbuch stiftete, unterschrieb er sich als „der schönen Wissenschaften Beflissener"; er spottete darin, wie Voltaire, über die beste Welt, die er unter anderm mit Köpfen von Poeten verglich. Die übermüthige Laune rächte sich bald an dem selbstbewußten Knabenjüngling, der noch einmal in sich selbst zurückgescheucht werden sollte, ehe seine Natur in vollem Jugendglanze sich entfalten konnte.





Zweites Buch.

Die Studentenjahre.

1.

Wolfgang hatte erst einen Monat das sechzehnte Lebensjahr überschritten, als er in Begleitung des Buchhändlers Fleischer, des Verlegers von Olenschlager, frisch blühend, von glühender Jugendlust erfüllt, von Hoffnungen geschwellt, seine Vaterstadt verließ, die er fast drei Jahre später, mit mancherlei Kenntnissen und Erfahrungen bereichert, aber krank, in sich gescheucht, halb am Leben verzweifelnd, wiedersehn sollte.

Das ihn zu Leipzig empfangende Meßgetriebe heimelte ihn an; merkwürdig waren ihm die hier zum erstenmal gesehenen Kaufleute des Ostens, Russen, Polen und die ihn vor allen fesselnden Griechen. Er bezog ein paar artige Zimmer, die in einen als Durchgang dienenden Hof sahen, im ersten Stocke des Hauses zur großen Feuerkugel, zwischen dem alten und dem neuen Neumarkt (jetzt der Universitätsstraße und dem Neumarkt), bei der fast siebzigjährigen Wittwe Straube. Die von blühendem Wohlstande zeugende Stadt mit den vielen burgartigen Gebäuden und dem bewegten Leben machte auf ihn einen bedeutenden Eindruck; außerhalb der Ringmauern versprachen so viele Spazier-

gänge, große und schöne Gärten und angenehme Vergnügungsorte heitern Lebensgenuß. Dazu kam der kostbare, gar nicht theure Mittagstisch, von dem er nicht Rühmens genug machen konnte. Sonst fand er es hier kostspielig: Groschen seien wie daheim Kreuzer; doch könne man auch wohlfeil leben, und er denke das Jahr mit 300 Rthlr., die ihm der Vater wohl ausgeworfen, ja mit 200 auszukommen. Während der Meßzeit ging es freilich recht flott; es gab „Gesellschaften, Komödien, Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten". „Ich mache hier große Figur", schreibt er gleich an Freund Riese, „aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd' es auch nicht. Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein." Darauf hatte es also der von Heißhunger nach Wissen getriebene junge Student abgesehen.

Den 16. Oktober wurde der neugewählte Rektor mit der Glocke verkündigt, drei Tage später Wolfgang unter die akademischen Bürger aufgenommen. Gleich nach der Ankunft hatte er seinen Empfehlungsbrief beim Professor der Geschichte, Johann Friedrich Böhme, abgegeben. Erst nach der Abreise Fleischers, der ihn bei manchen Bekannten eingeführt hatte, wagte er Böhme mitzutheilen, daß er sich statt der Rechtswissenschaft dem klassischen Alterthum widmen wolle, was dieser ernstlich widerrieth und ohne Genehmigung des Vaters nicht gestatten wollte. Jetzt erst thürmten sich vor Wolfgangs Seele alle Bedenklichkeiten auf, welche er im Drange, sich vom trockenen Jus zu befreien, übersehen hatte. Das Bild des heftig über diesen Ungehorsam erzürnten Vaters, unter dessen Unwillen auch Mutter und Schwester bitter leiden mußten, erschreckte ihn, die Furcht vor dem Aeußersten und die Pflicht gegen die Seinigen wirkten mächtiger als sein Herzenswunsch. So entschloß er sich denn, mit den ersten juristischen Vorlesungen, Institutionen und Rechtsgeschichte, zu beginnen, denen sich das für die Studirenden unerläßliche collegium philosophicum et mathematicum nach Wolffischem System bei Prof. Winckler

und Geschichte und Anleitung zur Kenntniß der Staaten bei Böhme selbst anschlossen. Daneben gestattete letzterer ihm den Besuch von Ernestis Vorlesung über Ciceros Bücher „vom Redner“ und Gellerts Vorträge nach Stockhausens „Entwurf einer auserlesenen Bibliothek“; auch gegen die Theilnahme an Gellerts „Uebungen in Deutschen und Lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stiles“ hatte er nichts. Zunächst war der heißblütige Jüngling ein fleißiger Zuhörer, mochten ihm auch die juristischen Vorlesungen dadurch, daß er das meiste schon wußte, noch mehr verleidet werden, er an den leeren Abstraktionen der philosophischen sich langweilen, und über die Geschichte wenig Neues erfahren; auch in Ernestis freilich belehrenden Vorträgen fand er nicht das, was er gehofft hatte, und Gellerts trockene Behandlung der Literargeschichte und sein engherziger Widerwille gegen dichterische Arbeiten und frischquellendes Gefühl, sein ängstliches Verbessern von Fehlern ohne jeden fördernden Wink und jede geistige Erhebung, seine ganze schülermäßige Behandlung, sein besorgtes Dringen auf eine gute Handschrift und die zuweilen eingestreuten sittlichen und religiösen Mahnungen stießen den jugendlichen Dichter ab. Einmal besuchte er auch eine Vorlesung des ihm längst widerwärtigen Gottsched, über den er sich in übermüthigen Versen an Freund Riese lustig machte. Dagegen erfreute ihn höchlich die von Koch vortrefflich geleitete Bühne. Auf dieser sah er zu großer Befriedigung gleich in der ersten Zeit Weißes Lustspiel „Die Poeten nach der Mode“, in welchem der Vater dem in schwülstigen Hexametern sich ergießenden Dunkel, die Mutter dem in platten gereimten Versen sich gefallenden Reimreich die Tochter geben möchte. Auch „Der poetische Dorfjunker“ von Frau Gottsched nach Destouches, der auf lustige Weise den Gegensatz der veralteten Lebensart der ländlichen Aristokratie gegen die neuere Hofsitte darstellt, ergetzte ihn. Vor allen Schauspielern zeichnete sich

Brückner aus, neben ihm Frau Starke; weniger gefiel die erste Liebhaberin, Fräulein Steinbrecher. Die Bühne mußte Wolfgang um so mehr reizen, als er sich zuletzt dem Drama zugewandt hatte und eben seinen „Belsazar" zu Ende führen wollte, neben dem ihm wohl schon andere Stoffe vorschwebten. Auch die großen Konzerte unter Hillers Leitung zogen ihn an. Viele Abende brachte er bei Frau Böhme zu. Die feine Leipzigerin verwies ihm freundlichst seine unreine Aussprache und so manche Ungebührlichkeiten, welche sie in seiner bilderreichen, kraftvollen heimischen Sprache fand, was ihn, wie bildend es auch sein mochte, um so unangenehmer berühren mußte, als ihre meist bei ihr weilende Freundin weniger schonend verfuhr. Aber sie verleidete ihm auch die Freude an den neuern Dichtern, von denen so manche Lieblingsstellen aus seinem Munde flossen, und seinen eigenen Sachen ging es nicht besser, wenn er, ohne seinen Namen zu nennen, etwas daraus vortrug. Leider fehlte ihm ein Freund, dem er sich ganz vertrauen konnte; dazu war niemand weniger geeignet, als sein armer an den Augen leidender, acht Jahre älterer Stubennachbar, der Theolog Limprecht, an dem Frau Straube ein gutes Werk that. Wie sehr er auch den unglücklichen Menschen bedauerte, an dessen Schicksal menschlichen Antheil nahm und es wohl durch milde Gaben erleichterte, für das, was ihn bewegte, hatte dieser keinen Sinn.

An seinem Mittagstische beim Professor der Medizin Christian Gottlieb Ludwig befanden sich meist Mediziner, die sich nach Art der Studirenden dieses Faches fast lediglich von der Arzneikunde und der Naturwissenschaft unterhielten, nur zu dem tüchtigen Philologen Magister Morus, der früher Hauslehrer bei Ludwig gewesen, einem sanften und freundlichen, freilich dreizehn Jahre ältern Manne, bildete sich ein gewisses Verhältniß. Sein Drang nach Belehrung über das Alterthum ließ ihn häufig diesen kenntnißreichen Mann besuchen, der ihn gründlicher als Frau

Böhme auf die Schwächen der von ihm hochgeschätzten neuern Dichter hinwies, was freilich so wenig wie Gellerts Schweigen seine Lust an diesen minderte, aber doch störend auf seine eigene Dichtung wirkte, die er jetzt nach strengern Grundsätzen betrachtete. Unter den Dichtungen, die ihn damals besonders ansprachen, waren Wielands „Komische Erzählungen". Zu neuen dramatischen Dichtungen verlor er den Muth, da er auf der Bühne so manche Stücke ganz anderer Art gefallen sah, ohne hoffen zu können, gleichen Beifall mit den seinigen zu erwerben. Ward so auch seine eigene Dichtung gehemmt, so ließ er doch nicht ab, sich über die Grundsätze des wahren Geschmacks zu belehren, wie unzulänglich auch alles war, was ihm hier entgegentrat. Vielleicht las er schon jetzt des Aristoteles „Poetik" in der Uebersetzung von Curtius (1753), die mit vielen Anmerkungen und Abhandlungen (einer „von dem Wesen und wahren Begriff der Dichtkunst") versehen war. Als er diese im Mai 1797 Schiller gesandt hatte, schrieb er, vor dreißig Jahren habe er sie gelesen, aber von dem Sinne des Werks gar nichts begriffen.

Schon hatte seine Lust am Dichten sich bedeutend abgekühlt, als er im Januar 1766 von Hause den Auftrag zu einem Festgedicht auf die am 17. Februar stattfindende Vermählung seines Oheims, des Advokaten Textor, erhielt. Je weniger Trieb er dazu fühlte, um so mehr reizte es ihn, daraus ein Paradestück zu machen, und es gelang ihm, durch Hereinziehung des Olymps eine Dichtung zu liefern, die neben den gangbaren Fabrikarbeiten sich wohl sehn lassen durfte; ja seine Schöpfung fand nicht bloß zu Hause großen Beifall, sondern gefiel auch ihm selbst. In den Briefen an die Seinigen durfte er sich leider nicht vertraulich ergehn. Wie gern hätte er der Schwester, welche meist die Feder führte, sein Herz eröffnet! aber die Briefe fielen in die Hände des Vaters, der auch die der Schwester durchsah, ja er benutzte diese als Sprachrohr, um seine Belehrungen

ihm zukommen zu lassen, wodurch ihre Briefe einen lehrhaften Ton annahmen und kaum irgend ein aus der Tiefe des Herzens fließendes Wort enthielten. So wurden denn auch seine Briefe meist lehrhaft oder beschäftigten sich mit rein äußerlichen Dingen. Nur einen Vortheil brachte ihm der Briefwechsel, daß seine durch das Nachschreiben der Vorlesungen immer mehr vernachlässigte Schrift sich in Folge der Mahnungen von Hause, die mit denen Gellerts zusammentrafen, allmählich verbesserte.

Je weniger ihm die Vorlesungen genügten, von denen das collegium philosophicum gegen Fastnacht durch die um dieselbe Stunde verkauften noch heißen Pfannkuchen Schiffbruch litt, je mehr das Vertrauen auf seine eigene Dichtergabe schwand, je schmerzlicher er einen Freund und ein behaglich vertrauliches Leben vermißte, um so düsterer wurde seine Stimmung, die er vergebens in der freien Natur zu erheitern suchte. Damals schnitt Wolfgang seinen Namen (J. W. G.) in eine Linde ein. Vielleicht geschah es schon vor dem Ende des ersten Halbjahres, daß er ein Autodafé seiner meisten entworfenen, begonnenen und vollendeten Arbeiten, wie er berichtet, auf dem Küchenherde anstellte. In seiner argen Verdüsterung schwieg er auch seinen Freunden. Vielleicht bewegten ihn damals auch religiöse Bedenken; jedenfalls hielt er sich ganz von der Kirche zurück.

Gegen Mitte April (Ostern fiel auf den 7.) stellte sich der lustige Freund Horn in Leipzig ein, um gleichfalls hier drei Jahre der Rechtswissenschaft obzuliegen. Dieser fand Wolfgang wunderbar verändert, so daß er mit dem „Phantasten" kaum etwas anzufangen wußte. Ein anschauliches Bild seiner damaligen Verstimmung bietet seine Antwort an Riese vom 28. April. Sein einziges Vergnügen, schreibt er hier, sei „am Bache, bei den Büschen liegen", und an seine Lieben denken, doch fühle er auch dann allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. „Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze" —

hier folgt in vier gereimten Strophen eine phantastische Schilderung, wie ein Sturm am Bach und im Gebüsch sich erhebt, vor dem er flieht und „sucht in öden Mauern einsames Trauern". Unmittelbar darauf heißt es: „Aber wie froh bin ich, ganz froh! Horn hat mich durch seine Ankunft einem Theil meiner Schwermuth entrissen. Er wundert sich, daß ich so verändert bin", worauf er dann in einer Reimstrophe ausführt, dieser suche vergebens die Ursache seiner Veränderung zu finden, die er selbst nicht wisse. Sodann ergießt er in vierzig fünffüßigen Jamben, dem beliebten dramatischen Verse, auf höchst geschraubte Weise seine Gefühle: daß sein Dichterstolz gebrochen, daß er, als er den Ruhm der großen Männer gesehen, erst vernommen, wie viel dazu gehöre, Ruhm zu verdienen, daß er zur Erkenntniß gelangt, ihm gehe (hier tritt ein sehr überspanntes Bild ein) jeder Dichterschwung ab. Weiter mahnt er die Freunde, mehr Vorlesungen zu belegen; Horn solle fünf, er selbst sechs hören. Auch warnt er sie vor „akademistischen Sitten". Die Vorlesungen, die er damals hörte, waren außer den juristischen Deutsche Reichshistorie bei Böhme, über des Batteux Behandlung der schönen Wissenschaften von Gellert, die von diesem empfohlenen Stilübungen bei Clodius, endlich Physik bei Winckler; denn auch das Leben der frischen Natur hatte ihn anzuziehen begonnen, von dem er mehr als von den grauen metaphysischen Systemen erwartete.

Um diese Zeit meldete man ihm von Hause, Johann Georg Schlosser, den Herzog Friedrich Eugen von Württemberg als Geheimsekretär nach Treptow berufen hatte, werde über Leipzig kommen und dort einige Zeit verweilen. Vielleicht hatte Wolfgangs trübe Stimmung sich auch in seinen Briefen an die Seinigen verrathen, und der Vater deshalb Schlosser veranlaßt, sich nach dem Sohne umzusehn. Schlosser kehrte beim Weinwirthe Schönkopf auf dem Brühl (jetzt Nro. 79) ein, der eine Frankfurterin zur Frau hatte und zur Meßzeit (die diesmal am 28. April begann) be-

sonders Frankfurter bei sich aufnahm. Goethe, der vor Verlangen brannte, sich diesem tüchtigen, vielseitig gebildeten Manne mitzutheilen, schloß sich so eng an ihn, daß er Mittags mit ihm bei Schönkopf speiste. Das herzliche Wohlwollen des ernsten, selbstbewußten, aber rastlos sich bildenden Landsmannes, dessen gerundete Stirn zwischen schwarzen Augenbraunen und Locken auf Strenge deutete, erweckte sein vollstes Vertrauen, und so ließ er diesen in seine schwermüthige, jedes festen Haltes ermangelnde, unruhig schwankende Seele schauen. Der ältere Freund sprach ihm Muth ein und ermunterte ihn zu ernstem Nachdenken und besonnener Ruhe. Er legte ihm eigene Gedichte und Aufsätze in mehrern neuern Sprachen vor, die ihn zu ähnlichen Versuchen aufforderten. Wolfgang knüpfte eine briefliche Verbindung mit ihm an; er sandte ihm, wenn der Bericht in „Dichtung und Wahrheit" richtig ist, Deutsche, Französische, Englische und Italienische Gedichte, die sich auf Gegenstände ihrer Unterhaltung bezogen. Auch nach Hause schrieb er häufig Französisch oder Englisch; vielleicht führte auch die Schwester den Briefwechsel in ersterer Sprache. Erhalten ist ein Französischer, an Freund Trapp in Worms den 2. Juni geschriebener Brief Wolfgangs, der mit 39 Alexandrinern schließt. Trapp hatte sich durch einen Freund, der nach Leipzig ging, über Wolfgangs Schweigen beklagt und ihm, wenn er ihm schreibe, Nachrichten von Charitas Meixner in Aussicht gestellt. Wolfgang beschwert sich über seinen Freund Müller, der ihm immer von Nebenbuhlern bei Charitas spreche, aber er schrecke ihn dadurch nicht: er wolle der Geliebten würdig zu werden streben; die Liebe allein solle ihn zum Gipfel seines Glückes führen.

Au sommet de la science monté par l'industrie,
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie.
Et viens voir en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.

Zuletzt bittet er dringend um nähere Nachricht über Charitas. Französische Galanterie möchte hierbei mehr als herzliche Neigung im Spiele sein; denn es hatte ein anderer Magnet seine Seele anzuziehen begonnen. Die von Schlosser begonnene Heilung wurde in glücklichster Weise durch die Familie und die Gäste des kleinen Weinhauses fortgesetzt, an dessen Tisch er sich so behaglich gefunden, daß er denselben auch nach Entfernung des werthen Landsmanns beibehielt. Vor allen fesselte ihn die Tochter des Hauses, Anna Katharina, die drei Jahre mehr als er zählte; etwas ältere Mädchen zogen ihn damals besonders an. Man nannte sie Käthchen; in Goethes Erzählung heißt sie Annette oder Aennchen. Wir geben hierneben ihr gleichzeitiges Bildniß. Horn beschreibt sie seinem Freunde Moors als ein wohlgewachsenes, obgleich nicht großes Frauenzimmer, mit rundem, freundlichem, wenn auch nicht außerordentlich schönem Gesicht, mit offener, sanfter, einnehmender Miene; sie besitze viele Freimüthigkeit ohne Koketterie und einen artigen Verstand, wenn sie auch nicht die höchste Erziehung genossen habe. Das freie, ungeschminkte Wesen des netten Mädchens, seine lebhafte Munterkeit, seine muthwillige Laune und seine wohlwollende Neigung zogen den der Schwermuth entrissenen, wieder hoffnungsvoll in die Welt blickenden Jüngling so mächtig an, daß er jetzt im Schönkopfischen Hause eine zweite Heimat fand, sich bald als ein Theil der kleinen Familie fühlte, deren liebster Gast der sein Herz ganz öffnende Wolfgang wurde. Zwei Tischgenossen sollten für seine Ausbildung von bedeutendem Einflusse werden. Johann Gottlieb Benjamin Pfeil, siebzehn Jahre älter als Goethe, war Hofmeister eines seit 1763 hier studirenden Freiherrn von Friesen, mit dem er bei Schönkopf speiste. Schon 1755 hatte er sich durch eine ohne seinen Namen in mehrern Auflagen verbreitete „Geschichte des Grafen P**“, in Gellertschem Geschmack, auch durch „Versuche in moralischen

Erzählungen" und ein bürgerliches Trauerspiel „Lucie Woodwill" bekannt gemacht. Pfeil, der seine juristische Bildung eben vollenden wollte, suchte das Urtheil des jungen Freundes zu bestimmen, besonders wies er ihn auf



Abb. 7. Anna Katharina Schönkopf. Nach „Goethes Briefen an Leipziger Freunde".

die Nothwendigkeit eines bedeutenden Stoffes und einer knappen Form hin. Sechs Jahre älter als Goethe war Christian Gottfried Hermann, Sohn des Dresdener Hofpredigers. Seit 1763 hatte er sich mit größtem Eifer dem Rechtsstudium gewidmet; er war einer der fleißigsten und

gesetztesten akademischen Bürger. Wolfgang schloß sich mit vollem Vertrauen an den ruhig gemessenen, ernsten, aber auch zu gemüthlichem Scherze aufgelegten Freund an, der für ihn auch dadurch bedeutend ward, daß er ein großer Kunstfreund war und eine besondere Gabe nach der Natur zu zeichnen besaß, wodurch er seine Neigung zum Zeichnen aufs neue weckte. Nähern Antheil nahm an ihm auch der zwanzig Jahre ältere Naumburger Gottlob Friedrich Krebel, der Obereinnehmer der Generalaccisкasse und eben mit der Herausgabe eines „Titularbuches, besonders für die Kursächsischen Lande," beschäftigt war; mit Genealogie, Geographie und Topographie Deutschlands und des Auslandes war er sehr vertraut. Dieser immer frohe, aus etwas vorliegenden himmelhellen Augen heiter schauende, große und wohlbeleibte Mann hatte seine Freude daran, ihn in Falstaffischer Weise zu necken und zu lebhaftem Wortgefecht anzuregen.

Abends fanden sich viele andere Gäste bei Schönkopf ein, unter ihnen Ernst Wolfgang Behrisch, Hofmeister eines Grafen von Lindenau, eine hagere, wohlgebaute Gestalt mit sehr langer Nase, schroffen Zügen, aber feinen Manieren. Wolfgang sollte mit diesem bald in vertrauteste Verbindung treten, da der Geist sprühende, wie Quecksilber bewegliche Jüngling die Aufmerksamkeit des elf Jahre ältern Sonderlings erregte, unter dessen Seltsamkeiten sich ein wahrhaft gebildeter Geist und ein wohlwollendes Herz bargen. Selbst Gellert hielt auf Behrisch große Stücke. Dieser ward für Wolfgang dadurch von größtem Einflusse, daß er, mochte er auch mit Nichtigkeiten und Albernheiten viele Zeit vergeuden, ihm doch ein treuer Freund und ein scharfer Richter wurde. Freilich verzerrte er auch das Gute, aber der lebendige Widerstreit wirkte fördernd und der Spott traf die wirklichen Schwächen desto tiefer. So war also der Jüngling wieder in einen Kreis älterer Freunde getreten, deren reiche Erfahrung ihm zu Gute kam, wie ihre so verschieden gemischten Charaktere seine Menschenkenntniß erweiterten.

Der Trübsinn war bald zerstoben, aber um seine Neigung zu der Wirthstochter, von der die Kunde leicht nach Frankfurt gelangen konnte, zu verschleiern, griff er zu einem wunderlichen Mittel. Er stellte sich in ein Fräulein verliebt, dem er in auffallender Weise den Hof machte. Wahrscheinlich hängt hiermit der Wechsel seiner Garderobe zusammen, den Goethes späterer Bericht einer andern Veranlassung zuschreibt. „Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer", berichtet Horn den 12. August an Moors, „und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen goût, der ihn auf der ganzen Universität auszeichnet. — Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seinem gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich, blos weil es die Fräulein gern sieht, solche Porte-mains und Gebärden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen halten kann. — Sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat." Ruhig ließ Wolfgang sich alle Neckereien gefallen, nur um die Blicke von seiner wirklichen Neigung abzulenken. Wenn der von Ostern 1765 bis 1767 in Leipzig studirende Jerusalem, der Sohn des berühmten Kanzelredners, ihn als einen „Gecken" bezeichnet, so mochte dabei auch die Erinnerung an dieses seltsame Gebaren mitwirken; freilich konnte dem zwei Jahre ältern ernsten Jünglinge auch sonst das sprudelnde und bewegliche, nach Herders späterm Ausdrucke spatzenhafte Wesen des zu tollen Streichen aufgelegten, aber dann auch wieder einmal ernst gestimmten, leidenschaftlich bewegten Jünglings nicht behagen.

Ueber seinen Besuch der Vorlesungen im ersten Sommerhalbjahr wissen wir wenig. Böhmes Unwillen erregte er dadurch, daß er die von diesem angeführten Beamten mit seltsamen Perrücken an den Rand seines Heftes zeichnete, wodurch er seine Nachbarn zum Lachen brachte. Bei Gellert fühlte er nur zu sehr, daß dieser von der aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömenden Dichtung keinen

Begriff habe, und es verletzte ihn, daß er von allen neuern Dichtern völlig schwieg. Clodius traf sein nachträglich eingereichtes Hochzeitsgedicht sehr scharf; dieser Mißbrauch mythologischer Figuren zu einem so geringen menschlichen Zwecke schreibe sich aus pedantischer Zeit her. Die Schonungslosigkeit, womit er am Gedichte kein gutes Haar ließ, erbitterte Goethe um so mehr, als man leicht erfahren konnte, von wem dieses unglückliche Machwerk herrühre.

Einen mächtigen Einfluß übte auf den nach klarer Anschauung verlangenden Dichter Lessings noch im Frühling erscheinender „Laokoon", da dessen scharfe Bestimmung der Grenzen der Malerei und Dichtung, die man bisher als unter gleichen Gesetzen stehend angesehen hatte, auf ihre wesentlich verschiedene Natur hinwies. Wohl um dieselbe Zeit lernte er, vielleicht zunächst durch Schlosser veranlaßt, William Dodds schon 1757 in zweiter Auflage erschienene Sammlung »The beauties of Shakespeare selected« kennen. Aus den einzelnen schönen Stellen in der Ursprache wehte ihn lebendiger als aus Wielands Uebersetzung der Geist des Dichters an, den er von jetzt an zu seinen echten Lehrern zählte. Freudig begrüßten damals alle Bühnenfreunde die Erbauung des neuen Theaters, zu dessen am 18. Juli erfolgender Hebung der junge Dichter Michaelis (er war Ende 1746 geboren) den Zimmermannsspruch dichtete. Goethe muß sich auch mit diesem berührt haben, der außer seinen medizinischen Vorlesungen auch bei Gellert und Ernesti hörte und schon in diesem Jahre eine Sammlung Gedichte herausgab.

Jetzt trat er auch in vertrautere Beziehung zu den beiden Söhnen des Buchdruckers Breitkopf, zu dem einige Monate ältern Bernard Theodor, einem ausgezeichneten Klavierspieler, und dessen im September 1750 geborenen Bruder Christoph Gottlob, dessen außerordentliche Seelengüte und Treuherzigkeit ihn anzogen. Die ältere Schwester Sophie Constanze stand damals in voller Jugendblüthe.

Eben in diesem Sommer wurde der Bau des neuen Breitkopfischen Hauses zum silbernen gegenüber dem bisherigen zum goldenen Bären, vollendet. Wahrscheinlich hatte schon Fleischer ihn bei Breitkopf, wie auch bei Buchhändler Reich und dessen Geschäftsgenossin Fräulein Weidmann, eingeführt, mit denen er in freundlicher Verbindung stand.

Die einige Zeit durchgeführte Verstellung ward dem jungen Studenten doch nachgerade unerträglich. Da Freund Moors ihn ernstlich darüber zur Rede stellte, ja mit Abbruch der Freundschaft drohte, vertraute er Horn sein Geheimniß, der, was ihm selbst schwer fiel, jenem berichten möge. Doch erst am 3. Oktober theilte dieser Moors mit, Goethe habe sich nur verliebt gestellt und „Staat gemacht", um zuweilen sein Mädchen, das unter seinem Stande sei, zu sehn und zu sprechen, ohne daß jemand Argwohn schöpfe; manchmal begleite er ihn zu diesem. „Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. — Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und angenehmste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er da erst sein!" Bereits zwei Tage früher hatte Goethe, im Glauben, Horn habe Wort gehalten, sich selbst an Moors gewandt, und sein Verhalten bei diesem Zwillingsfreunde zu vertheidigen gesucht. „Was ist Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, damit anzustreichen. Und Geld ist ein eben so elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen und jetzo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. — Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, Du

würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des größten Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beizutragen." Unfähig, die Verstellung länger zu ertragen, trat er jetzt offen als Käthchens Liebhaber hervor und ließ das gnädige Fräulein fahren. So gab er sich ganz der schmeichelnden Leidenschaft hin, ohne zu bedenken, wozu dies führen solle. Es lag in dieser Liebe etwas knabenhaft Phantastisches, da er die Vorurtheile der Welt verachtete, ohne den Muth zu haben, ihnen zu trotzen. An demselben Tage schrieb er an Trapp, wiederum Französisch, aber ohne Verse. Es freue ihn sehr, daß Charitas seinen vor vier Monaten an ihn gerichteten Brief, in welchem er seine Liebe zu ihr so lebhaft ausgesprochen hatte, zu besitzen gewünscht; er möge ihr denselben nur geben, damit sie ihn bewahre und sich manchmal dabei eines unglücklichen Liebhabers erinnere, der sie liebe, ohne jemals einen Erfolg seiner Liebe zu erwarten, der ihr das glücklichste Leben wünsche, ohne hoffen zu können, etwas zu ihrem Glücke beizutragen. Damit war denn dieses Verhältniß mit geziemender Galanterie glücklich abgethan. Sein Glück bildete Käthchen, deren Namen (A. K. S.) er in diesem Herbste in seine Linde über seinem eigenen einschnitt.

Anfangs Oktober wurde das alte Theater geschlossen und das neue mit Schlegels „Hermann" eröffnet. Auf dem von Oeser, dem Direktor der Zeichenakademie, gemalten Vorhange sah man den Vorhof zum Tempel der Wahrheit, auf welchem Bildsäulen der alten Dramatiker und einiger Französischen und Deutschen Nachahmer standen, aber in der Mitte schritt ein Mann in leichter Jacke gerade auf den Tempel los, der Shakespeare sein sollte. Clodius hatte die Reden zum Schlusse des alten Theaters und zur Eröffnung des neuen in breiten Alexandrinern gedichtet. Hatte der Professor Wolfgangs Hochzeitsgedicht wegen des pomphaften mythologischen Schmuckes heruntergerissen, so war doch die

hier zu Tage tretende Sucht, in Nachahmung Ramlers durch vollklingende Griechische und Lateinische Wörter den Ton zu heben, nicht weniger pedantisch. So konnte denn der noch durch die bittere Verurtheilung seines Gedichts gereizte Student nicht unterlassen, die von Clodius gebrauchten Fremdwörter in einem Gedicht an den Kuchenbäcker Händel flott paradiren zu lassen, wo sie die ergetzlichste Wirkung thaten. Er schrieb es in Händels Kuchengarten beim Dorfe Reudnitz mit Bleistift an eine Zimmerwand des Hauses. Nicht weniger wurde sein Spott durch desselben Clodius einige Zeit später aufgeführtes Lustspiel „Medon oder die Rache des Weisen“ aufgeregt, zu dem er an demselben Abend bei Schönkopf einen witzig die innere Nichtigkeit des Stückes parodirenden Prolog Harlekins hinwarf, den Freund Horn sofort zu allgemeinem Ergetzen vortrug. In Schönkopfs Wirthschaft ging es diesen Winter, wo das Glück anmuthiger Neigung Wolfgangs Seele voll erschloß, ungemein lustig her, besonders Sonntags, wo sich dort eine größere Gesellschaft regelmäßig zum Punsche versammelte. Wolfgang sang mit Käthchen aus Zachariäs von diesem selbst in Musik gesetzten Liedern, die Käthchens jüngerer Bruder mit dem Klavier begleitete. Zuweilen spielten auch andere kundige Musiker, und ein gegenüberwohnendes Fräulein Obermann, die sich als Konzertsängerin ausbildete, erfreute durch ihren Gesang. Schon damals kam es zu kleinen dramatischen Aufführungen, wie Goethe in Krügers „Herzog Michel“ mit dem von seinem Glück träumenden Knecht allgemeinen Beifall sich erwarb.

Auch im Breitkopfischen Hause war häufig Abends fröhliches Leben. Wolfgang, der sich beim Umzuge besonders hülfreich erwiesen hatte, war immer vertrauter mit der Familie geworden. Musikalische und dramatische Aufführungen, besonders von Sprichwörtern, in denen er außerordentlich glücklich war, auch Gesellschaftsspiele und Scherze aller Art würzten die Abende. Wie viel glücklicher fühlte

er sich jetzt als zur Zeit, wo er von Frau Böhme sich zurechtweisen lassen mußte! Die treffliche Dame war gefährlich erkrankt, so daß sie keine Besuche mehr annehmen konnte, und sie starb bereits im Februar 1767.

Theater und Konzerte boten vielfach bildende Unterhaltung. Auf der Bühne erfreuten Wolfgang auch manche lustige Singspiele. In den Konzerten bewunderte er die durch Schönheit und seelenhaften Vortrag besonders die Jugend hinreißende erst sechzehnjährige Corona Schröter und die mit einer ungemein vollen, reinen, klangreichen und ausgebildeten Stimme begabte achtzehnjährige Schmehling. Er machte wohl bereits damals auf den Wunsch von Coronens Verehrern kleine Gedichte, in denen er sein eigenes Gefühl aussprechen konnte; man pflegte damals in Leipzig solche zum Preise von Schauspielerinnen und Sängerinnen auszustreuen.

Neben den nothwendigen wohnte er auch andern Vorlesungen bei, zu denen die Wißbegierde reizte. Am wichtigsten wurde für seine nach einem festen Haltpunkte seiner künstlerischen Natur sich sehnende Seele der Zeichenunterricht bei Oeser. Dieser mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne gerichtete, allem Schnörkelwesen abholde Meister wollte seine Schüler nicht zu Malern machen, nur Auge, Einsicht und Geschmack bilden, zum Verständnisse und Genusse von Kunstwerken befähigen. Was der berühmte Winckelmann von ihm gelernt hatte, das Ideal sei Einfalt und Stille, das Schöne der Kunst beruhe mehr auf feinem Sinne und geläutertem Geschmack als auf tiefem Nachdenken, das hörte Wolfgang jetzt aus dem Munde desselben mit freudigster Begeisterung an seinem großen Römischen Schüler hängenden Lehrers, der auf alle seine oft wunderlichen Gedanken gern einging. „Was bin ich Ihnen nicht alles schuldig?" schrieb ihm Wolfgang bald nach seiner Heimkehr von Leipzig. „Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten habe ich die nicht alle durch Sie?

Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers! Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern als Sie? Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, Herr Professor, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt." So sehr war Oesers Unterweisung der Mittelpunkt seiner künstlerischen Ausbildung.

Leider trübte Wolfgang sich das Glück seiner Liebe nicht selten durch eifersüchtige Quängeleien, da die hübsche Wirthstochter sich vielen andern auch freundlich erzeigen mußte, und er so wenig ein ausschließliches Recht auf sie beanspruchen durfte, daß von einer Aussicht auf eine Verbindung mit ihr gar keine Rede sein konnte. Als er im Frühling einmal an seine Linde kam, sah er mit tiefer Rührung den aus dem Namen der Geliebten hervorgequollenen Saft auf seinen eigenen herabfließen; unwillkürlich ward er dadurch an die Thränen erinnert, die er durch seine Unart oft der Geliebten erpreßt. Sofort eilte er zu dieser, um ihr alles abzubitten. Auch trieb es ihn, diesen Vorfall in einer Idylle darzustellen, die er nie ohne Bewegung lesen konnte.

Den Mittwoch nach Ostern, den 22. April, trat die talentvolle Caroline Schulze mit ihrem Bruder, einem ausgezeichneten Balletttänzer, in dem Ballet „Das Leben der Bauern" auf. Ihren Triumph feierte die Künstlerin als Julie in Weißes zuerst am 6. Mai gegebenem Trauerspiel „Romeo und Julie". Oeser, der die Dekorationen zu dem Stücke gemacht, malte sie in dieser Rolle. Noch in höherm Alter erinnerte Goethe sich dieser glänzenden Leistung. Damals versäumte er keine ihrer Vorstellungen; auch feierte er die

talentvolle Schauspielerin in ausgestreuten Versen, in denen er sie bat, sich nicht mehr zum Ballettanzen herabzulassen.

Um Ostern kam der Dichter Zachariä, Professor der Dichtkunst am Carolinum zu Braunschweig, auf ein paar Wochen nach Leipzig, wo er bei Schönkopf speiste, da sein Bruder, ein stiller Mann, dort stehender Gast war. Der vierzigjährige Dichter hatte sich von der Tischgesellschaft einer ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen. Wie enge sich Wolfgang an ihn schloß, zeigt die Ode, welche er an diesen „Liebling der Muse“ bald nach dessen Abreise richtete. Die sehnsüchtige Klage schlug hier einen höchst gezwungenen Ton an und beschwur ganz unnöthig die Griechische Mythologie, so daß Clodius seinen Parodisten deshalb mit gleicher Münze hätte bezahlen dürfen; am wenigsten zeigt sich hier eine Spur von Oesers Einfalt und Stille. Seine Dichtung war damals eben in voller Gährung und er fühlte sich gerade unglücklich genug zum Odenschwunge begeistert, ohne aber doch zu einem antiken Versmaße zu greifen. Als er am 6. Mai einem Freunde einen Vers ins Stammbuch schreiben sollte, bediente er sich dazu eines kleinen, glücklichstes Behagen aussprechenden Gedichtes von Gleim. Die wenigen daran vorgenommenen Veränderungen sind recht bezeichnend: Gleims Mädchen ist „schön zum Küssen“, das Wolfgangs „willig ihn zu küssen“, und statt des *einen* Freundes hat er deren viele.

Um diese Zeit erschien Lessings „Minna von Barnhelm“, das erste nationale Lustspiel, welches in Leipzig um so bedeutender wirkte, als die Liebenswürdigkeit der Sächsinnen hier gleichsam in Scene gesetzt war. Sie mußte Wolfgang, als einen freilich in Leipzig schon etwas abgekühlten Verehrer des großen Preußenkönigs, auch wegen des Lichtes, das auf jenen Helden fiel, besonders ansprechen. Er selbst kam damals auf unschuldige Weise in bösen Ruf. Freund Horn hatte die Spottverse auf die Theaterreden von Clodius mit Einschiebung einiger Verse gegen dessen

„Medon" gerichtet, und weil er mit dieser Umdichtung bei den nähern Freunden wenig Beifall fand, sich verleiten lassen, sie an manchen Orten zu verbreiten, so daß bald Abschriften davon herumgingen. Clodius und seine nicht unbedeutende Partei wurde dadurch bitter verletzt. Man spürte dem Verfasser nach, den man bald in Wolfgang fand, von dessen Seltsamkeiten man viel zu erzählen wußte. Nicht damit zufrieden, sich ihn als einen böswilligen Spötter zu denken, machte man ihn zu einem sittenlosen, verdorbenen Menschen in der Weise des vor fast fünfzig Jahren in äußerstem Elende verkommenen Dichters Günther. Die Kunde von diesem Attentat gegen Clodius kam auch nach Dresden, wo man dem Vater des jungen Grafen von Lindenau mittheilte, dieser schlechte Mensch sei der vertrauteste Freund von Behrisch, der mit ihm bis spät in die Nacht herumziehe, selbst seinen Sohn in dessen Gesellschaft in einen Garten führe, wo sich Mädchen von zweifelhaftem Rufe fänden. Sofort kündigte der Graf dem gewissenlosen Hofmeister. Freilich erhielt dieser gleich durch Gellerts Verwendung eine Berufung an den Dessauer Hof, aber Wolfgang verlor in ihm einen höchst angenehmen, innig theilnehmenden Freund. Als Clodius jetzt seinen „Medon" im zweiten Stücke seiner „Versuche aus der Literatur und der Moral" herausgab, deutete er darauf, daß er, sollte dieser den Beifall anderer würdiger Männer finden, „wenig auf die Einfälle derjenigen halten würde, die unter der Kritik sind". Das war „die Rache des Weisen" an dem vorlauten Frankfurter Studentchen.

In diesen Sommer fällt auch die nähere Bekanntschaft mit Oesers Tochter, Friederike Elisabeth, die ein Jahr älter als Wolfgang war. Während des Winters scheint dieser sie kaum gesehen zu haben, da sein Verhältniß zu Oeser noch kein so vertrautes war, daß dieser ihn zu seinen abendlichen Kreisen gezogen hätte, an denen der als Dichter so sehr geschätzte Kreissteuereinnehmer Weiße, dessen Freund Garve, der akade-

mische Sprachmeister Huber, der Kaufmann und Kunstsammler Kreuchauff u. a. Theil nahmen. Oeser freute sich des lebhaften Jünglings, mit dem er gern um die Thore der Stadt spazierte. Im Sommer lud er ihn nach seinem Landgute Dölitz ein, wo er oft den heitern Freundeskreis zusammentraf, besonders aber durch die freilich von Blattern



Abb. 8. Nach einem Bilde von Johann Heinrich Tischbein.

entstellte, aber gebildete, geistreiche, schalkhaft witzige, muntere und herzliche Tochter sich angezogen fühlte, die an dem geistsprudelnden, selbstbewußten und doch so bildsamen Jünglinge lebhaften Antheil nahm. Wir bringen hier ihr Bildniß und das ihrer mit dem Kupferstecher Geyser vermählten Schwester. Da gab es oft lebhafte Witzturniere. Wie in Dölitz, so sprach Wolfgang auch in Sellerhausen,

eine Stunde von Leipzig, häufig ein, wo Reich im Sommer auf seinem Landgute wohnte. Ein Baumgang am schattigen Ufer der Nietschke nach Reudnitz hieß noch lange der Poetengang; an dem steinernen Tische auf einer Höhe des Gartens soll Wolfgang oft gesessen haben.

Auch an tollen Streichen eines verwegenen Humors ließ es der junge Student nicht fehlen; theils um Freunden sich gefällig zu erweisen, theils zur Würze der eintönigen Langweile des Lebens. Nur zufällig wissen wir, daß ein Livländer, der Theolog Bergmann, der Ostern 1767 die Hochschule bezog, ihn in einem Zweikampfe leicht am Arm verwundete. Wolfgang soll durch eine vom Zaune gebrochene Beleidigung des Fuchses dazu die Veranlassung gegeben haben. Lustige Mystifikationen waren an der Tagesordnung, worunter Horn, den man von dem Sächsischen Narrenort Pegauer nannte, besonders leiden mußte.

In diesem Frühling und Sommer muß Wolfgang manches gedichtet haben, da Behrisch in die kostbare Abschrift seiner Gedichte um so weniger Aelteres aufnehmen konnte, als die frühern Gedichte verbrannt waren. Den größten Theil bildeten wohl die durch den Anblick von Kupfern und Zeichnungen in Leipziger Sammlungen veranlaßten Gedichte, in welchen er, wie er selbst sagt, den vorhergehenden und nachfolgenden Zustand der dargestellten Personen beschrieb oder ein für sie passendes Lied gab.

Behrischs Abgang am Ende des zweiten Sommerhalbjahres riß in Wolfgangs Leben eine empfindliche Lücke. Ende August oder Anfangs September eilte er nach Dresden, da es ihn drängte, im Anschauen der Meisterwerke der dortigen Galerie, die schon Ende September geschlossen wurde, Herz und Geist zu erfrischen. Aus dem ihm eigenen Aberglauben, jede bedeutende Absicht, die man andern mittheile, werde vereitelt, verheimlichte er allen seine Reise. Weil er von seinem Vater einen Widerwillen gegen Gasthöfe überkommen hatte, wohl mehr noch, weil er in

Dresden ganz unerkannt bleiben wollte, griff er zu dem wunderlichen Mittel, sich bei einem in der Vorstadt wohnenden Schuster, einem Vetter Limprechts, den er wohl aus dessen Briefen kennen gelernt hatte, ein Unterkommen zu verschaffen. Die ganze Zeit seines Aufenthaltes widmete er fast ausschließlich der Galerie. Seine Neigung trieb ihn hier zu den Niederländern, an denen die von ihm in Frankfurt und Leipzig gesehenen Sammlungen am reichsten waren. Leugnete er auch nicht die Verdienste der Italiener (er hatte eben den ersten, diese behandelnden Theil von D'Argenvilles „Leben der Maler" gelesen) und freute sich ihres hehren Glanzes, so standen sie ihm doch noch zu fern, während er in den Niederländern den Sieg der Kunst über die ihm bekannte Natur bewundern konnte. Ihren Geist nahm er so lebendig in sich auf, daß er selbst die Wirklichkeit mit den Augen eines Ostade und Schalken schaute.

Nach seiner Rückkehr zog ihn das gewohnte Leben wieder in seine Kreise, wenn er auch Behrischs Verlust bitter empfand. Diesem widmete er gleich am Anfange seines dritten Studienjahres drei Oden in kleinen freien und reimlosen vierversigen Strophen, die freilich von lebendiger Einbildungskraft und Gewalt über die Sprache zeugen, aber bis zur Dunkelheit überspannt und geschraubt sind. Sie klagen über die in Leipzig herrschende, jeden ehrlichen Mann umstrickende Verleumdung; Behrisch möge die Blumenfesseln der Freundschaft, durch die er an ihn sich gekettet fühle, zerreißen, sich nicht durch den Mitgefangenen halten lassen; für ihn selbst habe schon das letzte Leipziger Jahr begonnen, das rasch fliehen und so auch ihm die Freiheit wiedergeben werde. Diese phantastische Verdüsterung ging rasch vorüber, da so manches ihn reizte, vor allem seine Liebe, der er sich sorglos hingab.

Die Vorlesungen seines Faches wurden nur als Nebensache betrieben; mehr als aus ihnen und durch eigenen Fleiß lernte er von seinen juristischen Tischgenossen, von

denen Hermann schon in diesem Jahre promovirte und Supernumerarassessor beim Hofgerichte ward, Pfeil sich im folgenden die Doktorwürde erwarb. Bildende Kunst, Theater und Konzerte nahmen ihn mehr als je in Anspruch. Neben dem fortgesetzten Unterrichte Oesers studirte er die Kunstgeschichte und sah sich immer mehr in den Leipziger Sammlungen um, deren Besitzer ihm sehr gewogen wurden. Seine Lesewuth war am Sitze des Büchermarkts ungeheuer. Weißes „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“ war besonders an der Tagesordnung, aber auch die Zeitschriften von Nicolai, Klotz u. a. wurden verschlungen. Dazu kamen zahlreiche Flugschriften. Es hänge ihm noch immer, schrieb er im folgenden Jahre von Frankfurt aus, das Scharteckchenlesen an, das in Leipzig oft für Gelehrsamkeit passire. In den Konzerten hatte er den Genuß, zwei bedeutende Sängerinnen nebeneinander zu bewundern. Vier im December bei Aufführung eines Hasseschen Oratoriums auf die Schröter gedichtete Verse haben sich erhalten. Auf der Bühne bezauberte ihn die Schulze, die er am 18. November als Minna in dem mit größtem Beifall aufgenommenen Stücke sah, das bis zum Ende des Jahres sechsmal wiederholt wurde. Zum letztenmal trat sie am 24. Februar 1768 auf. Bei ihrem Abschiedsfeste, an dem Oeser und Weiße sich betheiligten, auch der noch immer Wolfgang grollende Clodius ihr ein Gedicht überreichte, konnte er sich nicht betheiligen, doch war er wohl unter den Studenten, deren Abschiedslieder die Künstlerin ihr Leben lang in einem Foliobande aufbewahrte.

Das Liebhabertheater unter dem „Directeur Schönkopf“ blühte in diesem Winter ganz besonders. Wir wissen von einer glänzenden Vorstellung der „Minna“, in welcher die Schröter die Heldin, Dr. Engel, der spätere Oberdirektor des Berliner Theaters (er war zehn Jahre älter als Goethe) den Tellheim, Goethe den Wachtmeister, Constanze Breitkopf die Franziska und Horn den Just spielte. Auch in

Diderots „Hausvater“ trat Engel auf. Goethe zeichnete sich besonders in komischen Rollen aus, seine glänzendste war die des verliebten Don Sassafras. Auch seine eigene dramatische Dichtung wurde durch das Theater wieder angeregt, da eben alles, was ihn lebhaft ergriff, seine Schöpfungskraft hervorrief. Er dichtete das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten“ als dichterische Buße für die Unarten seiner Eifersucht gegen Käthchen; denn der Schäfer Eridon ist ein Abbild seines eigenen Treibens, wogegen bei dem sich glücklich liebenden Paare Horn und seine Geliebte vorschweben mögen. In diesen Winter fällt auch das damals nur einaktige Lustspiel „Die Mitschuldigen“. Hier läßt sich der Einfluß von Lessings „Minna“, besonders in der Darstellung des Wirthes, nicht verkennen, doch in der äußern Form blieb der Dichter noch beim Alexandriner, da die Versform ihm eine gewisse künstlerische Begrenzung gab, die er bei der Prosa vermißte. Das Stück zeigt, wie tief der Dichter in die Schäden des gesellschaftlichen Lebens geschaut; aber die läßliche Beurtheilung, mit der es schließt, gehört mehr dem Lustspieldichter an, als daß der junge Wolfgang sich wirklich dazu bekannt hätte. Nach Goethes späterm Bericht entwarf und begann er damals, um seinen trübseligen Gedanken über die das Familienleben unterwühlenden sittlichen Schäden Luft zu machen, noch mehrere Schauspiele, aber ließ sie fallen, weil in allen die Verwicklung ängstlich ward und mit tragischem Ende drohte.

Im neuen Jahre (1768) erlitt Wolfgangs Liebe eine, wenn auch sehr natürliche, doch für ihn tief schmerzliche Wendung. Er selbst hatte einen vier Jahre ältern Sächsischen Advokaten, Johann Gottfried Kanne, bei Schönkopf eingeführt. Seiner redlichen Bewerbung konnte Käthchen, die von Wolfgangs Eifersucht so viel gelitten hatte, auch in der Neigung des bald nach Frankfurt zurückkehrenden jungen Studenten nur eine zu nichts führende Spielerei sah, nicht widerstehn. Und nur zu bald mußte Wolfgang sich über-

zeugen, daß ihre Neigung zu Kanne mehr als bloße Laune sei. Wir wissen, daß dieser, wie auch Horn, wenigstens später bei Schönkopf wohnte. Wolfgangs Herz fühlte sich über diese Entfremdung des ihm noch immer gewogenen Mädchens grenzenlos unglücklich. Vergebens suchte er sich ihr auf alle Weise gefällig zu erzeigen; er schenkte ihr Bücher, malte für sie Fächer und andere Galanterien. Als er aber sah, daß alles nichts half, „stürmte er in seine physische Natur, um seiner sittlichen etwas zu Leide zu thun“, er überließ sich einem unregelmäßigen, seine Kräfte übermäßig anspannenden Leben. Wie vor zwei Jahren, floh er auch jetzt an den Busen der im Frühjahre neu belebten Natur. Besonders häufig besuchte er (er wohnte auch wohl diesen Frühling wie die frühern in einem Giebelstübchen eines Wirthschaftsgebäudes zu Reudnitz) Oesers Dölitz, von der sich selten erfüllenden Hoffnung getrieben, dort die heitere Friederike im Garten oder auf der Wiese zu treffen. Auch nach Sellerhausen wandte er oft seine Schritte. Diesmal war seine Muse nicht, wie vor zwei Jahren, verstummt; sie gab ihm manche Sehnsucht und Schmerz der Liebe athmende, aber auch zu frischem Muthe treibende und der Unbeständigkeit der Mädchen spottende Lieder ein, zu denen der ältere Breitkopf Melodien setzte. In dessen Hause verweilte er häufig, nicht allein in der ihm längst vertrauten Familie, sondern auch bei dem mit einer ältern Frau und zwei noch kleinen Mädchen in der Mansarde wohnenden Kupferstecher Stock. Hier übte er sich im Radiren von Landschaften, was ihm wohl gelang; eine derselben widmete er als „ganz gehorsamer Sohn“ seinem Vater, eine andere seinem treuen Freunde Hermann, eine dritte Behrisch. Für Schönkopf machte er eine Wirthschaftsetikette, für Käthchen ein Buchzeichen. Auch übte er sich im Schneiden von Buchdruckerstöcken.

Bei aller Thätigkeit wollte sich die frische Lebenslust nicht wieder einstellen. Als Lessing sich im Mai vier Wochen

zu Leipzig aufhielt, hatten Wolfgang und Horn die Grille, keinen Schritt um den seltenen Mann zu thun; der Zufall, hofften sie, werde diesen ihnen zuführen. Lessing wohnte im Theater einer Vorstellung seiner „Minna“ bei; aber selbst diese besuchte Wolfgang nicht. Das Glück war ihm leider nicht günstig, und so sollte er Lessing nie mit Augen sehn.

Außerordentlich freute er sich auf Winckelmann, der auf der Reise nach Dessau Freund Oeser besuchen sollte. Den Wiedererwecker der alten Kunst zu sprechen, machte er keinen Anspruch, aber mit seinen Freunden wollte er nach Dessau reiten, wo sie ihn häufig in der schönen Gegend, besonders in Wörlitz, zu sehn gedachten. Um so schrecklicher ward er durch die Kunde von seiner den 8. Juni an Deutschlands Grenze erfolgten Ermordung niedergeschmettert; er empfing diese, als er eben zu Oeser gehn wollte, der so erschüttert war, daß er zunächst allen unzugänglich blieb.

Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft von Behrischs Nachfolger, Ernst Theodor Langer, der, obgleich der Graf von Lindenau ihm streng jede Verbindung mit dem verdorbenen Menschen untersagt hatte, doch dem Triebe nicht widerstehn konnte, diesen, von dem er so viel gehört hatte, kennen zu lernen. Und der von edlem Wissens- und Bildungsdrang ergriffene, Geist und Leben athmende, aber gerade zu jener Zeit schwermüthig gestimmte Jüngling zog den fünf Jahre ältern gelehrten und unterrichteten, tief ernsten Mann so mächtig an, daß er sich trotz des Verbotes seines Herrn eng an ihn anschloß und Abends auf längern Spaziergängen sich eifrigst mit ihm unterhielt. Langer machte ihm eingehende Mittheilungen aus manchen Feldern der Wissenschaft, besonders aus der Griechischen Literatur, in welcher er sehr bewandert war. Eine gleiche Anziehungskraft übte Wolfgang auf den vier Jahre ältern Georg Gröning von Bremen, der Ostern von Göttingen nach Leipzig gekommen war, um die juristische Doktorwürde zu erlangen; vorzüglich seine Liebe zur bildenden Kunst (er ward in Oesers

Zeichenstunde Wolfgangs Nachfolger) bewirkte und erhielt diese Verbindung.

Die quälende Unruhe über Käthchens Verlust, die rastlose Anspannung, das unregelmäßige Leben, das schwere Merseburger Bier, der Genuß von Kaffe mit Milch nach dem Mittagessen, eine Erkältung beim Baden, das Einathmen schädlicher Dünste beim Aetzen, vielleicht auch das Brustübel, das er sich schon bei der Reise nach Leipzig zu Auerstädt durch übermäßige Anstrengung zugezogen, alles zusammen regte seine reizbare Natur so gewaltig auf, daß er in einer Julinacht von einem starken Blutsturze befallen ward; doch behielt er Kraft genug, seinen Stubennachbar, den armen Theologen, der an seinem Mißmuth in der letzten Zeit manchmal gelitten hatte, rasch zu wecken und ihn zu dem ihm befreundeten bei Breitkopf wohnenden Arzt Dr. Reichel zu schicken. Dieser beseitigte in wenigen Tagen die Gefahr, aber der Zustand forderte Ruhe. Auch hatte sich an der linken Seite des Halses eine Geschwulst gebildet, die längerer Pflege bedurfte. Die Familien Breitkopf, Reich, Stock, Oeser und Schönkopf nahmen sich aufs liebevollste des Kranken wie eines Familiengliedes an, und von seinen jüngern Bekannten bewährten außer dem treuen Stubennachbar besonders Horn, Hermann, Langer und Gröning ihre treue Freundschaft. Langer unterhielt ihn nicht allein oft bis in die späte Nacht mit Wissenschaftlichem, sondern lenkte auch den Leidenden mit wohlthuender Ruhe auf religiöse Betrachtungen hin, legte ihm seine gläubige Ansicht von der Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und von der durch sie gebotenen stillen Duldung ans Herz, wofür Wolfgang damals um so empfänglicher war, als ein sonst so klarer und gebildeter Geist sie ihm vortrug. Freilich konnte er selbst die Offenbarung des Evangeliums nur mit warmem Gemüthe und voller Seele, nicht mit dem untersuchenden Verstande sich aneignen. Goethe berichtet, er habe Langer damals ganze Körbe Deutscher

Dichter und Kritiker überlassen, wogegen er einige Griechische Klassiker von diesem empfangen.

Mit dem Genesenen machten die Freunde manche Spazierfahrten und suchten ihn auf alle Weise zu vergnügen. Da die Erholung ihren ruhigen Fortgang nahm, konnte er den Entschluß fassen, an seinem Geburtstage, an dem er immer gern etwas Bedeutendes unternahm, Leipzig zu verlassen. Die Kräfte wollten sich freilich so bald nicht wieder einstellen, da seine Nerven zu stark gelitten hatten. Fast anderthalb Jahre später schreibt er an den jüngern Breitkopf, in dem verfluchten Leipzig brenne man so geschwind weg wie eine Pechfackel. Wenn er diesen in demselben Briefe mahnt, sich ja vor der Liederlichkeit zu hüten, so liegt doch kein Grund zur Annahme vor, diese habe einen Antheil an seinem Leiden gehabt; die Aeußerung, das arme Füchslein werde sich nach und nach erholen, geht auf den Verlust seines Liebesglückes, auf den sich auch die Zueignung seiner Lieder mit derselben Anspielung auf den Fuchs der Fabel bezieht.

Reich, der durch Weißes Vermittlung den Verlag von Wielands „Musarion" erhalten, theilte dem Genesenden die ersten Bogen des eben im Druck begriffenen Gedichts mit. Der damals besonders empfängliche Jüngling, der sich wieder näher zu den Alten gezogen fühlte, glaubte in dieser reizenden, zu anschaulichem Leben durchgedrungenen Dichtung das Antike lebendig und neu wiederzusehn.

Mehrfach besuchte er Friederiken in Dölitz, die ihn „mit großem Jauchzen empfing und sich zu Tode lachen wollte, wie ein Mensch die Karikaturidee haben könne, im zwanzigsten Jahre an der Lungensucht zu sterben". Durch die lustige Darstellung ihres ergetzlichen Treibens auf dem Lande theilte sie ihm ihre Freudigkeit am Leben mit. Er sah sie mehrfach, auch einmal im Theater; beim Abschied übergab er ihr ein Heft, welches seine von Breitkopf schon gesetzten Lieder enthielt, mit der Bitte, diese zur Erinnerung an ihn

zu singen. Breitkopf versprach auch seine übrigen Lieder zu setzen, und es war schon von der Herausgabe die Rede. Alle Freunde nahmen an dem Scheidenden innigsten Antheil. Am schwersten ward ihm die Trennung von Käthchen, der sein Herz noch nicht entsagen konnte. Zuletzt sah er sie den Abend des 26., wo er von ihr und ihrer Mutter einige Aufträge erhielt. Eine briefliche Verbindung wurde verabredet, nur mußte er geloben, nie vor dem ersten des Monats zu schreiben. Freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß er Käthchen verloren, und wie hätte er in seinem damaligen Zustande Ansprüche auf sie erheben können! Aber doch durfte er hoffen, wie wenig dies auch seinen Schmerz lindern konnte, sie werde des „guten Jungen", wenn er ihr auch das Leben verleidet, noch oft gedenken und ihn manchmal vermissen. Am Vorabende seiner Abreise und zugleich seines Geburtstags wollte er sie noch einmal besuchen, aber es ward ihm so weh zu Muthe, daß er es nicht vermochte. „Ich war schon unten an der Thüre", schreibt er entschuldigend von Frankfurt aus, „ich sah die Laterne brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht heraufzusteigen. Zum letztenmal, wie wär' ich wieder heruntergekommen!"

2.

Am 3. September sah Wolfgang das alte Frankfurt wieder. Der Empfang war leidenschaftlich herzlich; kehrte ja der blühend Hingezogene abgefallen und halb am Leben verzweifelnd zurück. Am ruhigsten zeigte sich der Vater, der seinen Mißmuth über die Störung des festgesetzten Studienplans möglichst zu verbergen suchte. Cornelia nahm den Bruder um so inniger auf, als sie ihm manches zu vertrauen hatte, was sie selbst der Mutter nicht verrathen mochte. Unter der so lange ihr allein zugewandten Lehrhaftigkeit des Vaters hatte die nach freier Entwicklung sich Sehnende bitter gelitten. Ihre ganze

Seele öffnete sich dem Bruder, dem sie in allem nachstrebte; so hatte selbst ihre steife Handschrift sich ganz nach der seinen gebildet und auch vom Tone seiner Darstellung hatte sie manches angenommen. Tiefschmerzlich empfand sie es, daß sie bei dem Abstoßenden ihrer scharf ausgeprägten Gesichtszüge auf die Neigung eines edlen Mannes verzichten müsse, die ihrem Dasein erst vollen Werth geben würde. Gegen den Vater, der freilich ihren Umgang und ihre Vergnügungen keineswegs beschränkt, dessen fortgesetzte schulmäßige Unterweisung sie aber äußerst gedrückt hatte, war sie immer mehr verhärtet worden; vergebens hatte die Mutter das Verhältniß zu mildern gesucht, unter dem sie um so schwerer litt, als auch Wolfgang beiden Eltern so viele Noth machte. In ihrer Bedrängniß hatte sie sich enger an die glaubensselige Klettenberg und ihren frommen Kreis angeschlossen, wenn auch ihr von jeder Ueberspannung freies natürliches Vertrauen auf eine allweise und allgütige Leitung dadurch nicht getrübt wurde. An dieser lieben Verwandten, die sich auch durch klaren Blick in die weltlichen Dinge auszeichnete, besaß sie eine einsichtige Beratherin in allen Verwicklungen. Den Großvater hatte kurz vor Wolfgangs Rückkehr ein Schlagfall an dem rechten Arme und der Zunge mitten in seiner amtlichen Thätigkeit getroffen und noch immer konnte er nicht sprechen. Auch hatte Wolfgang den vor kurzem erfolgten Tod des befreundeten Malers Seekatz in Darmstadt zu bedauern, auf dessen Rath und Hülfe er so sehr gerechnet hatte. Er selbst durfte baldiger Genesung entgegensehn, da der Arzt seine Lunge für ganz gesund erklärte, nur die dazu führenden Theile angegriffen fand. Seine neue Einrichtung, Besuche und die Zerstreuungen der bald beginnenden Messe nahmen ihn zunächst in Anspruch. Schon in der ersten Zeit kam der von Oeser empfohlene Modeltischler Jung, Aufwärter bei der Leipziger Kunstakademie, auf einer Geschäftsreise nach Frankfurt, wo er in Wolfgangs gastfreiem väterlichen

Hause beste Aufnahme fand. Manche seiner jüngern Freunde fand er in Frankfurt wieder, auch Crespel, der bis zum November blieb. Damals wurde er auch mit einem eben aus Paris zurückgekehrten Landsmann, dem fünfunddreißigjährigen Maler Georg Melchior Kraus, dem Sohne des Gastwirthes zur weißen Schlange, bekannt. Cornelias meist ihm längst bekannte Freundinnen schienen ihm gegen die muntern und feinen Leipzigerinnen eine ganz andere Welt; ihre Empfindsamkeit, ihre gezierte Sittlichkeit, ihr beschränkter Anstand, ihre leidige Trockenheit stießen ihn ab. Nur zu einer neuen Freundin der Schwester, zu Katharina Fabricius in Worms, mit welcher diese in Briefwechsel stand, fühlte er sich sehr hingezogen, so daß er sich selbst mit ihr in briefliche Verbindung setzte.

Sein Herz hing an Leipzig, besonders an dem Schönkopfischen und dem Oeserschen Hause. Schon am 13. September wandte er sich in liebevollem Andenken an seinen „liebsten Lehrer". Um dieselbe Zeit sandte er von der Messe Schere, Messer und Pantoffelleder an Käthchen. Stehe er auch noch immer in Zweifel, ob er nicht die Lungensucht habe, schrieb er den 1. Oktober an Schönkopf, so gehe es doch besser; er nehme an den Backen zu, hoffe auch, da ihn weder Mädchen noch Nahrungssorgen plagten, immer weiter zu kommen. Der Schluß des Briefes richtet sich an Käthchen: ihr Halstuch sei fertig, der Fächer in Arbeit; auch will er ihr Stoff für Schuhe bemalen. Diese antwortete mit muthwilliger Laune, wie sie in den besten Tagen ihres Zusammenlebens zwischen ihnen geherrscht hatte.

Der Arzt suchte durch Stärkungsmittel die gedrückten Kräfte zu heben, besonders empfahl er äußerste Ruhe. Trotzdem konnte Wolfgang sich nicht enthalten, manches zu treiben; er zeichnete, radirte und dichtete; auch die Fachstudien durfte er des Vaters wegen nicht ganz vernachlässigen. Meist war er so beschäftigt, daß die Schwester ihn kaum auf seinem Giebelzimmer zu stören wagte. Mit

einem jungen Engländer in einer Frankfurter Pension trat er damals in nähere Verbindung. Die Schwester verliebte sich sterblich in diesen, aber zu ihrem Unglücke reiste der liebenswürdige junge Mann bald ab; selbst ihr Anschlag, bei einem in ihrem Hause zu veranstaltenden Konzert (Cornelia spielte sehr fertig Clavier) ihren Harry durch Kraus abmalen zu lassen, mißlang. Mehrere Leipziger Freunde besuchten den Bruder bei ihrer Durchreise; zu einem derselben, der ihrem Engländer glich, fühlte sich die Schwester besonders hingezogen. Einmal besuchte Wolfgang mit einem nach Straßburg reisenden Mediziner die während seiner Abwesenheit ins Leben getretene große Senckenbergische Stiftung. Seine größte Freude war es die Sammlungen der Kunstfreunde zu sehn, aber mit seinem Versuche, die von Oeser überlieferten Ansichten zu verbreiten, kam er bei den Besitzern schlecht an.

Sein am 1. November an Käthchen gerichteter Monatsbrief schlägt den gewohnten launigen Ton an. Freilich werde er nun für das gestraft, was er gegen Leipzig gesündigt habe; sein jetziger Aufenthalt sei so unangenehm, als sein Leipziger hätte angenehm sein können, wenn es gewissen Leuten gelegen gewesen wäre, ihm denselben angenehm zu machen. Fünf Tage später antwortet er in heitern Knittelversen Friederike Oeser. Die ihr zurückgelassnen Lieder möge sie voll Lust in ihrem Dölitz singen, wo er sie aus Schmerz gesungen. Ihren Vater versichert er drei Tage später seines innigsten Dankes. Um diese Zeit las er Wielands bei Reich erschienenen „Idris“, Gerstenbergs „Ugolino“, Weißes „Großmuth für Großmuth“ und eine aus dem Englischen übersetzte „Abhandlung von Kupferstichen“. Seine Gedanken darüber, äußert er den 24. an Oeser, seien zwar zum Erzählen ganz erträglich, zum Schreiben aber noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug. So wenig wagte er mit seiner augenblicklich gefaßten Ansicht großzuthun. Cornelia berichtet am 16. ihrer

Freundin Fabricius, der Bruder zeichne ihr allerliebste Köpfe, eben sei er mit einer neuen Komödie beschäftigt. Wenn sie weiter äußert, er lese ihr alles vor, was er schreibe, und sie höre ihm mit außerordentlichem Vergnügen zu, so wird sie schon längst seine beiden aus Leipzig mitgebrachten Stücke gehört haben. Aber schon hatte er wieder zu leiden begonnen, besonders in Folge seiner beim Radiren begangenen Unvorsichtigkeit.

An Cornelias Geburtstag, am 7. December, wurde er von einer heftigen Kolik befallen; vergebens suchte man die furchtbaren Schmerzen zu lindern. Cornelia, die den Anblick nicht ertragen konnte, entfernte sich verzweiflungsvoll. In der äußersten Noth stach die Mutter nach ihrer frommen Gewohnheit eine Stelle der Bibel auf. Das Wort: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man sie und dazu pfeifen", erfüllte sie mit freudigem Trost, und sie hat ihr Leben lang, so wenig wie Wolfgang selbst, dieses liebliche Verheißungswort vergessen. Als alle ärztlichen Mittel nichts fruchteten, griff man zu einem alchemistischen. Der fromme, der Alchemie ergebene Arzt der Klettenberg, Dr. Metz, hatte vor kurzem die gottselige Freundin durch ein auf alchemistischem Wege bereitetes Salz wunderbar gerettet. Die Mutter, welche diesen Arzt auch für sich und ihren Wolfgang gewählt hatte, wenn sie nicht etwa erst im letzten Augenblicke zu demselben ihre Zuflucht nahm, drang in ihn, auch ihrem Sohne dieses Wundersalz zu geben. Und siehe, sofort bewirkte es eine Wendung der Krankheit, wehrte wenigstens den drohenden Erstickungstod ab. Cornelia berichtet ihrer Freundin, des Bruders schrecklicher Zustand habe zwei Tage angehalten, dann sei es etwas besser geworden, doch habe der Kranke sich keine Viertelstunde aufrecht halten können. Drei volle Wochen durfte er das Zimmer nicht verlassen, worin er fast nur von dem Arzte, dem Chirurgen und der Familie besucht ward. Es hatte sich eine neue

Geschwulst am Halse gebildet, die man zuerst vertreiben, dann zeitigen wollte, zuletzt mußte man sie doch aufschneiden. Als tröstende Freundin stand ihm vor allem die Zeichenkunst zur Seite; er bildete das Zimmer mit seinen Möbeln oder die anwesenden Personen ab, stellte auch wohl Stadtgeschichten dar, die man ihm erzählte. Wolfgangs Leiden erregte allgemeinsten Antheil, nur Freund Müller zeigte sich sehr kalt. Cornelia meldet ihrer Wormser Freundin, Wolfgang stehe mit diesem nicht mehr so gut, weil ihre Grundsätze zu verschieden seien; Müllers Philosophie gründe sich allein auf Lektüre, die ihres Bruders auf Erfahrung, und sie sehe nun, daß jene nicht praktisch sei. Als man Wolfgang versicherte, das Uebel sitze nur am Magen, ward er so ruhig und lustig, daß er selbst die um ihn besorgte Familie aufrichten konnte; freilich war er in den Tagen, in denen er dem Tode nahe, wie er selbst sagt, an die große Meerenge, wo alles durch muß, gekommen war, von tiefernsten Gedanken erfaßt worden. „In einem Anfall von großer Narrheit" warf er ein launiges Neujahrslied hin, ja er ließ es zur Unterhaltung drucken. Sonst schrieb er Märchen und zeichnete, letzteres zur besondern Freude des Vaters, der durch seinen Hausfreund, den Maler Morgenstern, die perspektivischen Linien hineinziehen ließ. Dieser begann auch, und um ihn zu beruhigen, ging Wolfgang gern darauf ein, von der baldigen Fortsetzung der juristischen Studien in Straßburg zu sprechen. Weniger behaglich war es dem Vater, daß der Genesende an den alchemistischen Träumereien und Versuchen Gefallen fand, mit denen der Arzt, der ihn durch ein solches Mittel gerettet haben sollte, und Fräulein Klettenberg, die treue Hausfreundin, sich angelegentlichst beschäftigten.

Die erste Kunde der Genesung erhielt Freund Horn; dieser sollte sie Käthchen mittheilen, deren äußerste Besorgniß um ihn seinem Herzen sehr wohl gethan hatte. „Unglück ist auch gut", schreibt er dieser am 30. December. „Ich

habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgendwo in meinem Leben hätte lernen können. — Sobald ich wieder besser bin, werde ich ausgehn in fremde Lande, und es soll nur auf Sie und noch einen [natürlich den von ihr bevorzugten Kanne] ankommen, wie bald ich Leipzig wiedersehn soll. Inzwischen denke ich nach Frankreich zu gehn und zu sehn, wie sich das Französche Leben lebt, und um Französch zu lernen." Sollte er aber trotz dieser schönen Projekte den närrischen Streich machen, vor Ostern zu sterben, so wolle er sich einen Grabstein auf dem Leipziger Kirchhof verordnen.

Zu Anfang des neuen Jahres (1769) fand er sich so wohl, daß er ausgehn durfte. Der fromme, große Stücke auf ihn haltende Legationsrath Moritz gab zur Feier seiner Genesung eine Gesellschaft. Da Farcen damals gerade an der Tagesordnung waren, begann Wolfgang eine solche unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig", die auch gedruckt werden sollte. Seinem Lehrer Oeser theilte er seine Zweifel über den 28. und 30. von Lessings vor kurzem erschienenen „antiquarischen Briefen" mit. Aber noch vor dem Eintreffen von Oesers Antwort hatte er einen neuen schweren Anfall erlitten, der ihn vier Wochen an das Zimmer fesselte. Als er sich eben so weit wieder aufgerafft, daß er zu schreiben vermag, wendet er sich, voll Mißmuth, daß er gar nichts von Leipzig hört, an sein ihm noch immer vor der Seele schwebendes Käthchen. „Seit vierzehn Tagen sitz' ich wieder fest", schreibt er. „Im Anfange dieses Jahrs war ich auf Parole losgelassen; das bischen Freiheit ist auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückchen Februar im Käficht zubringen; denn Gott weiß, wenns alle wird; ich bin aber ganz ruhig darüber, und ich hoffe, Sie werden es auch sein. — Du lieber Gott, jetzt bin ich wieder lustig, mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht so lustig wäre, wie wollt' ichs aushalten? Fast zwei Monat an einem fort ganz eingesperrt." Noch am 14. Februar war er, wie er an Oeser meldet, ein Gefangner der Krankheit, doch mit der nächsten Aussicht auf Erlösung; mit dem Winter, hofft er, werde auch sein Winter zu Ende

gehn, sein Frühling bald wiederkehren. Doch Leipzig, wohin Oeser ihn eingeladen, könne er noch nicht so bald wiedersehn, vielleicht noch nicht in einem Jahre; wenn er komme, müsse er auch eine hübsche Zeit bleiben. Er scheint damals eigensinnig mit dem Gedanken gespielt zu haben, sich in Leipzig niederzulassen und Käthchen doch noch heimzuführen. Oeser hatte ihm erwidert, Lessing habe in dem, was er in jenen Briefen von der Stelle des Plinius sage, lächerlich geirrt; sehe er einem Wappenschneider nur eine Stunde lang zu, so müsse er über die betreffenden Aeußerungen von Christ, Klotz und Lessing in so lautes Lachen gerathen, daß er davon vollkommen gesund werde. Wolfgang fügt seinem Danke über diese Belehrung die bezeichnende Aeußerung hinzu: „Lessing! Lessing! wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn; er ist ein Eroberer, und wird in Herrn Herders Wäldchen [das erste „Kritische Wäldchen" betrifft Lessings „Laokoon"] garstig Holz machen, wenn er drüber kömmt. Er ist ein Phänomenon von Geist, und im Grunde sind diese Erscheinungen in Deutschland selten. Wer ihm nicht alles glauben will, der ist nicht gezwungen, nur widerlegt ihn nicht! Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort thun können. Kein kleinerer Geist wird einen größern überwinden." Diesmal läßt er auch Clodius grüßen, der endlich, zu seiner großen Beruhigung, auf Oesers Verwendung seinen Groll wider ihn hatte fahren lassen. Tags vorher hatte sich Wolfgang in einem Briefe an Oesers Tochter gegen die ganze Bardendichtung und besonders gegen den „Gesang Ringulphs des Barden, als Varus geschlagen war", so launig wie treffend ausgesprochen. Alles Fremde und Forcirte mißfalle ihm; der Dichter solle uns empfinden machen, was wir nie gefühlt; Lärm und Geschrei statt Pathos thue nichts. Vor Gerstenberg hat er alle Achtung; er sei ein großer Geist, der seine eigenen principia habe. Gegen seinen „Ugolino" bemerkt er, Grazie und hohes Pathos könne man nicht zu einer edlen Kunst vereinigen. Lessing schien ihm die Grenzen der

Dichtkunst zu weit auszudehnen. Die Schönheit sei Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit. In seiner Einsperrung, wo Cirkel, Papier, Feder, Dinte und zwei Bücher sein ganzes Rüstzeug seien, glaube er in Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter zu kommen als andere mit ihrer Bibliothekarwissenschaft. Nichts sei wahr, als was einfältig sei. Demuth und Bedächtlichkeit seien die nothwendigsten Schritte auf diesem Wege. So unterhielt er sich während seines traurigen Leidens mit den eingehendsten Betrachtungen über Kunst und Dichtung. Auch der ganze launige Ton des gegen Friederiken in gewohnter Weise die Lanze einlegenden Briefes verräth nichts weniger als den Kranken. Wenn seine Lieder, wie sie sage, ihr nicht gefielen, so habe sie diese von einer bösen Seite angesehen; die Freundin möge sie nur ins Feuer werfen, da er zu den geduldigen Dichtern gehöre, die, wenn ein Gedicht nicht gefalle, ein anderes machten. Gern möchte er durch sie etwas von den neuesten artigen und guten Schriften hören, da diese erst ein Vierteljahr nach der Messe in Frankfurt einträfen. Obgleich seine eigenen Verse, außer wenn ihn ein Räuschchen ermuntere, nicht mehr fließen wollten, könne er doch dem Verlangen nach literarischen Neuigkeiten nicht auf einmal entsagen.

Durfte Wolfgang auch bald die Krankenstube verlassen, die alte Kraft wollte sich eben so wenig wieder einstellen wie die Frische der Seele. An eine Abreise nach Straßburg war vorab nicht zu denken, was den Vater äußerst verstimmte. Immer tiefer versenkte sich Wolfgang in alchemistische Schriften und gottselige Betrachtungen, da die Klettenberg und Legationsrath Moritz große Macht über den Genesenden gewonnen hatten. Daß er wieder mit zum Abendmahl ging, war natürlich. Zu dieser Zeit erfreute ihn ein Besuch seines mit Oeser vertrauten Leipziger Freundes Gervinus aus Zweibrücken. Von ihm erfuhr er, daß Ringulph der Oberamtsadvokat Kretzschmann in Zittau

sei, den man in Leipzig wohl aufgenommen habe. Friederike hatte unterdessen die ganze Schale ihrer muthwilligen Laune über Wolfgang ergossen, ihn besonders wegen seiner schlimmen Ansicht von ihrem Geschlechte aufgezogen. Er antwortete in gleichem Tone. Von seinem eigenen Geschlecht, äußert er, habe er eine sehr mittelmäßige Idee bekommen und keine bessere vom weiblichen, das es ihm darnach gemacht. Er bleibe dabei, daß die Mädchen leichtgläubig seien; Friederikens Mißtrauen zeige ihm nur, daß die klügern mißtrauisch seien. Was er über Ringulph gesagt, müsse er, obgleich er höre, daß dieser Friederikens Freund sei, aufrecht halten. Freilich habe Sachsen die Wildheit und Kühnheit seines republikanischen Geistes gemäßigt, aber ihn nicht „zum Konzert des Lobs stimmen können". Ihrem Vater verdanke er das Gefühl des Ideals, nach welchem er urtheile, wenn er auch jeder Art der Kunst nach ihrem Maßstabe ihr Verdienst zuerkenne.

Anfangs April kehrte der sehnsüchtig erwartete Freund Horn nach Beendigung seiner drei Jahre zurück. Er fand, daß Wolfgang nicht nur ungesund aussehe, sondern auch durch die Reichsluft „stipide" geworden sei. Dieser konnte sich eben so wenig in Horn finden, der gleich ihm an der Liebe krankte. Seine dem lustigen Bruder wunderlich stehende Empfindsamkeit war ihm um so widerwärtiger, als er selbst an keine Treue der Mädchen glauben wollte. Da Horn seine juristischen Studien eifrigst betrieb und mit seiner Empfindsamkeit keinen Anklang bei ihm fand, so sahen sich die Freunde seltener.

Sobald Wolfgang sein Giebelzimmer wieder beziehen konnte, verschaffte er sich ein Windöfchen und alles zu alchemistischen Arbeiten Nöthige, woran ihn der Vater, so ungern er auch dies Treiben sah, nicht hindern mochte. Unter Hülfe seines Arztes und der gottseligen Klettenberg gelang ihm manches; vor allem erfreute ihn die Darstellung des Kieselsaftes. Die alchemistischen Bücher hatten es ihm an-

gethan, mochten sie auch durch ihre seltsamen Verschleierungen den klare Belehrung Suchenden zur Verzweiflung bringen. Von einem Hauptwerke Wellings, »Opus mago-cabbalisticum«, brachte der Buchhändler Fleischer, in dessen Begleitung Wolfgang nach Leipzig gereist war, gerade in diesem Jahre eine neue Ausgabe. Diese trüben Studien führten ihn aber auch zu Boerhaves hellerer Chemie (»Elementa chemiae«) und zu dessen „Aphorismen“ über die Erkennung und Heilung der Krankheiten. Mit ganz besonderm Eifer las er in den vier Theilen von Arnolds „Unparteiischer Kirchen- und Ketzergeschichte“, deren frommsinniger Verfasser in den von der Kirche als Ketzer Ausgestoßenen gerade das echte Christenthum fand; dies stimmte recht zu Wolfgangs Sinne, der ein eifriger Anwalt lebendiger Geistesfreiheit war. Die hier zu Tage tretenden verschiedenartigen Vorstellungen von der Bildung der Welt und ihrem Verhältnisse zur Gottheit erregten seinen vollen Antheil, und seine schöpferische Einbildungskraft ruhte nicht, bis er sich ein eigenes System ausgedacht, wozu er die Hauptzüge aus Welling nahm.

Allmählich betheiligte er sich auch wieder an dem Gesellschaftskreise seiner Schwester. Freilich fand er bei keiner seiner Freundinnen den schalkhaften Witz und die gewandte Feinheit der Leipzigerinnen, doch ihre wohlwollende Neigung und ihre heitere Lebenslust zogen ihn an. Da ließ ihm Käthchen gegen den 20. Mai durch Horn ihre Verlobung mit Dr. Kanne melden. Dies war für ihn ein schwerer Schlag, wenn er auch längst darauf vorbereitet war. Erst am 1. Juni fand er den Muth, ihr Glück zu wünschen. Den ganzen Brief durchzieht das sein Herz zerschneidende Gefühl seines Unglücks und die Bitterkeit über die Veränderlichkeit der Mädchen, deren Herzen nicht Marmor sein dürfen. Vor dem Oktober will er nicht mehr schreiben. Daß sie ihn als ihren guten oder besten Freund bezeichnet, brennt ihm auf der Seele, wenn er an alle die Liebhaber denkt, die sie schon mit Freundschaft eingesalzen habe. „Ich

habe Ihnen immer gesagt, daß mein Schicksal von dem Ihrigen abhängt. Sie werden vielleicht bald sehn, wie wahr ich geredet habe; vielleicht hören Sie bald eine Nachricht, die Sie nicht vermuthen." Diese geheimnißvolle Andeutung bezieht sich auf den Vorsatz, zunächst Deutschland zu verlassen. Als sich im August das Gerücht von seiner neuen Erkrankung in Leipzig verbreitete, erkundigte sich Käthchen mit großer Besorgniß nach seinem Befinden. Denselben Tag, an welchem er im vorigen Jahre sie zuletzt gesehen, erwiderte er in einem kurzen, seinen bittern Schmerz scharf ausprägenden Briefe. Das Gerücht sei eben nicht so ganz gegründet gewesen; er befinde sich erträglich, freilich manchmal weniger, als er wünschen möchte. „Sie können sich vorstellen, daß es nichts als Indisposition war, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe; vielleicht werden bald andere Ursachen Sie abhalten, mir zu schreiben. — Ich bin heute unerträglich. Wenn ich in Leipzig wäre, da säße ich bei Ihnen und machte ein Gesicht, wie Sie sich dergleichen Spektakel noch erinnern können. Doch nein! wenn ich jetzt bei Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben! O könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen, Käthchen, ich schwöre Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheidter sein."

Um dieselbe Zeit bat er den jüngern Breitkopf, ihm doch einmal zu schreiben. „Ich lebe erträglich, vergnüglich und still", vertraut er dieser treuen Seele. „Ich habe ein halb Dutzend englische Mädchen, die ich oft sehe, und bin in keine verliebt; es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, könnte hier recht wohl sein; aber das Sachsen, Sachsen! ei, ei! das ist starker Toback!" Unter diesen Mädchen waren jetzt vier Gerocks und Crespels beide Schwestern. In diesem Kreise konnte er recht munter sein, wenn es auch mehr Lustigkeit des Blutes, wie er selbst einmal sagt, als Freudigkeit des Herzens war, das freilich in der frischen Gegenwart oft die Entfernte und ihren Verlust vergessen konnte. Merkwürdiger Weise gedenkt er in dem angeführten Briefe seiner seit Ostern im Druck begriffenen neuen Lieder nicht, nur bittet

er den Freund, ihm zu schreiben, was der Bruder, der sie herausgab, zu melden habe.

Mit den Frommen war der an Körperschwäche und Liebesschmerz Leidende damals so nahe verbunden, daß er am 21. und 22. September mit dem Legationsrathe Moritz dem Synodus der herrnhutischen Gemeinde auf dem Schlosse Marienborn in der Grafschaft Oberisenburg beiwohnte, das Zinzendorf nach dem Aussterben der dort wohnenden gräflichen Linie (1725) von dem Grafen von Isenburg-Büdingen gemiethet hatte, dessen Geschäftsträger Moritz war. Dort traf Wolfgang noch einen unmittelbaren Schüler Zinzendorfs, den Mähren Neißer, der Messerschmied gewesen, einen Schweizer Loretz, früher Hauptmann, einen gewesenen Französischen Major von Adel u. a. Diese trefflichen Männer hatten, so berichtet er selbst später, seine ganze Verehrung, doch hielten sie so wenig wie Fräulein Klettenberg den jungen Studenten für einen Christen, weil er sich nicht zum Glauben verstehn konnte, der Mensch dürfe nichts von seiner eigenen Kraft erwarten, alles sei Ausfluß der göttlichen Gnade. In diesem Herbste besuchte er auch Worms, vielleicht gleichfalls in Begleitung von Moritz. Er sah hier auch Charitas Meixner, die wohl schon ein ausgesprochenes Verhältniß hatte, und ihren Vetter Trapp wieder, lernte auch Katharina Fabricius kennen, mit welcher er selbst Briefe gewechselt hatte. Auf einer Fensterscheibe der damals der Familie von Kampf gehörenden Eulenburg vor dem Mainzer Thore ritzte er seinen Namen mit der Jahreszahl ein.

Erst Ende September war der Druck seiner „Neuen Lieder" mit Breitkopfs Melodien vollendet. In einer Beurtheilung, die Hillers „Nachrichten und Anmerkungen, die Musik betreffend," schon am 30. Oktober brachten, hieß es, dem Dichter fehle es keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart; die Lieder hätten wohl verdient in einer Sammlung bekannt gemacht und so

artig komponirt zu werden. Wolfgang selbst, dessen Name ungenannt blieb, wurde durch das Erscheinen der Lieder, die ihn in eine ganz andere Zeit zurückversetzten, schmerzlich berührt; nichts lag ihm ferner als einen besondern Werth darauf zu legen. Bald nachher sah er den ersten großen Mann, den Korsen Paoli, der auf der Reise nach England durch Frankfurt kam. Dieser begegnete den zu ihm sich drängenden Neugierigen mit heiterer Gefälligkeit. Auch J. G. Schlosser, der seine Stelle in Treptow aufgegeben hatte, kehrte nach Frankfurt zurück, um wieder als Sachwalter aufzutreten. Mit Wolfgang, den er so verändert fand, berührte er sich freundlich. Daß Käthchen ein Lied zu ihrer in nächster Zeit zu feiernden Hochzeit von ihm verlangte, setzte ihn in arge Noth. Er antwortete nicht; erst später schrieb er gelegentlich, er habe einige Hochzeitlieder versucht, die aber seine Empfindungen zu viel oder zu wenig ausgedrückt, und wie habe sie von ihm zu einem freudigen Feste ein würdiges Lied begehren können!

Im folgenden Winter stellte sich Wolfgangs Natur allmählich so weit her, daß er wieder an Theater, Konzerten und Gesellschaften vollen Antheil nehmen konnte. Aber der Schmerz um Käthchens Verlust zitterte noch immer in ihm nach. Im December regte ein Traum, in welchem er sie verheiratet sah, so lebhaft sein Herz auf, daß er nicht länger schweigen konnte. Er fragte sie gleich am nächsten Morgen, ob die Vermählung unterdessen wirklich erfolgt sei; in diesem Falle wünsche er, daß sie der Anfang ihres Glückes sein möge. „Mein Körper ist wieder hergestellt", schreibt er, „aber meine Seele ist noch nicht geheilt; ich bin in einer stillen, unthätigen Ruhe, aber das heißt nicht glücklich sein. Und in dieser Gelassenheit ist meine Einbildungskraft so stille, daß ich mir auch keine Vorstellung von dem machen kann, was mir sonst das Liebste war. — Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen schicken. — Seit — ja seit langer Zeit sind meine Lieder so verdrießlich, so übel gestellt als mein Kopf, wie Sie an den meisten sehn können,

die schon gedruckt sind, und an den übrigen auch sehn werden, wenn sie gedruckt werden sollten." Er habe ihr noch einmal schreiben müssen, ehe er sicher wisse, daß sie verheiratet sei. Sie selbst solle ihm nicht antworten, da er ihre Hand nicht mehr sehn, ihre Stimme nicht mehr hören möge. Doch werde sie binnen einem Vierteljahre noch einen Brief von ihm erhalten, der ihr sage, wohin und wann er reise. Die von ihr gewünschten Bücher sandte er unter ihrer Adresse.

Daß er Ostern nach Straßburg gehe, stand jetzt fest. Vater und Sohn drängten gleichmäßig darauf, der eine, weil die Fachstudien schon zu lange unterbrochen waren, der andere, weil er sehnlichst verlangte, immer weiter von Käthchen sich zu entfernen, als ob er beruhigter würde, wenn er im Auslande, in Frankreich sei; denn mochten auch die Franzosen die Elsässer als Deutsche Unterthanen des Königs von Frankreich betrachten, Frankreich hatte seinen Raub sich gesichert. Für den Entschluß ernster Fassung zeugt auch das jetzt angelegte Quartheft mit der Aufschrift: „Ephemerides. Was man treibt, Heut dies und morgen das. 1770." Den Inhalt bilden kurze Aufzeichnungen aus gelesenen Büchern, darunter auch Büchertitel; daneben finden sich eigene zur Uebung im Französischen und Lateinischen entworfene Bemerkungen. Das erste noch in Frankfurt geschriebene Drittel des Heftes verräth die Beschäftigung mit Französischer und Deutscher Sprache und Literatur, aber auch Shakespeare in Wielands Uebersetzung erscheint; vom Griechischen findet sich keine Spur, wenig Juristisches, dagegen viel über Theorie und Geschichte der bildenden Kunst, der Dichtung und Musik, auch Betrachtungen über Gott und Welt; auf alchemistische und kabbalistische Studien deutet noch manches hin.

Als er durch Horn vernahm, die Hochzeit sei bis Ostern verschoben, hielt er sich an die freilich äußerst entfernte Möglichkeit, das Schicksal könne ihm doch endlich noch die Geliebte schenken. Er lebe, schrieb er Käthchen

am 23. Januar, ruhig, frisch, gesund und fleißig, da er kein Mädchen im Kopfe habe; aber Frankfurt sei er nun satt. Ende März gehe er nach Straßburg, wo ein Brief von Käthchen Schönkopf ihm immer willkommen sein werde. „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen, und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wissen, was das heißt. Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wissen, daß ich, so lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe." Von Straßburg gehe er nach Paris, wo er eine gute Zeit zu bleiben gedenke. „Und hernach — das weiß Gott, ob daraus etwas wird." Sollte ihre Hochzeit in diesem Jahre noch nicht erfolgen, so hänge er sich gewiß nicht; ja er denkt an die Möglichkeit, ihr noch Halstuch und Fächer, die er ihr so lange versprochen, bringen und sie Mademoiselle Schönkopf oder Käthchen Schönkopf anzureden. Freilich werde seine Verbindung mit ihr ein großes Spektakel werden, aber doch sei sie nur unwahrscheinlich, nicht unmöglich. Wenn seine Schwester heirate, theile er das Haus mit den Eltern und er bekomme zehn Zimmer, alle schön und wohl möblirt im Frankfurter Geschmack. Dies war wohl der Plan des Vaters, der Wolfgang nicht von sich lassen wollte. Da es aber doch scheine, Käthchen wolle ihn nicht, bittet er sie, ihm eine ihrer Freundinnen zu freien, die ihr am ähnlichsten, da es ja mit dem Herumfahren nichts sei. „In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach — Ich habe ein Haus, ich habe Geld; Herz, was begehrst du? Eine Frau!" Diesen freien Erguß gegen die der Vermählung Entgegensehende soll die schließende Bemerkung entschuldigen, heute sei er einmal lustig gewesen.

Dem Vater konnte Wolfgangs schmerzliche Spannung in Folge eines unmöglichen Verhältnisses nicht verborgen bleiben, was dessen Mißstimmung und Unruhe steigerte. Durch unvorsichtige Aeußerungen über den vom Vater mit solchem Bedacht geplanten Hausbau und die Möglichkeit eines Umbaues im Leipziger Geschmack setzte er diesen in

heftigen Zorn, den die Mutter mit Mühe beschwichtigte, ohne die Nachwirkung dieses Verdrusses tilgen zu können.

Die dichterischen Arbeiten waren mehr in den Hintergrund getreten, besonders da er seine Fachwissenschaft jetzt eifriger vornehmen mußte. „Wenn unter meinen Liedern Ihnen etwas gefallen hat", schrieb er am 6. Februar an Assessor Hermann, „so freut michs. Daß ich mit der Zeit was Bessers machen werde, hoffe ich; mit uns Quasimodogenitis muß man Geduld haben. Malerei und Musik, und was Kunst heißt, ist noch immer meinem Herzen so nah als ehmals." Freund Reich hatte ihm Wielands bei ihm verlegte „Dialogen des Diogenes" auf der Post geschickt, und er hatte sie „auf der Post" (in aller Eile) gelesen. „Es war das liebste Geschenk, das er mir hätte machen können", bemerkt er gegen Hermann. „Die Kupfer [von Oeser] sind excellent und das Buch ist von Wielanden. Man muß seinen Namen nennen; denn den Charakter, die Laune dieses Mannes zu schildern oder zu beurtheilen, ist nichts für uns." Dem freundlichen Verleger schrieb er über sein Geschenk: „Empfinden und schweigen ist alles, was man bei dieser Gelegenheit thun kann; denn sogar loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist wie er. Aber geärgert habe ich mich schon auf Wielands Rechnung, und ich glaube mit Recht. Wieland hat das Unglück, oft nicht verstanden zu werden; vielleicht ist manchmal die Schuld sein, doch manchmal ist sie es nicht, und da muß man sich ärgern, wenn Leute ihre Mißverständnisse dem Publiko für Erklärungen verkaufen." Nach Oeser und Shakespeare sei Wieland noch der einzige, den er für seinen echten Lehrer erkennen könne; diese allein hätten ihm gezeigt, wie ers besser machen sollte. Schließlich bittet er Reich, dem Dichter Wieland einen Menschen bekannt zu machen, der nicht Manns genug, seine Verdienste zu schätzen, dessen Herz aber zärtlich genug, sie zu verehren.

Von allem, was er selbst geschrieben, gefielen ihm nur die „Mitschuldigen", deren neue Ausführung in drei Aufzügen erst in diesen Winter fällt, und die zu seiner eigenen Buße gedichtete „Laune des Verliebten"; alles andere, was

er seit dem Leipziger Autodafé gemacht, begonnen oder entworfen, übergab er kurz vor der Abreise mit kaltem Blute den Flammen; darunter sollen sich mehrere angefangene, zum Theil bis zum dritten oder vierten Akte gediehene Stücke und viele Gedichte befunden haben. Auch Briefe und Papiere wurden dem Feuer geopfert. Nur die kostbare Abschrift von Behrisch fand Gnade; denn daß Behrisch sich diese habe mit ins Grab geben lassen, ist leere Sage.

Der treueste seiner Freunde, sein Leipziger Genosse Horn, der nächstens zu promoviren gedachte, begleitete ihn bis Mainz, da die über Worms nach Straßburg gehende Landkutsche diesen Weg nahm; durch ihn hatte er Käthchen am 5. März noch einmal grüßen lassen. Die Kunde von ihrer zwei Tage darauf erfolgten Vermählung zerriß das Band, das ihn an Leipzig gefesselt hatte.

So schied Wolfgang nach einer mehr als anderthalbjährigen Quarantäne zum zweitenmal. Das lang andauernde Leiden hatte seine in übermüthiger Jugendglut schwärmende Seele in sich gescheucht, ohne sie abzustumpfen, seine Anschauung vertieft, ohne ihr die lebendige Frische zu rauben; der Verlust seiner Liebe hatte sein Gefühl geläutert und geweiht, den Drang nach reiner Seelenvereinigung noch lebendiger in sein Herz geprägt; die Verbindung mit den Frommen hatte seinen Glauben erwärmt, ohne seine Ueberzeugung von der freien Entwicklung des Menschen zu schädigen; die Beschäftigung mit Kunst und Dichtung hatte sein Streben nach Idealität und Grazie wirksam gefördert, aber noch galt ihm Wieland als Meister derselben. In Straßburg, gerade hundert Jahre, ehe dieses dem Deutschen Volke wiedergewonnen wurde, sollte Wolfgang von Frankreich, nach dessen Hauptstadt er verlangt, sich abwenden, sein Herz zum erstenmal von der Glutkraft reiner Seelenliebe durchdrungen und zu ihrem Priester geweiht, durch Herder auf den in der Tiefe des Gemüthes ruhenden Grund aller echten Dichtung mächtig hingewiesen werden.

3.

Nicht so freudig, wie vor fünftehalb Jahren in das Athen an der Pleiße, zog Wolfgang am zweiten Montage vor Ostern in das Deutsch-Französische Straßburg ein. In seine düstere Stimmung über Käthchens Verlust wob sich religiöser Trübsinn; der Glaube an seinen Dichterschwung war geschwunden; die Welt hatte ihren heitern Glanz für ihn verloren; noch war seine krankhafte Nervenreizbarkeit nicht ganz gewichen. Er bezog eine hübsch gelegene bequeme Wohnung an der Südseite des sehr belebten alten Fischmarktes, jetzt Nr. 80; der Wirth hieß Schlag. Er war an einen frommen Handelsmann empfohlen, bei dem ein Vetter, wohl ein junger Melber, in der Lehre stand. Hierdurch kam er mit andern gläubigen, aber geistlosen Leuten in Verbindung, an die er sich zunächst, wenn auch nur sehr äußerlich, hielt. Von seiner Stimmung zeugen zwei Briefe an den armen Theologen Limprecht, den einzigen, in dem ihm jetzt entfremdeten Leipzig, an den er sich noch wenden mochte. Diesem schreibt er in der Nacht auf Charfreitag, er schicke ihm, da er wohl Geld brauchen werde [er wollte an diesem heiligen Tage ein gutes Werk thun], die einliegenden Louisdors, die er ohne Umstände und von ganzem Herzen nehmen möge. Doch blieb die Sendung liegen, die er erst am 19. abschickte, als er Tags vorher ganz unerwartet von Limprecht einen Brief erhalten hatte. „Ich bin anders, viel anders", schrieb Wolfgang dabei; „dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen Werken als für meinen Sünden.' Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz. Funfzehn Tage bin ich nun hier und finde Straßburg nicht ein Haar besser noch schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt sehr mittelmäßig; und das doch gewisse Seiten hat, die einen zum Guten und Bösen in Bewegung setzen und aus seiner gewöhnlichen Lage bringen können." So tief steckte er noch in der gottseligen Stimmung.

An demselben Tage (das neue Halbjahr hatte eben begonnen) ward er unter die Zahl der Studirenden aufgenommen. Sein Handelsmann hatte ihm den Mittagstisch bei den alten Jungfrauen Lauth in der Krämergasse (Nr. 13) empfohlen, dessen Alterspräsident der damals im neunundvierzigsten Jahre stehende Aktuarius des Vogteigerichtes, Licentiat Salzmann, war, ein außerordentlich wohlwollender und ruhig verständiger Herr, der, immer in Schuhen und Strümpfen, den Hut unter dem Arm und mit dem Regenschirm bewaffnet, gemessen einherschritt. Dieser nahm großen Antheil an Wolfgang, der sich mit der ihm eigenen Zutraulichkeit ganz dem erfahrungsreichen Manne hingab und auf seinen wohlerwogenen Rath achtete. Häufig besuchte er ihn in seiner gelben Stube, deren Kamin mit einem Silen geziert war. Ueber die Anforderungen bei der juristischen Prüfung konnte er ihm den besten Aufschluß geben. Die betreffende Fakultät hatte keine ausgezeichneten Lehrer; man sollte sich nur die zum Gebrauche durchaus nöthigen Rechtskenntnisse erwerben, worüber man sich in einer nicht tief gehenden Prüfung auszuweisen hatte. Wolfgang hatte zu Hause und in Leipzig so viele Kenntnisse in seinem Fache gewonnen, daß er leicht, besonders mit Benutzung dazu bestimmter Hefte, sich zur Prüfung vorbereiten konnte. Unter der kleinen aus Deutschen bestehenden und daher meist Deutsch sprechenden Tischgesellschaft waren die meisten Mediziner; mit einem am Ende seiner Studien stehenden, fünf Jahre ältern Juristen Engelbach, einem Sohne des Kammerdirektors in Buchsweiler, trat er in nähere Verbindung. Auch an einen andern Buchsweiler, den Mediziner Weyland, den ein Jahr jüngern Sohn eines schon verstorbenen Arztes, schloß er sich als an einen gutmüthigen, stets wohl aufgelegten, lebendig bewegten, freilich auch leicht reizbaren Genossen freundlich an. Salzmann hatte eine nicht auf die Tischgesellschaft beschränkte wissenschaftliche Gesellschaft gegründet, in welcher

neuerscheinende Französische und Deutsche Bücher angeschafft und von den Mitgliedern an besondern Sitzungstagen Vorträge gehalten und besprochen wurden. Auch an dieser nahm Wolfgang eifrigen Antheil. Durch den Aktuarius, der überall befreundet war, kam er mit manchen Familien in Verbindung, bei denen er, in der Stadt wie in ihren Gärten und Landhäusern vor den Thoren, mit seinem Mentor und ohne denselben gern gesehen wurde. Je näher er so dem gesellschaftlichen Leben trat und je frischer bei der Bewegung in der freien Luft sein jugendlicher Muth erwachte, um so mehr zog er sich von den Frommen zurück, die, da sie von nichts als ihrem eingelernten Glauben wußten und gar keines freien Gedankens fähig waren, ihn langweilten.

Bei seinem Wissensdurst zog ihn neben seiner Fachwissenschaft manches an, doch blieben die mitgebrachten Griechischen und Römischen Klassiker meist unbenutzt stehn. Die alchemistischen Bücher waren noch immer nicht abgethan, aber auch mit philosophischen Betrachtungen, zu denen auch Salzmann hinneigte, gab er sich gern ab. In seinen „Ephemerides" finden wir eine in die erste Straßburger Zeit fallende Vergleichung von Mendelssohns „Phädon" mit dem Platonischen Gespräche.

Als die an den Dauphin vermählte Oestreichische Erzherzogin Marie Antoinette auf ihrer Reise nach Paris am 7. Mai in Straßburg einzog, warf Wolfgang rasch ein Französisches Scherzgedicht hin. Aber die grausame Sprachkritik, die ein Franzose daran übte, verleidete ihm die Lust, sich weiter in Französischen Versen zu versuchen. Von Deutschen Gedichten hören wir in dieser Zeit eben so wenig wie von landschaftlichem Zeichnen, dagegen drängten ihn die mancherlei Tanzgelegenheiten in und bei der Stadt, sich in dieser zu Leipzig vernachlässigten Kunst von einem Französischen Meister, dem berühmten Sauveur, unterrichten zu lassen. Mit Hülfe seiner beiden Töchter brachte dieser den Deutschen Studenten bald so weit, daß er überall gut

bestehn konnte. Die daran sich knüpfende Liebesgeschichte hat Goethe anmuthig, aber wohl mit großer Freiheit erzählt.

Sehr spät kam ein anderer Buchsweiler nach Straßburg und zu der Tischgesellschaft. Der Theolog Franz Christian Lerse, anderthalb Monate älter als Goethe, ward erst am 8. Juni immatrikulirt. Er zeichnete sich durch ruhige Besonnenheit, klare Bestimmtheit, feste Gemessenheit, strenge Ordnungsliebe, gemüthliche Treuherzigkeit und trockne Laune aus, und nahm an allem die Bildung des Geistes und Herzens Fördernden regen Antheil. An Goethe schloß er sich mit reiner Innigkeit an.

Beim Beginne der Johannisferien, am 23. Juni, reiste Wolfgang mit Freund Weyland zu Pferde nach Saarbrücken, wo Weylands Halbschwester als Gattin des Regierungsrathes Schöll lebte, und Goethe bei dem geheimen Regierungs- und Kammerpräsidenten von Günderode, dessen Gattin eine Tochter des Frankfurter Schöffen von Stalburg war, auf eine freundliche Aufnahme rechnen durfte. Bis Buchsweiler, wo sie die Nacht blieben, begleitete sie Engelbach. Am Abend des 26. langten sie in Saarbrücken an, wo sie drei Tage freundlichst bewirthet und in die bedeutendsten Kreise eingeführt wurden. Am 27., einem Regentage, trieb es Wolfgang, sich einmal einer Frankfurter Freundin mitzutheilen. Er preist ihr das Glück eines leichten, freien Herzens, das uns Muth gebe, große Freuden zu erwerben, wogegen die Liebe weich und schwach mache; sie sei die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimme, immer auf einem Flecke sich hin und her bewege. „Sagen Sie meinem Fränzchen [Franziska Crespel]," bemerkt er launig, „daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, wenn sie mich so wenig genirte; man will gebunden sein, wenn man liebt." In der glücklichen Stimmung, die er in Saarbrücken fand, dichtete er das Liebeslied: „Wo bist Du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?" worin der Liebende die Geliebte zurückruft, seit deren Entfernung es immerfort

regne. Durch die mannigfachen Gespräche über die Unternehmungen des verstorbenen Fürsten wurde Wolfgang hier zuerst in die wirthschaftliche Bedeutung der Berggegenden eingeführt. Auf der Rückreise sahen sie mehrere Maschinenwerke, eine Alaunhütte, die Duttweiler Steinkohlengrube, einen brennenden Berg, das Harzwerk bei Sulzbach und die Friedrichsthaler Glashütten. In Neukirch, wo sie übernachteten, besuchte Wolfgang allein in später Stunde das einsam auf einer Höhe gelegene Jagdschloß, wo er lange in Gedanken versenkt saß; liebte er es ja die zurückgebliebene Reizbarkeit durch die schauervollen Eindrücke der Finsterniß und unheimlicher Orte zu bekämpfen. Am andern Tage ging es hinter Bitsch durch das großartig wilde Bärenthal, wo das, was er allwärts über Baron von Dietrich als segensreichen Unternehmer in Förderung der Gebirgsschätze vernahm, ihn lebhaft anzog. Aber noch bedeutsamer wirkte der Besuch von Niederbronn. Hier leuchtete ihm zum erstenmal der Geist! des hingeschwundnen Römischen Alterthums wunderbar entgegen; denn er sah in Bauerhöfen mitten unter landwirthschaftlichem Betriebe Reste von antiken Säulen, Weihaltäre mit Basreliefs und Inschriften nebst mancherlei Römischen Gefäßen. Zwischen Nieder- und Oberbronn bestieg er die hochgelegene, auf Römische Trümmer gebaute Wasenburg, bei der er eine Weihinschrift des Mercur las.

Bald nach der Rückkehr von der Lothringer Reise suchte er eine noch vielverehrte Stätte auf, wo in dem Grundgemäuer eines Römischen Castells eine von ihrem Vater verfolgte Herzogstochter eine Zuflucht gefunden haben sollte: er machte „mit hundert, ja tausend Gläubigen" die Wallfahrt nach dem Odilienberge bei Baar. Die achttägige Andacht zur Erinnerung an die Erhebung der Gebeine der Heiligen fällt in die erste Hälfte Juli. Unfern der Kapelle zeigt man die Odilienquelle. Er besuchte auch das von jener der Sage nach gestiftete Kloster Hohenburg,

wo man ihr Bild in Nonnentracht sieht. Die Erinnerung an die Heilige prägte sich so lebhaft seiner Seele ein, daß sie ihm noch fast vierzig Jahre später bei der Dulderin seiner „Wahlverwandtschaften“ vorschwebte.

Bei allen weltlichen Genüssen und Freuden, bei allem lebhaften Streben nach Erweiterung seiner Kenntnisse und Anschauungen, war seine Stimmung frommgläubig geblieben, ja er bewegte sich noch in den aus diesem Kreise her gangbaren Redeweisen. Am 28. Juli entschuldigt er sich bei Freund Trapp; sein unstetes Leben habe ihn von der Beantwortung seines Briefes abgehalten. „Ich lebe etwas in den Tag hinein“, schreibt er, „und danke Gott dafür, und manchmal auch seinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in solchen Umständen bin, die mir es aufzulegen scheinen. — Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen jetzo. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da.“ Die Liebesneigungen, diese unreifen Bewegungen unseres Herzens, bezeichnet er als Narren, die uns bei der Nase herumführen; Reflexionen erklärt er für eine sehr leichte Waare, dagegen sei mit Gebet ein sehr einträglicher Handel; „eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können“, überschütte uns mit unzähligen Wohlthaten.

Je näher die Zeit der juristischen Prüfung rückte, desto eifriger mußte er sich mit seiner Fachwissenschaft beschäftigen. Galt es auch zunächst nur, sich für die gangbaren Fragen stichfest zu machen, wozu ihm die von Engelbach übergebenen Hefte halfen, bei seinem Streben nach lebendiger Kenntniß konnte er sich damit nicht begnügen, es trieb ihn sich über manches nähere Kunde zu verschaffen. So verstehen wir es, wenn er am 26. August seiner lieben Klettenberg schreibt, die Jurisprudenz fange an ihm sehr zu gefallen; dabei gesteht er aber, daß er noch immer Chemie treibe. Wenn er hinzufügt: „Es ist doch immer noch

der alte Geck! der . . . (der Schluß fehlt), so denkt er an seine ihm zur Natur gewordene Vielgeschäftigkeit. Endlich an diesem Nachmittag ihr zu schreiben, hat er eine besondere Veranlassung; er ist am Morgen, wie er sagt, mit der christlichen Gemeinde hingegangen, um sich an des Herrn Tod und Leiden zu erinnern. Von seinem Zustande bemerkt er: „Die vielen Menschen, die ich sehe, die vielen Zufälle, die mir querüber kommen, geben mir Erfahrungen und Kenntnisse, von denen sich mir nichts habe träumen lassen. Uebrigens ist mein Körper just so gesund, um eine mäßige und nöthige Arbeit zu tragen und um mich bei Gelegenheit zu erinnern, daß ich weder an Leib noch an Seele ein Riese bin.“ So wenig fühlte er damals die alte Kraft in sich; seine Gesundheit schwankte noch immer. Von übermäßigem Vertrauen auf eigne Kraft ist er so weit entfernt, daß er, mit Bezug auf seinen übermorgen wiederkehrenden Geburtstag, bittet, die Freundin möge mit ihm für ihn beten, daß Alles werde, wie's werden solle. Doch gedenkt er auch der Meinung Salzmanns, der bei seiner Kälte des Blutes gefunden zu haben glaube, daß wir zu unserer Bestimmung, der Welt nützlich zu werden, uns fähig machen können, „wozu denn auch die Religion etwas helfe“.

Bald nachher bestand er die juristische Prüfung und sofort begann er an seiner Doktordisputation zu arbeiten, wahrscheinlich um am Schlusse des Winterhalbjahrs zu promoviren; von der raschen Vollendung derselben aber sollte er durch mancherlei Einflüsse abgehalten werden.

Es war einer der vielen Glücksfälle in dem Leben unseres Dichters, daß er zu Straßburg mit dem fünf Jahre ältern, aus dürftigen Verhältnissen emporgekommenen Ostpreußen Herder zusammentraf, der schon so manche bittre Lebenserfahrung durchgemacht hatte und hier, bei der tiefsten Gährung seiner drangvollen Natur, ein leidenvolles Halbjahr verbringen sollte. Der Schüler Kants und Hamanns hatte als Prediger und Lehrer an der Domschule in Riga

segensreich gewirkt, dabei durch seine „Fragmente“ und seine „Kritischen Wälder“, obgleich diese ohne seinen Namen erschienen waren, sich bekannt gemacht. Leider hatte die Feindseligkeit, mit welcher Klotz und dessen Anhänger die Stellung des kühnen Strebers zu untergraben suchten, diesen zu der öffentlichen Erklärung hingerissen, er habe an beiden Schriften keinen Antheil. Hierdurch hatte er seine Stellung unmöglich gemacht, da eben die Unwahrheit dieser Behauptung offen zu Tage trat. So hatte er denn den Entschluß gefaßt, zunächst aus dem Deutschen Gesichtskreise zu verschwinden. Er war nach Frankreich gegangen, wo er längere Zeit in Nantes, dann fast zwei Monate in Paris auf die Kenntniß der Sprache, der Literatur und des Volks verwandt und sich allseitig weiter ausgebildet hatte. Es trieb ihn, der Reformator Livlands zu werden; seine bisherige Schriftstellerei verwünschte er, in Zukunft wollte er nichts schreiben, als was der Summe dessen, was der menschliche Geist bisher gedacht habe, neue Gedanken hinzufüge. Dann aber war er dem vortheilhaften Rufe des Herzogs von Holstein-Gottorp gefolgt; eben hatte er als Begleiter des jungen, schwachen Prinzen die Reise angetreten, welche zunächst nach Italien führen sollte. Aber in Darmstadt hatte er die Bekanntschaft der mittellosen Caroline Flachsland gemacht und, um diese bald heimführen zu können, die Stelle als Consistorialrath und Oberprediger in Bückeburg angenommen. In Straßburg, wo er am 5. September eintraf, wollte er auf möglichst schickliche Weise die Entlassung aus seiner ihm unbequem gewordenen Stellung nehmen und seine ihn entstellende und belästigende Thränenfistel heilen lassen. Als er sich eben in größter Spannung befand, da er die Ausfertigung seiner neuen Anstellung erwartete, begegnete ihm Wolfgang zufällig unten an der Treppe des Gasthofs „Zum Geist“, welche beide besteigen wollten. Dieser hatte von Herder bisher nur die „Kritischen Wälder“ gelesen und stand in Bezug auf den

ersten Theil derselben meist auf der Seite des dort bekämpften Lessing. Von Herders Ankunft und seiner etwas auffallenden, wenn auch im ganzen gefälligen Erscheinung hatte er bereits vernommen, so daß er in dem fremden Geistlichen mit dem hohen Toupé und dem in die Tasche gesteckten schwarzen seidnen Mäntelchen gleich den berühmten Ankömmling erkannte, dessen kohlschwarze Augen eben so mächtig wirkten, wie der etwas aufgeworfne Mund



Abb. 7. Herder und dessen Braut, nach den gleichzeitigen Bildnissen in „Johann Gottfried von Herders Lebensbild. Herausgegeben von seinem Sohne".

einen eigenthümlich angenehmen Zug hatte. Wolfgangs verehrende Ansprache erwiderte Herder, welcher bei seinem damaligen „Durst und Ermattung der Seele" und seinem Widerwillen gegen Straßburg dafür sehr empfänglich war, mit sanfter Freundlichkeit, ja er ließ sich in eine so lebhaft freie Unterhaltung mit dem ihn anziehenden Jünglinge ein, daß dieser Vertrauen zu ihm faßte und sich die Erlaubniß ausbat, bei ihm vorzusprechen. Diese erste Zusammenkunft fand spätestens am 12. September statt; denn an diesem

Tage zog Herder aus dem Gasthofe in die Wohnung des Prinzen. Den 20. erklärte er diesem seinen Entschluß, sich von ihm zu trennen. Herder nahm das offene Zutrauen und die jugendliche Verehrung des ihn besuchenden Studenten freundlich auf und kehrte ihm, da er selbst in tiefster Aufregung und weichster Stimmung war, seine Sonnenseite zu, so daß dieser sich immer mehr zu dem durch Erfahrung und Einsicht so hoch über ihm stehenden, durch seine geistreichen Blicke ihn erleuchtenden Manne gezogen fühlte. Theilte er ihm wirklich, wie er später selbst berichtet, seine „Mitschuldigen" mit, ohne daß dieser ihn darüber zurechtwies, so müßte dies eben in der ersten Zeit geschehen sein, wo Herders „abstoßender Puls" noch nicht eingetreten war.

Einen Monat nach Herders Bekanntschaft fällt die Wolfgangs Herz tief aufregende Verbindung mit dem Hause des aus Straßburg stammenden Evangelisch-Lutherischen Pfarrers Johann Jakob Brion in Sessenheim*), einem nahe bei Drusenheim fünf Minuten von der großen Mainz-Straßburger Landstraße entfernten, freundlich mitten unter fruchtbaren Obstbäumen gelegenen Pfarrdorfe. Der im vierundfünfzigsten Jahre stehende streng rechtgläubige, aber äußerst gutmüthige und gastfreie Pfarrer war Seelsorger von sechs Gemeinden. In das zwei Jahrhunderte alte unscheinbare Pfarrhaus wurde Wolfgang durch Freund Weyland eingeführt. Eine Halbschwester des letztern hatte sich mit einem Bruder der jetzt sechsundvierzig Jahre zählenden, gleichfalls aus Straßburg stammenden Frau Pfarrerin, Magdalena Salomea, vermählt; es war der schon genannte Regierungsrath Schöll in Saarbrücken. Die älteste Tochter wohnte als Gattin eines Pfarrers im

---

*) Dies war die damals gangbare Namensform. Der schon in sehr früher Zeit vorkommende Ort hatte ursprünglich in der Mitte bloß ein s; die Verdoppelung bezeichnet hier die Kürze des vorhergehenden Vokals.

Badenschen; im elterlichen Hause lebten außer dem achtjährigen Knaben Christian noch drei Töchter, Maria Salomea, die nur wenige Tage jünger als Wolfgang war, Friederika Elisabetha, die im neunzehnten oder zwanzigsten Jahre stand, und die vier Jahre jüngere Jakobea Sophia. Der Dichter hat in einem lebensfrischen Bilde den Eindruck herrlich verklärt, den die schlanke und leichte Friederika



Abb. 8. Pfarrhaus in Sessenheim 1770. Nach der Schrift von Ph. F. Lucius „Friederike Brion von Sessenheim".

(man nannte sie Riekchen) mit ihren heitern blauen Augen, dem niedlichen Köpfchen, dem feinen, schmalen Antlitz, dem artigen, frei in die Luft forschenden Stumpfnäschen, dem zarten Hälschen und den gewaltigen dunkelblonden Zöpfen in der ihr so reizend stehenden Deutschen Tracht auf sein von Jugendglut schlagendes, zum erstenmal den vollen Drang inniger Liebe empfindendes Herz übte. Daß sie an Brustschwäche litt, entging Wolfgang damals ganz, da sie

so ungemein rasch, fast flugartig, ohne außer Athem zu kommen, sich bewegte, oder er hielt die Aeußerungen der Eltern, daß sie sich schonen müsse, für übertrieben. Der Gegensatz ihrer derbern, entschiedenern, nüchtern besonnenen ältern Schwester hob das feine, zarte, innige Wesen des anmuthig auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin stehenden Mädchens.

Ueber den ersten Besuch, dessen dichterisch freie Schilderung unvergängliches Leben athmet, sind uns zwei gleichzeitige Briefe Wolfgangs erhalten. Wahrscheinlich an dieselbe Freundin, der er vor fast vier Monaten von Saarbrücken aus das Glück eines leichten, freien Herzens gepriesen, schreibt er am Tage nach der Rückkehr von Sessenheim, am 14. Oktober: „Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist." Was ihn zum Schreiben veranlaßt, verräth er freilich nicht ganz. „Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe."

Am nächsten Tage muß er sich an Friederiken selbst wenden, die er seine „liebe neue Freundin" zu nennen wagt, da sein Auge im ersten Blick die Hoffnung zu dieser Freundschaft in dem ihrigen gefunden, und er für ihre beiden Herzen schwören wollte. Was er der „lieben, lieben Freundin" eigentlich schreiben möchte, weiß er nicht recht, doch merke er an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß er gerne bei ihr sein möchte. Beim Abschiede habe sie ihm ansehn müssen, wie leid ihm das Scheiden thue. „Sie

wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzo. Zwar hoff' ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben. Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe." Wir haben von diesem Briefe nur den Entwurf; zu den vielen, die ihm nach Sessenheim folgten (Friederikens ältere Schwester hat sie später aus Aerger verbrannt), bedurfte der glühende Liebhaber keines Entwurfs mehr.

Unterdessen waren so viele neue Mitglieder zu dem Lauthischen Mittagstische getreten, daß die Zahl derselben von einem Dutzend fast zu zwanzig stieg. Unter diesen befand sich auch der am 18. September immatrikulirte Heinrich Jung, genannt Stilling. Der schon im dreißigsten Jahre stehende Mann hatte merkwürdige Schicksale gehabt. Vom Kohlenbrenner war er zum Schneider und Schulmeister, dann wieder Schneider, Hauslehrer und Handlungsgehülfe geworden, bis es ihm endlich aufging, daß der himmlische Vater ihn von Jugend auf durch schwere und scharfe Prüfungen zum Studium der Arzneikunst vorbereitet habe. Sechs Jahre lang versuchte er sich dann nach einer ihm schriftlich überlieferten Heilart als Augenarzt, bis er sich endlich entschloß, in Straßburg ordentlich Medizin zu studiren, obgleich er ganz ohne Mittel war, und sich dazu mit einem kranken, ebenfalls unbemittelten Mädchen verlobt hatte; vertraute er ja auf den Wahlspruch: „Jehova jireh" (Gott wirds versehn). Und sein Glaube auf Gott, der sein Rentmeister sei, wurde nicht zu Schanden. Wolfgang nahm sich des so leicht dem Spott ausgesetzten ernsten Mannes redlich an und gewann ihn ganz durch die edle

Entschiedenheit, womit er den wohlfeilen Spott eines Witzlings abfertigte. Seinen aus voller Seele fließenden Wunderglauben und die unverwandte Richtung auf Gott als den Polarstern seines Lebens achtete Wolfgang, wie bei der Klettenberg und andern frommen Seelen, denen er damals ja noch nahe stand, er freute sich seiner Herzlichkeit und seines wissenschaftlichen Strebens, das ihm so manche Verbindungspunkte bot, da er diesmal zu seiner weitern Ausbildung naturwissenschaftliche und medizinische Vorlesungen besuchen wollte. So hörte er mit ihm Chemie bei dem ältern Spielmann und Anatomie bei Lobstein, nahm an Ehrmanns Klinikum Theil, ja selbst des jüngern Ehrmann Geburtshülfe besuchte er trotz des hohen Honorars von sechs neuen Louisdor. So wurde er mit Jung bald um so inniger verbunden, als dieser auch ein fleißiger Besucher von Herders Krankenstube war.

Herder hatte unterdessen nach der Entfernung des Prinzen eine neue Wohnung bezogen, wo ein Russischer Mediziner, der Vetter eines seiner Rigaischen Bekannten, sein Stubennachbar war. Dieser, der sich erst am 13. November immatrikuliren ließ, stand ihm treu bei der Operation und seinen langen Leiden zur Seite. Am 21. Oktober wurde der Nasenknochen durchbohrt; die schmerzhafte Nachkur hielt Herder lange an das Zimmer gefesselt, und leider wollte die gehoffte Wirkung sich zuletzt nicht einstellen. Während dieser traurigen Zeit ließ der Kranke außer seinem Russen, Wolfgang, der ihn Morgens und Abends besuchte, und Jung fast niemand zu. Daß diese, besonders der lebhaft sich ergehende Wolfgang, bei Herders sich leicht verbitternder Natur, oft von seiner Mißstimmung arg leiden mußten, war natürlich. Aber da dieser seine tiefen Blicke und umfassende Kenntnisse ungemein schätzte und sie zu seiner Ausbildung zu verwenden bestrebt war, ihm auch nicht entging, daß der oft polternde ältere Freund seine Anlagen zu würdigen wisse, ließ er sich alle Bitterkeiten gefallen. Neben

den tief in die Geschichte des Morgenlandes führenden Untersuchungen über das erste Buch Moses' zogen Herder Shakespeare, Ossian, die Psalmen und unter den Deutschen Dichtern Klopstock lebhaft an, und so waren seine Gespräche hierauf besonders gerichtet. Sobald er aber nur einigermaßen zum Ausarbeiten fähig war, vollendete er eilig die lange vorbereitete Preisschrift über den Ursprung der Sprache, die vor dem Ende des Jahres in Berlin sein mußte. Wolfgang las sie zu großer Belehrung, da er über diese so bedeutende Frage noch nicht nachgedacht hatte. Der so überzeugend durchgeführte Satz, daß Gott nicht der Sprachmeister im Paradiese gewesen, sondern die von diesem dem Menschen verliehenen Anlagen nothwendig zur Ausbildung der Sprache geführt, stimmte ganz zu Wolfgangs Ueberzeugung, daß alles sich naturgemäß entwickle. Mit seinen lebhaften Aeußerungen hierüber und über alles, was irgend zur Sprache kam, hielt er nicht zurück, wobei er sich freilich oft bittere Zurechtweisungen zuzog. Besonders erfreute sich Herder des Goldsmithschen „Landpfarrers von Wakefield", den er wiederholt las; die Deutsche Uebersetzung trug er seinen Freunden in der ihm eignen schlichten, ruhigen, jede deklamatorische Hervorhebung meidenden Weise vor. Auch hierbei ließ er es nicht an bittern Bemerkungen fehlen; er verwies den Zuhörern ihre Gefühlsausbrüche, auch ihren Mangel an Scharfsinn in Bezug auf den Verlauf der Geschichte und die dichterische Schönheit. Wolfgang ward durch den „Landpriester" um so mehr ergriffen, als sich ihm die Aehnlichkeit der Wakefielder mit seinen Sessenheimern aufdrängte.

Der Briefwechsel mit Friederiken war unterdessen lebhaft fortgesetzt worden; an kleinen Sendungen wird es nicht gefehlt haben, wohl auch nicht an Wiederholung des Besuchs. Einen Brief, den der Liebende im December an Freund Horn schrieb, hielt Goethe selbst der Aufbewahrung werth. Hier zeigen sich nach Eckermanns Bericht schon Spuren des „Werther"; das Verhältniß in Sessenheim ist

angeknüpft, der glückliche Jüngling scheint sich in dem Taumel der süßten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halbträumerisch hinzuschlendern. Die Seelenruhe seines Glückes spricht sich selbst in der ruhigen, reinen und zierlichen Handschrift aus. Zwei erhaltene kleinere Gedichte, die an beide Schwestern gerichtet sind, beziehen sich auf einen baldigen Besuch trotz des bösen Winters und auf einen von Sessenheim aus im Auftrage derselben gemachten Abendritt. Wahrscheinlich besuchte er das Pfarrhaus zu Weihnachten, und vielleicht beschenkte er schon damals Friederiken mit dem Liederbuche, in welches er eigene bekannten Melodien untergelegte Lieder schrieb.

Zu Anfange des Jahres 1771 stieg Herders Unmuth über das Ausbleiben der versprochenen Wirkung so hoch, daß er „zu pochen anfing". Er wandte sich an Straßburgs berühmtesten Chirurgen Busch, dessen neues Verfahren anfänglich Erfolg versprach, aber beim Beginne des Frühlings ergab sich, daß „nach allen Schmerzen, Kosten, Abmattungen, Versäumnissen, Verdruß und Kränkungen" die Kur fehlgeschlagen, jede Hoffnung verloren, ja vielleicht gefährliche Folgen zu befürchten seien. Wurden in dieser traurigen Zeit selbst Herders Briefe an seine Braut kalt und „mißtönig", wie viel hatten da Wolfgang und Jung zu leiden, die stete Zeugen seiner schrecklichen Noth waren! Aber beide duldeten den Unmuth, die Bitterkeit, den Spott des so verehrten wie bedauerten Mannes, aus dessen Geist ihnen eine Fülle lebendiger Anschauung, eindringender Blicke und reicher Kenntniß zuströmte. Die Geschichte der Menschheit, in welcher jedes Volk das, was es habe sein können, wirklich gewesen und sich in seiner Weise glücklich gefunden, zugleich aber eine fortgehende Entwicklung der Menschheit in der Aufeinanderfolge der Völker sich ergebe, in welchem strahlenden Lichte zeigte sie Herder! Mit ganz besonderer Vorliebe trug er seine Gedanken über die Plastik vor, die er als Kunst für den Tastsinn im Gegensatz zur Malerei als

der Kunst für das Gesicht faßte. Goethe erinnerte sich später, daß dieser ihm oft gesagt habe, alles sei bei ihm nur Blick. In der Dichtkunst verwarf Herder alle Verkünstlung, wobei besonders Wolfgangs Freund Ovid schlecht fuhr; vor allem wies er auf die Griechen hin und zunächst auf Homers Größe. Später äußerte er, Goethe habe in Straßburg den Homer zu lesen angefangen, dessen Helden bei ihm alle so schön, groß und frei watende Störche geworden; noch stehe dieser ihm allemal vor, wenn er an eine so ehrliche Stelle komme, wo der Altvater über seine Leier sehe und in seinen ansehnlichen Bart lächle. Als größter Dichter der nordischen Menschheit ward Shakespeare gepriesen, dessen Dramen einzelne im Sturme der Zeit wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt seien. Vor seinem Bilde umarmte er oft den Dichterjüngling, auf den er seine ganze Bewunderung des an keinen Regelkram gebundenen, überall Menschheit und Natur großartig darstellenden Dramatikers gleichsam überleiten wollte. Auch in die wunderbare Welt Ossians führte er den jüngern Freund ein und lehrte ihn den mächtigen, in diesem lebenden Volksgeist erkennen. Mit begeisterter Seele wies er auf das reine, nicht bloß in den altschottischen Balladen, sondern in aller Volksdichtung bis nach Lappland hin ruhende Gold echter Dichtung hin, die eine Weltgabe sei, und mahnte ihn, den im Elsaß noch lebenden Volksliedern nachzuspüren. Von den neuern Literaturen liebte er besonders die Englische; Sterne, Swift, Richardson und Fielding waren seine Lieblinge. Dagegen sah er in der Französischen nichts als Verfall und abgelebte Schwäche; selbst Rousseau, wie groß er auch in manchem sei, verleugne nicht den auf den Schein gestellten Franzosen; am gräßlichsten schien ihm das »Système de la nature«. Seine Bemerkungen über Frankreich waren für Wolfgang um so überzeugender, als Herder, der zu tiefer Auffassung des Volkscharakters geschaffen war, selbst in Frankreich gewesen

und manche seiner lebenden Größen auch persönlich kennen gelernt hatte. Wenn sich Wolfgang eben in Straßburg so entschieden von Frankreich abwendete, so hatte Herder daran den allerwesentlichsten Antheil, wenn auch freilich der eitle Stolz und Uebermuth der großen Nation, von dem Straßburg selbst ihm so manche Proben bot, dazu mitwirkten. In der Deutschen Literatur verehrte Herder außer Klopstock vor allen Geßner, doch ließ er auch Winckelmann, Lessing, Wieland, Gleim, Gerstenberg u. a. bestehn. Wolfgangs eigene Versuche fanden vor ihm wenig Gnade, so daß dieser sich meist hütete, ihm davon etwas mitzutheilen, wie er auch manches andere, wie seine alchemistische Liebhaberei, seinen mystischen Glauben, seine Siegelsammlung, besonders seine Sessenheimer Liebe vor ihm verbarg. Auf alle hervortretenden kleinen Schwächen richtete Herder die Pfeile seines Witzes, er verspottete seine Liebhabereien und ließ ihm kein überspanntes oder haltloses Urtheil durchgehn. Wolfgang wußte in Herders Vorwürfen den gerechten Tadel von der bittern Galle des Unmuthes zu unterscheiden, doch wird er ihn nicht immer gutmüthig verschluckt haben. Als am Ende desselben Jahres Herder einen Vielschreiber der Zeit öffentlich gezüchtigt hatte, schrieb ihm Wolfgang ganz offen, in seine Freude darüber habe sich doch etwas Hundereminiscenz gemischt, gewisse Striemen zu jucken angefangen, wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters. Eine solche Schärfe würde auch für den Allergeduldigsten unerträglich geworden sein, wäre nicht Herder auch zuweilen allerliebst gewesen. Wolfgang erhielt durch ihn eine ganz neue, freilich seiner Natur durchaus gemäße Wendung; schon seine Handschrift hatte eine magische Gewalt über ihn.

Mit Salzmann und den Jugendgenossen blieb Wolfgang in lebhafter Verbindung, und es fehlte ihm nicht an mancherlei geselligen Vergnügen und Unterhaltungen. An den Konzerten nahm er gern Antheil. Er lernte in Straßburg Violoncell; Salzmann liebte die Musik und ein Tischgenosse, der etwas

ausgelassene und spottsüchtige Mediziner Meyer von Lindau, war ein begeisterter Verehrer der Musik und des Gesangs, schrieb auch eine komische Oper. Neben dem Französischen war in Straßburg auch ein Deutsches Theater. Auf dem Französischen sah Wolfgang in dieser Zeit, wenn nicht erst im Frühling oder Sommer, den Schauspieler Aufresne. Dieser suchte mit großem Glücke die höchste Wahrheit und reinste Natur in der Tragödie zu erreichen, sah sich aber durch diesen Bruch mit der überlieferten klassischen Schauspielkunst genöthigt, ins Ausland zu wandern. Wolfgang erfreute sich mehrerer bedeutender Vorstellungen des ausgezeichneten Künstlers. Der Widerstand, welchen Aufresne in Paris gefunden, zeigte ihm aufs neue, wie wenig in Frankreich Natur und Wahrheit zur Geltung kommen könne.

Neben den naturwissenschaftlichen und medizinischen Vorlesungen beschäftigten ihn auch die Alterthümer des Elsasses, wozu er den Anstoß in Niederbronn empfangen hatte. Schöpflins »Alsatia illustrata« führte ihn zu Oberlins Beschreibung des Museum Schœpflinianum und in dieses Museum selbst, welches die Professoren Oberlin und Koch ihn wiederholt sehn ließen. Beide waren Freunde Salzmanns. Ihre Versuche, ihn für Straßburg und den französischen Dienst zu gewinnen, müssen in dieser Zeit wenigstens begonnen haben. Die von Herder lebhaft ausgesprochene Ueberzeugung vom Verfall der französischen Literatur, die so vielfach zu Tage tretende Mißstimmung über die politischen Zustände, gegen welche die Deutschen noch erträglich schienen, der Drang nach allgemeinerer Ausbildung und dichterischem Wirken, das ihm nur in der Muttersprache möglich schien, auch die Liebe zum Deutschen Vaterlande wandten ihn von der so verlockend geschilderten Stellung in Straßburg ab, selbst die in weiterer Aussicht ihm gezeigte Berufung in die Deutsche Kanzlei zu Versailles reizte ihn nicht. Auch seine juristische Doktordisputation konnte er jetzt nicht völlig außer Acht gelassen haben. Er

hatte sich endlich entschieden, darin den Satz zu begründen, der Staat sei nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet, einen Kultus festzusetzen, von welchem sich niemand lossagen könne.

Durch diese mannigfache Thätigkeit, sein ganzes anspannendes und aufregendes Leben schlang sich wie ein goldener Faden seine Sessenheimer Liebe, ein Herzensglück, das ihm in dieser Weise noch fremd geblieben, da Käthchens munteres Wesen mehr die Einbildung als die Seele des noch unreifen Jünglings gefangen hatte, der, als sie von ihm ließ, mit krankhaftem Eigensinn an ihr festhielt, während jetzt die reine Stimme des nach einer gleichen Seele sich sehnenden Herzens gesprochen hatte. Während der drei ersten Monate des Jahres ging der Briefwechsel in wachsender Herzlichkeit fort; Wolfgang besuchte wohl auch einmal das Pfarrhaus. Höchst wahrscheinlich kam er Ostern (31. März), wo denn an dem in dortiger Gegend meist durch größere Familienzusammenkünfte gefeierten Ostermontage das Fest stattfand, an welchem Wolfgang Friederikens „Herz im Spiele gewann" und sie zum erstenmal küßte. Ihr Kuß durchzuckte ihn mit der warmen Gewißheit, daß sie ihn wieder liebe, aber fast scheint es, als ob schon damals die Ahnung in ihm aufgestiegen, daß er gegen sie treulos sein könne, da er in den unmittelbar darauf gedichteten Versen das Schicksal bat, es möge ihn morgen wie heute sein lassen und ihn lehren, ihrer würdig zu sein. Ungewiß bleibt es, ob an demselben Tage in dem „Nachtigallenwäldel" genannten Lusthölzchen an eine der vier schönen Buchen die Tafel mit den Namen der Familie und der Gäste aufgehangen wurde, auf welche der Dichter zuletzt seinen Namen mit dem gereimten Wunsche setzte, solle einer der Namen verderben, so möge es der des Dichters sein. Diese Verse wußte Friederikens Schwester noch im Jahre 1835 auswendig.

Gleich nach Ostern schied Herder von Straßburg. Ob Wolfgang zum Abschiede zurückkehrte oder bis zum 10. April in Sessenheim blieb, wo der Geburtstag des Vaters gefeiert

wurde, wissen wir nicht. Kurz nachher fiel wohl der Besuch der Mutter und der beiden Schwestern bei den Straßburger Verwandten, über den „Dichtung und Wahrheit" ausführlich berichtet. Friederike ging mit ihm in der Umgegend der Stadt spazieren; damals war es wohl, wo er ihre beiden Namen in einen Baum schnitt. Nach ihrer Abreise fühlte er sich äußerst unglücklich, besonders da sie beim Abschiede auf ihn weniger als auf die Freundinnen gesehen hatte.

Jung schloß sich nach Herders Entfernung noch inniger an Wolfgang an. Er lernte durch ihn Shakespeare, Ossian, Sterne und Fielding kennen. Wolfgang veranlaßte ihn auch, am 9. Mai ins Theater zu gehn, wo Frau Abt in Weißes „Romeo und Julie" die Rolle der Heldin gab, die er in Leipzig von Caroline Schulze gesehen hatte. Bald darauf hatte er den guten Jung wegen eines verunglückten literarischen Unternehmens zu trösten, wie wir aus einer Erwiderung an Herder sehen, die wegen einer Beziehung auf Weißes Drama in diese Zeit fallen muß. In ärgere Noth wurde Jung durch die am 14. erhaltene Kunde von der schweren Erkrankung seiner Verlobten gesetzt. Wie theilnehmend sich Wolfgang bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie er selbst sein Felleisen gepackt, Reisevorrath für ihn besorgt und ins Schiff getragen, endlich mit Thränen vom Einsteigenden Abschied genommen, hat Jung selbst berichtet.

Vor Pfingsten (dem 19. Mai) begab sich Wolfgang, der eben am Husten litt, auf kurze Zeit nach Sessenheim, wo, wie er vernommen, seine Friederike erkrankt war. Er fand sie noch immer leidend, konnte aber der ältern Schwester nicht abschlagen, am Pfingstmontag mit ihr auf den Tanz zu gehn. Von zwei Uhr nach Tische bis Mitternacht tanzte er mit ihr fast unausgesetzt. „Ich vergaß des Fiebers", schreibt er an Salzmann, „und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hättens wenigstens nur sehn sollen: das Ganze mich ins Tanzen versunken." Länger, als er gedacht, fühlte er sich in Sessenheim zurückgehalten, da er die Leidende nicht verlassen konnte. Schon

hatte er empfunden, welches Unheil er durch seine Leidenschaft angerichtet, da er in Friederikens Seele Ansprüche hervorgerufen, die er nicht erfüllen konnte. Hatte er sich bisher der süßen Leidenschaft ganz hingegeben, so war er jetzt aus dem Traume zu kühler Besonnenheit erwacht; er sah, daß er entsagen müsse, wollte er nicht sein und zugleich der Geliebten Glück auf immer zerstören. Und doch konnte ihm nicht entgehn, daß auch sein Zurücktreten diese unendlich unglücklich machen müsse. Hatte er sich schon in der Stadt sagen müssen, wie wenig Friederike dort an ihrer Stelle sei, so drängte sich ihm jetzt der Gedanke auf, daß sie im Hause des Vaters, sollte dieser, was kaum zu denken, die ländliche Schwiegertochter sich gefallen lassen, ein höchst gedrücktes Leben führen werde. Hiernach blieb ihm, wollte er sie nicht unglücklich machen, nichts anderes übrig, als sich vom Vater zu trennen, sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Wie aber hätte er dieses zu thun vermocht, da er die juristische Laufbahn sich nur als ein ihm keineswegs sein Auskommen sicherndes Nebengeschäft dachte, ihm vor allem seine eigene Ausbildung und sein dichterisches Schaffen am Herzen lagen. Und wie ein drohendes Gespenst erschien ihm der Gedanke, alle Pläne des Vaters, dem er so viel verdankte, grausam zu zerstören. In dieser durch seine Unbesonnenheit verschuldeten Noth gab er das Glück seines Herzens auf, um seine geistige Entwicklung zu retten, wobei es ihn freilich unendlich schmerzte, daß er auch das Glück der so zarten, eben leidenden Geliebten opfern mußte, die, wie er fühlte, keinem andern angehören konnte. Es war für ihn ein harter Kampf, dessen Entscheidung aber schon am Anfang unzweifelhaft war, wie schwer es seinem Herzen auch fiel, diese wirklich zu treffen. Gegen Frau von Stein äußerte Goethe acht Jahre später, Friederike habe ihn schöner geliebt, als er verdient, wie er auch sonst bemerkt, die Frauen liebten schöner als die Männer. Wenn jene allein der Stimme des Herzens folgen, so treibt den

Mann das Streben nach freier Entwicklung, der Schutz seines vollen Daseins. Zwanzig Jahre später läßt Goethe die Prinzessin gegen Tasso klagen:

> Wir sind von keinem Männerherzen sicher,
> Das noch so warm sich einmal uns ergab.

Wolfgang gab mit blutendem Herzen Friederiken auf, um sich selbst nicht zu verlieren. Es war seine erste große Entsagung, freilich eine tragische, die dem edelsten, des höchsten Glückes werthen Wesen fast das Herz brach!

Von seinem mehr als vierwöchentlichen Aufenthalt in Sessenheim zeugen die erhaltenen vier Briefe an Salzmann. „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh' ich diesmal nicht aus der Stelle", schreibt er diesem in der zweiten Woche nach Pfingsten. Es ist ihm unmöglich, die Geliebte zu verlassen, wie traurig und bitter ihm auch der Aufenthalt wird. „Um mich herum ists nicht sehr hell; die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet conscia mens [das Bewußtsein] und leider nicht recti [des Guten], die mit mir herumgeht. Doch ists immer Land." Es gibt ihm wenigstens eine gewisse Ruhe, die Geliebte zu sehn, wogegen er in bangster Sorge schweben würde, wenn er fern von ihr wäre. Sodann bittet er Salzmann um etwas Zuckerzeug, das zu süßern Mäulern Anlaß geben würde, als er bisher gesehen. Am 5. Juni berichtet er: „Hier sitz' ich zwischen Thür' und Angel. Mein Husten fährt fort. — Und doch will ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet —." Hier unterbricht er sich selbst, da er nicht zu sagen wagt, was ihn eigentlich gefesselt hält. „Die Welt ist so schön! so schön!" fährt er fort. „Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre [die Gegenwart zu genießen], die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist und die mancher Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut vorträgt." Es war ein trauriges Schattenleben, das er diesmal länger

als vier Wochen in Sessenheim gleichsam zur Buße seiner Leichtfertigkeit verbrachte. Wo war die frohe Lust, die ihn einst an Friederikens Seite beseligt hatte! Hatte er es auch nicht ausgesprochen, das Verhältniß werde durch seine Rückkehr nach Hause gelöst sein, das Schweigen über eine in Aussicht stehende Verbindung war ebenso beredt als die Zurückhaltung, die sich Wolfgang jetzt auflegte. Wohl mochte es den Sessenheimern und den Bekannten, die von Zeit zu Zeit im Pfarrhause einsprachen, sonderbar scheinen, daß der junge Student so lange dort verweile, ohne daß von einem ausgesprochenen Verhältnisse die Rede sei; daß der Leidende sich auf dem Lande erholen solle, war nur ein schwacher Vorwand. Indessen sorgte Wolfgang doch für mancherlei Unterhaltung und suchte sich nützlich zu machen. So bemalte er die Landkutsche des Pfarrers, die er nach acht Jahren wiederfand, er „künstelte“ manches mit Hülfe eines Nachbars, und auch der Plan eines Neubaues des Pfarrhauses dürfte erst in diese Zeit fallen. Mit den Leuten des Dorfes stand er freundlich. Er soll damals zur Unterhaltung das Korbflechten gelernt haben. Auch sonst trieb er vielerlei und schrieb wohl einiges an seiner Dissertation. Eifrigst las er den von Herder empfohlenen Homer, den er zuletzt fast ohne Uebersetzung (er benutzte die Lateinische in der Ausgabe von Clarke) lesen konnte. Wie er diesen später seiner Schwester in freier Uebersetzung vorlas, so wird er auch damals den Sessenheimer Schwestern oder Friederiken allein besonders wirkungsvolle Stellen vorgetragen haben. Aus Ossian übersetzte er die ergreifenden „Gesänge von Selma“, die er mit der seinen eigenen Schmerz aussprechenden Innigkeit las und Friederiken schenkte. Auch seine „Mitschuldigen“ erhielt diese von ihm. In ihr Liederbuch schrieb er manches. Auch heimischen Volksliedern wird er in Sessenheim und der Umgegend nachgespürt haben. Ob Friederike selbst solche sang, bleibt zweifelhaft. Als diese sich wieder erholte, wurden an ihrer Seite manche

Ausflüge und Spaziergänge in der schönen Gegend gemacht, die damals bei lange andauerndem heiterm Himmel in vollstem Glanze sich zeigte. An einem frühen Morgen sprach er in einem Gedichte seine Ungeduld aus, daß Friederike, die ihm einen Spaziergang nach dem Nachtigallenwäldchen zugesagt hatte, ihn zu lange warten lasse.

Von Straßburg aus mahnten Salzmann und andere Freunde zur Rückkehr; auch an Aufforderungen von Hause, endlich mit der Promotion vorwärts zu machen, kann es nicht gefehlt haben. Aber wie schwer hielt es ihm, von dem Orte zu scheiden, wo die Geliebte seines Herzens weilte, die durch ihn so glücklich geworden war und nun so unglücklich sein sollte! Noch am Ende der vierten Woche, gegen den 15. Juni, kann er sich nicht zur Ausführung des nothwendigen Entschlusses ermannen. „Ich komme oder komme nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenns vorbei ist, als jetzt", schreibt er an Salzmann in lebhaftester Aufregung. „Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebblättern vorm Fenster und meine animula vagula [mein schwankendes Seelchen] ist wies Wetterfähnchen drüben auf dem Kirchthurm: „dreh dich, dreh dich!" das geht den ganzen Tag, obgleich das „bück dich! streck dich!" [die ruhige Fügung] eine Zeit her aus der Mode gekommen." Sodann spottet er, daß es nicht zu verwundern, wenn er Mädchennatur annehme und so Punkte zu machen vergesse. Seine tiefe Bewegung, daß er die Erwählte seines Herzens nicht in das väterliche Haus führen dürfe, spricht sich in dem Schlusse aus: „Behüte mir Gott meine lieben Eltern, behüte mir Gott meine liebe Schwester, behüte mir Gott meinen lieben Aktuarius und alle fromme Herzen. Amen!" Fast könnte man vermuthen, es sei ihm eine Mahnung der Schwester zugekommen, die von seiner Sessenheimer Liebe durch Horn gehört und ihm die Folgen einer solchen Verbindung vorgestellt. Nicht lange darauf, etwa den 18., bittet er Salzmann, der Ueberbringerin des Briefes einen Louisd'or mitzugeben; denn er habe sich in Sessenheim

festgesessen, da er sich nicht auf so lange Zeit gefaßt gemacht. Noch immer kann er aus dem lieben Kreise nicht scheiden, wie entschieden er es auch wollen muß. „Was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, wie ich sie lang nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden!" So sehe er alle Träume seiner Jugend erfüllt, aber darum sei er kein Haar glücklicher. „Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt!" Diese Zugabe ist das beängstigende Bewußtsein, daß er seinem Herzensglücke auf immer entsagen, der Geliebten Glück zerstören muß. Gleich darauf, etwa den 20., kurz vor den Johannisferien, riß er sich los.

In Straßburg drängte sich gleich der so dichterisch begabte wie intriguenvolle, von tollen Einbildungen getriebene Livländer Jakob Lenz an ihn heran. Dieser hatte aus Lust, die Welt zu sehn und in ihr seine Rolle zu spielen, wider den Willen der Seinigen sich an die beiden ältesten Söhne eines Kurländischen Edelmanns, eines Herrn von Kleist, angeschlossen, die im Elsaß Militärdienste nehmen wollten; von ihnen erhielt er freie Wohnung und Tisch, gelegentlich auch Geschenke, aber keine feste Besoldung. Durch die Deutsche Gesellschaft war er mit Salzmann in Verbindung gekommen, der dem geschickt aushorchenden jungen Livländer von der Liebesverwirrung des so lange in Sessenheim zurückgehaltenen Goethe gesprochen hatte. Was konnte diesen mehr reizen als sich dieses hochbegabten, durch seine unglückliche Liebe noch anziehendern Frankfurters zu bemächtigen! Der kleine blauäugige, blonde Jüngling mit einem allerliebsten Köpfchen, niedlichen, aber abgestumpften Zügen, einer angenehmen, aber nicht ganz fließenden Sprache, anfangs etwas scheu und kindlich befangen, war eine höchst anziehende Erscheinung. Mit seiner ganzen treuherzigen Liebenswürdigkeit, seiner offenen Vertraulichkeit, seiner

sprudelnden Tollheit warf er sich dem für innige Freundschaft jetzt so sehr zugänglichen anderthalb Jahr ältern Wolfgang an die Brust. Die dichterische Begabung des in eigenthümlichen Seltsamkeiten sich gefallenden, an Einfällen und Reimen unerschöpflichen weichen Livländers und seine begeisterte Bewunderung Shakespeares gaben dem bald geschlossenen Bunde den festesten Halt. Lenz folgte Wolfgang wie sein Schatten, und dieser fühlte sich dem gleichstrebenden, wenn auch etwas toll sich geberdenden Genossen unzertrennlich verbunden. Häufig besuchte er mit ihm das Wirthshaus am Wasserzoll bei der Ill, wo die Lindenbäume Zeugen ihrer innigsten Vertraulichkeit waren. Der Weg nach Sessenheim führte hier vorbei.

Bald darauf kehrte auch Jung zurück, der sich unterdessen mit seiner noch kranken Christine am Bette vermählt hatte. „Sein erster Gang war zu Goethe", erzählt er selbst. „Der Edle sprang hoch in die Höhe, als er ihn sahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. ‚Bist du wieder da, guter Stilling!' rief er, ‚und was macht dein Mädchen?' Stilling antwortete: ‚Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau.' ‚Das hast du gut gemacht', erwiederte jener; ‚du bist ein excellenter Junge.' Diesen halben Tag verbrachten sie vollends in herzlichen Gesprächen und Erzählungen. Der bekannte sanfte Lenz war nun auch daselbst angekommen. — Goethe, Lenz, Lerse und Stilling machten jetzt so einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, wer nur empfinden kann, was schön und gut ist."

Rasch wurde nun die Doktordissertation zu Ende geführt und abgeschrieben; wir kennen nur den Anfang des Titels: De legislatore. Eine Abschrift erhielt der Vater, die andere ging an die Fakultät. Diese aber konnte unmöglich die Druckerlaubniß zu einer Schrift geben, welche die Offenbarung des Christenthums ganz unbeachtet ließ und den Kultus nur für eine Satzung hielt. Großen Anstoß erregte auch die Behauptung, auf den Tafeln des Bundes hätten nicht die zehn Gebote gestanden. Hatte Wolfgang wirklich, wie es in „Dichtung und Wahrheit"

heißt, aus Abneigung, sich gedruckt zu sehn, die Abweisung seiner Abhandlung beabsichtigt, besser konnte er seinen Zweck nicht erreichen. Der Dekan Reißeisen erkannte die Gründlichkeit und den Scharfsinn des Verfassers an, dem die Fakultät, wenn er über Thesen disputiren wolle, gern den Grad eines Licentiaten ertheilen werde. Nichts konnte Wolfgang angenehmer sein. So wurde denn rasch eine große Anzahl von Thesen, unter denen manche ganz allgemeiner Art waren, zusammengestellt und gedruckt. Schon am 6. August fand die öffentliche Disputation statt, bei welcher es ziemlich heiter herging. Unter den gewählten Gegnern war auch Lerse, der dem Licentiaten in spe so zusetzte, daß dieser in bester Laune an den Degen griff und ihm Deutsch zurief: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden.“ Daß Wolfgang in Straßburg wegen seines lebhaften, scharf ausgesprochenen Wesens nicht im besten Rufe stand, ist nicht zu verwundern; in gleichzeitigen Briefen heißt er ein Mann von Genie, aber von unerträglichem Dünkel, ein überwitziger Halbgelehrter und wahnsinniger Religionsverächter, er habe einen Span zu viel oder zu wenig; Meyer von Lindau nennt ihn gegen Salzmann, freilich zunächst wegen seiner Liebesgeschichte, den närrischen Goethe.

Nach der Promotion scheint Wolfgang mit Bekannten den in „Dichtung und Wahrheit“ erwähnten Ausflug in das obere Elsaß bis zu dessen südlicher Grenze zu Pferde gemacht zu haben. Zwischen Colmar und Schlettstadt ertönten „possierliche Hymnen an Ceres“, in welchen sogar die Streitfrage über den Freihandel lustig erörtert ward. Fast sollte man glauben, daß dabei auch der tolle Lenz im Spiele gewesen. Damals wird Wolfgang auch Elsassischen Volksliedern nachgespürt haben. Später schrieb er an Herder, er habe „auf seinen Reisereien“ im Elsaß zwölf Lieder aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht, da die Enkel blos sängen: „Ich liebte nur Ismenen.“

Kurz vor oder nach dieser Reise muß der „Nieseswurz-

brief" Herders eingetroffen sein, in welchem dieser bitter den an ihn sich anschmiegenden Jünger seine Ueberlegenheit fühlen ließ, und ihn bedeutete, was er noch alles durchmachen müsse, um zu fester Selbständigkeit zu gelangen. „Mein ganzes Ich ist erschüttert", erwiderte Wolfgang in der ersten Empfindung. „Apollo von Belvedere, warum zeigst du dich uns in deiner Nacktheit, daß wir uns der unserigen schämen müssen! Spanische Tracht und Schminke!" Er bittet Herder, ihm zu bleiben, was er ihm jetzt sei. Gern wolle er, sei ihm eine selbständige Entwicklung versagt, dem Freunde auf seiner Bahn folgen, wie der freundliche Mond der Erde. Doch sein lebendiges Selbstbewußtsein bricht mit aller Gewalt in den Worten hervor: „Aber das — fühlen Sies ganz — daß ich lieber Mercur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen." Von Herder könne er nicht ablassen, und sollte er, wie Jakob mit dem Engel des Herrn, sich matt ringen. Herders Bitterkeiten hätte der feurige Jüngling nicht ertragen, wenn er nicht gefühlt, seine Vorwürfe seien nicht ganz unberechtigt, und wie viel ihm dessen reifes Urtheil und gebildeter Geschmack nütze.

Im innigen Zusammenleben mit gleichstimmigen Freunden suchte er sein Unglück und seine Schuld zu vergessen. In dieser Zeit dachte er auch an ein Drama „Julius Cäsar"; ein paar prosaische Stellen daraus finden sich am Ende der „Ephemerides". Man könnte denken, daß die großartigen Heldendarstellungen von Aufresne ihn wieder zur tragischen Dichtung gereizt. Aber auch eine lustige Oper scheint er damals hingeworfen zu haben; denn unter „der Oper, dem Mondo alla riversa", die er von Frankfurt aus sich von Jung zurückerbittet, können unmöglich die „Mitschuldigen" gemeint sein; vielmehr muß diese eine Reise Harlekins in ein Wunderland behandelt haben, wie das 1725 von Ulrich König bearbeitete Singspiel »Le monde renversé«, bei dem wohl ein Italienisches zu Grunde

lag. Eher geht auf die „Mitschuldigen“ die »Comœdia«, die er ein paar Monate vorher durch Salzmann zurückfordern läßt, der sie an Herrn H. (?) senden möge.

Unter allen Zerstreuungen und Uebertäubungen konnte er doch Friederiken nicht vergessen. Noch einmal mußte er sie sehn, sich persönlich von ihr, die er so unglücklich zurückließ, verabschieden. Darauf bezieht sich das höchst bezeichnende Briefchen an Salzmann: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bett gepeitscht! [Bezogen sich diese Projekte auf Friederiken?] O es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen wozu es bestimmt war. [Zum Couvert eines Abschiedsbriefes an Friederiken, den er zerrissen?] Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ists nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife [da er die Geliebte sich doch gewinnen möchte]. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt — und dann Adieu!“ Der Abschied mußte höchst bewegt sein. Er selbst fühlte sich schwer schuldig; aber kein Vorwurf traf ihn von Friederikens Seite, die durch seinen Verlust grenzenlos unglücklich geworden.

Noch in den letzten Tagen entstand zufällig eine weitere Verbindung des Dichters mit Straßburg, und zwar durch sein Münster, auf dessen Platform er so oft im Kreise seiner Freunde mit gefüllten Römern die scheidende Sonne begrüßt, wo er selbst seinen Namen auf dem rechten Eckpfosten an der südöstlichen Wendeltreppe eingemeißelt hatte. Als eines Tages auf einem Landgute bei Straßburg in ansehnlicher Gesellschaft die Rede auf das Münster gekommen, dessen Vorderseite mit dem einen Thurme von hier aus einen prächtigen Anblick bot, äußerte er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit seine Ueberzeugung, der Thurm sei nicht vollendet, auf die vier Schnecken hätten noch vier leichte Thurmspitzen kommen sollen. Zu seiner Freude ver-

sicherte der anwesende Orgelbauer Silbermann, die vorhandenen Originalrisse bestätigten seine Ansicht. Auf sein Ersuchen wurden ihm diese vor seiner Abreise vorgelegt, und er zeichnete die vier nicht ausgeführten Thurmspitzen durch.

Auch nach dem persönlichen Abschiede konnte er Friederiken nicht vergessen, es trieb ihn noch einmal ihr seine Sehnsucht in einem dichterischen Gruße auszusprechen, welchen er an einem trüben Morgen einer der letzten Tage schrieb und sogleich nach Sessenheim sandte. Auch von den Freunden, besonders Salzmann, Lerse, Lenz und Jung, konnte er sich nur schwer trennen. „Seinem und Shäkespears würdigem Freund Lersen, zum ewigsten Angedenken“ lautet die mit seinem Namen unterzeichnete Widmung eines Exemplars des „Othello“. Lerse schrieb darunter: „Ewig sei mein Herze dein, mein lieber Goethe.“ Damals stiftete er in das Stammbuch von Lenz die Verse:

Zur Erinnrung guter Stunden,
Aller Freuden, aller Wunden,
Aller Sorgen, aller Schmerzen
In zwei tollen Dichterherzen,
Noch im letzten Augenblick
Lass' ich Lenzen das zurück.

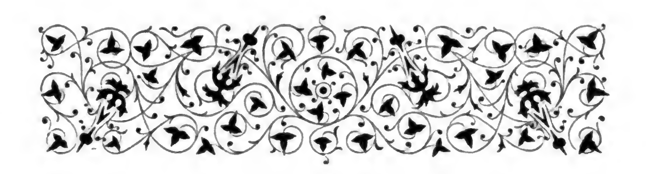
Wolfgang durfte gegen den 23. August mit dem freudigen Bewußtsein scheiden, hier viele treue Herzen zurückzulassen, aber den Himmel des schönsten und geliebtesten hatte er durch leichtfertige Leidenschaft zerstört.

Auf der Rückreise hielt er sich in Mannheim auf, um das Modellhaus der Antiken zu besuchen, in welchem Herder zwei halbe Tage mit größtem Genusse zugebracht und viele neue Aufschlüsse über die Plastik gewonnen hatte. Der Eindruck war großartig und folgenreich, so daß Wolfgang nicht ruhte, bis er sich in den Besitz von Gipsabgüssen nach Antiken gesetzt hatte. Besonders fesselte ihn Laokoon, bei dem er in der Frage, ob er schreie oder bloß seufze, gegen

Lessing Winckelmann und Herder beistimmte; er glaubte entdeckt zu haben, daß der Künstler den Unterleib des von der Schlange Gebissenen eingezogen habe, um das Schreien unmöglich zu machen. Diese Ansicht führte er mehr als ein Vierteljahrhundert später aus. Von Mannheim schrieb er darüber einen Brief an Oeser, der aber darauf nicht einging. Jetzt, wo Käthchens Verlust durch einen schwerern in seiner Seele ausgelöscht war, durfte er auch wieder an Leipzig denken, von dem er so lange sich entschieden abgewandt hatte. Aber auch eine Ahnung von der Herrlichkeit der antiken Baukunst ging ihm in Mannheim beim Anblicke eines Kapitäls des Pantheon auf, das ihn fast in seiner jetzt erwachten Liebe zur Gothischen Baukunst gestört hätte. Noch fünfzehn Jahre später erinnerte er sich in Venedig dieses bedeutenden Eindrucks.

Körperlich gesunder als von Leipzig kehrte er, wenn auch nicht als Doktor, doch als Licentiat der Rechte, von Straßburg zurück, aber auf seiner Seele lastete ein schwerer Druck; dagegen war er zu lauterer Liebesglut entflammt und durch Herder zum Deutschen, aus der Tiefe des Gemüths und lebendiger Anschauung schaffenden Dichter geweiht worden.





Drittes Buch.

Advokat und Dichter.

1.

Mutter und Schwester empfingen Wolfgang mit voller Liebe; auch der Vater freute sich herzlich, daß dieser frisch und gesund zurückgekehrt sei und endlich die geschäftliche Thätigkeit beginnen könne. Der Großvater war bereits im Februar hingeschieden. Schon an seinem Geburtstage, an dessen Vorabend er wohl eingetroffen war, richtete er an Schultheiß und Schöffen sein „gehorsamst geziemendes Bitten, daß Hochdieselben ihn in den numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum an- und aufzunehmen hochgefälligst geruhen wollen", um „sich dadurch zu den wichtigern Geschäften vorzubereiten, die einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillet aufzutragen gefällig sein könnte". Man glaubt in letzterer Aeußerung die Stimme des Vaters zu hören. Die Zulassung erfolgte am 31. August. Drei Tage später schwur Wolfgang vor seinem altbekannten Freunde, dem ältern Bürgermeister von Olenschlager, den Advokaten- und Bürgereid.

An eine bedeutende Advokatenthätigkeit, die sich auf schriftliche Eingaben, Ordnung und Verwaltung von Vermögensverhältnissen beschränkte, des Reizes der öffentlichen

Verhandlung ganz entbehrte, wurde um so weniger gedacht, als diese Ostern durch einen halbjährigen Aufenthalt beim Kammergericht zu Wetzlar unterbrochen werden sollte. Durch seinen Oheim Textor, der, weil er in demselben Monate in den Rath gewählt wurde, seine Advokatur aufgeben mußte, erhielt er nur eine Sache. Gar keine verschaffte ihm zunächst die nahe Verbindung mit J. G. Schlosser und dessen im siebenunddreißigsten Jahre stehendem Bruder, Dr. Hieronymus Peter, einem höchst feinen, besonders in lateinischer Dichtung gewandten, durch gründliche Bildung und gesetzte Besonnenheit ausgezeichneten Manne, der sich seit zehn Jahren als Rechtsanwalt allgemeines Zutrauen erworben hatte. Nur zwei Rechtssachen wurden dem jungen Advokaten während der ersten sieben Monate anvertraut. In der ersten vertrat sein Freund Dr. Moors den klagenden Vater, den verklagten Sohn der Enkel des verstorbenen Schultheißen. Am 16. Oktober machte dieser seine erste Eingabe. Der Klageschrift des Vaters warf er „großsprechende, flache, kompendiarische Schulweisheit“ und „die gemeinsten Grundsätze einer unverdauten Prozeßlehre“ vor, spottete über ein paar „lächerliche Mäuse von Kompendiendefinitionen, die von ihrer Mutter zeugten“, besonders aber forderte er exemplarische Bestrafung der Kläger, weil diese die geheiligte Person eines Richters, einen „ehrwürdigsten Aeltesten der Stadt“, angegriffen. Zur Vergeltung bezeichnete Freund Moors den Gegenadvokaten als angehenden Juristen, der ein abgesagter Feind von wirklichen Beweisgründen zu sein, dagegen witzige Häschen zu Freunden und Kollegen zu haben scheine, Mäuse auftreten lasse, die er durch seinen juristischen Kater hätte auffangen lassen sollen; dabei warf er ihm Unkenntniß vor. Wolfgangs Widerlegung ist vom 30. März 1772. Im Urtheilsspruche vom 22. April, der zu Gunsten des Sohnes lautete, wurde beiden Sachwaltern „die unanständige, nur zur Verbitterung der ohnehin aufgeregten Gemüther aus-

schlagende Schreibart ernstlich verwiesen". Die Vertheidigung der zweiten Sache, einer gegen den Fiskus gerichteten Klage, ging vom Oheim auf Goethe über; die erste Eingabe war vom 6. November, worauf die Gegenpartei am 10. Februar 1772 ihre Widerlegung eingab. Die Akten wurden darauf an die Tübinger Fakultät versendet.

Diese beschränkte geschäftliche Thätigkeit konnte Goethe um so leichter, wie er an Salzmann schreibt, in Nebenstunden bestreiten, als der Vater die Akten sorgfältig durchging und mit ihm besprach, auch ein in Rechtssachen gewandter Schreiber Liebholdt ihm zur Seite stand. Es galt nur eine geschickte Darlegung der Verhältnisse und Abweisung der vorgebrachten Gegengründe, was für Wolfgangs frische Lebhaftigkeit ein Spiel war. Dagegen suchte er mit dem vollen Ernste seiner Natur Friederikens Verlust zu überwinden und seine geistige Entwicklung zu fördern, die zu dichterischer Gestaltung hindrängte. „Mein nisus nach vorwärts ist so stark", schreibt er an Salzmann, „daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu schauen."

Die Vertraute seiner Seele war Cornelia, in deren Busen er den ihn noch immer bedrängenden Liebesschmerz ergoß. Diese mußte ihm entschieden Recht geben, daß er ein unmögliches Verhältniß abgebrochen. Er hatte vor seiner Abreise Salzmann aufgetragen, Friederiken zwei Cahiers Kupfer zu senden, die ihr besonders gefallen hatten. Dieser aber schrieb, da er wegen der Wahl ungewiß war, bald darauf an Goethe, der seinen Zweifel löste; der Sendung an die „gute" Friederike möge er ein Zettelchen beilegen oder nicht, wie er wolle. Cornelia mußte ihm auch über Herders Besuch im elterlichen Hause berichten, wobei dieser sich sehr freundlich bewiesen und vergebens von seinen Jugendversuchen etwas zu sehn gewünscht hatte. Aus seinen Elsasser Papieren theilte er manches der Schwester mit, auch die gesammelten Volkslieder, bei denen er darauf drang, daß sie von ihr und ihren Freundinnen,

den Schwestern Gerock und Crespel, gesungen würden. Schon damals dürfte er bedeutende Stellen aus Homer in seiner lebhaften Weise der Schwester vorgetragen haben.

Die treue Freundin der Mutter, Fräulein von Klettenberg, nahm auch an dem freilich in ganz anderer Stimmung Heimgekehrten freundlichen Antheil; sie gab die Hoffnung nicht auf, daß es auch bei ihm noch einmal zum Durchbruch kommen werde. Auf seine Talente setzte sie das höchste Vertrauen. Die Mutter gedachte noch später mit Freude ihres Ausspruchs: „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reist, bringt er mehr Kenntnisse mit als andere, die von London oder Paris zurückkommen.“ Ihr gemeinschaftlicher Freund, der gute Legationsrath Moritz, war schon im März hingeschieden. Von jüngern Freunden stand er besonders mit Dr. Horn und Riese in nächster Verbindung; der erstere, der nun doch der Hoffnung auf die Leipziger Geliebte entsagt hatte, war noch immer der heitere Gesellschafter, wenn auch seine juristische Praxis ihm wenig eintrug, während Riese, der Schreiber beim Kastenamt geworden, sich darin gefiel, Wolfgangs lebhaften Behauptungen Zweifel und Bedenken entgegenzusetzen, woraus sich eine bewegte Unterhaltung ergab. Crespel war schon im vorigen Jahre nach Frankfurt zurückgehrt und als Accessist bei der Post eingetreten. Auch er belebte durch seine wunderliche Laune und treuherzige Gutmüthigkeit den engern Freundeskreis. An dem großen doppelten Schachbrett, das Riese besaß, pflegten dieser, Goethe, Horn und Crespel zu spielen. Letzterer war auch ein großer Freund der Musik und ein Meister auf der Viola d'amour. Goethe übte sich fleißig auf dem Violoncell, spielte auch wohl mit andern zusammen. An Salzmann, der in Straßburg Zeuge seines zerstreuten Treibens gewesen, schreibt er gleich in der ersten Zeit: „Was ich mache, ist nichts. Desto schlimmer! Wie gewöhnlich, mehr gedacht als gethan. Deswegen wird auch nicht viel aus mir werden.“ Zugleich läßt er Silbermann um eine

flüchtige Abzeichnung des Münsterfundaments bitten, und unter der Hand fragen, ob und wie man eine solche von dem großen Risse bekommen könne. Vielleicht fällt schon um diese Zeit der erste Entwurf des Aufsatzes, den er dem Erbauer des Münsters widmete. Am 21. September schreibt er einem Freunde, dieses größte Meisterstück der Deutschen Baukunst sage nachdrücklich, daß der große Geist sich hauptsächlich vom kleinen darin unterscheide, daß sein Werk selbständig sei, es ohne Rücksicht auf das, was andere gethan, mit seiner Bestimmung von Ewigkeit her zu coexistiren scheine.

Shakespeare und Ossian hatten bald seine ganze Seele hingerissen, ja er faßte den kühnen Gedanken, am 14. Oktober des erstern Namenstag, da er den Geburtstag nicht erwarten wollte, festlich zu begehn; auch ließ er durch Jung die Straßburger gelehrte Gesellschaft auffordern, dasselbe zu thun. Dort hielt Lerse die Festrede. An Herder, welcher mit der gewohnten bittern Schärfe sich geäußert hatte, sandte er um diese Zeit seine Elsasser Volkslieder; von Keltischen und Gallischen Sachen solle nächstens, wenn er einige nöthige Bücher bekommen, etwas folgen. Im Namen der Schwester ladet er ihn zu Shakespeares Namenstag ein, der mit großem Pompe gefeiert werden solle; komme er nicht selbst, so möge er wenigstens im Geist gegenwärtig sein und die ihn eben beschäftigende Abhandlung über Shakespeare einsenden, damit sie einen Theil der Liturgie bilde. Gleich darauf sendet er ihm Stellen aus der angeblichen Urschrift von Ossians „Temora" nebst wörtlicher Uebersetzung, und bittet wiederholt um die Abhandlung zum Festtage. „Die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll auch Ihnen getrunken werden", äußerte er dabei. „Ich habe schon dem Warwirckshirer ein schön Publikum zusammengepredigt und übersetze Stückchen aus dem Ossian, damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann. — Apostel oder Philister! ich bleib' für Sie, was ich war." Die erhaltene Rede zeigt Herders Einfluß selbst im Tone, wenn derselbe auch

frei heiterer ist. Das Griechische Theater, heißt es hier, habe einzelne große Handlungen der Väter dem Volk mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit gezeigt, ganze große Empfindungen in den Seelen erregt. „Und in welchen Seelen! Griechischen! Ich kann mich nicht erklären, was das heißt, aber ich fühls und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit; die haben michs fühlen gelehrt. Nun sag' ich geschwind hinterdrein: ‚Französchen, was willst du mit der Griechischen Rüstung! sie ist dir zu groß und zu schwer.' Drum sind alle Französche Trauerspiele Parodien von sich selbst. Shakespeares Theater ist ein Schöneraritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die prätendirte Form unseres Wollens mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt." Shakespeares Menschen seien reine Natur, nur in kolossaler Größe. Oft müsse er sich vor diesem schämen, daß er selbst ein armer Sünder sei, daß aus diesem die Natur weissage, während seine Menschen Seifenblasen seien, von Romangrillen aufgetrieben.

Und gar bald sollte der junge Dichter auf einen edlen Deutschen treffen, den er in der großen, freien Shakespeareschen Form darzustellen sich gedrungen fühlte. Die Lebensbeschreibung, welche Götz von Berlichingen zu seiner Vertheidigung hinterlassen, riß ihn so mächtig hin, daß er den biedern Ritter dramatisiren und so „das Andenken eines braven Mannes retten" mußte. Alle Stärke, die er in sich selbst fühlte, warf er, wie er am 28. November an Salzmann schrieb, auf dieses Objekt, das er zu packen und zu tragen suche, und was nicht gehe, schleppe er. Darüber waren Homer und Shakespeare und das Straßburger Münster ganz vergessen, mit dessen Rissen er es jetzt anstehn lassen wollte. Gegen Mitte December war das Stück in raschem Wurfe vollendet, wobei der Beifall Cor-

neliens, der er jeden Abend das meist am frühen Morgen Gedichtete vorlas, ihn ermunterte und hob.

Bald darauf machte er die Bekanntschaft eines volle acht Jahre ältern Darmstädters, des Kriegszahlmeisters Johann Heinrich Merck. Dieser hatte nach Vollendung seiner Studien einen jungen Herrn von Bibra auf Reisen



Abb. 9. Nach einem gleichzeitigen Stiche.

begleitet und sich längere Zeit in der Französischen Schweiz aufgehalten. Zu Morges am Genfersee hatte er sich mit der Tochter eines angesehenen Justizbeamten verbunden, dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung in der geheimen Kanzlei, ein Jahr darauf im Kriegsdepartement erhalten. Besonders hatte er sich mit der Englischen Literatur befaßt, aus der er einiges übersetzte, aber sein stets bewegter, scharf

um sich schauender Geist wandte sich nach allen Richtungen hin, um sich eine möglichst umfassende und gründliche Kenntniß zu erwerben, die ihm einen bedeutenden Wirkungskreis schaffen sollte. Machte auch die äußere Erscheinung des langen, hagern Mannes mit der vordringenden spitzen Nase, den „hellblauen, vielleicht grauen, aufmerkend hin und wieder gehenden“ Augen keinen vortheilhaften Eindruck, so zog doch der scharfe Verstand, die leichte Gewandtheit und das edle Wohlwollen des fest auf sich ruhenden Mannes lebhaft an. Goethes Schilderung, bei welcher der später arg verbitterte Merck vorschwebt, hat ein ganz falsches Bild des von Natur edlen und tüchtigen Mannes verbreitet, der auf Goethe, dessen Talent er freudig anerkannte und liebevoll förderte, äußerst wohlthätig gewirkt hat. Von seinem schönen Gemüthe zeugen so manche Briefe, die Achtung, die er sich in den weitesten Kreisen erwarb, und die herzliche Verbindung mit Goethe und manchen andern Frauen und Männern, die seines Lobes voll sind. Freilich besaß er einen scharfen Blick für alle Schwächen, aber daneben natürlichen, durch Bildung gehobenen Kunstsinn, Trieb, auf das Bessere hinzuweisen, und Lust, das wirkliche Talent zu fördern; er war so wenig ein steter Verneiner, daß er selbst zu dichterischem, künstlerischem, wissenschaftlichem und praktischem Schaffen sich gedrungen fühlte. Leider bildeten der Mißmuth, daß ihm eine seiner würdige Stellung sein Leben lang versagt blieb, und das in seiner Familie ihn verfolgende Unglück die in seinem Charakter liegende Schärfe sehr entschieden aus, aber im Grunde seiner Seele blieb er immer ein edler Mensch, unter dessen Bild man das Wort setzen sollte, das er in seinen letzten Jahren an seine fünfzehnjährige Tochter schrieb: „Das bischen guter Name ist das einzige, was uns in der Welt bleibt. Und wenn ich das nicht hätte, so wär' es mir unmöglich gewesen, allen den greulichen Unfällen Trotz zu bieten, denen mich das Schicksal so sehr ausgesetzt hat.“ Für

Goethe war es ein besonderes Glück, daß er zu einer Zeit, wo der in Bückeburg arg verdüsterte Herder ihn mit fast wegwerfender Bitterkeit behandelte, gar zuletzt auf verletzende Weise ganz schwieg, auf den scharfen Kritiker traf, der ihn dadurch hob, daß er sein großes Talent freudig anerkannte und sich mit voller Brust an ihn schloß. Freilich war Merck schon damals körperlich leidend und über manches, besonders seine ungenügende Stellung verstimmt, aber daß Deinet in Frankfurt, der die Wittwe des Buchhändlers Eichenberg geheiratet, ihm die Leitung der vom nächsten Jahre an bei ihm erscheinenden „Frankfurter gelehrten Anzeigen" übertragen und ihm so eine erwünschte Thätigkeit eröffnet hatte, gab ihm eben einen lebhaften Schwung. Die neue Zeitung hatte ihn diesmal nach Frankfurt geführt. Er besuchte dort J. G. Schlosser, auf den er als einen Hauptmitarbeiter rechnete. Bei ihm scheint er mit Goethe zusammengetroffen zu sein. Gegen Ende des Jahres berichtet letzterer an Herder: „Vor einiger Zeit bracht' ich auch einen reichen Abend mit Mercken zu. Ich war so vergnügt, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Um-



Abb. 10. Nach einem gleichzeitigen Stiche. Vgl. oben S. 67.

gang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen.“ Und Herders Braut berichtet am 30. December, Goethe habe Merck wegen seines Enthusiasmus und Genies sehr gefallen. Das ist nicht der bissige Kritiker und bittere Tadler, den man sich meist unter Mephistopheles-Merck vorzustellen pflegt, nein ganz im Gegensatz zu Herder freute er sich der frischen Lebhaftigkeit des jungen Freundes, die jener bei seiner Braut als ein Krähen, diesem selbst gegenüber als ein spechtisches Wesen verspottete; als einen Gleichberechtigten ließ er ihn frei seine Gedanken entwickeln, ohne ihn durch seine höhere Einsicht niederzuschlagen. Von weitem mag schon damals Goethe als Mitarbeiter bei der neuen Zeitung in Aussicht genommen worden sein. Des „Götz“ geschah noch keine Erwähnung. Von diesem ward gleichzeitig eine Abschrift an Salzmann und Herder gesandt. Der als Bediente in das Goethesche Haus eingetretene siebzehnjährige Philipp Friedrich Seidel, Sohn eines frühe gestorbenen Frankfurter Spenglers, hatte wohl die Abschriften gemacht.

Gegen Herder nannte Goethe das Stück „ein Skizzo“, woran er aber seine ganze Kraft gewandt, weil er es ihm, dem „lieben Manne“, habe vorlegen wollen, damit er ihm nicht allein darüber die Augen öffne, sondern ihn lehre, wie er weiter arbeiten solle. Gleichzeitig vertraute er ihm, daß er die Dramatisirung des Lebens und Todes des Sokrates sich vorgesetzt, er den philosophischen Heldengeist darstellen wolle, der endlich der Nichtswürdigkeit zum Opfer falle; doch brauche er Zeit, das Gedachte zum Gefühl zu entwickeln, und noch wisse er nicht, ob er sich von dem Dienste des Götzenbildes bei Plato und Xenophon zu der wahren Religion emporschwingen könne, welcher an der Stelle des Heiligen nur ein großer Mensch erscheine, den er mit Liebesenthusiasmus als Freund und Bruder an seine Brust drücken könne. Mit seiner gewohnten Unterordnung bittet er Herder, der Zucht der Akoluthen nicht

zu vergessen, deren Phantasie natürlich nach seinem Priestergewande geize, deren Kraft aber leider in der Adjunctus- und Küstermannsstelle meistentheils ans Non plus ultra anrenne, sich mehr vorsetze, als sie vermöge. Auch gegen Salzmann, der sein Stück beifällig aufgenommen und sich eingehend darüber ausgesprochen hatte, redet er am 3. Februar 1772 von der Minorennität, die sich nicht überspringen lasse. Auf eine Anfrage desselben wegen der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" bemerkt er, keine Zeitung werde sie in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken übertreffen; die Gesellschaft sei ansehnlich und vermehre sich täglich; er selbst habe damit keinen Zusammenhang, als daß er den Direktor (Merck) kenne und hochschätze und ein Mitinteressent (Schlosser) sein besonderer Freund sei. Doch schon am 8. nennt ein Brief Deinets Goethe (denn nur er kann unter dem „Freunde Mercks" verstanden sein) als sehr fleißigen Mitarbeiter für das Fach der schönen Wissenschaften. Von seiner Hand findet sich bereits am 14. eine Beurtheilung der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", welche diese von Wieland herausgegebene Arbeit der nicht genannten Frau von Laroche gegen die ungebetenen Kritiker mit der Bemerkung in Schutz nimmt, hier sei kein Buch, sondern eine Menschenseele. Mehrere andere Beurtheilungen Goethes brachten die drei folgenden Monate, und auch die wenigen im Juni erschienenen werden vor Mitte Mai, wo Goethe nach Wetzlar ging, verfaßt sein, da die Anzeigen oft der Abwechslung und des Ueberflusses des Stoffes wegen längere Zeit liegen blieben. Goethe beurtheilte nicht bloß lyrische Gedichte und Dramen, sondern auch mancherlei andere, selbst religiöse Schriften; immer sprach er sich mit lebhafter Entschiedenheit, oft mit schlagendem Witze aus. Die Beurtheilung einer kleinen namenlos erschienenen Schrift Wielands, an deren philosophischer Laune man den Dichter der „Musarion" und des „Agathon" nicht verkennen könne,

schließt mit der bezeichnenden Aeußerung: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zween." In einer Anzeige Mercks stammt von Goethe die Bemerkung über Gellerts Vorlesungen.

Daß er das Leben und den Tod des Sokrates sich bloß im Kopfe dialogisirte, ohne weiter zu kommen, verschuldete nicht allein Herders langes Schweigen, viel mehr die Schwierigkeit des Stoffes, die Beschäftigung mit der Kritik und das gesellige Leben, das ihn doch immer mehr anzog. Gegen Ende des Jahres erschien die erste von Klopstock selbst herausgegebene Sammlung seiner Oden. Die bedeutendsten Stücke kannte Goethe, wenn auch in anderer Gestalt, schon früher; die religiösen ergriffen ihn weniger, das Bardenkostüm war ihm zuwider, die überschwängliche Vaterlands- und Cidlibegeisterung griff ihm nicht ins Herz, und wenn er auch den mächtigen Schwung der Sprache und die Höhe, zu welcher die metrische Kunst getrieben war, gern anerkannte, ja auch durch seinen lebhaften Vortrag vieler Oden diese zu ihrer vollen Wirkung brachte, neben seiner hohen Begeisterung für die Griechischen Dichter hatten sie einen schweren Stand und er selbst hatte ja eben in seinem „Götz" den letzten Deutschen Ritter dargestellt, nicht zum Vortheil des heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, wogegen ihm das gestaltlose Bardenthum als nebelhafter Traum verschwimmen mußte. Die nächste Wirkung der Klopstockischen Odensammlung zeigte sich darin, daß sie ihn zum Schlittschuhlaufen begeisterte, bei welchem er laut Stellen aus den Oden „Der Eislauf" und „Braga", auch wohl aus den beiden andern Eisoden, erschallen ließ. Nachdem der junge Advokat sich die neue Kunst zuerst einsam angelernt, forderte er auch seine Genossen dazu auf. Zu diesen Kunstübungen waren wohl die zugefrorenen Rödelheimer Wiesen oder die am Kettenhof vor dem Bockenheimer Thore liegenden ersehen.

Das lebhafte Verfolgen der Spuren des Sokrates hatte

den Dichter tiefer in Plato und Xenophon geführt; da er aber bald fühlte, wie wenig er zum vollen Verständnisse des erstern vorbereitet sei, wandte er sich von ihm den Griechischen Dichtern zu. „Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf“, schrieb er später aus Wetzlar an Herder, „gerieth an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge. Sonst hab' ich gar nichts gemacht, und es geht bei mir noch alles entsetzlich durcheinander.“

Anfangs März kam er mit Schlosser auf einige Tage nach Darmstadt zu Merck, dessen inniger Antheil den jungen Dichter ganz erschloß. Er zeigte sich hier in seiner außerordentlichen, alle bezaubernden Liebenswürdigkeit, da er endlich den Schmerz um Friederikens Verlust überwunden hatte; doch hütete er sein leicht empfindliches Herz vor einer neuen Glut. Herders Braut, Caroline Flachsland, die Schwägerin des Geheimerath Hesse, die zwei Nachmittage und beim Mittagessen mit ihm zusammen war, schreibt an Herder: „Goethe ist so ein gutherziger, munterer Mensch, ohne gelehrte Zierath, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht. — Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Trisettspiel und zwei Leute aus der Stadt. Nur einen Augenblick saßen Goethe, meine Schwester und ich der Abendsonne, die sehr schön war, gegenüber und sprachen von Ihnen. — Den zweiten Nachmittag haben wir auf einem hübschen Spaziergang und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört (die Schottische „Edward“). Er hat sie mir auf meine öftere Bitte den andern Tag nach seiner Rückkunft in Frankfurt, aber ohne Brief, geschickt. Herr Schlosser ist ein guter, sehr guter Mann, nur ein wenig zu viel Weltfirniß. Er hat mich sehr lieb, und mehr, dünkt michs, als Goethe, das mir doch leid ist. Er hat in einem Briefe an Merck sechs Zeilen lang von mir gesprochen. Sie wollen im Sommer wieder kommen.“ Goethe machte damals auch die Bekanntschaft von Mercks nähern Freunden, Rektor Wenck, Hofprediger Jaup, Magister Petersen und Geheimerath

Hesse. Er zeigte Merck auch seinen „Götz", den dieser wohlwollend und einsichtig beurtheilte.

In seiner Vaterstadt hatte er sich jetzt wieder so eingelebt und zugleich in Darmstadt einen so belebenden Kreis gefunden, daß er den Straßburger Freunden, selbst Salzmann und Jung, ganz verstummte. Ihr Bild war nicht ausgelöscht, nur durch sein bewegtes geistiges und geselliges Leben verdeckt. Auch die Liederlust erwachte mit dem Frühjahre aufs neue. Er dichtete nach den in Niederbronn empfangenen Eindrücken das Gespräch „Der Wanderer", in welchem der Schmerz über den Untergang der uns nur noch in Trümmern erhaltenen alten Kunst sich rührend aussprach. Herders Braut bezeichnet es als ein vortreffliches Lied von einer in die Ruinen alter Tempel eingebauten Hütte. Mitte April wurde Goethe bei einer Fußwanderung nach Darmstadt von einem Gewitter überfallen, das er lange ruhig über sich ergehn ließ, bis er endlich, von dessen Gewalt ganz erschöpft, in einer Hütte Zuflucht suchte. Dabei sprach er laut, in der Weise, wie er Klopstocks „Eisoden" hersagte, dithyrambische Verse von der Macht des ihn treibenden Genius, der ihn über die Gemeinheit des Lebens erheben, ihm selige Wärme und edle Reinheit verleihen werde, und von der mächtig hinreißenden Gewalt Pindars im Gegensatz zu den das Herz lieblich umspielenden Dichtern Anakreon und Theokrit. Welch ein Bild, der in Frankfurt als Anwalt mit den kleinlichsten Privatsachen behaftete geistsprühende, jugendliche, reizende Dichter auf der Fußwanderung vom Regensturm, aber noch gewaltiger gepackt von seinem durch die Griechischen Sänger, besonders Pindar, gehobenen Geistesschwung, in dithyrambischem Liede sich ergießend! Von seinem Aufenthalt in Darmstadt berichtet Herders Braut: „Wir waren alle Tage beisammen, und sind in den [Bessunger] Wald zusammen gegangen, und wurden zusammen durch und durch beregnet. Wir liefen alle unter einen Baum, und Goethe sang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shake-

speare übersetzt: ‚Wohl unter grünen Laubes Dach', und wir alle sangen den letzten Vers: ‚Nur eins! das heißt auch Wetter!' Das zusammen ausgestandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der besten Scenen aus seinem ‚Gottfried von Berlichingen' — vorgelesen. Meinen Liebling, den Geist unserer alten Deutschen, habe ich da wieder gesehen, und der kleine Georg, wie er um einen weißen Schimmel und Harnisch bittet, ist mein Georg. Wir sind darauf auf dem Wasser [auf einem einsamen Meierhof im Walde] gefahren, es war aber rauh Wetter. Goethe steckt voll Lieder." Sie schickt Herder ein Gedicht, das dieser eines Morgens gemacht, als er allein in dem Tannenwald spazieren gegangen; ein anderes vortreffliches von einer in die Trümmer eines alten Tempels gebauten Hütte wolle sie sich geben lassen, wenn er wiederkomme. Ihr und ihrer Schwester hatte er die Geschichte seiner Leipziger Liebe rührend erzählt, von Friederiken zu sprechen war ihm zu heilig.

Merck begleitete Goethe gegen Ostern (19. April) nach Frankfurt, aber von dort ging es sogleich weiter bis Homburg. „Der Landgraf und die Landgräfin haben uns mit Güte überhäuft", berichtet Merck seiner Gattin. „Ich habe die Ehre gehabt, länger als eine Stunde Seine Hoheit zu sprechen. Man hat uns mit einer Hofkutsche nach dem Walde bringen lassen, wo wir ein Feeenland gefunden." Ihr Besuch galt besonders der Hofdame der Landgräfin, Luise von Ziegler, die seit kurzem die innigste Freundin von Herders Braut war; Merck hatte sie als „Lila" besungen. Caroline schreibt von ihr: „Sie ist ein süßes, schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenns Sommer ist, und ihr Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt. — Sie lebt sehr einsam in Homburg, und das macht ihr Herz so gepreßt und voll, daß sie sich an jeder guten Seele, die sie findet, ordentlich wie anklammert." Dabei litt sie an unglücklicher Liebe. Sie hatte damals ihre Freundin, Fräulein von Roussillon, Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, zum Besuche. Der Roussillon stand Merck besonders nahe; er pflegte sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten, suchte die Leidende und Schwermüthige

zu zerstreuen und aufzumuntern; von ihm hatte sie auch wohl den Namen „Urania“ erhalten. Als Merck an Goethes Seite zu den Freundinnen trat, empfing Urania ihn mit heißen Küssen und Umarmungen, auch Lila sank ihm an die Brust; dem jungen Frankfurter Advokaten reichten beide liebevoll die Hand. Auch dieser wagte sich auf einem Spaziergange von ihnen die Wonne eines Kusses zu erbitten. Von einer Liebesneigung konnte bei ihm so wenig als bei Merck die Rede sein; es war eben nur die empfindsame Sitte der in Küssen und Umarmungen überschwänglichen Zeit.

In Frankfurt wohnte Merck bei Goethe, obgleich er immer bei seinem Freunde, dem katholischen Domdechanten zu St. Leonhard, Damian Friedrich Dumeix, Unterkommen hatte. „Die Schwester Goethes ist artig und die ganze Familie sind sehr gute Leute“, berichtet er seiner Frau. „Ich fange an in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich sehr wenige für mein Herz gefunden habe.“ Merck war eigentlich wegen Frau von Laroche nach Frankfurt gegangen, die er mit Goethe nach Darmstadt begleiten wollte. Seiner Gattin schreibt er, diese sei mit ihrer ältesten Tochter Max gekommen, und werde mit dieser bei ihnen wohnen; für Goethe und ihn selbst möge sie ein Bett in der großen Stube bei Jaup bestellen. „Frau von Laroche ist eine Dame der großen Welt, von sehr vornehmem Wesen; sie spricht besser Französisch als Deutsch, und ihr Geist geht mit überraschender Leichtigkeit von dem gehaltvollsten Gespräche zu den gewöhnlichsten Aufmerksamkeiten über, welche die Gesellschaft verlangt. Sie nimmt, wenn sie will, den Schein der Gleichgültigkeit an, und gibt ihn auf, wenn sie will. Sie ist ein starker Charakter, und ich weiß aus Erfahrung, daß es nicht gut ist, mit einem solchen anzubinden (frotter contre). Wenigstens ist sie in ihrem Umgange ganz anders als in ihren Briefen. Sie spricht unendlich besser, als sie schreibt.“ Auch Goethe wurde von der feinen Hofdame, die ihn in der Verfasserin der „Sternheim“ überraschte, nicht angezogen; der französische Gesellschaftston, zu dem sie auch ihre Tochter erzogen hatte, war dem Dichter des „Götz“, der gern aus

voller Brust sprach, zuwider. Deshalb begleitete er sie nicht nach Darmstadt. Wenn Herders Braut schreibt, Goethe sei gegen sie aufgebracht wie ein Löwe, so stammt dieser Ausdruck wohl von Merck, der bei näherer Bekanntschaft sich immer weniger von ihr befriedigt fühlte. Mag Caroline auch bei ihrer Schilderung der Laroche durch die so unbedeutende Rolle, die sie den Gästen gegenüber spielte, etwas gereizt gewesen sein, in den Grundzügen entspricht diese ohne Zweifel der Wahrheit. „Welch eine andere Erscheinung als die simple, erhabene Sternheim!" so schreibt sie. „Eine feine, zierliche Frau, eine Hofdame, eine Frau nach der Welt, mit tausend kleinen Zierathen, ohnerachtet sie keine Blonden trägt, eine Frau voll Witz, voll sehr feinem Verstand. Sie tritt sehr leicht auf, wirft jedem, wem sie will, einen Kuß mit der Hand zu; ihre schönen, schwarzen Augen sprechen rechts und links und überall, und ihr Busen wallt noch so hoch, so — jugendlich, daß — kurz sie hat uns mit ihrer allzuvielen Coketterie und Repräsentation nicht ge-



Abb. 11. Nach einem Stiche von Schule, Leipzig 1787.

fallen." Weiter berichtet sie, wie die Laroche jede Freundlichkeit mit einem recht silbernen Tone gesprochen, den sie den Ton ihres Herzens genannt, aber auch bei bloßer Höflichkeit angewandt; sie und ihre Tochter hätten mit ihrem Witze die Gesellschaft regirt. Später gesteht sie ihr viele Talente und Vortrefflichkeit zu, meint aber, unter ihren Kindern möge sie Gutes thun, ihren Mann mehr lieben und weniger von ihm und seinen Talenten trompeten. Goethe konnte sich von der unerwarteten Erscheinung der gefühlvollen einundvierzigjährigen Frau, der Freundin Wielands und der ihm, wie Merck, widerwärtigen Brüder Jacobi, nur abgestoßen fühlen, und er wird ihr gegenüber nichts weniger als den Liebenswürdigen gespielt haben.

Gleich nach der Entfernung der seltenen Frau stellte er sich wieder bei Merck ein. Caroline berichtet: „Mit Goethe waren wir gestern bei meinem Fels und Hügel [im Beßunger Walde]. Er hat sich einen großen, prächtigen Fels zugeeignet, und geht heute hin, seinen Namen hineinzuhauen; es kann aber niemand herauf als er allein." Am 28. August 1872 wurde vom Darmstädter Verein für Errichtung von Gedenktafeln an diesem Felsen des Herrgottsberges, an den neuere gelehrte Fälschung eine Sage von der Teufelsklaue geknüpft hat, eine Tafel zu Goethes Andenken angebracht. Kurz darauf meldet Herders Braut: „Merck kam mit Goethe zu uns in den Garten; ich ging mit ihm allein, wir sprachen von Ihnen, und wünschten Sie in unsere Nachbarschaft, nach Gießen, und endlich — daß Sie im Herbst uns besuchen möchten." Auch Lila war damals gekommen. Goethe las einmal bei Merck in Lilas und Carolinens Gegenwart die rührende Geschichte von dem armen Le Fevre aus „Tristram Shandy". Caroline empfand wieder, daß er ein äußerst guter Mensch; er wäre ihre Lila werth, nur müßte er, um diese sich zuzueignen, von Adel sein. Wer konnte aber damals weniger daran denken, sein Herz zu binden als Goethe bei seinem tiefen Drange nach lebendiger Ausbildung! War es ihm auch gelungen, seine Seele einmal dauernd einer größern Dich-

tung zuzuwenden, und durfte er hoffen, immer festen Boden zu gewinnen, so fühlte er doch, daß er erst sich im Anfange seiner Entwicklung befinde, daß eine reiche Erfahrung seine Seele beleben und stärken müsse, ehe er zu voller Selbständigkeit gelangen könne. In Frankfurt stand er besonders Schlosser nahe, noch bedeutender war der Bund mit Merck, der auch seinen „Götz" einsichtig gewürdigt hatte, während Herder hartnäckig schwieg. Gern hätte er die Verbindung mit Darmstadt, wo er so viel Theilnahme gefunden, fortgesetzt, aber der Vater drang darauf, daß er nach Wetzlar gehe, um dort, wie er selbst und so viele andere, unter ihnen auch Freund Crespel, gethan, als Praktikant beim Reichskammergericht sich genauere Kenntniß vom Prozeßgange zu erwerben. Wie wenig er auch dort für sich erwarten durfte, er wollte dem Vater nicht widersprechen, der ihm sonst so viele Freiheit ließ, und so wandte er, im Vertrauen auf das ihm gewogene Schicksal, sich dem engen, trüben, schon so lange von einer kaiserlichen Visitationskommission heimgesuchten Wetzlar zu.

2.

Mitte Mai traf er am Sitze des Reichskammergerichtes ein. Seine Wohnung nahm er in der dunkeln, abschüssigen und unfahrbaren Gewandsgasse in einem großen und geräumigen Hause, dem vierten links vom Kornmarkte, der Entengasse gegenüber; er bezog zwei Zimmer auf dem zweiten Stocke straßenwärts, wo man früher noch in einer Scheibe Goethes Namen las. Empfohlen war er an die Großtante, Frau Geheimerath Lange, die an der Ecke der Gewands- und Schmidtgasse wohnte; sie war die jüngste Tochter des Prokurators und Advokaten Dr. Lindheimer, die Schwester von Goethes Mutter. Aus erster Ehe mit dem Prokurator Dr. Dietz hatte sie einen Sohn, aus der zweiten mit dem Prokurator und geheimen Hofrath Lange zwei noch unverheiratete Töchter.

Wie verstimmt Goethe in der ersten Zeit sich trotz der schönen Lage des Ortes fühlte, ergibt sich aus Carolinens Aeußerung vom 25. Mai, daß es dort „einsam, öde und leer“ sei. Diese Nachricht stammt wohl aus dem Briefe, mit welchem er an Lila drei Gedichte „zum Austheilen“ geschickt hatte, eines an Uranien, eines an Lila selbst, beide mit Bezug auf den Tag ihrer ersten Bekanntschaft zu Homburg, und den „Felsweihegesang an Psyche“, welcher den Wunsch ausspricht, Caroline, die er sich in stiller Trauer um den abwesenden Herder an ihrem Felsen denkt, möge auch seiner sich erinnern, der sich ja die Spitze des Berges zugeeignet habe. Sehnsüchtig gedachte er in dem für ihn noch leeren Wetzlar der drei schönen Seelen, die er in Homburg und Darmstadt gefunden.

Am 25. Mai wurde er unter die Praktikanten aufgenommen, deren Thätigkeit nichts weniger als angestrengt war, fast ganz von ihrem freien Willen abhing. Der junge Dichter widmete sich hier so wenig ernstlich seiner juristischen Ausbildung wie vierzig Jahre später Uhland in Paris. Wenn dieser, statt den französischen Rechtsgang zu erlernen, alte Gedichte in der Bibliothek abschrieb und neue dichtete, so hing Goethe den Griechischen Dichtern und seiner schönwissenschaftlichen Ausbildung nach und gab sich dem Naturgenusse in dem schönen Lahnthale sehnsüchtig hin.

Das Leben der in Wetzlar aus allen Deutschen Gauen zusammengeflossenen jungen Juristen war so wenig trüb und trocken, daß sich an der zahlreichen Wirthstafel im Gasthofe zum Kronprinzen auf dem Kornmarkt das Spiel einer Rittertafel und eines dem Namen nach auf die Vertheidigung des Rechts und der Rettung der unterdrückten Tugend gerichteten phantastischen Ordens fand, das der sechs Jahre ältere Hildesheimer von Goue, Mitglied der Braunschweiger Gesandtschaft, hier eingeführt hatte. Auch Goethe schloß sich von diesem phantastischen Bunde nicht aus, ja es zog ihn eine Zeit lang an, sich bei der Anord-

nung des Ceremoniels zu betheiligen, um dem Spiel wenigstens eine entsprechende Form zu verleihen. Ihm selbst hatte man den Namen „Götz der Redliche“ gegeben, da man von seinem dramatischen Entwurfe wußte. Der genannte Goue, der den Namen des „Castellans von Coucy“ führte, hielt sich für ein großes Genie; hatte er ja schon vier Dramen drucken lassen. Auch einen andern Dichter traf Goethe an der Rittertafel: den drei Jahre ältern Gothaischen Legationssekretär Gotter, der besonders an der Französischen Literatur sich gebildet hatte und in Uebersetzung ihrer Theaterstücke sich gefiel, aber auch in eigenen kleinen Dichtungen sich mit Geschick, wenn auch ohne eigenthümliche Begabung, versuchte. Das gleiche, freilich nach verschiedenen Richtungen auseinandergehende Streben verband beide Dichter. Gotter hatte schon vor zwei Jahren mit Boie den ersten Jahrgang des Göttinger Musenalmanachs herausgegeben, an dem er sich noch betheiligte, und daß Goethe an den so bedeutend hervorgetretenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ mitarbeitete, war kein Geheimniß. Auch mit dem gleichalterigen Mecklenburger von Kielmannsegge, der eines Prozesses wegen nach Wetzlar gekommen war, stand Goethe in genauerer Verbindung. Der an allem Menschlichen innigen Antheil nehmende, ernst und tief denkende Mann ward von ihm ganz besonders geschätzt. Erst nach längerer Zeit sollte er den gerade acht Jahre ältern, durch gründliche Kenntniß, Besonnenheit, stetigen Fleiß, Ordnung, Genügsamkeit und edle Gesinnung sich auszeichnenden Braunschweigischen Legationssekretär Johann Christian Kestner aus Hannover kennen lernen.

Dieser traf ihn eines Nachmittags in dem eine halbe Stunde von Wetzlar entfernten, an eine Höhe sich anmuthig anlehnenden Dorfe Garbenheim, dem beliebten Zielpunkte der Spaziergänger. Goethe, der unter einem Baume des Wirthshausgartens im Grase lag, unterhielt sich gerade mit drei um ihn stehenden Freunden, von Goue, von Kiel-

mannsegge und einem Dr. König, den Kestner als ein Mittelding zwischen den beiden andern bezeichnet, von denen der erstere ein Epikureischer, der andere ein Stoischer Philosoph sei. Schon diesmal erkannte Kestner, der mit Gotter gekommen war, daß der junge Frankfurter Genie und eine lebhafte Einbildungskraft besitze. Nach genauerer Kenntniß entwarf er von ihm folgendes für den Schilderer und den Geschilderten fast gleich bezeichnende Bild: „Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre, und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte: aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben. Er ist nicht, was man orthodox nennt; jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger als das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges

Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration. Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber doch mehr gedacht und räsonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Außer Garbenheim waren der vor dem Wildbacher Thore in einer Felsengrotte unter Lindenbäumen quellende Brunnen und der dort auf mäßiger Höhe liegende Garten mit hübschen Parkanlagen, die jetzige Metzeburg, seine Lieblingsplätze. In diesem Garten las er seine Griechischen Dichter, hier hing er seinen Gedanken an die fernen Geliebten nach und brütete über sein wunderbares Schicksal; hier wird auch wohl die in Wettstreit mit Gotter versuchte Uebersetzung von Goldsmiths „Verlassenem Dorfe" entstanden sein. Das Gedicht „Der Wanderer", das er Ende Mai nach Darmstadt sandte, erhielt hier seine letzte Gestalt.



Abb. 12. Das Buffsche und das Deutsche Haus in Wetzlar. Nach einem ältern Stiche. Vgl. S. 162 Z. 2—5.

Am Abend des 9. Juni fuhr er mit seinen Nichten zum Balle nach dem Jägerhaus bei Volpertshausen, einem anderthalb Stunden von Wetzlar entfernten Dorfe. Auf

dem Wege holte man die zweitälteste Tochter des Deutsch-ordens-Amtmanns Heinrich Adam Buff ab, der in dem kleinen zweistöckigen Hause wohnte, das links vom Eingange in das „Deutsche Haus" lag, in der jetzigen protestantischen Mädchenschule. Von Buffs am 13. Januar 1753 geborener zweiten Tochter Charlotte Sophie Henriette, die, wie die übrigen elf noch lebenden Geschwister, blondes Haar und blaue Augen hatte, war Kestner gleich in der ersten Zeit, im Sommer oder Herbst 1768, innig angezogen worden. Er schildert sie damals als zart von Körper und weich von Seele, aufgeweckt und lebhaft, von geschwinden Begriffen und großer Gegenwart des Geistes. Sie mache durch Gespräche, lustige Einfälle und Laune alle vergnügt; dabei sei sie tugendhaft, fromm und fleißig, gelehrig und willig, alle Frauenzimmerarbeiten zu übernehmen. Bald war der junge Legationssekretär der erklärte Liebhaber. Als die Mutter, das Muster einer sorgsamen Hausfrau, im März 1771 gestorben war, fiel der große Haushalt ganz auf die zweite Tochter, da die ältere, Caroline Wilhelmine, dazu weniger geeignet schien. Kestner berichtet: „Lottchen zog gleich Goethes ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war; ich kam ein paar Stunden später, und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig; dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch. Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun



Charlotte Kestner.

Abb. 13. Nach der Abbildung in A. Kestners „Goethe und Werther“.

lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen."

Schon beim ersten Blicke hatte die frische Natürlichkeit des muntern Mädchens ihn hingerissen, das gleichfalls durch seine bezaubernde Erscheinung angezogen war; noch verstärkt wurde die herzliche Neigung, als er sie unter ihren zahlreichen Geschwistern wie die liebe- und sorgenvollste Mutter walten sah, sollte nicht etwa die berühmte Scene in „Werthers Leiden", wo der schwärmerische Jüngling Lottchen zuerst erblickt, wie dort sehr vieles, der Wirklichkeit entnommen sein. Sie hatte es ihm angethan, so daß er, obgleich er ihr Verhältniß zu Kestner vernommen, das zu lösen ihm nimmermehr einfallen konnte, doch von ihr unzertrennlich blieb. Als ein ihm schon von Leipzig aus bekannter Freund von Born in der ersten Zeit gegen ihn äußerte, er wolle Lotten wohl Kestner abwendig machen, erwiderte er, diese sei viel zu edel, als daß sie Kestner aufgeben könne; sollte sie aber dies wirklich thun, so würde er sie sogleich verlassen. Kestner sah es gern, daß der wenig beschäftigte Freund Lottchen Gesellschaft leistete. Dieser kam meist Nachmittags, und da war es eine Lust für ihn, zu Lottens Füßen zu sitzen, während ihre kleinen Brüder auf ihm krabbelten. Abends traf er oft mit Kestner bei ihr zusammen, wo er sie in ihrer blaugestreiften Nachtjacke fand. Viel war er mit ihr in ihrem auf dem Wege zu dem Wildbacher Thore liegenden Garten, wo man das Murmeln des nahen Wildbacher Brunnens vernimmt. Der Weg zum Thore führte über die sogenannte Gänsewiese; vor demselben war das Krautland, wohin Goethe Lotten oft begleitete. Die nähere Bekanntschaft und der gleiche Geschmack knüpfte zwischen Kestner und Goethe das festeste Band der Freundschaft. „Indessen ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab", berichtet Kestner ein paar Monate später, „so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze so viel nicht über sich erhalten, daß

er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können: allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund noch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehn konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahnung von dergleichen Betrachtung bemerken können." Goethe vergaß es Kestner nie, wie edel er seine Leidenschaft geschont, da jeder Versuch, ihm den Zutritt zu Lotten zu verwehren, ihn zum Aeußersten getrieben haben würde.

Während des mächtigen Kampfes zwischen Neigung und Entsagung konnte Goethe nicht die Ruhe zu dichterischem Schaffen gewinnen; selbst die wogende Leidenschaft in Versen zu ergießen, war ihm bei der seine ganze Seele aufrüttelnden Unruhe unmöglich. Nur fällt in diese Zeit wohl die Uebersetzung einer kleinen Pindarischen Ode. In beständiger Verbindung blieb er mit Merck; auf der Reise, welche dieser mit seiner Gattin im nächsten Jahre in die Schweiz zu machen gedachte, wollte er ihn begleiten. Auch von Herder traf endlich, nach halbjährigem Schweigen, eine Antwort ein, die aber wieder den gewohnten bittern Ton anschlug, so daß sie jeden, der weniger dessen hohe Bedeutung anerkannt hätte, auf immer abgewandt haben würde. Sein hartes gegen „Götz" gerichtetes Wort, Shakespeare habe ihn ganz verdorben, erkannte Goethe in seiner vollen Stärke an. Das Stück müsse völlig umgeschmolzen, gereinigt und mit neuem, edlerm Metall versetzt werden; besonders

ärgere es ihn, daß alles nur gedacht, nicht gefühlt sei, ein Vorwurf, der auch Lessings vor kurzem erschienene „Emilia Galotti“ bei aller ihrer Kunst treffe. Doch glaubt er hoffen zu können, er werde, „wenn Schönheit und Größe sich mehr in sein Gefühl webe, Gutes und Schönes thun, reden und schreiben, ohne daß ers wisse, warum“. Aus Pindar, in dem er jetzt wohne, habe er gelernt, drein greifen, packen sei das Wesen jeder Wissenschaft; seit er die Kraft der Pindarischen Worte στῆθος (Brust) und πραπίδες (Sinn) fühle, sei ihm eine neue Welt aufgegangen. Jetzt erst hatte er Herders „Fragmente“ gelesen, und sich gefreut, daß er mit dem dort über die Griechen Gesagten meist zusammentreffe; besonders seine Darstellung, wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilden, sei wie eine Göttererscheinung auf ihn herabgestiegen. Ueber die bittere Weise, wie er seinen „Felsweihegesang“ abgefertigt, erklärt er sich mit offenster Entschiedenheit, nachdem er den Freund gebeten, ihn doch öfter seine Stimme vernehmen zu lassen. „Ihr fühlt, wie Ihr den umfassen würdet, der Euch das sein könnte, was Ihr mir seid. Laßt uns nur dadurch, daß wir nothwendig manchmal aneinander gerathen müssen, nicht dadurch wie Weichlinge abgeschreckt werden. Stoßen sich unsere Leidenschaften, können wir keinen Stoß aushalten? Das gilt mich mehr als Euch. Genug, habt Ihr was wider mich, so sagts. Gerad und ernst oder bös, grinsend, wies kommt.“ Mit Merck, äußert er weiter, sei er fest verbündet, doch sei dies mehr gemeines Bedürfniß als Zweck. Fühlte er sich auch durch dessen Freundschaft und Einsicht wesentlich gefördert, so war er doch kein so selbständiger Geist wie Herder, dessen Genius Goethe mächtig anwehte. Als Lotte in der ersten Woche des August zu Bekannten nach Atzbach, einem großen Dorfe hinter Garbenheim, gegangen war, konnte Goethe sich nicht enthalten, sie dort am 8. zu besuchen, was er an demselben Abend Kestner mittheilt, den er zugleich einladet, morgen früh (es war Sonntag) mit ihm dahin zu gehn, wo sie wohl freundlichere Gesichter

als er heute finden würden. Am 19. finden wir Lotten zu Gießen bei dem Kriegsrath Pfaff. Merck und Goethe hatten verabredet, dort am 18. bei Professor Höpfner sich zusammenzutreffen, der zur Mitarbeit der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" angetrieben werden sollte. Auf höchst lustige Weise führte sich Goethe als armer, unbeholfener Student bei diesem ein. Der Vielschreiber Prof. Schmidt, den Herder so arg gezüchtigt hatte, wurde damals von Goethe ergetzlich mystificirt und auf die schärfste Weise aufgezogen. Zwei vergnügte Tage verlebten sie mit Höpfner. Merck, der jetzt zuerst die von Goethe vielgerühmte Lotte sah, mußte gestehn, dieser habe nicht zu viel gesagt. Mit beiden fuhr er am 19. nach Wetzlar. Dort sah er wohl die mit Lotten befreundete, Goethe gewogene, stattliche, schwarzäugige Dorothea von Brandt, die zweite Tochter des im Deutschen Hause wohnenden Prokurators und Hofraths. Merck wies den Dichter auf diese „Junonische Gestalt" hin, der er eher seine Neigung zuwenden solle, als daß er sich in unglücklicher Liebe zu der Braut eines andern verzehre. Seine Hoffnung, diesen mit sich nach Frankfurt und von da mit seiner Schwester nach Darmstadt zum Balle zu bringen, erfüllte sich nicht; Lotte hielt ihn gefesselt.

Für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" wurden wohl im August die Beurtheilungen geschrieben, die in den Nummern vom 25. August bis zur Mitte September erschienen. Merkwürdig ist hier besonders die Beurtheilung der „Gedichte eines Polnischen Juden", in welcher Goethe sein Ideal des Liebesdichters zeichnet, in dessen Liedern, da er ahnend und hoffend und genießend lalle, Wahrheit und Schönheit herrschten. „Doch obs solche Mädchen gibt? obs solche Jünglinge geben kann?" schließt er. Ihm selbst drohte damals ein schwerer Verlust, da seine Schwester Cornelia Schlossers Bewerbung freundlich aufgenommen hatte.

Den 27. August saß er bei Lotten fast den ganzen Tag; bis Mitternacht wurden Bohnen geschnitten, und der

folgende 28., sein Geburtstag, feierlich mit Thee und freundlichen Gesichtern begonnen. Seltsames Spiel des Schicksals! es war auch Kestners Geburtstag. An kleinen Geschenken für beide konnte es nicht fehlen. Wahrscheinlich gab Goethe dem Freunde damals das Exemplar von Goldsmiths »Deserted village« in der von Merck veranstalteten Ausgabe, in welches er die Verse geschrieben hatte:

> Wenn einst nach überstandnen Lebensmüh- und Schmerzen
> Das Glück dir Ruh- und Wonnetage gibt,
> Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
> Dich und mit dir geliebt.

Wahrscheinlich erhielt er selbst, wie sein Werther von Albert, die kleine Wetsteinische Ausgabe Homers, da ja Werther nicht allein den Geburtstag mit Goethe gemein hat, sondern auch an demselben Tage wie dieser von Lotten scheidet.

Seit dem Geburtstage, der für Goethe ein Tag ernster Sammlung zu sein pflegte, ward ihm seine Lage immer beängstigender und peinlicher; mehrfach versuchte er sich durch die Flucht zu retten, aber vergeblich. Am 5. September schlug Lotte es dem leidenschaftlich Aufgeregten ab, ihn nach Atzbach zu begleiten. Den nächsten Morgen beklagt er sich darüber bei Kestner, dem er zugleich mittheilt, daß er an dem herrlichen Sonntage nach Garbenheim gehe, in der stillen Hoffnung, dort Lotten, die heute etwas weiter spazieren wolle, in seiner Begleitung zu treffen. Am Mittag des 10. ißt er mit Kestner in der Gartenwirthschaft. Abends kommt er in das Deutsche Haus, fest entschlossen, morgen ohne Abschied zu scheiden. Lotte brachte zufällig das Gespräch auf das Jenseits. Goethe, der zu ihren Füßen saß und an ihrer Garnirung spielte, sprach auch von drüben, meinte aber dabei nicht die Wolken, sondern die Berge, die ihn bald von ihr trennen würden. Um nicht mit seinem Schmerz loszubrechen und so seine Absicht zu verrathen, mußte er sich rasch entfernen. An demselben Abend schrieb

er aus gepreßtem Herzen die erhaltenen Abschiedszeilen an Kestner und Lotten; an letztere fügte er am andern Morgen, indem er die den Kindern versprochenen Bilder beilegte, ein letztes Wort hinzu. Er hatte längst von seiner Verabredung gesprochen, mit Merck bei Frau von Laroche in Thal Ehrenbreitstein zusammenzutreffen, auch von seiner Absicht, sich ohne Abschied zu entfernen. „Immer fröhliches Muths, liebe Lotte", schließt er. „Sie sind glücklicher als hundert; nur nicht gleichgültig! und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu, tausendmal Adieu!" Lotte und Kestner konnten diesen Entschluß nur billigen, wie schmerzlich ihnen auch sein Abschied sein mußte. Er war ganz eigentlich geflohen. Die Großtante ließ Lottchen sagen, es sei doch sehr ungezogen, daß Doktor Goethe ohne Abschied weggereist, worauf diese erwiderte: „Warum haben Sie Ihren Neven nicht besser erzogen?"

Goethes Seele war in Wetzlar mächtig aufgeregt worden durch das Mädchen von einer so einzigen „ingenuen Güte", die so häusliche, rein und ruhig empfindende Lotte, in der er sein eigenes Wesen spiegeln durfte, die ihm aber nicht angehören sollte; das Studium Pindars und die schöne Natur hatten ihn gehoben. Auch hatte er hier wohl wieder zum landschaftlichen Zeichnen gegriffen, um die Eindrücke voll in sich aufzunehmen, nur zum Dichten war er nicht gekommen, weil ihn die Gegenwart so ganz erfüllte. Kein einziges Lied feierte seine Lotte, und wir haben keine Spur, daß er sie dichterisch zu stimmen gesucht, nicht einmal neue Texte legte er Liedern unter, wie er es bei Friederiken that, obgleich auch Lotte zum Klavier sang. Von Kestners Braut riß er sich gewaltsam los, aber bald sollte es ihn wieder zu dieser ziehen und er nicht eher ganz zur Ruhe kommen, bis er sie vermählt wußte.

3.

Goethes Widerwillen gegen Frau von Laroche hatte Merck verscheucht, er selbst wohl eine persönliche Einladung von ihr empfangen. Da er früher als nöthig Wetzlar verlassen, hatte er Zeit seinen Schmerz zu mildern, ehe er in den Kreis dieser Weltdame trat. Dazu sollten ihm eine ruhige Wanderung längs der durch ihre anmuthigen Krümmungen, ihre lieblichen Landschaften, ihre feuchten Gründe, ihre prächtig auf bebuschten Felsen thronenden Schlösser und den Fernblick auf blaue Bergreihen das Herz erfreuenden Lahn und ein kürzerer Aufenthalt in Ems dienen; hatte er ja die Heilkraft der Natur schon vielfach empfunden.

Als er am frühen Morgen des 11. September mit zerrissenem Herzen am rechten Ufer der in einiger Tiefe unter ihm fließenden Lahn hinabwanderte, ward er von seinem nach Braunfels reitenden Freunde von Born eingeholt. Diesem (es war derselbe, gegen den er sich einst über sein Verhältniß zu Lotten erklärt hatte) konnte er nicht verschweigen, was ihn von Wetzlar treibe. Von Braunfels ging er meist allein über Weilburg und Limburg, wo er wohl übernachtete, dann über Dietz und Nassau nach Ems. Goethe berichtet selbst über seine wunderliche im Anschauen der herrlichen Landschaftsbilder an das Schicksal gerichtete Frage, welcher er vergebens sein schönes, manche Geräthschaften in sich vereinigendes Taschenmesser opferte. Er wünschte zu wissen, ob er je zu einer würdigen bildlichen Darstellung der Natur gelange, ob er zum Maler oder zum Dichter bestimmt sei, worüber er erst fünfzehn Jahre später in Italien nach längerer sorgfältiger Kunstübung zur Gewißheit kommen sollte. Von Ems, wo er „einigemal des sanften Bades genoß", fuhr er auf einem Kahne die Lahn herab in den in voller Pracht sich öffnenden Rhein; bei dem Dörfchen Thal, das an den majestätisch sich

erhebenden, mit stolzer Festung gekrönten Felsen Ehrenbreitstein sich lieblich anschmiegt, landete der Flüchtling.

Er traf als erster der erwarteten Gäste in dem ganz am Ende des Dorfes oberhalb des Rheines gelegenen stattlichen Hause ein, herzlich empfangen von der Hausfrau und ihrem Gatten, dem im dreiundfünfzigsten Jahre stehenden Frank von Laroche, der im Anfange des vorigen Jahres als wirklicher Geheimrath in die Dienste des Kurfürsten von Trier getreten war und sich hier dem kurfürstlichen Coblenz gegenüber niedergelassen hatte. Mit diesem tüchtigen, ganz von der französischen Aufklärung erfüllten Geschäftsmanne fand er weniger Berührungspunkte, dagegen lernte er dessen Gattin in ihrem häuslichen Kreise, den zwei Engel schmückten, als sorgsamste und liebevollste Mutter mit inniger Theilnahme verehren und zugleich die milde Ruhe, die sie gegen alle zeigte, um so höher schätzen, je heftiger bewegt sein eigenes Wesen war. Ihre ältere, jetzt im siebzehnten Jahre stehende Tochter Maximiliane, eine niedliche Gestalt mit den schwärzesten Augen, wie sie Goethe liebte, und von blühendster Gesichtsfarbe, wie anders erschien sie ihm jetzt als in Frankfurt! Seinem verwundeten Herzen ging in ihr ein süßer, frischen Lebensmuth weckender Trost auf, da sie bei freier, anmuthiger Bildung in vollem Reize der Jugend und lieblicher Seelenfrische prangte, eine holde Blume in der herrlichen Rheinlandschaft, welche ihm so heitere Morgen und herrliche Abende bot, wie er sie nie erlebt zu haben glaubte. Freilich vor einer zündenden Liebe, wie sie beim ersten Anblicke Friederikens und Lottens aufgelodert war, bewahrte ihn das Bild derjenigen, der sein Wille, aber noch nicht sein Herz entsagt hatte; doch fühlte er sich lebhaft zu dem lieben, des schönsten Glückes werthen Mädchen hingezogen. Ihre etwas jüngere Schwester Luise versprach eine noch blühendere Entwicklung.

Von Düsseldorf kam darauf der ihm schon von Darmstadt als einer der leidigsten Zwischenträger bekannte drei

Jahre ältere Rath Franz Michael Leuchsenring, der die Empfindsamkeit und den Begeisterungsschwindel schöner Seelen ausbeutete, um die Leerheit und Nichtigkeit seines Wesens auszustaffiren und seiner Ränkesucht einen ergiebigen Boden zu gewinnen. Freilich war ihm dieser edle Ritter herzlich zuwider, welcher schon einmal zwischen Merck und Frau von Laroche Unkraut gesät hatte und noch immer bei Herders Braut sein Wesen trieb; doch hörte er mit Antheil manche der ihm geheime Herzensbezüge bedeutender Personen enthüllenden Briefe, welche dieser zum Besten gab.

Bald nach Leuchsenring stellte sich auch Freund Merck mit seiner Gattin und seinem siebenjährigen Knaben Henri ein. Wenn Merck sich meist an den Geheimrath anschloß, Leuchsenring mit den beiden Frauen sich unterhielt, die Knaben ihren Spielen folgten, so freuten sich die beiden Töchter der seelenhaften Unterhaltung des bezaubernden Dichterjünglings, dessen gepreßtes Herz frisch aufathmete. Ihre Freundin war die zehnjährige Tochter des Fabrikanten D'Ester im nahen Vallendar, mit dessen Gattin Goethe in nähere Verbindung trat. Auch den Kurtrierischen Minister Domherrn von Hohenfeld lernte er kennen.

Hatte man sich einige Zeit Leuchsenrings Mittheilungen gefallen lassen, so konnte doch um so weniger der natürliche Widerstreit der Gäste verdeckt bleiben, als dieser vom Lobe der auch von Frau von Laroche hoch gehaltenen Brüder Jacobi überfloß, die Goethe und Merck höchst zuwider waren. Zum Glücke ging die zum Besuche in Aussicht genommene Zeit zu Ende, ehe ein Ausbruch erfolgte, da Frau von Laroche geschickt zu vermitteln wußte. Gegen den 19. schieden Goethe und Merck mit herzlicher Freundschaft. Vier Monate später schreibt ersterer an die edle Frau, die er Mama zu nennen sich gewöhnt hatte: „Meine Einbildungskraft verläßt den Augenblick nie, da ich von Ihnen und Ihrer vollkommenen Tochter mich trennen mußte, und mit abschiedvollem Herzen die letzte Hand küßte und sagte: ‚Vergessen Sie

mich nicht!“ Mit Sehnsucht gedachte er jener „Scenen der innigsten Empfindung“ und der „Glorie von häuslicher mütterlicher Glückseligkeit, umbetet von solchen Engeln“.

Auf der absichtlich sehr langsam gemachten Rheinfahrt nach Mainz will Goethe mit Merck manche der schönsten Ansichten gezeichnet haben. In Frankfurt blieb die Familie Merck ein paar Tage in Goethes gastfreiem elterlichen Hause. Kestner fand die beiden Freunde bei Schlosser, als er diesen am Nachmittag des 22. zu Frankfurt besuchte. „Es war mir eine unbeschreibliche Freude“, berichtet sein Tagebuch. „Goethe fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast.“ Sie gingen zusammen auf den Römer, wo sie Goethes Schwester und Mercks Gattin fanden. Auf dem Walle vor dem Thore begegnete ihnen Charlotte Gerock. Merck hatte schon im August Charlotte und Antoinette Gerock kennen lernen, die er seiner Gattin als angenehme Mädchen nach Goethes Ideal, ganz Herz, voll Naivetät, schilderte; eine derselben (Antoinette) sei sehr reizend. Als Charlotte jetzt Goethe nach vier Monaten wiedersah, „leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie küßten sich herzlich“. Goethe führte Kestner Abends in sein elterliches Haus. Die Mutter empfing ihn freundlich „auf das bei ihr alles geltende Wort des Sohnes“, dann auch der darauf kommende Vater, mit dem Kestner sich gut unterhielt. Auf den Wunsch von Mercks Gattin spielte Cornelia auf dem Klavier mit der ihr eigenen außerordentlichen Fertigkeit. Sie bat Kestner, doch Lottchen, die sie schon aus der Ferne sehr lieb habe, zu ihr zu bringen. Am folgenden Morgen kam Kestner mit Schlosser zu Goethe, wo sie das Haus besahen. Nachmittags um 3 Uhr kehrte er wieder; man ging durch die Meßbuden, dann zu Antoinette Gerock, Goethes leidenschaftlichster Verehrerin, von der er in Wetzlar viel erzählt hatte. Nach dem Theater aß auch Kestner mit in Goethes Hause.

Sehnsüchtig gedachte Goethe noch immer seiner Lotte.

Ihre Silhouette, die er auf seinem Schlafzimmer an die Wand geheftet hatte, wurde oft leidenschaftlich begrüßt. Als Kestner sich am 23. verabschiedete, mußte er ihm versprechen, sofort über Lotten zu berichten; besonders wünschte er zu wissen, ob sie nicht von ihm geträumt. Als er hörte, dies sei nicht geschehen, erwiederte er ärgerlich, sie solle diese Nacht träumen, und es Kestner nicht sagen. Am 26. spricht er seine Sehnsucht nach ihr aus, doch wolle er sie nicht wiedersehn, bis er sich ernstlich in eine andere verliebt habe. Aber wie wäre ihm dies möglich! Die Silhouette an der Wand läßt ihn nicht ruhen. „Wenn Sie nur sehn sollten, wie fleißig ich bin", heißt es in demselben Briefe. Er schrieb damals eine kleine Beurtheilung für die „Frankfurter Anzeigen", die am 29. erschien; von Advokatenarbeiten, wenigstens von Prozessen, war er damals frei. Erst am 12. Oktober macht er wieder eine kurze Eingabe, dann am 21. eine zweite in einer früher von seinem Oheim geführten Sache und fünf Tage später ein Bittgesuch. Damit hört seine advokatorische Thätigkeit in Führung von Prozessen länger als sechs Monate auf. Mit Wetzlar dauert die Verbindung lebhaft fort. Er besorgt Kleiderbestellungen für Lotten, die ihm gar nicht aus dem Sinne will, wenn er auch an ihre Freundin, die schwarzäugige Dorthel, oft denkt. Große Freude macht es ihm, als er die Bandschleife von Lotten erhält, die sie an dem Abend getragen, wo er mit ihr auf den Ball fuhr. Endlich hatte sich auch die Verlobung seiner Schwester entschieden, da der Vater auf Schlossers Bedingungen nach längerer Verhandlung eingegangen war. Die Verbindung sollte im nächsten Jahre nach Schlossers in Karlsruhe erwarteter Anstellung vollzogen werden. Dieser drohende Verlust beunruhigte Goethe um so mehr, als er nächstens die Nachricht von Lottens Verlobung zu erhalten fürchtete. Auf das falsche Gerücht, Goethe habe sich erschossen, bemerkte er, auch solche That ehre er und bejammere die Menschheit; er selbst hoffe seinen

Freunden nie mit einer solchen Nachricht beschwerlich zu fallen. Bei der vom Wetter begünstigten Weinlese dachte er mehr an Lotten als diese an ihn in einem Vierteljahr, doch hoffte er mit der Zeit auch dieser Plage los zu werden.

Zu seinem Namenstage wurde er von Kestner und dem ganzen Buffischen Hause auf das freundlichste beglückwünscht, aber zu gleicher Zeit vernahm er, daß der junge Jerusalem sich zu Wetzlar in der Nacht vom 29. auf den 30. aus Liebesgram erschossen habe. Zu dem mehr als zwei Jahre ältern Legationssekretär Jerusalem, dem Freunde Lessings, war Goethe zu Wetzlar so wenig wie früher zu Leipzig in nähere Beziehung getreten. Dieser hatte ihn noch immer als einen „Gecken" angesehen, obgleich der gemeinsame Freund Kielmannsegge den jungen Dichter außerordentlich schätzte. Goethe hatte ihn nur zweimal besucht und von ihm ein Buch geliehen, das er ihm zurückzugeben vergessen. Da er ihn Abends oft verstört im Mondschein vor die Stadt eilen sah, entging ihm nicht, daß er, wie er selbst, an Liebe leide. Wie mußte es ihn da in tiefster Seele aufregen, daß der Unglückliche sich nicht zu retten vermocht hatte, während er selbst den Muth zur Flucht gehabt. Doch jetzt trieb es ihn wieder nach Lotten zurück. Als Schlosser am 6. in Geschäftsangelegenheiten nach Wetzlar mußte, schloß sich Goethe ihm an. Sie blieben bis zum Morgen des 10. Kestner, der sie immer begleitete, war doch sehr froh, daß Schlosser den Freund wieder mit sich nahm, da dieser „nach seinem originalen Charakter nur seiner nächsten Idee folge, ohne sich um die Folgen zu kümmern": und doch hatte dieser ihm von seiner Entsagung eine so starke Probe gegeben. Er war viel bei Lotten; auch ihre Freundin Dorthel wurde besucht. Am letzten Abend hatte er bei Lotten auf dem Kanapée, wie er später Kestner verräth, „rechte hängerliche und hängenswerthe Gedanken". Da er keinen Abschied von Lotten genommen, wollte er dies am frühen Morgen nachholen,

doch hielt ihn Schlosser, der absichtlich die Rückreise beeilte, zu seinem Aerger davon zurück. In Friedberg, wo dieser zu inquiriren, Goethe eine Ortsbesichtigung zu machen und wegen Herstellung eines Schlosses mit einem Dachdecker zu verhandeln hatte, empfing er ein Packet und einen Brief seines Vaters, der ihm die Aeußerung entriß: „Wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswerth und gut ist? Sonderbar, daß, da man glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist, er wird immer irdischer und kleiner." Er hatte um Silhouetten der Familie gebeten; jetzt wünschte er Lottens alten Kamm gegen einen neuen zu erhalten. Kestner sandte ihm die gewünschte ausführliche Darstellung von Jerusalems Tod. Für die „Frankfurter Anzeigen" schrieb er u. a. Beurtheilungen von Wielands „Goldenem Spiegel", dem Göttingischen „Musenalmanach" und den beiden letzten Bänden von „Lavaters Aussichten in die Ewigkeit", die in den Blättern vom 7. Oktober bis zum 13. November stehen. Als besondere Schrift ließ er den in Hamann-Herderscher Art der Einkleidung und des Tons geschriebenen Bogen „Von Deutscher Baukunst" ohne seinen Namen erscheinen, der den Gothischen Stil gegen alle seine Welschen und Deutschen Verächter vertheidigen sollte. Hier mag zum Theil ein Entwurf des vorigen Jahres zu Grunde liegen. Seine meiste Zeit verwandte er jetzt auf die Ausübung der bildenden Kunst, von der Advokatur wollte er nichts mehr wissen. In die Zeit äußersten Unmuthes traf das Anerbieten der Straßburger Fakultät, ihn zum Doktor beider Rechte zu promoviren, wozu wohl Salzmann die Veranlassung gegeben hatte. Er lehnte dies sofort ab. „Der Brief kam zur ungelegenen Zeit", schrieb er an Salzmann, „und auch das Ceremoniell abgerechnet, ist mirs vergangen Doktor zu sein. Ich hab' so satt am Licentieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide gradus gleichen Werth."

Am 15. November eilte er nach Darmstadt zu Merck, um mit ihm nach Mannheim zum wiederholten Genusse der Antiken zu gehn, doch blieben sie in Darmstadt, da Merck nicht abkommen konnte. Vier Wochen verweilte er diesmal beim Freunde, eifrigst mit Zeichnen und Kupferstechen beschäftigt. „Unser guter Goethe ist hier“, berichtet Caroline am 27., „lebt und zeichnet, und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie: sie zeichnen und stechen. Mir hat er ein Landschäftchen gezeichnet mit einem Bergschloß und unten am Berg ein Dorf.“ Acht Tage später hören wir, Goethe lehre Merck zeichnen; er scheine überhaupt etwas stiller und geläuterter geworden zu sein. Goethe selbst berichtet an Freund Herder: „Ich bin jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück. Freute mich von Herzen, wie du Antheil an „Erwinen“ [dem Bogen „Von Deutscher Baukunst“] nahmst. Merck versificirt [er schrieb seine satirische Anweisung, als Poet sein Glück zu machen, die „Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem Jüngern“] und druckt [er hatte eine Druckerei in Langen bei Darmstadt angelegt]. Wir bespiegeln uns in einander und lehnen uns an einander und theilen Freud' und Langeweile auf dieser Lebensbahn.“ Dafür, daß Herder in seinem Aufsatz über Shakespeare ihn, doch ohne seinen Namen zu nennen, wegen seines „Götz“ gesegnet hatte, dankt er herzlich. „Wir sind die Alten“, fügt er hinzu; „ein wenig herüber, hinüber modificirt, thut nichts zur Sache. Und wenn du aufs Frühjahr [zur Vermählung] kommst, wirds herrlich sein. Mein Vater läßt dich grüßen, und du sollst unter sein Dach treten, mit Gastliebe, das versteht sich von selbst; ich habe nun mein Gewissen gegen ihn befreit.“

Gegen den 11. December kehrte er nach Frankfurt zurück. Als er hier vernahm, Lottchens im siebzehnten Jahre stehende Schwester, Helene, von welcher diese ihm so viel erzählt hatte, sei jetzt ins elterliche Haus zurückgekehrt, wo sie später Lottchens Stelle einnehmen sollte, schrieb er in bitterer Laune: „Ich glaube, ich würde sie lieber haben als Lotten. Nach dem Porträt [das ihm Kestner geschickt] ist sie ein liebenswürdiges Mädchen, viel besser als Lotte, wenn nicht eben just das. Und ich bin frei und liebebedürftig. Ich muß sehn zu kommen,

doch das wäre auch nichts. — Da bin ich wieder in Frankfurt, gehe mit neuen Plans um und Grillen, das ich all nicht thun würde, hätt' ich ein Mädchen." Dagegen hören wir drei Tage später, daß er ziemlichen Humors sei und brav arbeite. Besonders ward viel gezeichnet. Auf seinem Zimmer hatte er sieben herrliche Köpfe nach Raphael, von denen er einen zu seiner Zufriedenheit nachzeichnete. Damals hatte es sich schon entschieden, daß Merck von der Redaktion der „Frankfurter Anzeigen" zurücktrat, da der Herausgeber, ohne ihn zu fragen, Anzeigen aufgenommen, die er nicht billigte; Schlosser folgte ihm und auch Goethe erklärte, daß er nichts mehr mit diesen zu thun haben wolle. Doch schrieb er eben noch zwei Anzeigen, die am 18. und 25. erschienen; zwei andere, im Januar und Februar gedruckt, gehören wohl auch noch dem December an.

Seinen lustigen Genossen entzog er sich nicht ganz. Am 24. war er „mit einigen guten Jungens auf dem Lande", wo ihre „Lustbarkeit sehr laut und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende", doch trank er keinen Wein. Als sie auf die Brücke kamen, leuchtete von der untergegangenen Sonne nur noch ein dämmernder Kreis herauf. Um den köstlichen Eindruck festzuhalten, lief er zu Gerocks, ließ sich Bleistift und Papier geben und zeichnete das Bild „so dämmernd warm", wie es in seiner Seele stand. Der allgemeine Beifall sagte ihm, daß es gelungen sei; in seiner Freude wollte er darum würfeln lassen, aber man drang darauf, daß er es Merck schicke. Dann genossen sie noch einen schönen Abend zusammen. Am andern Morgen (es war Christtag) ließ er sich in aller Frühe Kaffee machen, um Kestner zu schreiben. Später setzte er für den Schluß der „Frankfurter Anzeigen" eine „Nachrede" im Namen des Herausgebers auf, worin dieser den Rücktritt derjenigen Recensenten berichtete, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen. Er freute sich sehr, als er fand, daß es ihm gelungen, das Publikum und den Verleger recht zu „turlipiniren".

Seine Stimmung war eben so wechselnd, wie seine Arbeiten. Noch im Beginne des neuen Jahres (1773) finden wir ihn leidenschaftlich mit Zeichnen beschäftigt. „Ich bin sehr Künstler jetzt“, schreibt er an Kestner. Aber daneben trieb ihn die Laune, ein paarmal als Schriftsteller unter der Maske eines Pfarrers aufzutreten. Nach Rousseaus Vorgange in seiner »Lettre d'un vicaire« schrieb er einen „Brief des Pfarrers zu *** an den neuen Pastor zu ***“, den er als Uebersetzung aus dem Französischen bezeichnete. Die wahre Toleranz, die aus dem die einzige Grundlage aller Seligkeit bildenden Glauben an Christus stamme, wird hier im Gegensatz zu der kalten, übermüthigen Vernunft von einer innig gläubigen Seele mit solcher Wärme gelehrt, daß die Schrift auf Lavater und seinen Kreis den tiefsten Eindruck machte. Seine im Umgange mit der Klettenberg gemachten Anschauungen hatte er in Erinnerung an seine eigene zeitweilige mystische Stimmung zu einer dichterischen Gestalt erhoben, die sich in diesem Briefe mit klar umschriebener Reinheit ausprägte. Das glückliche Gelingen dieser Arbeit veranlaßte ihn, zwei eigenthümliche Erklärungen im alten und neuen Testamente, die er schon längst gemacht, unter der Maske eines Landgeistlichen in Schwaben zu veröffentlichen. Schon Hamann hatte „von einem Geistlichen in Schwaben“ eine „Beilage“ zu seinen „Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates“ gegeben. Die erste der „Zwo wichtigen, bisher unerörterten biblischen Fragen“ bezieht sich auf den Inhalt der Tafeln des Bundes; daß auf diesen nicht die zehn Gebote, sondern die zehn Grundgesetze des Bundes Gottes mit Israel gestanden, hatte er schon in seiner Straßburger Abhandlung entwickelt. Auch seine an zweiter Stelle gegebene Auslegung des Ausdrucks „mit Zungen reden“ (in der „Apostelgeschichte“) war ihm schon längst aufgegangen. Der Ton des einfältig gläubigen Pfarrers war hier wundervoll getroffen, auch die Einkleidung glücklich erfunden und ausgeführt.

In den Anfang des Jahres fällt auch das tolle „Concerto drammatico composto dal Sgr. Dottore Flamminio detto Panurgo secondo. Aufzuführen in der Darmstädter Gesellschaft der Heiligen“, eine launige Antwort auf einen von den Darmstädter Freunden erhaltenen scherzhaften Gesammtbrief. Aber auch einen neuen dramatischen Plan, den des „Mahomet“, wird Goethe gerade damals näher bedacht haben. Er wollte darstellen, wie der Prophet bei der Ausführung seines großen Werkes sich zuletzt der List bedienen muß, und so das Irdische allmählich das Göttliche überwuchert. Schon in Wetzlar war er mit dem Koran bekannt, wie die Benutzung eines Spruches desselben in einem Briefe aus dem Juli zeigt, der sich schon in den erhaltenen Auszügen aus diesem findet.

Den Schmerz um Lotten sucht er möglichst zu beruhigen, wie wenig er auch seine zärtliche Liebe zu unterdrücken vermag. Am späten Abend des 18. Januar sagt er, wie er an Kestner schreibt, der „süßen“ Lotte vor ihrer Silhouette gute Nacht, wie er ihr heute schon viel guten Tag und guten Abend gewünscht hat. „Wo ihr auch seid“, äußert er, „glücklich und geliebt auch von mir mehr als von irgend einem andern hier unten. Und auch ich bin glücklich, [mir] ist in mir selbst wohl; denn von außen fehlt mir nie was.“ Goethes Schwester schrieb gleichzeitig, sie lebten ganz einfach und recht vergnügt; wenn sie Abends am Ofen sitzend schwatzten oder Wolfgang ihnen etwas vorlese, wünschten sie oft die Wetzlarer Freunde herüber. Unter Corneliens Freundinnen befanden sich auch zwei Töchter des in der Döngesgasse (jetzt Nr. 20) wohnenden Kaufmanns Philipp Anselm Münch; die ältere, Susanna Magdalena, war am 11. Januar 1753, die zweite, Anna Sibylla, am 3. Juli 1758 geboren. Auf erstere bezieht sich die launige Aeußerung an Kestner vom 26.: „Lotte sagt: Ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe und das ich, wenn ich zu heiraten hätte, gewiß vor allen andern griffe, ist auch den 11. Januar geboren.

Wäre wohl hübsch so zwei Paare. Wer weiß, was Gottes Wille ist?" Vierzehn Tage später heißt es: „Das Mädchen grüßt Lotten; im Charakter hat sie viel von Lenchen, sieht ihr auch gleich, sagt meine Schwester nach der Silhouette. Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei —! Ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu. Sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgeben und wurf alle sechs."

Die Eisbahn war Anfangs Februar ausgezeichnet schön; am 4. hatte Goethe die Sonne herauf und hinab mit Kreistänzen geehrt. „Und noch andere Sujets der Freude, die ich nicht sagen kann", schreibt er den 5. an Kestner. „Darüber laßt euch wohl sein, daß ich fast so glücklich bin als Leute, die sich lieben wie ihr, daß eben so viel Hoffnung in mir ist als in Liebenden, daß ich sogar zeither einige Gedichte gefühlt, und was mehr ist dergleichen. Es grüßt euch meine Schwester, es grüßen euch meine Mädchen, es grüßen euch meine Götter, namentlich der schöne Paris hier zur Rechten, die goldene Venus dort und der Bote Mercurius [sie gehörten zu einem Bilde], der Freude hat an den schnellen — und mir gestern unter die Füße band seine ‚göttlichen Sohlen, die schönen goldenen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde mit dem Hauche des Windes' [nach Homer]. Und so segnen euch die lieben Dinger im Himmel." Der heitere Wintermorgen und die Erwartung des auf morgen früh angekündigten Merck machten ihn so lustig. Zu den Gedichten, die er damals schrieb, gehören wohl die knapp und treffend die Macht des wahren Dichters über die Sprache bezeichnenden Verse: „Was reich und arm! was stark und schwach!" und die Fabel „Adler und Taube", welche tief gefühlt den Gedanken ausspricht, daß dem mächtigen Geiste keine thatlose Ruhe behagen könne.

Merck blieb vom 6. bis zum 11. Damals wurden scherzhafte Knittelverse an Herder geschmiedet, auch der Druck der „Zwo biblischen Fragen" beschlossen, die nun die Datirung „M. den 6. Februar 1773" erhielten, und das Gedicht „Der Wanderer" Merck gegeben, um es an Boie, den Herausgeber des Göttingischen „Musenalmanachs", zu

schicken. Auch bestimmte ihn Merck, den „Mahomet“ zunächst ruhen zu lassen und seinen „Götz“ neu zu bearbeiten; diesen wollte er dann sofort drucken lassen und verlegen. Goethe sollte nur die Kosten für das Papier tragen.

Ununterbrochen hielt dieser sich auf seiner „Warte“ an die Bearbeitung des „Götz“ und zog sich trotz der Fastnacht fast ganz von der Gesellschaft zurück. Die Umgestaltung des Stückes war sehr bedeutend, da ganz neue Scenen eingelegt wurden; besonders mußte der fünfte Akt umgedichtet werden. Der junge Dichter hatte Selbstüberwindung genug, manche höchst wirksame Scenen fallen zu lassen, weil sie die künstlerische Einheit störten. Nur Kestners Nachricht, daß er bald Wetzlar verlassen werde, setzte ihn diese Zeit über einmal in Aufregung. Doch war die von Einsicht und lebendiger Gestaltungskraft gleich stark zeugende Bearbeitung schon Anfangs März vollendet.

Auch mit Salzmann war er jetzt wieder in Verbindung getreten. Dieser hatte ihm eben von seinen „moralisch-philosophischen Abhandlungen“ die von der Rache zugeschickt, welche ihm und seinem Vater ausnehmend gefiel. Schon vorher hatte dieser ihm Bearbeitungen Plautinischer Komödien von einem Freunde mitgetheilt, welche dieser gedruckt wünschte. Der Bearbeiter war Lenz, doch hatte dieser Salzmann verboten, seinen Namen zu nennen. Da der Verfasser mit seinen frühern Bemerkungen sich einverstanden erklärt hatte, gab Goethe in seinem Briefe an Salzmann vom 6. März weitere Winke zur Umarbeitung. Gleich darauf wird sich Lenz, der sich längst aus guten Gründen von ihm zurückgehalten hatte, sich als Verfasser zu erkennen gegeben und unmittelbar mit ihm verhandelt haben.

Die Erwartung von Lottens Vermählung hielt Goethe noch immer in banger Spannung. Da er von dieser vorher nichts zu hören fürchtete, knüpfte er mit Lottens Bruder, dem sechzehnjährigen Gymnasiasten Hans, eine briefliche Verbindung an. Durch diesen erfuhr er, Kestner habe die

Trauringe in Frankfurt bestellt; sofort nahm er sich der Sache an und da die gelieferten Ringe ihm nicht gefielen, ließ er neue machen. Von seiner äußersten Aufregung zeugt ein Brief an Johanna Fahlmer. Diese, die etwas jüngere angeheiratete Tante der Jacobis, fünf Jahre älter als Goethe, war mit ihrer Mutter, der Tochter eines Frankfurter Predigers, und dem Galeriedirektor Mannlich im Juni 1772 nach Frankfurt gezogen, wo Merck sie schon im August besuchte. Goethe machte bald nach seiner Rückkehr von Wetzlar ihre Bekanntschaft. Eine vertrauliche Verbindung mit der von J. G. Jacobi als Adelaide besungenen Freundin, die auch von seiner Mama Sophie geschätzt wurde, scheint er erst jetzt geschlossen zu haben. Er begann ihr Unterricht im Englischen zu geben, wozu er Goldsmiths „Landpriester" benutzte; aber eines Morgens schickte er, statt selbst zu kommen, diesen sammt Wörterbuch, damit sie sich selbst unterrichte, da er sich in einem „Stand der Perturbation" befinde, in den sich aber nichts Verdrießliches noch Aengstliches einmische, doch würde sie an ihm noch einige Tage einen unfleißigen Lehrmeister haben. Um dieselbe Zeit traf ihn höchst unangenehm Mercks Entschluß, schon Anfangs Mai mit der Landgräfin und den drei Prinzessinnen nach Berlin zu reisen, da er nun so lange Zeit auch diesen treuesten Freund verlieren sollte, mit dem er den Sommer die Schweiz hatte besuchen wollen.

Die Nachricht von Lottens am Palmsonntag, den 4. April, vollzogener Vermählung überraschte ihn. Tief ergriffen schrieb er an Kestner: „Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. — Und unter und über Gottes Himmel bin ich euer Freund und Lottens." Aber Ostern hatte er einen schönen Tag, so schön, daß ihm „Arbeit und Freude und Streben und Genießen zusammenflossen". Am „schönen, hohen Sternenabend" gedachte er wehmüthig

jenes letzten wunderbaren Gesprächs am Vorabend seiner Flucht aus Wetzlar, doch konnte er sich nicht enthalten, die üble Laune über seine Einsamkeit gegen Kestner auszulassen. Aber wie seine Stimmung außerordentlich rasch wechselte, so fühlte er sich um diese Zeit auch zu der lustigen Dichtung eines „Jahrmarkts" getrieben, in welchem er Leuchsenring auftreten ließ, wahrscheinlich als Trödler mit Briefen und Bändern, die er allen empfindsamen Seelen anbot. Um diese Zeit war Jacobis treuherzige Halbschwester Charlotte aus ihrer Hannöverschen Pension zu ihrer Tante Fahlmer gekommen, die er seit dieser Zeit immer mit dem in der Familie gangbaren Namen Tante oder Täntchen nannte. Beiden sandte Goethe an dem „hohen, heiligen" Ostermorgen ein Gedicht, in welches er mit warmer Seele seine Empfindungen über den schönen Frühling ergossen, als er in der Frühe am Fenster „die Vöglein hörte und den Mandelbaum blühen sah und die Hecken alle grün unter dem herrlichen Himmel". In dieser Zeit entstanden auch wohl einzelne Gesänge zum „Mahomet", von denen er einen mit ein paar andern Gedichten am Ende des Monats durch Kestner an Boie gelangen lassen wollte. Sollten auch alle Gedichte ohne seinen Namen erscheinen, so trat er doch hier zum erstenmal in den lyrischen Reigen.

Am 13. kam die mit Lotten befreundete zwanzigjährige Anna Sophie Brandt zur Frankfurter Messe. Sie überbrachte Goethe Lottens wohlerhaltenen Brautstrauß, den er sich vorsteckte. Wie sehr es ihn auch freute, von dieser Näheres über den Verlauf der Hochzeit zu hören, bei der tiefen Bewegung über den nun entschiedenen Verlust Lottens, deren Glück er sich lebhaft ausmalte, konnte er es in Frankfurt nicht aushalten. Den Rest des Brautstraußes auf dem Hut, eilte er am 15. zu Fuß nach Darmstadt, wo er Merck noch einmal vor der Berliner Reise begrüßen und Herders Trauung beiwohnen wollte, obgleich dieser mit ihm und Merck gespannt war. Caroline fand den jungen Dichter

zurückhaltend, aber sie selbst war durch Herder gegen ihn verstimmt. Tief erschütterte ihn der in diese Zeit fallende Tod Uraniens, an deren Sterbelager Lila geeilt war. „Heut früh ward sie begraben“, schreibt er den 21. an Kestner, „und ich bin immer an ihrem Grabe, und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben und eine Stimme zu sein aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach auch ist mir verboten einen Stein zu setzen ihrem Andenken, und mich verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Geträtsch.“ Es scheint damals ein Gerede von Uraniens Liebe zu ihm umgegangen zu sein, das wohl nicht ungegründet war, aber Goethe selbst hatte davon nichts geahnt. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels“, fährt er fort. „Diesen Sommer geht alles: Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, ihr, alles. Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, sagt, ich habe das Leben recht lieb oder was, das mir mehr Ehre macht.“ Den 28. bricht er in den schrillen Ausruf aus: „Gott verzeihs den Göttern, die so mit uns spielen!“ Doch er will alle Qual vergessen, und so soll auch Kestner alles in Lottens Armen vergessen, sein Tagewerk arbeiten, der Sonne genießen und in Stunden der Ruhe gedenken, wie er ihn liebe. Schmerzlich war ihm der Abschied von Merck, den er mit der Landgräfin und den drei Prinzessinnen abfahren sah, von denen er die jüngste länger als ein halbes Jahrhundert als Herrin begrüßen sollte. Nach ihrem Tode äußerte er, seit der Zeit, wo er sie schlank und leicht auf der Frankfurter Zeil in den Wagen habe steigen sehn, sei er ihr immer treu ergeben gewesen. Noch bitterer war ihm das Wiedersehen Herders, der gegen ihn verstimmt war und blieb. Leuchsenring hatte Herder, welcher wegen seiner Berufung nach Göttingen in großer Spannung war, gegen Goethe aufgebracht. Dieser wohnte am 1. Mai der Trauung bei, Tags drauf kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er Herder mit seiner jungen Frau erwartete. Wir wissen von diesem Besuche Herders in Goethes Hause nichts, aber auf seinen Schmerz über

des Freundes Entfremdung deutet die Aeußerung an Mama Sophie vom 12. Mai: „Ich bin allein, allein, und werd' es täglich mehr. Und doch wollt' ich's tragen, daß Seelen, die für einander geschaffen sind, sich so selten finden und meist getrennt werden: aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen! das ist ein trauriges Räthsel." Anderthalb Jahre unterblieb jede Verbindung mit Herder.

Ehe Kestner Wetzlar verließ, hatte sich Goethes Schmerz um Lotten beruhigt, doch glaubte dieser ihn auch jetzt noch schonen zu müssen: die glücklich Verbundenen kamen nicht nach Frankfurt. Vor ihrer Abreise schrieb Goethe gefaßt: „Segnen alle gute Geister eure Reise! Ich bin beschäftigt genug und vergnügt. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl. Wie lang's währt. Adieu, lieb Lotte, nun einmal im rechten Ernst Adieu!"

4.

Nach der Rückkehr von Darmstadt nahm er die fast sieben Monate lang unterbrochene juristische Thätigkeit wieder auf. Bereits am 7. Mai macht er eine Eingabe in einer schon früher von ihm betriebenen Sache; vom 26. an finden wir ihn bis zum Ende des Jahres in mehrern Rechtssachen, die er von seinem nach Karlsruhe gegangenen künftigen Schwager Schlosser übernommen hatte, aber auch von andern Parteien ward er zum Sachwalter genommen, so daß er zuweilen, besonders im August und September, ziemlich in Anspruch genommen wurde. Er hatte sich in den Willen des Vaters gefügt, der ihm so viele Freiheit gelassen und ihn auch jetzt noch seine Advokatur als Nebensache betreiben ließ. Der klugen und liebevollen Vermittlung der Mutter, der sich Fräulein von Klettenberg angeschlossen, hatte es bisher bedurft, um einen unheilbaren Riß zu vermeiden. Vater und Sohn sahen sich jetzt gegenseitig nach. Ersterer war zufrieden, daß Wolfgang die Praxis nur nicht ganz daran gab, da er fühlte, wie widerwärtig sie ihm sei, ja, mochte er sich auch den Plan von seines Sohnes

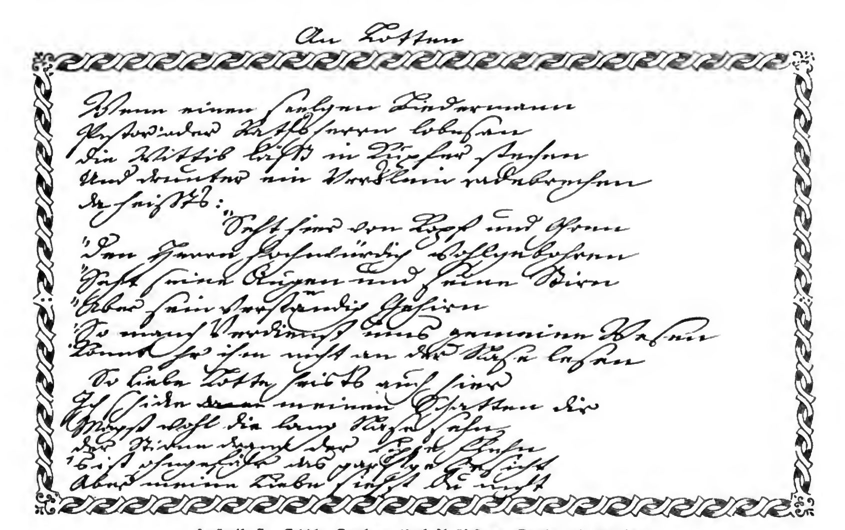
Frankfurter Leben noch so schön ausgebildet haben, allmählich machte er sich mit der Möglichkeit vertraut, dieser werde, statt in dem schönen elterlichen Hause sich einer geachteten amtlichen Stellung zu erfreuen, auswärts wenigstens vorab eine entsprechende Thätigkeit finden. Der Ruhm, den er sich bald als Dichter erwarb, ließ ihn manche Unregelmäßigkeit um so geduldiger übersehn, als die Mutter geschickt zu vermitteln wußte. Die juristische Thätigkeit setzte sich auch in den beiden folgenden Jahren bis zu der Zeit fort, wo er Frankfurt auf immer verließ.

Als er am 16. Juni endlich das erste Exemplar des „Götz“ dem glücklich verbundenen Paare nach Hannover senden kann, hören wir, er träume und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse, schreibe Dramata, Romane und dergleichen, zeichne und poussire, treibe es so geschwind, wie es gehn wolle, doch sagten die Leute, der Fluch Kains läge auf ihm, aber die Leute seien Narren. Unter den Planen, die ihm damals vorschwebten, war auch der „Faust“.



Abb. 14. Silhouette, von Goethe an Lotten geschickt. Nach A. Keßner „Goethe und Werther“.

Am 14. hatte er seine Silhouette für Lotten gemacht; auf den Rücken derselben schrieb er: „Gute Nacht, Lotte!“ Bei lag das umstehende Gedicht. Einen Monat später äußert er gegen Kestner: „Ich bin recht fleißig, und wenns Glück gut ist, kriegt ihr bald wieder was, auf eine andere Manier. Ich wollt', Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama. Ich hab' schon vielerlei Beifallskränzlein von allerlei Laub und Blumen, Italienischen Blumen sogar, die ich wechselsweise aufprobiret und mich vorm Spiegel ausgelacht habe. Die Götter haben mir einen Bildhauer hergesendet, und wenn er hier Arbeit findet, wie wir hoffen, so will ich viel vergessen. Heilige Musen, reicht mir das aurum potabile, elixir vitae aus euren Schalen! ich verschmachte. Was das kostet in Wüsten Brunnen zu graben und



An Lotten

Wenn einen seligen Biedermann
[illegible] Rathsherren lobesam
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen
Da heißt es:
"Seht hier den Kopf und Ohren
"Des Herrn Hochwürdig Wohlgeboren
"Seht seine Augen und seine Stirn
"Aber sein verständig Gehirn
"So manch Verdienst ums gemeine Wesen
"Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen
So liebe Lotte heißt es auch hier
Ich schicke ~~[illegible]~~ meinen Schatten dir
Magst wohl die lange Nase sehen
Der Stirne Drang, der Lippe Flehn
's ist ohngefähr das garstge Gesicht
Aber meine Liebe siehst du nicht

Facsimile 3. Gedicht Goethes. Nach A. Kestner „Goethe und Werther".

eine Hütte zu zimmern! Und meine Papageien, die ich erzogen habe [seine Gedanken und Gefühle], die schwätzen mit mir, wie ich, werden krank, lassen die Flügel hängen. Heut vorm Jahr wars doch anders; ich wollt' schwören, in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel, zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sies zu sehn kriegt, und weiß, was ich antworten werde." So waren damals alle übrigen Plane hinter der dramatischen Darstellung seiner unglücklichen Liebe zurückgetreten, in welcher er sich nach seiner Weise durch eine lebhafte Veranschaulichung seines Leidens davon ganz befreien wollte.

Den „Götz" versandte er nach allen Seiten, um sich bei seinen Freunden in Erinnerung zu bringen, an Hermann, wohl auch an Krebel in Leipzig, an Gotter in Gotha, der auf der von ihm geleiteten Privatbühne vielleicht eine Bearbeitung desselben bringen könne, an Salzmann und Lenz in Straßburg, auch an den französischen Lieutenant Demars in Neubreisach. Letzterm schrieb er, das Stück müsse sein Glück unter Soldaten machen, ob unter Franzosen, könne er nicht sagen. An die Größen der Literatur wandte er sich nicht, weder an den von ihm so hoch gehaltenen Lessing, noch an den in seiner Achtung immer tiefer gesunkenen Wieland, noch an den Rufer im Streit, den Berliner Nicolai. Von einer Sendung an Herder hören wir nichts; doch schätzte dieser den „Götz" so hoch, daß er an Nicolai schrieb, er wüßte nicht, welche Marionette von neuerm Kunstwerk als solchem er dafür nehmen wollte.

Er hatte sich auch wieder bereit finden lassen, etwas für die „Frankfurter Anzeigen" zu liefern. Von den in Goethes Werken stehenden Beurtheilungen sind drei in der Zeit vom 9. April bis zum 7. Mai gedruckt; von der letzten, die Lavaters Predigten über das Buch Jonas bespricht, gehört ihm freilich nur der Anfang. Am 15. Mai hatte er sich auch wegen einer über den Verleger verhängten Geldstrafe nach so langer Zeit wieder einmal an

seinen Freund den Assessor Hermann in Leipzig gewandt. Am 20. Juli erschien seine Anzeige der „Lieder Sineds des Barden“, am 17. August die einer auf das »Système de la nature« bezüglichen Schrift. Von da an ließ er sich nicht weiter auf Kritik ein.

Anfangs August erfreute ihn eine Woche lang die Anwesenheit von Mama Sophie. „Sie hat uns acht glückliche Tage gemacht“, berichtet er an Kestner. „Es ist ein Ergetzen mit solchen Geschöpfen zu leben. O Kestner, und wie wohl ist mirs! hab' ich sie nicht bei mir, so stehen sie doch vor mir immer, die Lieben all. Der Kreis von edlen Menschen ist das Wertheste alles dessen, was ich errungen habe.“ Bald nachher kam die jugendlich heitere Helena Elisabeth Jacobi, seit neun Jahren mit dem Kammerrath Friedrich Jacobi in Düsseldorf vermählt, zu Frau Fahlmer, um die aus der Pension zurückkehrende Charlotte zurückzuholen. Gegen Kestner nennt Goethe sie eine recht liebe, brave Frau, mit welcher er recht wohl habe leben können, doch sei er allen Erwähnungen der Jacobis ausgewichen und habe gethan, als hätte sie weder Mann noch Schwager; denn er wolle deren Freundschaft nicht, da er sie verachte. Erst müßten sie ihm Achtung abzwingen; dann werde und müsse er sie lieben. „So kurz ich Sie auch gesehen habe“, schrieb er dieser neuen Freundin selbst vor der Abreise, „ist mirs doch immer ein so ganz lieber Eindruck Ihrer Gegenwart und daß Sie mich noch ein bißchen mögen.“ Auch Lotte Jacobi hatte ihn sehr angezogen. Die Tante begleitete beide auf längere Zeit nach Düsseldorf.

Mit den Frankfurter Freunden und Freundinnen fand er den Sommer über sich vielfach zusammen, wenn er auch einmal Ende Juni klagt, daß er mit Noth die traurigen Reste ihrer schönen Gesellschaft erhalte, und den wohlthätigen Winter heranwünscht, der die Wasser befestige und ihre Mädchen wieder in die Stuben jage. Freund Crespel, Horn, der im Frühjahr eine städtische Anstellung erhalten hatte, und Riese werden redlich zur Unterhaltung bei-

getragen haben. Leider fehlte es ihm an solchen Freunden, die an seinen auf die bildende Kunst leidenschaftlich gerichteten Bestrebungen Theil genommen, die durch einsichtige Beurtheilung seiner Dichtungen und gleiches Streben ihn gefördert hätten, da Merck in der Ferne war.

„Götz", das erste Deutsche Drama, das sich dem ersten Deutschen Lustspiel, Lessings „Minna", an die Seite stellen durfte, diese herrliche Abspiegelung Deutschen Gemüthes, hatte unterdessen überall den größten Beifall gefunden, aber dem ungenannten Verfasser machte dessen Vertrieb, den er wegen Mercks Abreise hatte übernehmen müssen, gar viele Noth. Der Beifall verblendete den jungen Dichter nicht, er betrachtete „Götz" nur als ein Probestück seines Talentes, das sich immer weiter entwickeln müsse; statt das hier so glücklich ins Leben gesetzte mitteldeutsche Ritterthum weiter auszubeuten, fühlte er sich zu andern Dichtformen und zur Darstellung dessen getrieben, was sein eigenes Innere bewegt hatte. „Jetzt arbeit' ich einen Roman, es geht aber langsam", schreibt er am 15. September an Kestner. „Und ein Drama fürs Aufführen, damit die Kerls sehen, daß nur an mir liegt, Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen." Der Roman sollte seine eigene Liebessituation in Wetzlar schildern, die er früher dramatisch zu gestalten gedacht hatte. Welches Drama in der gangbaren Theaterform er damals im Sinn hatte, wissen wir nicht. „Noch ein Wort im Vertrauen als Schriftsteller", fügt er hinzu. „Meine Ideale wachsen täglich aus an Schönheit und Größe, und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so solls noch viel geben für meine Lieben, und das Publikum nimmt auch sein Theil." Hiernach versteht man, was er vorher in demselben Briefe Kestner vertraut: „Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadtcivilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lass' es geschehn. So lang meine Kraft noch in mir ist, ein Riß und all die siebenfachen Bastttheile sind entzwei." Nur so lange sein Genius es duldet, will er bei dem ihm unbehaglichen Advociren aushalten. „Ich bin auch

viel gelassener", fügt er hinzu, „und sehe, daß man überall den Menschen, überall Großes und Kleines, Schönes und Häßliches finden kann. Auch arbeit' ich sonst brav fort und denke den Winter allerlei zu fördern." Sein von Kraft strotzender „Prometheus", worin er die Griechische Fabel zur Darstellung des Gedankens verwandt, daß der von seinem Genius getriebene Künstler die herrlichsten Gebilde schaffe, fällt Anfangs Oktober.

Was ihn damals besonders drückte, war der drohende Verlust der Schwester und deren Zukunft. Schlosser war nach Karlsruhe gegangen, wo man ihn mit der ihm versprochenen festen Anstellung hinhielt. „Ich verliere viel an ihr", gesteht er Kestner; „sie versteht und trägt meine Grillen." An sich selbst und seine eigene Lebensstellung dachte er am wenigsten; es widerstrebte seinem Herzen Verbindungen mit vielvermögenden Personen zu erhaschen, nur wirklich bedeutenden Menschen, deren Geist und Herz ihn fördern konnte, suchte er, ohne sich aufzudrängen, nahe zu treten. Auch ward er zu seiner Freude schon von vielen aufgesucht, da die meisten Reisenden, was er als einen besondern Vorzug seiner Vaterstadt betrachtete, Frankfurt berühren mußten.

Von den Straßburger Freunden war ihm jetzt Lenz näher gekommen, mit dem er über die Plautinischen Lustspiele verhandelt und sie bei einem Leipziger Verleger angebracht hatte. Wegen eigener Schriften hatte er noch mit keinem Verleger sich eingelassen, selbst die ihm bekannten Buchhändler hatte er deshalb nicht angegangen. Die jetzt nach dem „Götz" an ihn ergangene Aufforderung der Weygandschen Buchhandlung benutzte er zunächst für seinen Freund. Als Lenz den „Götz" von ihm erhalten, sandte dieser ihm einen Aufsatz „Ueber unsere Ehe", in welchem er, nachdem er mit humoristischen und zierlichen Wendungen ihre Talente neben einander gestellt, auf innigste Verbindung drang. Der Druck der Plautinischen Komödien hatte begonnen, als Goethe an Salzmann schrieb: „Sie haben lange nichts von mir selbst, wohl aber gewiß von Lenz und einigen Freunden allerlei

von mir vernommen. Ich treibe immer das Getreibe; denn Plautinische Komödien fangen an sich herauszumachen. Lenz soll mir doch schreiben. Ich habe was für ihn aufm Herzen." Daran schließt sich die Bitte, ein Exemplar des „Götz" nach Sessenheim unter der Aufschrift „An Mll. Brion" zu schicken; die arme Friederike werde sich einigermaßen getröstet finden, daß der Untreue vergiftet werde. Salzmann stand mit dieser in freundlicher Beziehung. Auch mit dem mystisch-gläubigen Lavater war Goethe in Verbindung getreten. Dieser wußte schon im Mai, daß Goethe die Anzeige seiner „Aussichten in die Ewigkeit" geschrieben habe und an eine Reise in die Schweiz denke. Ein ganz besonderes Verbindungsglied sollte bald die Physiognomik bilden.

Gegen den 10. Oktober kam der zwölf Jahre ältere Schleswiger Schönborn, der Sekretär beim Grafen Bernstorff gewesen, mit Klopstock, Gerstenberg und Claudius näher befreundet war, auf der Reise nach Algier, wo er die Stelle eines Dänischen Consulatssekretärs bekleiden sollte, in Frankfurt an. Er hatte ihm einen Brief von Boie zu bringen, den er eben in Göttingen kennen gelernt hatte. Zufällig traf er Abends im Gasthof mit Prof. Höpfner zusammen, der eben Goethe bei sich erwartete. So wurde die Bekanntschaft sogleich gemacht. „Wir sind alle Tage beisammen", schreibt Schönborn den 12. an Gerstenberg. „Seine Miene ist ernsthaft und traurig, wo doch komische, lachende und satirische Laune mit durchschimmert. Er ist sehr beredt und strömt von Einfällen, die sehr witzig sind. In der That besitzt er, so weit ich ihn kenne, eine ausnehmende anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch hineinfühlende Dichterkraft, so daß alles lokal und individuell in seinem Geiste wird. Alles verwandelt sich gleich bei ihm ins Dramatische. — Er scheint mit ausnehmender Leichtigkeit zu arbeiten; jetzo arbeitet er an einem Drama, ‚Prometheus' genannt, wovon er mir zwei Akte vorgelesen hat, worin ganz vortreffliche, aus der tiefen Natur gehobene Stellen sind. [Gerstenberg meinte, das Drama sei noch nicht vollendet.] Er zeichnet und malet gut. Seine Stube ist voller schönen Abdrücke der besten

Antiken. — Er will nach Italien gehn, um sich recht in den Werken der Kunst umzusehn.“ Goethe las ihm auch die Farcen auf Wieland und die Jacobis vor, die er aber nicht drucken lassen wollte. Von „Faust“, der ihm nur erst vorschwebte, war keine Rede. Im Goetheschen Hause fand Schönborn die allerfreundlichste Aufnahme von beiden Eltern. Dieser veranlaßte Goethe, einige freundliche vom 18. datirte Zeilen an Gerstenberg beizulegen und kleine Sachen an Claudius für den „Wandsbecker Boten“ zu senden.

Schlosser kam im Oktober von Karlsruhe als markgräflich Badenscher Hof- und Regierungsrath nach Frankfurt. Am 13. erfolgte das feierliche Verlöbniß. „Sie wissen, was ich an meiner Schwester hatte“, schreibt Goethe am 18. der in Düsseldorf verweilenden Tante. „Doch was thuts? ein rechter Kerl muß sich an alles gewöhnen.“ Ihr vertraut er auch, daß er manches gearbeitet, aber nichts zu Stande gebracht, nur habe sich ein schöner neuer Plan in seiner Seele zu einem großen Drama aufgewickelt, doch wolle er erst zusehn, ob er aus dem Lob und dem Tadel des Publikums über seinen „Götz“ etwas lernen könne. Mit der Darstellung seiner Wetzlarer Liebe hatte es also nicht recht gelingen wollen. Der neue Plan war wohl der jetzt wieder aufgegriffene Julius Cäsar, von dem er schon Schönborn gesprochen hatte. Aber zur Ausführung des gewaltigen Stoffes kam es nicht, dagegen gelang ihm eine lustige Abfertigung Wielands. Hatte dessen mit den Jacobis seit dem Anfange des Jahrs herausgegebener „Deutscher Merkur“, der ihm nur eine unwürdige Geldspekulation schien, ihn vielfach geärgert, so reizten ihn besonders die Briefe des Herausgebers über sein Singspiel „Alceste“, welche diese gegen das Stück des Euripides herausstrichen. An einem Sonntagnachmittag trieb ihn seine Laune zur Farce „Götter, Helden und Wieland“, die er bei einer Flasche Burgunder rasch hinwarf und sogleich an Lenz sandte.

Am 1. November fand die Vermählung der Schwester

statt. Es fehlte nicht an Hochzeitsgedichten und Festschriften, nur dem Bruder war es unmöglich, bei dem für ihn so folgenschweren Feste sich als Glückwunschdichter einzustellen; er fühlte sich zu tief ergriffen. Seine Verbindung mit Düsseldorf war unterdessen sehr lebhaft gewesen. An Bettis glücklicher Niederkunft hatte er herzlichen Antheil genommen. Diese dankte ihm, sobald ihr Zustand es erlaubte, mit inniger Freundschaft, konnte aber dabei den Wunsch nicht unterdrücken, der Freund möge ihrem Gatten und Schwager nicht mehr so gespannt gegenüberstehn. „Ich möchte Ihnen nicht schreiben, beste Frau, in der Laune, in der ich bin", erwiderte er, „und möcht' Ihnen doch gleich sagen, wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat. Ihre Stimme, Ihr Wesen ward um mich lebendig, und Sie müssen fühlen, wie werth mir Ihre Gegenwart ist. Schon eine Stunde steh' ich da und bespiegle mich in Ihrem Brief und bin an Ihrem Bette, und — aber gute Nacht, beste Frau. Wenn ich mit Ihnen nicht von Herzen reden kann, lieber stille." Es war ihm unmöglich, der Freundin zu sagen, daß er mit den Jacobis nach dem, was er von ihnen wußte, und nach der Art, wie diese sich über ihn gegen andere geäußert, jede Verbindung trotz einer so lieben Mittlerin ablehnen müsse. Sein Herz hatte noch nicht für diese beiden gesprochen, mochten auch die Freundinnen die feste Ueberzeugung haben, sie müßten und würden sich lieben. So blieb denn dieser Versuch einer Annäherung eben so fruchtlos als die von Johanna Fahlmer betriebene Verbindung mit Wieland.

Die am 14. erfolgende Abreise der Schwester machte einen großen Riß in Goethes Leben. Die guten Nachrichten der in die Ferne Gezogenen und die Verbindung mit Betti und der Tante erfreuten ihn. Noch immer nahmen Zeichnen und Dichten seine beste Zeit in Anspruch. Daneben arbeitete er an „Erwin und Elmire", einem Lustspiel mit Gesängen, dessen Stoff er aus einer Ballade Goldsmiths im „Landpriester" genommen; er hatte das kleine Stück fast zu Ende

geführt, und bereits mit den Schauspielern darüber verhandelt. Es war, wie er selbst damals bemerkt, ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl, auf den Horizont der Frankfurter Schauspieler und Bühne gearbeitet, und doch sagten die Leute, sie könnten es nicht leisten. Die Lieder zu setzen hatte der Seidenfabrikant Johann André in Offenbach übernommen, dessen Operette „Der Töpfer" in Frankfurt mit großem Beifall aufgeführt wurde. Goethe war mit dem acht Jahre ältern Manne in nähere Verbindung getreten, ja er machte sogar einen vergeblichen Versuch, eine günstige Besprechung seiner in Partitur erschienenen Operette in Wielands „Merkur" durch die Tante zu erwirken. Neben diesem Lustspiel trug er sich mit „einigen ansehnlichern Stücken", die er „in Grund legte" und weiter „darüber studirte". Mit „Julius Cäsar" wollte es nicht recht gelingen; auf diesen beziehen sich die Worte in einem Briefe an Boie: „Der Torus ist angelegt; nun nur noch Flamme und Windstoß; aber das hängt von den Göttern ab." Zu lyrischen Gedichten fand er sich nicht aufgelegt; nur einige Sinngedichte stellen sich ungesucht ein. Aber der Stimme seines Genius zu folgen, nicht im praktischen Leben aufzugehn, war er fest entschlossen. Als Kestner die Hoffnung äußerte, er werde wohl noch einmal in seine Nähe kommen, erwiderte Goethe am 25. December: „Ach, es ist das schon so lange mein Traum, als ihr weg seid. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge; auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines städtischen Amts [vom Rathe war er ausgeschlossen, so lange sein Oheim Textor darin saß] — und so scheint es, könnt' ich wohl einen Versuch wagen wieder einmal, wies draußen aussieht. Aber, Kestner, die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann, bis ich politische Subordination lernte! — Und wenn das auch nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins; das bißchen Theorie und

Menschenverstand richtens nicht aus. Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand; ich lerne jeden Tag und handere mich weiter. Aber in einem Justizcollegio! Ich habe mich von jeher gehütet ein Spiel zu spielen, da ich der Unerfahrenste am Tisch war!"

Zu seiner höchsten Freude kehrte Merck von der Reise, die ihn bis Petersburg geführt hatte, endlich zurück. „Er kam acht Tage, eh' ichs vermuthete", schreibt Goethe im angeführten Briefe, „und saß bei meinem Vater in der Stube. Ich kam nach Hause; ohne was zu wissen, tret' ich hinein und höre seine Stimme eher, als ich ihn sehe. Du kennst mich, Lotte." Merck war als der alte, treue Freund zurückgekehrt. Wie unendlich viel hatten sich beide zu vertrauen und welche Aussichten auf ein fortgesetztes einträchtiges Zusammenwirken eröffneten sich vor ihnen! Gleich am ersten Abend hatten sie eine „wunderbare Scene", da Lavater Goethe eine Silhouette geschickt hatte, die Lotten sehr ähnlich war. Beide ergingen sich darüber in herzlichen Lobsprüchen der Freundin. In Bezug auf den Verlag des „Götz" übernahm Goethe jetzt die bei den Buchhändlern ausstehenden Forderungen, wogegen er wohl einen Theil der Druckkosten erlegen sollte; das Papier hatte er früher bezahlt, wozu er das Geld hatte borgen müssen. Die Kargheit des Vaters nöthigte ihn auch später mehrfach zu kleinen Anleihen. Die Exemplare waren indessen vergriffen, so daß eine neue Auflage nöthig wurde. Deinet übernahm diese. Von einem großen Honorar war nicht die Rede; in einer steifleinenen Vorrede versprach er eine „ganz korrekte Ausgabe", die er leider nicht lieferte. Nur ein paar Druckfehler sind verbessert, einige neue hinzugetreten, nur wenige Veränderungen sind von Goethe selbst.

Zu derselben Zeit erfreute den Dichter die Kunde, Maximiliane von Laroche werde am Anfange des nächsten Jahres den Kaufmann Brentano in Frankfurt heiraten. „Ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist", schreibt er in heiterster Laune an Betti Jacobi, „und also heisa!! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt, die nichts

weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuthen müssen. Denn, unter uns, weils so eine gar mißliche Sache auf der Erde mit Bekanntschaften, Freund- und Liebschaften ist, daß, meint man oft, man hab's an allen vier Zipfeln, pumps reißt der Teufel ein Loch mitten drein und alles verschütt. Wie mirs noch neuerdings gangen ist, das mich sehr verdrossen hat. Und also auf mein Wort zu kommen, bin ich weit geschäftiger zu suchen, wo was Liebs, Freundlichs und Guts stickt als bisher, und [hab'] guten Humor, weil ich allerlei Unvermuthetes finde &c., daß ich einigemal auf dem Sprunge gestanden habe, mich zu verlieben. Davor doch Gott seie. Auf allen Fall aber sich ereignenden Unglücks sogleich Mamachen überschrieben werden soll." In welche traurige Verwicklungen er gerade durch diese Heirat gerathen werde, ahnte er so wenig, als sich ihm das Unpassende dieser vom Dechanten Dumeix geschmiedeten Verbindung aufdrängte. Der aus Mailand stammende Handelsmann Peter Anton Brentano war ein freilich noch junger Wittwer, aber schon Vater von fünf Kindern; mochte er auch, wie Goethe einmal sagt, alle seine Freundlichkeit zwischen die spitze Nase und den spitzen Kiefer zusammenpacken, so konnte er doch dem, nach frischer Heiterkeit und gemüthlichem Lebensgenuß sich sehnenden achtzehnjährigen Mädchen unmöglich das bieten, was ihr Herz verlangte. Freilich stand er in den besten Verhältnissen und mit den angesehensten Familien in Verbindung, aber der Aufenthalt in dem düstern Hause, wo man durch Häringstonnen und Käsehaufen sich durchwand, und die stete kaufmännische Beschäftigung ihres trockenen Gatten mußte der jungen Frau bald höchst widerwärtig werden.

5.

Gar sonderbar mußte sich der junge Doktor (denn diesen Titel hatte er allgemein, ja er nannte sich selbst so, zuweilen gar amtlich) in dem mit Goldtressen besetzten Scharlachrocke vorkommen, als er bei dem mit Brentano verwandten regierenden Bürgermeister Reuß seinen Neu-

jahrsbesuch zu dem hoffnungsvollen Jahre 1774 machte. Den 8. Januar war er dort beim Abendessen, wo köstlich gespeist und viel getrunken ward, wo er bis 1 Uhr Nachts „zwischen Houris“ saß und sich „mit Löffeln weidete“. Am 9., dem Hochzeitstage der in der Schloßkapelle zu Coblenz getrauten Max, brach er durchs Eis; denselben Tag schrieb er in lustiger Laune an Tante und Nichte in Düsseldorf. Endlich am 15. kamen die Neuvermählten mit Mama Sophie in Frankfurt an. Auch Goethe wurde in das kunterbunte Gesellschaftsleben hereingezogen. Merck, der zum Besuche der Laroche gleich in der ersten Woche nach Frankfurt kam, war über diese seltsame Verbindung entrüstet. „Du hättest Frau von La Roche sehn müssen“, schreibt er seiner Gattin, „wie sie diesen Gesprächen und Scherzen dieser derben Kaufleute Stand hielt, ihre kostbaren Diners ertrug und ihre schwerfälligen Personen unterhielt. Es gab schreckliche Scenen und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last der Reue erliegen wird. Goethe ist schon Hausfreund, er spielt mit den Kindern und begleitet die junge Frau beim Klavier mit dem Violoncell. Herr Brentano, obgleich er für einen Italiener ziemlich eifersüchtig ist, liebt ihn und will durchaus, daß er das Haus besuche.“ Aber gleich darauf beleidigte Brentano den jungen Dichter so schwer, daß dieser seine Schwelle nicht mehr betrat. Dagegen lud er am 21. die liebe Mama zu einem ergetzlichen Schauspiel ein. Wenn sie könne, solle morgen gleich nach Tische seine Mutter sie und Brentanos Bübchen mit der Kutsche abholen. Auf ihre Verwunderung, daß er nicht selbst komme, erwidert er sofort: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen, eh' ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama; ich habe in denen schrecklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten; ich bin ruhig und die Ruhe laßt mir! Daß ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden 2c., das hab' ich alles überstanden. Und Gott bewahr' ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde [wenn er die junge Frau ungebührlich behandeln sollte].“ Ein pantomimischer Eistanz wurde vor vielen Damen auf

den Rödelheimer Wiesen an der Nidda aufgeführt. An einem von Weiden umgebenen Wiesengraben begrüßten zehn Eisläufer die Damen und boten ihnen die Hand, um leicht über den Graben zu setzen. Auf dem Eise standen auf Dielen Bänke und Tischchen, an denen Chokolade, Kaffee, Wein und Eßwaaren reichlich geboten wurden, während lustige Musik erscholl. Alle Schlittschuhläufer waren in kurzen Pelzröcken und trugen Kappenhüte. In dieser Zeit, wie auch schon früher, gab Sophie dem jungen Dichter einige der von ihr geschriebenen „Briefe Rosaliens" zur Durchsicht, wobei sein Beifall sie erfreute, wie sie seine feinen kritischen Bemerkungen benutzte; diesmal setzte er einige Züge hinzu, die sie selbst im Wagen ihm erzählt, aber weggelassen hatte. Herr von Laroche holte seine Gattin ab. Goethe begrüßte den vielvermögenden Gatten seiner mütterlichen Freundin, aber nicht in Brentanos Haus, das er nicht mehr betrat. Am letzten Januar kehrten beide nach Thalehrenbreitstein zurück.

In der jetzt eingetretenen Ruhe erfaßte den Dichter das Unglück der jungen Frau, deren Besitz ihn selbst so glücklich gemacht haben würde, mit aller Gewalt und trieb ihn gleich am 1. Februar zur Dichtung des „Werther", in dessen erstem Theil er seine Wetzlarer Liebe mit warmer Vergegenwärtigung und künstlerischer Gestaltung ergoß, während er den zweiten mit Benutzung der Geschichte des unglücklichen Jerusalem frei hinzudichtete. Nach außen schloß er sich möglichst ab, um die längst in seiner Seele lebende Dichtung rasch zu Ende zu führen. Die junge Frau sah er nur an drittem Orte, besonders bei Dumeix. „Goethe wird nicht nach der Schweiz reisen", schreibt Merck verstimmt am 14. Februar seiner Frau. „Der große Erfolg seines Dramas hat ihm ein bischen den Kopf verrückt. Er hat sich von allen seinen Freunden zurückgezogen und lebt nur in Dichtungen, die er für das Publikum vorbereitet. Er muß in allem Glück haben, was er unternimmt, und ich sehe voraus, daß ein Roman, der zu

Ostern erscheint, eben so wohl aufgenommen werden wird als sein Drama. Daneben hat er die junge Frau Brentano über den Geruch von Oel und Käse und das Betragen ihres Gatten zu trösten." Näheres hatte ihm Goethe so wenig mitgetheilt wie die arge Beleidigung Brentanos. Davon meldete er auch nach Düsseldorf nicht das Geringste, vielmehr schilderte er Brentano als einen würdigen Mann, von offenem, starkem Charakter, Schärfe des Verstandes und tüchtiger Geschäftskenntniß. Der jungen unglücklichen Frau theilte er mit, daß er einen Roman schreibe, welchem das Schicksal des jungen Jerusalem zu Grunde liege. Als er Mama Sophie zwei Briefe Rosaliens mit seinen Bemerkungen über richtigere Stellung und Verbindung der Theile zurückschickt, bemerkt er, erst den Tag nach ihrer Abreise habe er den Roman begonnen, früher nie vorgehabt, aus dem Sujet ein einzelnes Ganze zu machen. Seinem nächstbetheiligten Freunde Kestner gibt er am 15. eine dunkle Andeutung seiner Arbeit. Tags vorher hatte er an Bürger ein Exemplar der zweiten Ausgabe des „Götz" geschickt. Ein Freund desselben, der in gleichem Alter mit ihm stehende Lübecker Rathssekretär Tesdorpf hatte ihn auf seiner Reise nach Wetzlar in Frankfurt aufgesucht und war mit ihm auf dem Eise gewesen. „Mein Herz ist mir über der holden Seele aufgegangen", schreibt er an Bürger. Das, was ihm Tesdorpf von diesem erzählt, trieb ihn, „die papierne Scheidewand zwischen ihnen einzuschlagen". „Unsere Stimmen sind sich oft begegnet und unsre Herzen auch", schreibt er ihm. „Ist nicht das Leben kurz und öde genug? sollen die sich nicht anfassen, deren Weg miteinander geht?" Er wünscht, daß sie sich von jetzt an gegenseitig ihre Arbeiten vorlegen; das gebe Muth. In dieser Zeit, aus welcher eine Anzahl Briefe Goethes vorliegen, war der erste Theil „Werthers" abgeschlossen. Was dieser später berichtet, er habe Abends, ehe er zu Bett ging, sich einen wohlgeschliffenen Dolch vor das Bett gelegt und vor dem Auslöschen des Lichts versucht, ob er sich diesen in die Brust stoßen könne, fällt wohl in diese Zeit.

„Werther" war spätestens Anfangs März vollendet. Gleich darauf schreibt er Lotten, sie sei diese ganze Zeit vielleicht mehr als jemals mit ihm gewesen, und er lasse es ihr ehestens drucken. Aber dazu konnte er sich doch so bald nicht entschließen. Lenz hatte unterdessen die Farce auf Wieland ohne des Dichters Vorwissen zu Kehl drucken lassen. Diese schickt er am 6. März an einen Leipziger Freund, wohl Krebel. „Götz", schreibt er diesem, solle als sein Probestück bleiben, wie es sei. „Wenn ich je wieder ein Deutsch Drama mache, woran ich zweifle, mögen alsdann wahre Seelen fühlen, in wiefern ich zugenommen habe. Sonst bin ich sehr emsig, um nicht zu sagen fleißig, advocire scharf zu und verfasse doch noch manch Stückchen Arbeit guten Geists und Gefühls. Jetzt ist nichts zum Druck bereit." Diesen Freund bittet er auch, er möge Lessing, wenn er ihn sehe, sagen, daß er auf ihn gerechnet habe und er in seinen Leuten sich nicht zu betrügen pflege. Er ahnte nicht, wie arg dieser trotz seines Talentes gegen ihn verstimmt sei.

Im „Werther", dieser zweiten herrlichen Offenbarung seines Geistes und Gemüthes, hatte Goethe sich mit einem male alles düstern Lebensüberdrusses entladen. Aber gerade zu derselben Zeit erhob sich in seiner Seele eine leidenschaftliche Neigung zu der jungen Brentano, die er ernstlich zu bekämpfen suchte, und so mied er jedes Zusammentreffen mit dieser. „Ihre Lieben hab' ich einige Zeit nicht gesehen; ich hatte mein Herz verwöhnt", vertraut er der Mutter. „Nein, liebe Mama, Sie haben meine Hand darauf, ich will brav sein." Welche Kraft der Entsagung spricht aus diesen Worten!

Auf das eifrigste wurde jetzt gezeichnet, aber es fehlte auch nicht an Augenblicken, wo übermüthige Laune ihn zur Dichtung trieb. Damals entstanden der „Prolog" zu Bahrdts Uebertragung des neuen Testaments und eine Farce auf die Jacobis. Höpfner schreibt am 23. April an Professor Raspe in Cassel: „Als ich das letztemal bei dem Manne in Frankfurt logirte (denn Sie müssen wissen, daß er mein Freund ist), las er mir ein angefangenes excellentes Ding vor, „das

Unglück der Jacobis". Wenn es fertig ist, sollen Sie es auch haben. Die beiden Jacobi werden darin wacker gepeitscht. Verschaffen Sie mir doch einige hübsche Gipsabgüsse von Antiken für Goethe." Auch in lyrischen Gedichten ergoß er sich damals.

Der vielgeschmähte Spinoza begann um diese Zeit eine außerordentlich mächtige Anziehung und Wirkung auf den jungen Dichter zu üben. Seine Lehre: Gott selbst könne seine Gesetze nicht verändern, die Geschöpfe nicht von den Gesetzen ihres Daseins abweichen; es sei die erste Tugend, sich in seinem Sein erhalten, die Unterscheidungen von Gut und Bös nur willkürliche Satzungen; die Philosophen hätten die Eindrücke ihrer Vorstellungen für die Sache selbst genommen — alles dies stimmte durchaus mit Goethes Anschauung, der sich zur lebendigsten Entwicklung der mächtig in ihm wirkenden Natur getrieben fühlte. Die aus Spinozas „Ethik" hervorleuchtende grenzenlose Uneigennützigkeit entsprach seinem eigenen nur dem Triebe der Natur folgenden Handeln. Wir wissen nicht, ob er damals zuerst auf Spinoza geführt wurde, was durch des Lutherischen Predigers Coler abscheuliche Verdammung des großen Philosophen geschah, jedenfalls wirkte gerade in dieser Zeit das, was er aus Spinoza sich herauslas, beruhigend auf seine nach einem höhern Zuspruche sich sehnende Seele.

So ausgerüstet konnte er auch allen Bekehrungsversuchen selbstbewußt entgegentreten. Seine fromme Freundin Klettenberg behelligte ihn mit keiner ängstlichen Sorge für seine Seligkeit, da sie der Ueberzeugung war, der Heiland werde sich auch ihm als den für ihn Gekreuzigten offenbaren, wie er es vor achtzehn Jahren ihr selbst gethan. Zudringlicher waren die Schweizer Freunde, vor allem Lavaters vertrauter Amtsgenosse Pfenninger. Als dieser ihm die Wahrheit der Offenbarung beweisen wollte, hielt er ihm entgegen, das, was zwischen ihnen Widerspruch scheine, sei nur Wortstreit, der daher komme, daß er die Sachen unter andern Kombinationen fühle, ihre Relativität

anders ausdrücke und sie anders benenne; nur solche Zeugnisse schätze, liebe er, ja er bete sie an, die ihm darlegten, wie tausende oder einer vor ihm dasselbe gefühlt, das ihn kräftige und stärke. So sei ihm das Wort der Menschen Gottes Wort, es möge gesammelt und zum Canon gerollt sein, von wem es wolle. „Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell! darf aber auch zu jedem sagen: ‚Lieber Freund, geht dirs doch wie mir! im einzelnen sentirst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euren Kopf so wenig, als in meinen.'"

Lavaters Schwager, der Buchhändler Steiner, hatte ihm Gruß und Sendung von diesem gebracht, dessen physiognomische Studien, da er schon längst mit Leidenschaft silhouettirt und porträtirt hatte, ihn sehr anzogen. Einmal hatte Goethe ihm dreizehn Silhouetten geschickt, unter ihnen die von Herder, und auch Zeichnungen besaß Lavater von ihm, ehe Herder diesen auf Goethe als Zeichner hingewiesen hatte, welcher ihm als Zeichner mehr Mensch, dagegen der Maler Füßli mehr Poet schien. Jetzt sandte Goethe das Profil der Zeichnung von einem aus der Sklaverei zurückgekehrten Steuermanne. Auch versprach er ihm eine Handschrift, deren Druck noch eine Weile anstehe; er habe darin den wirklichen Leiden eines lieben Jungen seine Empfindungen geliehen, und so mache es ein wunderbares Ganze. „Ich bin nicht laß", äußert er im lebendigen Bewußtsein, daß er seiner Natur folge; „so lang ich auf der Erde bin, erobr' ich wenigstens meinen Schritt Lands täglich!"

Während der Ruhm des Dichters des „Götz" sich immer höher schwang, besonders als das Stück auf der Berliner Bühne vom 14. April an sechsmal hinter einander mit größtem Beifall gegeben worden war, erfreute er sich in Frankfurt eines behaglichen Lebens. Es entstanden damals manche frische Lieder und einzelne Spruchgedichte. Merck ging ihm zunächst verloren, da der am 29. März eingetretene Tod der Landgräfin diesen tief erschüttert hatte,

seine Ernennung zum Kriegsrath ihm neue Arbeit auflud und er bald nach der Schweiz ging, um seine Familie abzuholen; aber neue Glieder schlossen sich an den alten Freundeskreis. Der bedeutendste von allen war Klinger. Dieser hatte, als er nach seiner Rückkehr von Gießen die gewünschte Aktuarstelle nicht erhalten, sich ganz, obgleich er mittellos war, der Dichtung hingegeben, die bei ihm in den schärfsten Formen hervortrat, am wenigsten von lebendigem Schwunge gestaltender Einbildungskraft und einem tieffühlenden Gemüth getragen war. Aber der gleiche Drang nach Freiheit und Umsturz der konventionellen Schranken, den auch Klinger aus Rousseau eingesogen hatte, und der gleiche Trieb, diesen dramatisch zu gestalten, dazu sein ernster, edler, selbstbewußter Sinn verbanden ihn mit Goethe, den er bald nachher in dem Doktor seines „Leidenden Weibes" darstellte. Dort heißt es von ihm: „Der erste von den Menschen, die ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war." Neben ihm nennen wir den am 10. März 1755 geborenen Sohn des Organisten an der Katharinenkirche zu Frankfurt, Philipp Christoph Kayser. Er hatte sich ein Jahr bei Sorge in Lobenstein weiter ausgebildet, war jetzt seit seiner Rückkehr im Jahre 1770 Musiklehrer. Auf das innigste war er mit Klinger befreundet. Lavater schreibt ihm „Reinheit und Drang tief herausquellender Empfindung mit der wenigsten Manier" zu. Von Goethe war er so begeistert, daß er ihn in allem bis zur Handschrift nachahmte. Diesmal war auch Crespel wieder ein äußerst thätiges Mitglied des Kreises, der sich im Sommer Freitags zu kleinen Ausflügen und Lustfahrten versammelte. Wir wissen aus Goethes Erzählung, wie das von diesem eingeführte Mariagespiel es gewollt, daß ihm mehremal hintereinander dieselbe junge Dame zufiel, auf deren Wunsch er in acht Tagen seinen „Clavigo" schrieb. Die Glückliche war die jüngere Tochter

des Kaufmanns Münch, Anna Sibylla, die erst in kurzem ins siebzehnte Lebensjahr treten sollte; im vorigen Jahre hatte ihn ihre ältere Schwester erwürfelt und er hatte sie sein „Weibchen" genannt. Der Tag, an welchem er seinem Versprechen gemäß den vollendeten „Clavigo" vorlas, war der Freitag vor Pfingsten, der 20. Mai. Kann auch „Clavigo" nicht als eine dem „Götz" und „Werther" ganz ebenbürtige Schöpfung gelten, so war doch dem Dichter ganz unerwartet, was er längst beabsichtigt, gelungen, er hatte den Beweis geliefert, daß er auch in der überlieferten beschränkten Form des Trauerspiels die Gemüther zu rühren und zu ergreifen vermöge. Wie viel er auch aus dem zu Grunde liegenden Memoire von Beaumarchais genommen, er hatte den Stoff künstlerisch zu lebendiger Wirkung gestaltet und in dem Charakter des ganz von ihm geschaffenen Carlos ein unvergängliches Meisterstück geliefert. Das anmuthige Verhältniß zu der an allen Gesellschaftstagen als seine Gattin geltenden Münch ward bald allgemein bekannt und von den Eltern begünstigt; auch schien ihm selbst einige Zeit der Gedanke, das geliebte Mädchen als Gattin in sein großes elterliches Haus einzuführen, nicht unbehaglich gewesen zu sein. Kurz vorher hatte ihn die Nachricht, daß Lotte mit einem Knaben niedergekommen, zu dem man auch ihn zum Pathen genommen, von einer schweren Sorge befreit. Die drei Wochen lang in Frankfurt weilende Mama Sophie sah er häufig bei sich, wo sie auf dem für sie bereit stehenden Sessel so manches von ihm sich vorlesen und vorerzählen ließ, auch bei ihren Freunden, besonders beim Dechanten Dumeix, in dessen schönem Garten er sich gern mit Säen, Binden, Gäten und sonstigen Arbeiten beschäftigte. Brentanos Haus und die junge Frau mied er noch immer.

Am 25. Mai erfreute ihn ein ausführlicher Algierer Brief von Freund Schönborn, dessen Aeußerung, Klopstock werde ihn durch Boie um einige seiner Arbeiten ersuchen

lassen, ihn veranlaßte, sich sofort unmittelbar mit dem berühmten Dichter in Verbindung zu setzen. „Sollt' ich", schrieb er diesem, „den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde!" Er übersandte ihm die Farce „Das Urtheil der Jacobis", die nicht gedruckt werden solle, weshalb er um Rücksendung bat. Sobald einige Dinge, die er fertig liegen habe, gedruckt seien, werde er ihm auch diese schicken oder ihm doch Anzeige davon machen.

In der Nacht auf den 29. half Goethe wacker bei einem Brande in der Judengasse, wo er sich von neuem überzeugte, daß das sogenannte gemeine Volk die besten Menschen seien. Zwei Tage drauf wohnte er der Feier der goldenen Hochzeit des Schweitzer-Allesinaschen Ehepaares in dem nahen Sindlingen bei, wo er den Geburtstag der jungen Max Brentano herbeitanzte, welcher er selbst nur ein paar Augenblicke den Arm geben konnte.

Am 1. Juni berichtet Goethe dem Algierer Freunde über seine neuesten Dichtungen; daneben habe er noch einige Plane zu großen Dramas erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur und in seinem Herzen gefunden. Sein „Cäsar" scheine sich auch zu bilden; doch werde dieser sie wohl nicht freuen [weil er ihn nicht im Sinne der Freiheitsfreunde behandelte]. Eine Woche später spricht er mit großer Begeisterung von Herders „Aeltester Urkunde" und Klopstocks „Gelehrtenrepublik", in der „die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter vom Throne der Natur ausfließen". In beiden stieß er sich nicht, wie so viele, an die äußere Form, sondern erfüllte sich mit ihrem Geiste. Mama Sophie, der er den ersten Theil des „Werther" zum Lesen gegeben, hielt bei ihrer Richtung auf sittliche Bildung die glühende Schilderung dieser Liebesschwärmerei für gefährlich. „Ich hab' Ihren Brief geküßt und an mein Herz gedrückt", erwidert er. „Es sind meine eininnigen Gefühle. Ja, liebe Mama, es ist wahr, Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr Segen von Gott; das verzehrt, nennt ihr

Fluch! Segen denn und Fluch! Bin ich euch mehr schuldig als die Natur mir schuldig zu sein glaubte? Leuchtets nicht mir, wärmts nicht — und verzehrt auch? Nennen Sie mich bös und lieben mich.

Un livre, croiez moi, n'est pas fort dangereux. Das Gute und das Böse rauscht vor den Ohren vorbei, die nicht hören. Und ist das Böse nicht gut und das Gute nicht bös? Haff' ich Wielanden, lieb' ich ihn? Es ist wahrhaftig all eins; ich nehme Antheil an ihm." Als sie bald darauf nach dem zweiten Theile des Romans verlangte, meldete er ihr, daß er ihn eilig zum Drucke habe senden müssen, auch nicht gedacht habe, sie sei in der Lage, seiner Empfindung, Imagination und Grillen zu folgen. Der Buchhändler Weygand hatte gleich nach der Ostermesse bei ihm angefragt, ob er nichts Eigenes für seinen Verlag habe, was er denn als einen Wink des Schicksals betrachtete, nun auch mit „Werther" nicht länger zurückzuhalten, doch sollte „Clavigo" ihm vorangehn. Dieser war das erste Stück, bei dem er seinen Namen nannte; der „Werther" sollte ohne diesen erscheinen. Am 16. schrieb er bereits an Lotten, die ihn durch eine ins Bad reisende Freundin hatte begrüßen lassen: „Ich schick' euch ehstens einen Freund, der viel Aehnliches mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen; er heißt Werther, und ist und war — das soll er euch selbst erklären." Lavater hatte ihn bereits durch die Anzeige seiner baldigen Ankunft erfreut. Auch war Merck mit seiner Familie zurückgekehrt; Goethe ahnte nicht in welcher Stimmung. Der arme Gatte hatte seine Frau auf der Untreue ertappt, aber sich endlich doch erweichen lassen, die Gefallene wieder aufzunehmen. Dazu war nach dem Tode der Landgräfin seine Stellung höchst unangenehm geworden, da der jetzt allmächtige Präsident von Moser ihn haßte. Ernstlich war er bedacht, sich durch Nicolai eine entsprechende Stelle in Berlin zu verschaffen.

Noch immer mied Goethe die unglückliche Max Brentano, welche dies bitter empfand. „Glauben Sie mir", erwiderte er der Mutter, „daß das Opfer, das ich Ihrer Max mache, sie nicht mehr zu sehn, werther ist als die Assiduität des feurigsten

Liebhabers, daß es im Grunde doch Assiduität ist. Ich will gar nicht anrechnen, was es mich gekostet hat; denn es ist ein Capital, von dem wir beide Interessen ziehen." Und auch die schon längere Zeit von Düsseldorf zurückgekehrte gute Tante, zu welcher er so großes Vertrauen hatte, mied er in Folge eines Geredes von Mama Sophie, welche während ihrer Anwesenheit in Frankfurt die „liebe, liebevolle, schwermüthige" Freundin, wie sie Jacobi nennt, nicht besucht hatte. In engster Verbindung blieb der Dichter mit der frommen Klettenberg, deren Bild er für Lavater zeichnete. „Sie wird dir mehr sein, als ich", hatte er diesem geschrieben, „ob sie mir gleich so viel als dir ist; so bin ich doch in meinem schwärmenden Unglauben der Ich! und wie ich bin, Dein Bruder." Diese selbst hatte gegen Lavater, dessen Glauben sie noch nicht für den rechten, innerlich erfahrenen hielt, die Hoffnung ausgesprochen, auch Goethe werde einst fühlen, daß Gott in Christus sei. „Er wandelt mit Lavater und mit Goethe; ich kenne ihn am Gang; noch werden ihre Augen gehalten, daß sie Ihn nicht erkennen."

Am 23. Juni kam Lavater mit seinem physiognomischen Zeichner Schmoll in Goethes elterlichem Hause an, herzlich von der ganzen Familie begrüßt. Das Abstoßende der äußern Erscheinung des langen, schmächtigen Mannes mit flacher Brust, die seiner Haltung etwas Kranichartiges gab, mit großer Nase, spitzem Kinn, oben gewölbter, unten eingedrückter, gerade über der Nase gefurchter, am Auge vorgedrungener Stirn, süßlächelndem Munde, rollenden, nach oben gerichteten Augen wurde durch die Macht seiner Persönlichkeit, der niemand widerstehn konnte, weit überwogen. Selbst Merck gestand, wenige hätten auf ihn einen so erbaulichen Eindruck gemacht, wie dieser außerordentlich gute Mensch. Sein erstes Zusammentreffen mit Goethe beschreibt Lavater selbst. „Bist's? — Ich bins! — Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir

Goethe einst: ‚Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, sind Dummköpfe.‘ Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies zum erstenmal im Feuer mit mir. Seine Arbeit — o Scenen voll wahrer, wahrester Menschennatur! unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit!“ Goethe führte Lavater zur Klettenberg, deren reiner Verstand und ihr feinfühlendes, äußerst religiöses und christliches Wesen ihn ungemein anzogen. Die verschiedene Auffassung, welche beide Gläubigen von Christus hatten, fiel dem jungen Dichter um so lebhafter auf, als sie vertraulich sich darüber gegen ihn ergingen. Lavater nannte die Klettenberg den „Sabbat seiner Reise“; gegen sie sei er „Schwätzer, Heuchler, Greuel“. Auch von Goethes Schwester und Lenz, die er eben gesehen, hatte er viel zu erzählen. Der fast wie ein Heiliger verehrte Gottesmann war in Frankfurt von so vielen Seiten in Anspruch genommen, daß Goethe weniger, als er gewünscht, mit ihm verkehren konnte. Deshalb drängte es ihn, den unschätzbaren Freund, nachdem dieser fünf Tage in seinem Hause verweilt, in einem besondern Wagen nach Ems zu begleiten. Lavater liebte ein solches vertrauliches Zusammenfahren. Während dieser zweitägigen Fahrt mit Lavater und Schmoll konnte Goethe sich offen über alles, was ihm am Herzen lag, aussprechen. Lavater selbst berichtet: „Ueber die wichtigsten Dinge des Christenthums und der Literatur sprachen und saisirten sie einander. Aus seinen Gedichten las und recitirte Goethe eine Menge: Sache und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers; es hatte alles nur e i n Gepräge, hauchte nur e i n e n Geist.“ Eingehend wurde über das beabsichtigte physiognomische Werk verhandelt, an welchem Goethe thätigen Antheil nehmen sollte. Ließ der junge Dichter sich zuweilen von ausgelassenem, rücksichtslosem Humor hinreißen, so wußte Lavater ihn leicht durch sein treuherziges „Bisch guet!“ zu beruhigen. Nach seinem siebentägigen Zusammensein mit ihm urtheilte Goethe: „In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen,

und eine Seele voll der herrlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres Herzens führt, so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehn."

Am andern Morgen kehrte Goethe nach Frankfurt zurück. Im Wagen sitzend führte er „Erwin und Elmire" fast zu Ende. Bald nach seiner Rückkehr stellte sich ein anderer berühmter Gast in Frankfurt ein, der damals einundfünfzigjährige Basedow, der von Rousseau ausgegangene Umgestalter der Erziehung. Er hatte einen ganz neuen Orbis pictus, sein „Elementarwerk", in vier Bänden geliefert und sollte nächstens sein pomphaft angekündigtes Philanthropinum zu Dessau eröffnen. Basedow hatte seine Schrift „Vermächtniß für die Gewissen oder Lehrbuch der Religion", in welchem er einen auf die natürliche Religion gegründeten Gottesdienst verlangte, Lavater zugeeignet, der ihn für einen „ehrlichen, schwachen Helden" hielt. Es hieß damals, Lavater habe ihn zu einer Zusammenkunft in Goethes Hause eingeladen, wohin auch Herder kommen sollte. Natürlich besuchte der für sein Philanthropinum und sein „Elementarwerk" sammelnde Reformator in Frankfurt, wohin er von Weimar kam, auch den berühmten, mit Lavater befreundeten Dichter des „Götz". Grillenhafte Pedanterie und Rücksichtslosigkeit, Härte und Roheit machten seinen Umgang unbequem, doch verließ ihn nie ein gewisser guter Humor, an dem Goethe ihn zu packen und ihn für seine Ungebühr zu strafen wußte. Schon am 12. traf Basedow in Ems ein. Goethe hatte Lavater auf dessen Ankunft vorbereitet. Daß er selbst auf längere Zeit Ems besuchen werde, verbarg er beiden. Am 15. erbat er sich in einer Rechtssache einen Termin von vier Wochen, weil

er eben ins Bad reise. Aber er wollte nicht allein das Bad gebrauchen und sich im Zusammenleben mit den beiden Reformatoren frei ergehn, sondern auch ganz unerwartet in Düsseldorf vor Jacobi erscheinen, da sein Herz ihm jetzt sagte, er werde an ihm den von Betti und der Tante so lange versprochenen Herzensfreund finden. Mit unendlicher Freude nahmen Lavater und Basedow den unerwarteten Gast am Abend des 15. auf. Das ausgelassen heitere Leben, dem dieser sich in Ems an der Seite so bedeutender Männer hingab, von denen einer den andern vergebens zu seiner Ansicht zu bekehren suchte, hat er selbst anschaulich geschildert. Die schönen Morgen und Abende wurden frisch genossen, unmäßig getanzt und die mannigfachsten Gesellschaftsscherze getrieben, wie sie das Badeleben begünstigt. Lavater, der schon einige Tage bei der Mutter unseres später so großen Stein in Nassau gewesen war, besuchte diese jetzt einmal in Begleitung seiner beiden Freunde. Man fand dort große Gesellschaft; Goethe traf auch Mama Sophie, die auf längere Zeit hier zum Besuch war. Wie Basedow durch sein plumpes Geschwätz gegen die Dreieinigkeit die Gesellschaftsfreude gestört, Goethe ihn dafür auf der Rückfahrt lustig bestraft, weiß man aus „Dichtung und Wahrheit". Traf der junge Dichter auch in Nassau wohl nicht die an den Grafen Werther zu Neuenheiligen in Thüringen vermählte älteste Tochter Johanna Luise, die um diese Zeit von ihrer Hochzeitsreise nach Frankreich und Spanien zurückkehrte, so sah er doch in Ems seinen Landsmann, den Maler Kraus, der diese längere Zeit im Zeichnen und Malen unterrichtet hatte und eben von ihr zum Besuch nach Thüringen eingeladen war. Seine Abbildungen der Lahngegenden zogen ihn an. Den 17. dichtete er zu Ems das kleine Drama „Des Künstlers Erdenwallen", eine Schilderung des genialen Künstlers, der von Nahrungssorgen zu elenden Lohnarbeiten gezwungen wird. Am folgenden Tage fuhren Lavater, Basedow, Schmoll und Goethe

in größerer Gesellschaft die Lahn herab bis Lahneck und von dort nach Coblenz hinüber. Von dieser außerordentlich heitern Fahrt besitzen wir Lavaters Tagebuch, Goethes herrliche, einen ganz eigenen Ton anschlagende Ballade „Geistesgruß“ und die launigen Verse über den Mittagstisch in Coblenz im Gasthofe „Zu den drei Reichskronen“, wo der Dichter es sich köstlich schmecken ließ. Nachmittags ging er allein nach Vallendar herüber, wo er die Familie D'Ester besuchte und von der Tochter mit einem Blumenstrauß beschenkt wurde, den er auf seinen grauen Hut steckte. Bei Bendorf traf sich die Gesellschaft wieder zusammen. Im Schiffe dichtete Goethe bei herrlichem Sonnenuntergange das später ganz veränderte Drama „Des Künstlers Vergötterung“. So fühlte er sich von lebendigstem Schaffensdrange auch auf der gemeinschaftlichen Reise getrieben. In Neuwied fand man bei einem frommen Anhänger Lavaters bereite Aufnahme, doch mußte man noch Abends an den Hof, wo natürlich der Glaubensmann Lavater die Hauptrolle spielte, aber auch der Dichter des „Götz“, der alle Welt bezaubernde Freund der Laroche, fand bei den Grafen und Gräfinnen und der dort weilenden Fürstin von Isenburg, einer geborenen Prinzessin von Anhalt, freundliche Aufnahme. Den 19. brachte man in Neuwied zu, wo weder der Hof noch die Mennoniten den eine Welt im Busen fühlenden, sich Jacobi entgegensehnenden Dichter besonders anzogen. In Neuwied sollte er den Offizier Isenburg von Buri philandrischen Andenkens finden. Wie hoch stand der Dichter jetzt über dem einstigen Archon, der sich auch der edlen Musenkunst gewidmet hatte und nun durch seine Vermittlung einen Verleger für seine lyrischen Siebensachen suchte. Diesem theilte er seine neuesten Gedichte mit, gab ihm auch mehrere in der Handschrift. An dem regnerischen 20. fuhren Goethe, Lavater und Schmoll im Bruderschiffchen der Mennoniten Morgens um 6 Uhr nach Bonn. Das schlechte Wetter konnte der guten Laune des

jugendfrohen Dichters wenig anhaben; mehrfach erfreute er die Freunde mit seinen Versen, las unter anderm aus „Erwin und Elmire", woran er auch wohl fortdichtete, doch bei dem hartnäckigen Regen schlief er endlich unter dem Decktuche des Schiffes ein. Von Bonn führte der Postwagen unter fortwährendem Regen die abgespannten Reisenden nach Köln. Noch an demselben Tage ging Lavater nach Mülheim, wohin er zum Predigen eingeladen war, während Goethe mit sehnendem Herzen nach Düsseldorf fuhr.

Als er den 21. früh um 8 Uhr in Jacobis Hause vorsprach, verstimmte ihn die Kunde, daß Betti verreist sei; sofort eilte er zum nahen Pempelfort, wo die Familie sich befand, aber die Brüder Jacobi waren eben auf einer Geschäftsreise nach Elberfeld. Da überschlich ihn der abergläubische Gedanke, das Schicksal wolle ihn von Jacobi zurückhalten, und was ihn so lange wider die Brüder verstimmt hatte, trat wieder lebhaft hervor. Aber auf der Galerie wurde seines Herzens „Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt". Noch vor Mittag schrieb er, was ihm begegnet, an Betti, die er so gern zur Mittlerin gehabt hätte. „Was weiter wird, steht in der Götter Hand", schloß er; daß er ihren Gatten in Elberfeld, wo Jung Stilling Arzt war, überraschen wolle, verschwieg er. In welcher seltsamen Gesellschaft er vor Jacobi getreten, wie sie sich beim ersten Blick auf ewig verbunden gefühlt, hat Goethe der Hauptsache nach richtig dargestellt. An Betti schrieb er ein paar Tage später in vollem Jubel: „Nicht eingeführt, marschallirt, excusirt; grad' rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin. Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten." Im Pempelforter gastlichen Hause wurde das Glück des neuen Bundes durch innigsten Herzensaustausch in anmuthigem Zusammenleben mit den beiden Brüdern, dem mit sinnlichster Glut begabten, drei Jahre ältern Dichter Heinse, dessen „Laidion" Goethe als ein Meister-

stück seiner Art bewunderte, und dem nur ein Jahr mehr zählenden Werthes, einem von Wieland angewehten weichen Gefühlsdichter, genossen. Der schlanke, schöne, sechs Jahre ältere Fritz Jacobi mit feinen Gesichtszügen, sinnenden, herrlich blauen Augen, vornehmem Wesen, er, den er so lange als Leugner seines Geistes und als schalen Weltmann verachtet hatte, öffnete ihm sein edles, von gleichem Schaffensdrang erfülltes, durch diesen Apollojüngling in Glut gesetztes Herz; beide fanden in einander, was sie bisher vergebens gesucht hatten, den gleich feurigen Drang zu lebendigster Entwicklung der in ihnen gährenden Natur. Einen eigenthümlichen Verbindungspunkt bildete Spinoza, über den Jacobi in der Laube des nahen Lustschlosses Bensberg dem neuen Freunde so unvergeßlich sprach, indem er ihn in die Tiefe seines Systems einen Blick werfen ließ, vor allem seine Ueberzeugung aussprach, daß der als Gottesleugner verdammte Spinoza die Natur als Gottheit erwiesen habe. Jacobis Ueberzeugung, daß der Glaube die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft ergänzen müsse, kam damals kaum zur Sprache und konnte um so weniger trennend wirken, als Goethe vor jeder wirklichen religiösen Ueberzeugung höchste Achtung hatte. Nach dem milden, mystischen Lavater und dem starren, plumpen Verstandesmenschen Basedow mußte eine so helle philosophische Anschauung, wie der gründlich in Spinoza eingedrungene Seelenfreund sie ihm entgegenbrachte, höchst erquicklich wirken und ihn dessen Bedeutung um so lebhafter empfinden lassen.

Aber erst das alterthümliche Köln sollte dem Bunde die höchste Weihe geben. Am Morgen des 24. führte ein Wagen die beiden Jacobi mit Heinse nach der Rheinischen Domstadt, wo sie in dem mit seiner Hinterseite auf den nahen Rhein schauenden Gasthof „Zum heiligen Geist“ abstiegen. Die düstere Stadt zeigte sich den in glühendem Freundschaftsrausche sie durchschreitenden Verbundenen im höchsten Glanze. Der unvollendete Dom deutete ihnen mit

mächtiger Stimme auf das, was der sich seiner Kraft bewußte Menschengeist zu erreichen vermöge. Noch ergreifender wirkte der Anblick eines Familiengemäldes von Lebrun in dem längst verödeten, nur noch von einem Bedienten bewohnten Hause des einst so kräftigen, frischmuthigen, fest auf sich ruhenden, sich einer blühenden Familie freuenden reichen Kaufherrn, Kunstfreundes und Patriziers Everard Jabach, welcher jetzt mit Gattin und Kindern, die mit ihm so lebensvoll aus dem Bilde schauten, längst dahin war. Aus dem farbenprächtigen Gemälde sprach Jabachs Geist den Dichter so seelenvoll an, mahnte ihn so ergreifend an das Zusammenfassen aller ihm von der Natur verliehenen Kraft zu vollster Bewährung, daß er seinem aufgeregten Gefühle vor demselben lebhaften Ausdruck geben mußte und der ihm hier erschienene Geist ihn lange nicht verlassen wollte. Als sie im Gasthofe bei der Abenddämmerung den Mond über dem Siebengebirge aufgehn sahen und Goethe, auf dem Tische sitzend, eigene Gedichte mit der ganzen tiefen Erregung seiner Seele vortrug, da fühlten sie sich wunderbar zu einander gezogen, ihre Seelen wurden eins. Noch in der Mitternacht trieb es Goethe, den Freund in seinem Zimmer aufzusuchen; sie fielen sich an die Brust und Jacobi „weinte heilige Thränen an sein Herz“. Und in seelenhafter Begeisterung versprachen sie sich, ihre ganze Kraft zu lebendigstem Wirken anzuspannen, um das Höchste zu schaffen, wozu Gott und Natur sie befähigt.

Am 25. traf Goethe wieder in Ems mit Lavater zusammen; beide besuchten den folgenden Tag mit Basedow Mama Sophie, wobei letzterer in seiner Weise dem guten Weine zu viel Ehre anthat. Den 27. verließ Lavater Ems. Auch mit diesem unendlich guten und thatkräftigen Manne glaubte Goethe jetzt unzertrennlich verbunden zu sein. Er hatte sich bereit erklärt, seine „Physiognomischen Fragmente“ in der Handschrift durchzugehn, nach Gutdünken zu ändern, wegzulassen und zuzusetzen. Auch auf der Rückreise kehrte

Lavater wieder in Goethes Hause ein; wie herzlich sein Verhältniß zu den Eltern des Dichters wurde, zeigen ihre Briefe an den „liebsten, besten Sohn", den „theuersten Freund", den „edlen Gast, der so leicht zu begnügen war".

Goethe blieb noch vierzehn Tage mit Basedow in Ems, wo es denn an erwünschtem lebendigem Widerstreit nicht fehlen konnte. Am 30. erschütterte den Dichter ein Vorgang, den er so viele Jahre später in den „Wanderjahren" (II, 11) dichterisch verwandte. Vier Knaben ertranken beim Krebsen in der Lahn. Als Goethe am folgenden Tage sich nebst Basedow auf den 2. August zum Mittagessen bei Mama Sophie anmeldete, schrieb er: „Mein Sinn hat sich noch nicht ganz erholt, da vier Knaben gestern Nacht ertranken und keiner gerettet wurde. Nur in solchen Augenblicken fühlt der Mensch, wie wenig er ist, und er mit heißen Armen und Schweiß und Thränen nichts wirkt." Er selbst hatte sich wohl, wie sein Wilhelm Meister, vergeblich mit Wiederbelebungsversuchen bemüht. Die „heißen Arme" deuten auf das Reiben. Mehrfach fand er sich während des Emser Aufenthaltes mit der Freundin in Thalehrenbreitstein zusammen, von der er sich auch Wein ausbat, weil man ihn in Ems „mit Getränk vergifte". Aber auch Geld scheint er, da ihn des Vaters Sparsamkeit einmal dazu gebracht hatte, von ihr geliehen zu haben. Schon hier erhielt er die ersten Exemplare seines „Clavigo"; davon gab er eines der Freundin, andere sandte er Jacobi. Am Abend des 12. reiste er mit dem Postwagen von Ems ab.

Die glühende Freundschaft zu Jacobi und die mannigfaltigen Reiseeindrücke hatten ihm frisches Leben in die Seele gegossen. Die beiden Freunde munterten sich gegenseitig zu lebendigem Schaffen auf und freuten sich ihrer Hervorbringungen. Da Jacobi ihn getrieben, Johanna Fahlmer wieder zu besuchen, stellte sich das vertrauliche Verhältniß zu dieser bald wieder in alter Innigkeit her. Ein Exemplar seines „Clavigo" wird auch Anna Sibylla Münch em-

pfangen haben, die ihn wenigstens äußerlich dazu veranlaßt hatte, doch war das Verhältniß zu dieser schon durch seine vierwöchentliche Entfernung erkaltet, noch mehr verlor es durch die glühende Freundschaft zu Jacobi und den mächtigen Schwung seines ihn jetzt voll hinreißenden Genius, da es ja nur aus einer anmuthigen Spielerei hervorgegangen war. Am 27. hatte er mit Merck einen glücklichen Tag in Langen. Der alte Freund, der unterdessen vergeblich sein „Puppenspiel" Nicolai zum Verlag angeboten, hatte sich wieder möglichst zurecht gefunden, wenn er auch noch immer darauf sann, anderswo, womöglich in Berlin, eine angemessene Stellung zu finden. Die Unruhe und Unbehaglichkeit der jungen Brentano machte Goethe noch immer herzliche Sorge, besonders da diese seine Zurückhaltung falsch auslegte. In seiner damals außerordentlichen schöpferischen Thätigkeit ließ er sich auch durch die abfälligen Urtheile über seinen „Clavigo" nicht irren. „Sieh, Lieber", schrieb er an Jacobi, dessen „Epistel an die Akademisten", als erste Frucht ihrer Verbindung, ihn sehr erfreut hatte, „was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich, durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigener Form und Manier wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern." In diesen und den nächsten Monat fallen der Plan nebst den ersten „Fetzen" des wild stürmenden „ewigen Juden" und der Anfang des ihm schon längst vorschwebenden gewaltigen „Faust", vielleicht auch „Satyros oder der vergötterte Waldteufel", ein Gegenstück zu „Pater Brey", von derbstem Humor. Tag und Nacht ließ ihn seine aufgeregte Gestaltungskraft nicht ruhen. Die Messe brachte wieder so viele bedeutende Männer nach Frankfurt. Durch Vermittlung von Mama Sophie machte er die Bekanntschaft des Kurmainzischen Ministers Groschlag, der eben nach dem plötzlichen Tode des Kurfürsten gestürzt war, und sich nach

seinem Gute Dieburg zurückgezogen hatte. Es ist dies der deutlichste Beweis, daß der Dichter zu seinen vornehmen Bekanntschaften keineswegs von dem Verlangen getrieben wurde, durch deren Einfluß zu einer äußern Stellung zu gelangen. Die nähere Kenntniß wirklich bedeutender Männer hielt er für den höchsten Gewinn des Lebens.

Gegen den 20. befand er sich bei Uebersendung des ersten Exemplars seines „Werther" an Lotten in höchster Aufregung. In einigen an diese gerichteten Zeilen bat er, sie möge allein den Roman lesen, ebenso Kestner, und dann beide ihm ein Wörtchen darüber sagen. Aus Versehen blieb das Zettelchen liegen. Als er es am 23. nachschickte, schrieb er: „Die Messe tobt und kreischt; meine Freunde sind hier und Vergangenheit und Zukunft schweben wunderbar in einander. Was wird aus mir werden? O ihr gemachten Leute, wie viel besser seid ihr dran!" Seltsam rührte ihn der Gedanke, daß seine Freunde jetzt eines so genüglichen Glückes genossen, das ihm noch versagt sei. Kestner hielt seinen Unmuth nicht zurück, daß der Freund sie beide durch seine Dichtung in ein schlimmes Gerede gebracht habe, da man alles, was er zum Zwecke seiner dichterischen Darstellung hinzugedichtet oder aus der unglückseligen Geschichte Jerusalems herübergenommen habe, als buchstäblich wahr von Lotten und ihm nehmen und sie so in einem üblen Lichte schauen werde. Durch diesen leider nicht ungegründeten Vorwurf wurde Goethe um so tiefer getroffen, als er sich beiden zu so unendlichem Danke verpflichtet fühlte, doch gab er sich der Hoffnung hin, der Ausgang werde zeigen, daß ihre Besorgnisse zu hoch gespannt gewesen, ja er ahnte, das Schicksal habe dieses nur zugelassen, um sie noch fester an einander zu knüpfen.

Das zweite der drei vorab erhaltenen Exemplare des Romans wanderte am 22. nach Thalehrenbreitstein. Mama Sophie sollte es, nachdem sie es gelesen, an Jacobi senden und ihm ihr Urtheil über den zweiten Theil sagen, da sie den ersten schon in der Handschrift gelesen. Es geht die

Sage, die Freundin sei darüber ungehalten gewesen, daß er ihre Max eingeflochten habe; aber von einer solchen Einflechtung kann durchaus keine Rede sein. Aeußerst gespannt war Goethe auf Jacobis Urtheil, dessen feines sittliches Gefühl er kannte. Um ihn nicht darin zu stören, wollte er ihm zunächst weder schreiben noch etwas anderes schicken. Freilich sollte er lange in Ungewißheit schweben, da Jacobi erst Mitte Oktober das Buch erhielt und nicht vor dem 21. nach dreimaligem Lesen dessen gewaltigen Eindruck schilderte. „Dein Herz, dein Herz ist mir alles", schrieb er zu innigster Freude des Dichters. „Dein Herz ist, was dich erleuchtet, kräftiget, gründet. Ich weiß, daß es so ist; denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des eingeborenen Sohns Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns. Meine Seele ist zu voll."

Er hatte unterdessen Klopstocks Besuch empfangen. Der Markgraf von Baden hatte diesen nach Karlsruhe berufen, weil er den Dichter der Religion und des Vaterlandes in seinem Lande zu besitzen wünsche. Klopstock hatte Goethe gebeten, ihn an einem bestimmten Tage in Friedberg abzuholen. Da dieser sich aber auf der Reise um einen Tag verspätet hatte, mußte er ohne den berühmtesten Mann des deutschen Parnasses mit seinem Wagen nach Frankfurt zurückkehren. Der Sänger des „Messias" kam erst den folgenden Tag, von ihm und den Eltern auf das herzlichste bewillkommt. Der schon im einundfünfzigsten Jahre stehende feine, ernst abgemessene und feierlich würdige Mann, der ein ganz ausgezeichnetes Deutsch sprach, machte auf den lebhaften, aber sich ihm gern unterordnenden Dichter einen freundlichen Eindruck, wenn auch mehr den eines vorsichtigen Weltmanns, als eines genialen Sängers. Klopstock hatte eben die Göttinger Dichter besucht und noch näher an sich zu schließen gesucht. Er äußerte sich dort „erstaunlich" für Goethe, lobte auch den „Clavigo"; „Werther" war noch nicht im Buchhandel. Daß keiner jener Dichter an Feuer und Geist Goethe beikam, konnte ihm nicht entgehn,

und so ließ er gegen diesen von der ihm eigenthümlichen prophetischen Ueberhebung etwas ab. „Klopstock ist ein edler, großer Mensch, über dem der Friede Gottes ruht“, schrieb Goethe einen Monat später. Vor allem zogen diesen die Scenen des „Faust“ an, die der Dichter ihm mit dem ganzen Feuer seiner Seele vorlas. Ausführlich verbreitete sich der Sänger des „Messias“ über den Eislauf und die richtige Art Schrittschuhe; denn so müsse man diesen geflügelten Kothurn nennen. Um Klopstock abzuholen, kam der Kirchenrath Böckmann von Karlsruhe, durch welchen der Markgraf ihn hatte einladen lassen, nach Frankfurt. Auch mit diesem fand sich Goethe auf das freundlichste zusammen; er gab ihm seinen „Satyros“ und ersuchte ihn um die Gefälligkeit, ihm ein Paar richtige Schrittschuhe machen zu lassen. Goethe ließ es sich nicht nehmen, den vornehmen Gast, obgleich er schon Böckmann zum Begleiter hatte, wenigstens einen Theil des Weges, vielleicht bis Mannheim, zu begleiten. Als er am 10. Oktober im Postwagen nach Frankfurt zurückkehrte, ergoß sich sein Lebensübermuth in der Ode „An Schwager Kronos“.

Am 15. hatte er den Besuch Boies, der eben auf der Rückreise aus Holland auch Jacobi und Mama Sophie besucht hatte. Dieser war äußerst entzückt von dem Tage, den er ganz ungestört allein mit dem Manne zugebracht, dessen Herz so edel und groß wie sein Geist sei. „Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment“, schreibt Boie, „und in allem ist der originale Ton, eigene Kraft und, bei allem Sonderbaren, Unkorrekten, alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein ‚Dr. Faust‘ ist fast fertig, und scheint mir das Größte und Eigenthümlichste von allem.“ Demnach müssen auch die Scenen mit Gretchen schon damals größtentheils gedichtet gewesen sein. Als Boie zwei Tage später Nachmittags um 2 Uhr von Darmstadt zurückkam, empfing ihn Goethe mit offenen Armen im Wirthshause. „Wir blieben bis Mitternacht bei einander und mußten endlich die Thür verschließen, um nur allein zu

sein. Er las mir etwas; wir ließen aber bald das Lesen sein, und die Unterredung fiel auf die wichtigsten Gegenstände des Denkens und Empfindens, wo wir uns sehr oft in unsern Gesinnungen begegneten."

Goethe Seele war damals in lebhaftester Gährung, seine Stimmung außerordentlich wechselnd. Die Zukunft lag oft in dumpfer Ahnung über seiner Seele, ohne daß ihm irgend bestimmte Lebensaussichten vorgeschwebt hätten; am wenigsten dachte er an eine Verheiratung, da sein Herz für keine der vielen ihm bekannten und in ihrer Art werth gehaltenen Frankfurterinnen sprach. Er litt nur um andere; so um die Schwester, da Schlosser als Amtmann nach Emmendingen hatte gehn müssen, die gehoffte Versetzung nach Karlsruhe so lange auf sich warten ließ. Noch immer drückte ihn das Unglück der jungen Brentano. „Ich bin stürmisch, verworren und hafte doch nur auf wenig Ideen", schrieb er um diese Zeit an deren Mutter. „Die liebe Max hab' ich in der Komödie gesprochen. Ich hab' wieder die Augen gesehen; ich weiß nicht, was in den Augen ist." Als die mütterliche Freundin ihren Kummer wegen des Leidens ihres fast hoffnungslos darnieder liegenden Sohnes ihm vertraute, erwiderte er: „Ich lag zeither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat, ob ich einen Felsen fände, drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Nothfall mich mit meiner Habe flüchtete." Der Tante meldet er um diese Zeit, er könne nicht kommen, weil er unerträglich und unverträglich sei; sonst habe er wohl noch allerlei Gutes, sitze aber wieder drachenartig drüber.

Neben dichterischen Arbeiten und Zeichnungen, besonders Portraits, genoß er im November mit jugendlicher Wollust die von Klopstock hochgefeierten Eisfreuden. Davon zeugen außer ein paar Briefen die lustig übermüthigen Verse, die er in Crespels Hause am Abend des 13. und 14. in ein altes Stammbuch von 1680 schrieb. Den 15. berichtet er der Tante, noch immer sei er in allerlei Zeichnung verfallen und habe außerdem eine Menge nichts be-

deutenden Zeuges auf sich; zugleich schickt er ihr ein Portefeuille mit allerlei Zeichnungen zur Ansicht. Vier Tage später trifft er die junge Brentano mit ihrem Gatten, der sich außerordentlich freundlich zeigte, im Theater. Hielt er es auch für möglich, daß er wieder einmal dessen Haus besuche, augenblicklich fürchtete er sich noch vor der seiner Leidenschaftlichkeit drohenden Gefahr. Er selbst war damals mehr als je über seine eigene Bestimmung in Zweifel, da es ihm oft schien, er solle sich bei seinem Drange nach sinnlicher Darstellung statt der Dichtung der bildenden Kunst widmen. Bei dem schon genannten Maler Nothnagel begann er den ersten Versuch im Malen, was er am 20. Mama Sophie in feierlicher Weise verkündet: „Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Oelpinsel in die Hand nehmen! mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung, drück' ich nicht aus. Das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick. Es ist ein trüber Tag! wir werden uns im Sonnenscheine wiedersehn." In derselben Malerstube finden wir ihn Tags drauf, eben freudigst erregt durch einen Brief Kestners, der ihm seine völlige Verzeihung so liebevoll ausgesprochen hatte. „Werther muß, muß sein!" schreibt er diesem im lebendigsten Gefühl der künstlerischen Vollendung und der reinen Gefühlswahrheit dieser Dichtung. „Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt — und trutz euch — und andern — eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist dus, dem ich's danke — bist also nicht Albert." Binnen einem Jahre will er „auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung 2c. im schwätzenden Publikum auslöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft". Er allein könne erfinden, was das liebe Paar aus dem windigen Argwohn bringe, er habe es in seiner Gewalt, nur sei es noch zu früh. So war ihm die herrliche Dichtung, durch die er sich vom Lebensüberdrusse befreit hatte, von den durch sie ins Gerede gekommenen Geliebten freundlichst verziehen, dafür aber sollte eine Rotte philisterhafter Sitten- und Splitterrichter

sich gegen „Werther“ erheben und mit ihren ekeln Ausstellungen und Verketzerungen ihm das Leben verleiden, wenn sie auch die unendliche Wirkung der die tiefste Natur athmenden, freilich manche Köpfe zur tollen Nachahmung Werthers und seines idealischen Darstellers verleitenden Dichtung nicht zu lähmen vermochten. Und leider sollte der Mann, den er als Kritiker am höchsten stellte, Lessing, wegen der Menge unverständiger Nachahmer, wie gegen seinen „Götz“, so gegen den „Werther“, besonders durch die Benutzung der Geschichte des jungen Jerusalem verstimmt werden, den dieser als Freund hochgeschätzt hatte. Dafür aber hielt auch Lavater den „Werther“ gar nicht für gefährlich und für das einzige Werk unserer Literatur. Unter seinen zahllosen Bewunderern war auch der berühmte Arzt Zimmermann in Hannover, der ihm brieflich seine Verehrung über diesen Roman aussprach, in dem alles so wahr sei. Auch der Philosoph Garve hielt den „Werther“ für das Beste, was Goethe geschrieben, und weissagte in Engels „Philosoph für die Welt“, daß dieser viel Einfluß auf die Zeitgenossen gewinnen werde; er habe Herz, Verstand und Dreistigkeit, Gunst beim Publikum und Begierde zu herrschen. Viele andere, wie Sulzer, verstanden so wenig die Absicht des Dichters, daß sie für alles, was der seinem Herzen jeden Willen thuende Werther sagt und thut, den Dichter selbst verantwortlich machten.

In Frankfurt schlossen die alten Freunde sich immer eifriger an den von den Schwingen des Ruhmes getragenen Dichter, dessen Namen der Verleger im Meßkataloge wider Absprache verrathen hatte; neue drängten sich zu. Als Dichter stand ihm Klinger zunächst, bei dem aber der Drang die Kraft überstieg. Es geht die Sage, Goethe habe ihm sein „Puppenspiel“ zu beliebigem Gebrauch überlassen und dieser es zum Drucke gebracht. Es erschien bereits in der ersten Hälfte des Oktober, fast gleichzeitig mit dem empfindsamen „Werther“, gegen den die hier sprudelnde übermüthige Laune

ein seltsames Widerspiel bildete: es waren eben die beiden entgegengesetzten Seiten von Goethes Natur. Ein zwei Jahre älterer Straßburger, Heinrich Leopold Wagner, der Hauslehrer bei dem Präsidenten von Günderode in Saarbrücken gewesen und schon zur Meßzeit nach Frankfurt gekommen war, schmiegte sich, da er sich gleichfalls als Dichter hervorthun wollte, an den alle überragenden Schöpfer des „Götz" und „Werther" an. Der lange, hagere, gutmüthige, etwas scheue Mann war ein heiterer Gesellschafter, dessen Streben, sich vorwärts zu bringen, Goethe an ihm wie an Klinger ehrte, wenn dieser auch eine bei weitem tüchtigere und edlere Natur war. Wagner war Jurist, hatte aber seine Studien nicht vollendet. Als Dichter besaß er mehr Versgewandtheit als frische Empfindung, mehr Witzsucht als natürliche Laune. Seine eben erschienenen „Confiscabeln Erzählungen" waren ein Spiel berechnender Frivolität. Merck, dessen bittere Schärfe immer mehr hervortrat, war mißstimmt über die vielen „Buben", die sich an seinen genialen Freund anhingen und ihm schmeichelten, um sich in seinem Glanze zu sonnen.

Als Goethe am 1. December den ersten Band von J. G. Jacobis „Iris" empfing, fühlte er sich durch die an die „Freunde des schönen Geschlechts" gerichtete Bitte um Beiträge getrieben, einige seiner frühern Lieder aus dem Gedächtniß niederzuschreiben und ihm zu beliebiger Benutzung zu übersenden; es sollten aber statt seines Namens verschiedene Buchstaben darunter gesetzt werden, damit die Herren und Damen etwas zu rathen hätten. Leidenschaftlichst widmete er sich damals dem Zeichnen und Malen. Für Merck fertigte er selbst eine Zeichenmappe an, auf die er vorn zwei die lebendige Empfindung als Grund aller Kunst bezeichnende Gedichte schrieb; dieselbe Anschauung sprach er um diese Zeit mit schwärmerischer Glut in einigen Liedern aus. Für Hieronymus Schlosser malte er einen hübschen Ofenschirm mit dem Kopfe von dessen Lieblingsdichter Virgil und manchen auf diesen deutenden Verzierungen.

Auch andere kleinere Sachen gelangen ihm, aber als er Bedeutenderes malen wollte, empfand er seine Unzulänglichkeit.

Eben jetzt machte er eine Bekanntschaft, die folgenreicher für sein Leben werden sollte, als alle bisherigen. Am Abend des 11. December trat ein großer, schlanker Mann bei ihm ein, den er in der Halbdämmerung für den in nächster Zeit erwarteten Jacobi hielt. Es war der eben dreißig Jahre alt gewordene Hauptmann Karl Ludwig von Knebel, seit dem Juli Instruktor des Prinzen Constantin von Weimar. Die beiden jungen Weimarer Prinzen waren auf der Reise über Karlsruhe nach Paris begriffen. In Begleitung des im achtzehnten Jahre stehenden Erbprinzen Karl August befanden sich dessen Erzieher, der ernst gemessene Graf von Görtz-Schlitz und der Stallmeister von Stein-Kochberg. Der edle, warm fühlende, dichterisch begabte, in Berlin mit Ramler und dessen Freunden, in Göttingen mit Boie in Verbindung stehende Knebel erwarb sich bald sein ganzes Zutrauen, wie dessen warmes Herz gleich vom Dichter des „Werther" entzückt war. Noch an demselben Abend führte er ihn zu den Prinzen, die ihn wohl empfingen, ja ihn einluden, sie in Mainz zu besuchen, wohin sie schon am folgenden Tage sich begaben. Ein glücklicher Zufall war es, daß das Gespräch sich an den vor kurzem erschienenen ersten Band von Mösers „Patriotischen Phantasieen" anknüpfte, so daß der junge Dichter zeigen konnte, welch antheilvolles Verständniß er für die Hebung der Zustände des Volkes habe. Einen Nachklang dieser Unterredung finden wir in dem Danke, welchen er vierzehn Tage später der Tochter Mösers als Herausgeberin dieser Aufsätze aussprach. „Ich trag' sie mit mir herum", schreibt er; „wann, wo ich sie aufschlage, wird mirs ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele." Der edle junge Fürst machte auf Goethe einen bedeutenden Eindruck. Knebel blieb den 12. noch in Frankfurt, um, wie er seiner Schwester schrieb, „den besten aller Menschen

zu genießen". Am 13. fuhren sie zusammen nach Mainz, wo sie die Prinzen im Gasthofe „Zu den drei Kronen" trafen. Besonders der Erbprinz war von der mächtigen Natur des jugendlichen Dichters lebhaft angezogen. Da auch seiner Farce auf den um denselben so sehr verdienten Wieland gedacht wurde, stellte er diese als übermüthigen Erguß einer sprudelnden Laune dar und erklärte sich bereit, den ersten Schritt diesem begabten Dichter entgegen zu thun, was noch von Mainz aus in einer Nachschrift zu einem Briefe Knebels geschah. Dem neuen Freunde gab er manche seiner Gedichte mit, um sie gelegentlich den Prinzen vorzulesen, unter ihnen auch wohl „Erwin und Elmire". Als er ganz voll von der zutraulichen Güte der Prinzen und besonders von der Trefflichkeit des Erbprinzen nach Frankfurt zurückkehrte, traf ihn die Nachricht, daß Fräulein von Klettenberg, die kurz vorher erkrankt war, am Tage seiner Abreise verschieden und schon begraben sei. „Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war", schrieb er an Frau von Laroche. „Mama, das picht die Kerls und lehrt sie die Köpfe strack halten. Für mich — noch ein wenig will ich bleiben." Der Schlag traf ihn um so empfindlicher, als er gerade in seiner Ahnung, dieser Besuch werde für ihn folgereich sein, eine Art Erleuchtung von ihrem himmlisch reinen Blick erwartet hatte. Der Vater wollte, obgleich der biedere Knebel einen höchst vortheilhaften Eindruck auf ihn gemacht, in seinem starren Frankfurtischen Republikanismus von den Fürstlichkeiten nichts wissen, ja es war ihm zuwider gewesen, daß der Sohn den so rasch aus Frankfurt eilenden Prinzen gefolgt war. Goethe benutzte die neue Bekanntschaft nicht allein, um durch Knebel zu erfahren, wie der Präsident Hahn in Karlsruhe gegen seinen Schwager gesinnt sei, dieser sollte ihm auch mittheilen, was Graf Görtz von ihm denke, und beim Erbprinzen sein Andenken beleben. Sehr erfreute ihn Wielands bald darauf eintreffende herzliche Antwort, wenn es ihn auch sonderbar berührte, daß er nun

auf einmal mit allen, gegen die er bisher einen so leidenschaftlichen Haß gehegt hatte, mit den Jacobis und Wieland, ausgesöhnt sei, da er immer (so hatte er sich gegen Knebel nach dem Gruße an Wieland geäußert) für die Bewunderung des Vortrefflichen, so auch für den Zorn gegen das Nichtige ein Ideal haben mußte.

Neben dem eifrig betriebenen Zeichnen entstand manches Lied, und auch dramatische Plane bewegten sich in seiner Seele. Mit dem Frühlinge dachte er, wie er an Boie schrieb, eine neue Produktion zu beginnen, die auch einen eigenen Ton haben solle. Es muß ihm eine Dichtung von ganz abweichendem Charakter und größerer Bedeutung vorgeschwebt haben; wahrscheinlich war es „Egmont". Als er nach seiner Weise am Ende des Jahres die in demselben erhaltenen Briefe ordnete und zusammenpackte, gingen ihm mancherlei Gedanken durch den Kopf und es drängte sich ihm die Betrachtung auf, daß, „wenn man den moralischen Schneeballen seines Ich ein Jahr weiter gewälzt, er doch um ein Gutes zugenommen". Bei manchem Leid und Schmerz hatte ihm das scheidende Jahr so vieles Liebe und Fördernde gebracht, gerade zuletzt die stille Ahnung einer Verbindung mit einem edlen, geistvollen, thatkräftigen jungen Fürsten.

6.

Als der Wertherdichter am Neujahrstage 1775 im galonirten Rocke seinen Besuch beim ältern Bürgermeister machte, wer konnte ihm sagen, daß er dies zum letztenmal thue, mochte er auch freilich hoffen, die Bekanntschaft des Weimarer Erbprinzen, der im September die Regierung antreten sollte, werde zu einer freundlichen Verbindung mit diesem führen. Noch weniger ahnte er, welche bunte Fäden dieses Jahr in sein Leben schlingen, wie es ihn nach den verschiedensten Seiten hinziehen, ihn durch die Allgewalt der Liebe mehr als je verwirren, ja ihn das Glück eines

Bräutigams kosten lassen werde, um ihn nach qualvollen Kämpfen aus der Vaterstadt einer neuen Heimat zuzutreiben.

Wenn er später an Bürger schreibt, die Fee Hold oder Unhold habe ihm zum Neujahrsgeschenk die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollesten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre gereicht, so scheint er damit den Neujahrstag als Anfang der in dieser Zeit sein Leben beherrschenden Liebe zu bezeichnen. So war es denn wohl der Abend des Neujahrstages, an welchem er der Einladung eines Freundes in das mit auffallender Pracht ausgestattete Haus „Zum Libeneck“ folgte, das auf der Ecke des Kornmarkts neben der spätern Deutschreformirten Kirche liegt. Susanna Elisabeth, Tochter des reformirten Kaufmanns Johann Noe D'Orville, in Goethes Geburtsjahr mit dem gleichfalls reformirten Kaufmann und Bankier Johann Wolfgang Schönemann vermählt, hatte 1770, sieben Jahre nach dem Tode ihres Gatten, das Haus in neuem Geschmack erbaut. Ihre einzige Tochter Anna Elisabeth war am 23. Juni 1758 geboren; einige Jahre älter waren ihre Brüder Georg und Friedrich. Jeden Abend versammelte sich in diesem Hause eine ausgewählte Gesellschaft; wer einmal eingeführt war, galt stets willkommen. Natürlich wünschte man hier auch einmal den berühmten Dichter zu sehn, der allgemein als ein mit dem feinen Gesellschaftston auf gespanntem Fuße stehender Sonderling galt. Er selbst unterschreibt sich einmal in einem Briefe an Mama Sophie la grosse bête und wohl schon damals liebte er sich als Bär zu bezeichnen, wie Frau d'Epinay Rousseau nannte. Lange hatte er der Einladung des Freundes widerstanden, bis er sich endlich bestimmen ließ, am Neujahrsabende einem bei Frau Schönemann stattfindenden Konzerte beizuwohnen. Die im siebzehnten Jahre stehende frisch blühende Tochter, eine Blondine mit großen dunkelblauen Augen, aus denen reine Herzensgüte sprach, mit weichen, feinen Zügen und reizend lächelndem Munde,

sollte, als Goethe eben eintrat, eine Klaviersonate spielen. Der junge Dichter, der am untern Ende des Klaviers stand, konnte ihr erst nach einiger Zeit ein schönes Wort über ihr musikalisches Talent sagen, was diese artig erwiderte. Beim Abschiede sprachen Mutter und Tochter



Abb. 15. Anna Elisabeth Schönemann. Nach der Photographie des besten Familiengemäldes in der Schrift „Lillis Bild" von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim.

den Wunsch aus, den werthen Gast bald wiederzusehn. Die fein gebildete Lili, die nicht allein hübsch zeichnete und sang, sondern auch in anmuthigen Gedichten sich versuchte, zog den Dichter bei wiederholten Besuchen immer lieblicher an, doch war es zunächst nur eine herzliche Neigung, wie er sie für so manche „gute" Mädchen hegte, ohne daß sie ihn beunruhigt hätte. So finden wir ihn denn in der ersten

Hälfte des Januar behaglich mit Zeichnen und Dichten beschäftigt; er schrieb kleinere Lieder, auch das Gedicht „Prometheus", das den Trotz des auf sich selbst gestellten Menschenbildners den Göttern gegenüber darstellt. Er übersandte es am 10. Merck, als er eben nach Offenbach zu seinem Freunde André ging, der wohl schon damals Lieder seines „Erwin" setzte. „Ich hab' seit drei Tagen", schreibt er, „an einer Zeichnung mit dem mir möglichsten Fleiße gearbeitet und bin noch nicht fertig. Es ist gut, daß man einmal alles thue, was man thun kann, um die Ehre zu haben, sich näher kennen zu lernen." Schon damals lag ihm seine „Stella" im Sinne, welche, anknüpfend an Swifts wunderliche Doppelliebe mit Vanessa und Stella, die Gewalt glühendster Liebe in seiner Heldin schildern wollte. Am 13. meldet er Knebel, bei dem er in gutem Andenken zu bleiben wünscht, daß er einige gute, produktive Tage gehabt.

Um diese Zeit war Jacobi nach Frankfurt gekommen, wo er vier Wochen bis zum 5. Februar in innigster Seelengemeinschaft mit Goethe verweilte. Sie waren „sehr lieb, gut und kräftig" zusammen. Er las Jacobi seinen „Faust", der diesen mächtig ergriff, theilte ihm alle seine Plane mit und führte ihn in seine Gesellschaftskreise ein. Vergebens suchte Jacobi Wieland zu bestimmen, nach Frankfurt zu kommen, und auch sonst gelang es ihm wenig, diesen dem jungen Dichter geneigt zu machen, da er in ihm einen Spötter fürchtete. Lebhafte Freude machte ihm ein „guter" Brief Herders; herzlich nahm er die ihm wieder dargereichte Hand an. Am 18. Januar, wo er diesem erwidert, schreibt er an Mama Sophie, er sei des Lebens recht froh, es sei ein starkes Treiben. Er hatte nun Lili auch bei Tage besucht und mit ihr und ihrer Mutter sich einsichtig unterhalten, so daß letztere Zutrauen zu ihm faßte und ihm freien Zutritt verstattete. Das so reizende wie gutmüthige Mädchen zog durch die offene Darstellung ihres Jugendlebens ihn so innig an, daß er zu seiner tiefen Be-

unruhigung sein Herz von neuem erglühen fühlte. Mit welchen Schmerzen hatte er der Liebe zu Lotten entsagt, mit welcher Gewalt hatte er sich von der jungen Brentano zurückgehalten! und nun sollte die Liebe den eine ganze Welt im Busen fühlenden, dunkel seinem Schicksal entgegengehenden Dichter von neuem hinreißen. Diesmal war es ein in höherm Gesellschaftskreise aufgewachsenes, reich gebildetes, aber etwas verzogenes, eben erst sich entwickelndes Mädchen, dessen innige Neigung ihn beglückte, das er ganz nach sich bilden und sich so das reinste Lebensglück im vollsten Herzenseinklang schaffen zu können hoffte. Und doch scheute sein Freiheits- und Bildungsdrang vor der vollen Hingabe seiner Seele zurück.

Gerade um diese Zeit, gegen den 20. Januar, empfing Goethe überschwängliche Freundschaftsbriefe von den beiden für Natur und Freiheit schwärmenden, dichterisch aufgeregten, mit Klopstock persönlich befreundeten Grafen Stolberg, die gleich nach ihren in Göttingen vollendeten Studien Kammerjunker in Kopenhagen geworden waren; mit Goethe standen sie in gleichem Alter, da Christian wenig älter, Fritz Leopold mehr als ein Jahr jünger war. Diese übersandten ihm auch den Brief einer Ungenannten; es war ihre zweiundzwanzigjährige Schwester Auguste Luise, die abwechselnd in Kopenhagen bei ihrem Schwager, dem Minister Bernstorff, und in Hamburg bei der Gräfin Bernstorff weilte. Die liebevolle Zartheit des Briefes ergriff ihn ganz eigen, besonders die besorgte Frage, ob er glücklich sei. Sofort erwiderte er, der Brief habe ihn in einer wunderlichen Stunde gepackt; aber vor Bewegung konnte er ihr nichts weiter sagen, und auch als er zum Schreiben zurückkehrte, vermochte er nur den „zerstückten, stammelnden" Ausdruck mit seinem Zustande zu entschuldigen, da das Bild des Unendlichen in ihm wühle, was nichts anders als Liebe sei. Freilich hielten solche Aufregungen nicht an, aber endlich stieg seine Liebesbeängstigung so hoch, daß er

selbst Jacobi zur Abreise drängte. Am Tage vor dieser, am 4. Februar, speiste er bei dem Erbprinzen von Meiningen, der mit seinem jüngern Bruder, dem Oberhofmeister von Dürkheim und den beiden Erziehern nach Straßburg ging. Der Erbprinz, neben dem der Dichter saß, berichtet, Goethe spreche viel, gut, besonders original naiv, sei außerordentlich amüsant und lustig, habe seine ganz eigenen Façons, seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen, über Menschen, die er kenne, seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter. Auf den jungen Dichter scheint der Erbprinz wenig Eindruck gemacht zu haben.

Gleich darauf empfing er einen begeisterten Brief Bürgers über seinen erst jetzt gelesenen „Werther". Doch ihn hatte jetzt eine ganz andere Liebe verschlungen, die ihn bitter quälte, da die Geliebte ihn nöthigte, zuweilen an den Gesellschaftsabenden theilzunehmen, wo die Freundlichkeit, die sie so vielen erzeigen mußte, und der Gedanke, wie glücklich er bei ihr allein sich finden würde, ihm ins Herz schnitten. Seiner Liebesqual gab er in den Gedichten „Neue Liebe neues Leben" und „An Belinden" unvergänglichen Ausdruck. Nichts bezeichnet treffender seinen Zustand als der Schlußruf des erstern:

Liebe! Liebe! laß mich los!

Die Ueberschrift „An Belinden" erhielt das Lied erst, als er seinem für die „Iris" vollendeten „Erwin" eine Widmung an die Geliebte vorgesetzt hatte, wo er ihr, durch den Reim veranlaßt, diesen gangbaren Liebesnamen gab. Wie drückend ihm das Gesellschaftsleben, das ihn im galonirten Rocke vom Spieltische ins Konzert, von da auf den Ball treibe, trotz der schönen Augen der „niedlichen Blondine" sei, verräth er am 13. seiner theuren Unbekannten, deren Namen er freilich unterdessen erfahren hatte, aber wir hören auch, wie er oft, „im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, in der streichenden Februarluft] schon den Frühling ahnt", und er darf es der

fernen Freundin vertrauen, daß er, „immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er mache, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will". Der Dankbrief an Bürger vom 17. verräth diesem, daß er eben nicht fleißig gewesen, doch arbeite die manchmal schon über die Gärten her wehende Frühlingsluft wieder an seinem Herzen und er hoffe, daß sich aus dem Gewürze etwas ablöse. Fortwährend beschäftigte ihn außer der Durchsicht von Lavaters „Physiognomischen Fragmenten", zu denen er im Januar eine eigene Zugabe gemacht, seine „Stella". Den Anfang dieses „Schauspiels für Liebende" hörte Jacobi mit großer Freude, als er vom 24. Februar bis zum 2. März wieder in Frankfurt weilte. Schon früher war Jung Stilling eingetroffen, um einen Herrn von Lersner am grauen Staar zu operiren. Auch dieser kehrte in Goethes Hause ein, doch miethete man dem viel in Anspruch genommenen Augenarzte bald ein Zimmer in der Nähe. Die verzweifelnden Klagen des gottgläubigen Mannes über seine verunglückte Operation fielen Goethe und dessen Eltern, bei denen er täglicher Gast war, höchst beschwerlich. Dem jungen Dichter selbst bereiteten damals neben andern Urtheilen über „Werther" besonders Nicolais philiströse „Freuden des jungen Werthers", das „Berliner Hundezeug", bittersten Aerger, den er vergebens durch derbe Spottverse los zu werden suchte. Hätte es sich auch nicht um sein eigenes Werk gehandelt, er würde durch diese Mißhandlung einer so tief gefühlten, künstlerisch vollendeten Dichtung in ärgsten Unwillen gerathen sein, der sich bei seiner lebhaften Natur, wie Goethes Mutter berichtet, durch Zähneknirschen

und einen ganz gottlosen Fluch kundzugeben pflegte, wie seine Freude über reine dichterische Schönheit in Thränen ausbrach. Zur zweiten sonst unveränderten Ausgabe des „Werther" schrieb er selbst zwei Mottos, als Warnung an den Leser, dem Unglücklichen nicht zu folgen.

Gleich nach Jacobis Abreise fühlte sich Goethe durch Lilis zutraulich freundliches Benehmen gegen andere empört; seine liebedürstende Seele verlangte, daß die Geliebte für ihn allein lebe, in glühendster Leidenschaft für ihn schwärme, der Liebe Blick ihr blitzartig sein tiefstes Wesen enthülle, sie ein Geschöpf seiner Liebe und seiner Bildung sei. Freilich hing Lili mit aller Innigkeit an dem sie bezaubernden Jünglinge, aber jener zündenden Glut, die in des Dichters Seele lebte und die er seiner „Stella" einhauchte, war sie unfähig, und die ihn oft befallende launige Mißstimmung und Eifersucht fiel dem muntern, von den Ihrigen verzogenen Mädchen unbequem. Dazu fehlte es nicht an Mahnungen der Mutter und der Brüder, sich ein solches Betragen ihres Liebhabers, der durch manche Wunderlichkeit, auch durch seine Verbindung mit mittlern Kreisen, ihnen Anstoß gab, überhaupt kein Mann für eine reiche Bankierstochter sei, nicht gefallen zu lassen. Als er am 4. sich bei der Tante über Lili beklagte, sprach diese ihm zu und forderte ihn zur Vollendung der „Stella" auf, die sie für Jacobi abschreiben wollte. Auf dem Rückwege trieb ihn seine Sehnsucht zu Lili, die ihn wieder entzückte, was er der Tante am folgenden Tage nicht verschweigen kann. „Ich hoffe, Sie in unsern Kreis zu ziehen", schreibt er; „bei Gott, Tante, ganz übel kanns Ihnen nicht drinne sein. Lili ist gar lieb und hat Sie herzlich werth." Nachmittags ging er mit Corneliens Freundin Lisette Runkel und deren Bruder, dem Stadtstallmeister, um die Stadt spazieren, als Lili mit ihrer Mutter an ihnen vorüberfuhr. Er bekennt der Tante, daß er dabei „sehr dumm und toll gewesen" und, statt zu ihr zu gehn, zwei Stunden mit Riese und einer Freundin

L'hombre gespielt. Am regnichten Nachmittag des 6. eilt er nach Abfassung zweier juristischen Arbeiten nach Offenbach zu André. Hier wendet er sich in tiefster Aufregung an die ferne Freundin: „Auf dem Lande bei sehr lieben Menschen", schreibt er, „— in Erwartung — liebe Auguste — Gott weiß, ich bin ein armer Junge. — Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!" Den nächsten Morgen schreibt er seiner Schwester, die im vorigen Oktober ihren Gatten mit einer Tochter beschenkt hatte. Auch dieser muß er seine Noth klagen. Abends vertraut er Gustchen: „Heut war der Tag wunderbar. Habe gezeichnet, eine Scene geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zu Grund. Bald schick' ich Ihnen eins geschrieben. — Ich mag das nicht drucken lassen; denn ich will, wenn Gott will, künftig meine . . . und Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publiko auf die Nase zu hängen." Den 10. fährt er in der Stadt an seinem tagebuchartigen Briefe fort. Sein Kopf sei ziemlich heiter, sein Herz leidlich frei, aber sogleich unterbricht er sich: „O Beste, wie wollen wir Ausdrücke finden für das, was wir fühlen!" „Halten Sie einen armen Jungen am Herzen", schließt er. „Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft hab', und dann laß die Dämmerung kommen thränenvoll und selig. Amen." Drei Tage später schreibt er der Tante: „Ich bin ganz unerträglich, und darum fleißig an sinnlicher Arbeit [Zeichnungen]. Ich kann nicht kommen. Geb' Ihnen Gott was zu treiben. Mit mir nimmts kein gut Ende." Diese drängte ihn an „Stella" fortzufahren. Höchlich erfreute ihn darauf die Kunde, daß Max Brentano, die zu ihrer Mutter gegangen war, am 12. von einem Knaben genesen sei; durfte er ja hoffen, dieses neue Band werde die liebe Frau ihrem Gatten näher bringen und er sie bald ohne Furcht leidenschaftlicher Neigung in ihrem Hause wieder besuchen dürfen. „Jetzt geh' ich zu Brentano, ihm Glück zu wünschen", schreibt er an Mama Sophie, und die „liebe kleine Mutter" fragt er: „Wird denn eine Zeit kommen, daß wir werden einen freundlichen Einfluß aufeinander

üben?“ Denselben Tag geht er wieder nach Offenbach, von wo er am 17. den Schluß der „Stella“, vor dem er sich gescheut hatte, der Tante sandte. Zum Konzert hatte er an diesem Tage nach Frankfurt kommen wollen, doch blieb er, da er vernahm, Lili werde ihren Onkel, den reichen Fabrikanten D'Orville, in Offenbach besuchen. Wie viel Qual ihm auch oft die noch kindhafte, verzogene, an vornehmen Ton gewöhnte, ihn nicht ganz verstehende Lili durch ihr eigenwilliges Wesen bereitete, ihre grundedle, reichbegabte Natur und die herzliche Liebe des reizenden Mädchens zogen ihn an. „In mir ist viel wunderbares Neues“, schreibt er der Tante. „In drei Stunden hoff' ich Lili zu sehn. Liebe Tante, bis auf den Sonntag. Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz; es wird euch beiden wohlthun.“ Freilich hatte die Tante an den vier ersten Akten der „Stella“, die sie für Jacobi abschrieb, großen Antheil geäußert; aber Goethe fürchtete, der Ausgang mit der Theilung Stellas und Cäciliens in den untreuen Fernando möchte ihr widerwärtig sein. „Ich bin müde“, äußert er gegen sie, „über das Schicksal unsers Geschlechts von Menschen [der von stürmischer Glut Getriebenen] zu klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, wo möglich, wie ich sie erkannt habe, und sollen wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe werden.“ Der durch die unendliche Liebe der beiden Frauen gerettete Fernando ist ein solcher unsittlicher, keine Entsagung kennender Stürmer, den er in ähnlicher Weise wie Werther hinstellte, nicht als Musterbild, sondern als Zeichen, wohin die der Entsagung unfähige Leidenschaft führe. Zwei Tage später kehrt er nach Frankfurt zurück. Noch Nachts um 11 Uhr meldet er der fernen Freundin: „Mir ists wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mirs doch, als wär' ich im Himmel.“ Ein paar Tage später bittet er Jacobi: „Bleib' bei mir, lieber Fritz. Mir ist, als wenn ich auf Schrittschuhen zum erstenmal allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen, und das, wohin all meine

Seele strebt.“ Hoffnungsvoller spricht er sich an demselben Tage gegen Mama Sophie aus: „Täglich streb' ich und arbeit' ich braver zu werden. Hab' auch, Gott sei Dank! wieder Relaispferde für meine weitere Route getroffen.“ In der Verbindung mit Lili hoffte er Ruhe und Glück zu finden. So äußert er denn auch vier Tage später gegen Herder: „Es sieht aus, als wenn die Zwirnsfädchen, an denen mein Schicksal hängt und die ich schon so lange in rotirender Oscillation auf- und zudrille, sich endlich knüpfen wollten. Uebrigens machen mich allerlei Umstände ziemlich zahm, ohne mir doch den guten jungen Muth zu nehmen.“ Aber dieselbe Nacht überfällt ihn, als er der am Fieber leidenden fernen Freundin schreibt, wieder eine trübe Ahnung; er fürchtet eine Zeit der Trübsal, wo er sie und alle Lieben flöhe; dann möge sie ihn mit ihren Briefen verfolgen, ihn vor sich selbst retten. Um diese Zeit gab er Lili das erste ihr durch die vorgesetzten Verse gewidmete Exemplar seines „Erwin“, in der Hoffnung, die darin dargestellte Qual des treuen Liebhabers werde wohlthätig auf sie wirken: aber der Einfluß der immer mehr gegen den Dichter verstimmten Familie überwog. Frau Schönemann wünschte sich weniger einen berühmten als einen reichen, geschäftskundigen Schwiegersohn. Wie es mit ihrem eigenen Geschäfte damals stand, wissen wir nicht; wenige Jahre später mußte es seine Zahlungen einstellen. In seiner düstern Verstimmung kam Goethe mit Freund Merck am 28. in Langen zusammen. Als Klopstock auf seiner Rückreise nach Hamburg an demselben Tage bei ihm eintraf, fand er ihn in sonderbarer Bewegung.

Schon um die Mitte des Monats war die Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ erschienen. Diese scharfe Bespottung der Beurtheiler des „Werther“ war Goethe höchst ärgerlich, weil sie seiner Reise nach Mainz und seiner dort eingeleiteten Versöhnung mit Wieland gedachte, doch glaubte er, niemand der ihn kenne, werde ihn für so schlecht halten, daß er auf die von ihm

selbst gewünschte Versöhnung mit Wieland spotte; auch die auf die „Iris“ und die Geschwätzigkeit seines Verlegers Weygand gerichteten Späße könne kein Verständiger ihm zutrauen. Aber ernstlich wurde er beunruhigt, als die ganze Welt, selbst Freund Merck, ihn für den Verfasser hielt. Noch als er von Wielands Drohung hörte, Goethes böswilliges Spiel seinem Erbprinzen zu klagen, wollte er sich nicht dazu verstehn, die Abfassung der Farce öffentlich von sich abzulehnen; weder Jacobi noch irgend einem Menschen wollte er etwas über die Sache schreiben, auch um die Entdeckung des Verfassers sich keine Mühe geben. Gegen Wieland war er vor kurzem wieder durch eine Aeußerung im „Merkur“ über die Genies ernstlich verstimmt worden, so daß er der Tante schrieb: „Ewige Feindschaft sei zwischen meinem und ihrem Samen!“ Aber die Vorstellung, Jedermann erkenne in der Farce seine Weise und der darauf gegründete Verdacht müsse ihm in seinem Verhältnisse zum Erbprinzen von Weimar höchst nachtheilig sein, brachten ihn endlich zu dem Entschlusse, dem Verfasser nachzuspüren, den er nicht weit zu suchen brauchte, und sich wenigstens den entfernten Freunden gegenüber zu erklären; endlich willigte er auch ein, die Erklärung drucken zu lassen. Als er sie der Tante zusandte, gegen den 8. April, war er von Lili wieder ganz bezaubert. „Sie war schön wie ein Engel“, schrieb er, „und ich hatte sie in vier Tagen nicht gesehen. Und, lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön!“ Die auf einem Queroktavblatt gedruckte Erklärung vom 9. April, H. L. Wagner habe ohne sein Zuthun und Wissen den „Prometheus“ gemacht und drucken lassen, erschien am 21. auch in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. „Ich glaube“, hieß es hier, „diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mirs ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen.“ Die Erklärung sandte er am 14. an Knebel, ohne zu wissen, daß

dieser sich schon im Auftrag des Erbprinzen bei Salzmann wegen der Farce erkundigt hatte, den 15. an Klopstock.

Jacobi beklagte leidenschaftlich die Entwicklung der von der Tante ihm zugeschickten „Stella" als eine Verletzung der Sittlichkeit und forderte dringend eine Veränderung des Schlusses. Darüber wurde Goethe „wild"; er hatte gehofft, der Freund werde auch hier seine volle Liebeswärme fühlen. Doch faßte er sich bald und schrieb ihm einen „mystischen" Brief, hielt diesen aber zurück, da er ihm der Innigkeit ihres Verhältnisses nicht würdig schien. Bald fand er sich so weit zurecht, daß er sich mit voller Seele gegen den Freund aussprechen konnte, der ihn nicht verkennen möge.

Am 14. äußerte er gegen Knebel, dem er die „Erklärung" sandte, er falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke augenblicklich mit seinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem er sich erst kaum gerettet; gethan habe er unterdessen allerlei und doch wenig; ein Schauspiel [Claudine] sei bald fertig; die bürgerlichen Geschäfte treibe er so heimlich leise, als treibe er Schleichhandel. Klopstock vertraut er am folgenden Tag, daß es mit ihm noch so ziemlich wie früher stehe, nur werde es manchmal schlimmer, aber dann mache ein Thautropfen des Universalbalsams, der von oben herabfalle [des Vertrauens auf sein Schicksal], alles wieder gut. Er sah damals der Ankunft der Grafen Stolberg sehnlich entgegen. Außer „Claudinen" beschäftigte ihn lebhaft die Durchsicht von Lavaters „Physiognomischen Fragmenten"; den Schluß des ersten Bandes, zu dem er eine Zugabe über Rameau und ein „Lied eines physiognomischen Zeichners" geschrieben, sandte er den 19., kurz vor einer Geschäftsreise, an den Verleger.

Eine ganz unerwartete Wendung bewirkte die Ankunft der fast fünfzigjährigen „Handelsjungfer" Helena Dorothea Delph aus Heidelberg. Diese, welche seit 1761 mit ihrer ältern Schwester die von ihrem Bruder hinterlassene Hand-

lung betrieb, stand mit Frau Schönemann und den dieser befreundeten reformirten Häusern in naher Verbindung. Zu der am 18. April beginnenden Ostermesse war sie nach Frankfurt gekommen. Nicht sobald hatte sie den wunderlichen Zustand des verliebten Paares bemerkt, als sie, eine geschworene Feindin jedes Hangens und Bangens, den Entschluß faßte, hier als Vermittlerin einzutreten. Sie ließ sich bei Goethes Eltern einführen und wußte diesen, wie Frau Schönemann, so geschickt alle Schwierigkeiten auszureden, daß man ihr von beiden Seiten freie Vollmacht gab. So trat sie denn eines Abends zu dem vertraulich zusammensitzenden Paare, dem sie mit triumphirender Freude zurief: „Gebt euch die Hände!“ wobei sie sich auf die Genehmigung beider Eltern berief. Lili legte, wenn auch langsam, ihre Hand in die des Dichters des „Werther“; nach einem tiefen Athemholen fiel sich das glückliche Paar in die Arme und versicherte sich in glühenden Küssen seines lang ersehnten und doch unerwartet rasch gekommenen Glückes. Dieses geheime Verlöbniß fällt nach Goethes Reise, von welcher er am 23. zurück war. Gleich in der ersten Zeit scheint sich das junge Paar häufig in Offenbach zusammengefunden zu haben, wo Lili bei ihrem Oheim D'Orville, dessen großer Garten sich bis zum Main erstreckte, Goethe in der Nähe bei André wohnte. Lili hing ihrem Verlobten ein goldenes Herzchen an einem Bande um, und auch von Goethes Seite fehlte es nicht an Liebesgaben.

Aber nur kurze Zeit hielt sich ihr Glück auf seiner Höhe. Zwischen beiden Familien wollte sich kein rechtes Verhältniß ergeben; nicht allein der Gegensatz der Religion, auch die Verschiedenheit der Lebensweise trat immer trennender hervor. Man zeigte Lili ihre Zukunft in einem keineswegs glänzenden Lichte, brachte sie gegen die Sonderbarkeiten ihres mehr in bürgerlichen Kreisen lebenden Bräutigams auf: ihre Launen verstimmten diesen. Daß die Geliebte sich ganz nach ihm bilde, nur für ihn lebe,

in ihm aufgehe, ergab sich seiner eifersüchtig glühenden Liebe als ein Traum, wodurch das Mißbehagen über die Beschränkung seines Genius durch das von der Liebe ihm aufgelegte Joch sich steigerte. So kamen die sich innig Liebenden immer weiter auseinander. Da konnte denn leicht die kältere Behandlung von Lilis Familie Goethe zu einem Versuche bestimmen, sich der drückenden Fessel zu entledigen. Zunächst hielt er sich mehr zurück, wodurch die Gegenseite eine um so erwünschtere Gelegenheit erhielt, Lili gegen ihn einzunehmen, und so wurden sie sich allmählich fremder, ohne daß von irgend einer Seite ein Annäherungsversuch gemacht wurde.

Um den 10. Mai langten die beiden Grafen Stolberg über Göttingen und Cassel in Frankfurt an, wo sie ihren Freund von Haugwitz aus Paris erwarteten. Sie wohnten im Gasthofe, fanden aber in Goethes elterlichem Hause gastliche Aufnahme. Welch ein freiheiteres Leben sich hier entwickelte, wie munter die von Goethe scherzhaft nach einer Scene in den „Haimonskindern" Frau Aja genannte Mutter auf die jugendlich übermüthige Lust einging, lebt unvergänglich in „Dichtung und Wahrheit". Da der Schmerz über den Verlust von Lilis Liebe Goethe aus der Heimat trieb, entschloß er sich, die so lang entbehrte Schwester in Emmendingen zu besuchen; die nach der Schweiz reisenden Grafen sollte er bis Straßburg begleiten, ja es wurde auch wohl schon seine eigene Reise in die Schweiz in Aussicht genommen. Je tiefer er die Zeit über gelitten, um so ausgelassener gab er sich mit den gräflichen Brüdern dem freien Leben hin. „Das macht uns herrliche Freude", schreibt der ältere Bruder, „daß wir mit Goethe reisen. Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr, sehr guter Junge, voll Geist und Flamme. Und wir lieben uns so sehr, seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde." An dem jüngern Grafen hatte Goethe einen Leidensgefährten; denn dieser sah eben der Entscheidung entgegen, ob die Geliebte ihm angehören

wolle. Nahe an die Grafen schloß sich Freund Klinger an. Fritz Stolberg gedenkt der „neuen Freundschaft mit einem jungen Menschen Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist und sich in unsere Stuben einlogirt hat". Ehe Goethe Frankfurt verließ, meldete er Herder, daß er einige Zeit seine Schwester besuche. „Mir gehts wie dir, lieber Bruder", äußert er. „Meinen Ballen spiel' ich wider die Wand und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud' der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen. — Ich tanze auf dem Drahte, fatum congenitum [das mitgeborene Schicksal] genannt, mein Leben so weg! Von meiner Frescomalerei wirst ehstens sehn [„Claudine" ist gemeint], wo du dich ärgern wirst, gut gefühlte Natur neben scheußlichem locus communis zu sehn."

Als er am frühen Morgen des 15. noch zwei Vorstellungen in einer von ihm vertretenen Rechtssache unterschrieben, fuhr er mit den drei Gesellen nach Darmstadt. Sie hatten sich alle Werthers Uniform, blauen Rock mit gelber Weste und Hose, machen lassen, und trugen graue runde Hüte. Merck, den sie in Darmstadt besuchten, begleitete sie bis Mannheim. War diesem auch Goethes Reise mit den gräflichen Brüdern nicht recht, so zog ihn doch die edle Erscheinung des jüngern an. In Karlsruhe gingen sie an den Hof. Sie trafen dort bei dem Markgrafen und der Markgräfin die beiden Darmstädtischen Prinzessinnen, von denen die zur Braut des Herzogs von Weimar bestimmte jüngere, Luise, die Goethe schon früher bei der Abreise nach Berlin gesehen, von der Schweiz und Lavater mit Begeisterung sprach. Der junge Dichter war von ihr entzückt. „Luise ist ein Engel", schrieb er der Tante; „der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist." Am 21. trafen auch die Weimarischen Prinzen mit Graf von Görtz und Knebel ein; denn es sollte hier das Ehebündniß des Erbprinzen mit Prinzessin Luise geschlossen

werden, weshalb auch Präsident von Moser mit von Darmstadt gekommen war. Der Erbprinz litt an einem starken Katarrh. Gegen Goethe zeigte er sich gut, wie auch die übrigen fürstlichen und vornehmen Personen. Mit Knebel, der auf Frankreich nicht gut zu sprechen war, verkehrte er sehr vertraulich. Am Abend des 23. trafen die Reisenden in Straßburg ein. Goethe freute sich hier des innigsten Zusammenseins mit Lenz, der sich im vorigen Herbst hatte immatrikuliren lassen, und meist von Privatunterricht lebte. Mit diesem aß er gleich am folgenden Tage in dem früher mit ihm vielbesuchten, eine Viertelstunde von Straßburg entfernten Wirthshause an der Ill zu Mittag. Von hier aus schreibt er der Tante am 24., er hoffe etwas von der Vorstellung „Erwins", nicht als Autor. Diese sollte ihm von der bevorstehenden Aufführung des Stückes in Frankfurt schreiben und ob Lili im Theater gewesen; denn er hoffte, die Darstellung des unglücklichen Liebhabers auf der Bühne werde sie rühren. Das Vergangene und die Zukunft, heißt es weiter in dem Briefe, schwebe ihm in dieser alten, jetzt wieder so neuen Gegend vor. Alles sei besser, als er gedacht; er finde alles lieb und gut, vielleicht weil er liebe. „So viel diesmal vom durchgebrochenen Bären, von der entlaufenen Katze! — — Ich habe viel, viel gesehen. Ein herrlich Buch die Welt, um gescheidter daraus zu werden, wenns nur was hülfe." Am folgenden Tage war er Zeuge, wie Friedrich Stolberg die Nachricht erhielt, daß seine Sophie nur Freundschaft, nicht Liebe für ihn empfinde. Goethe litt selbst mit dem Freunde, dem der Verlust viel größer schien, als wenn ihm der Tod eine Geliebte geraubt, da sie selbst sich ihm entreiße. Auf der Platform des Münsters, wo Goethe noch seinen Namen fand, mußte er sich lebhaft an seine Sessenheimer Liebe gemahnt fühlen. Lenz wird ihn damals über Friederiken nicht zum besten unterrichtet haben, so daß er um so weniger Drang fühlen konnte, mit seinem lilischweren Herzen diese wiederzusehn. Erst am 27. ver-

ließ er Straßburg, wo ihn alte Erinnerungen und Freunde fesselten, unter den letztern der gute Salzmann, der vor fünf Jahren der Vertraute seiner Liebe gewesen war. Allein eilte er zur Schwester nach Emmendingen, die ihm nur dringend rathen konnte, eine Verbindung aufzugeben, welche schon wegen der äußern Ungleichheit der Familien kein reines Glück bieten könne. Und doch konnte er ihr nichts versprechen. Hier erst wird er dem Vater mitgetheilt haben, daß er in die Schweiz gehe. An die Tante, die ihm so hübsch von der Aufführung seines „Erwin" berichtet hatte, schrieb er den 5. Juni, kurz vor der Abreise: „Ich geh' nach Schaffhausen, den Rheinfall zu sehn, mich in die große Idee einzuwickeln; denn noch, fühl' ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm' ich wieder, ists dem Bären schlimmer als vorher. Ich weiß es wohl, ich bin ein Thor, allein drum bin ichs doch. Und warum soll man auch das Lämpchen auslöschen, das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmert?" Von hier sandte er seine „Claudine" an Knebel, dem er schrieb: „Lesen Sies unserm Herzog zur freien Stunde. — Nicht abgeschrieben! ich bitte gar schön. Danke für Ihr Briefchen. Ist mir herzlich lieb, daß Sie nicht abwendig von mir werden. Jhro Durchlaucht alles herzlich von mir." Ehe er am 7. von Schaffhausen zum Rheinfall geht, meldet er der Tante: „Mir ists recht wohl. — Könnt' ich nur recht tief in die Welt! Vermuthe aber, ich werde nächstens wieder bei euch sein." Seine stete Begleiterin, die Liebe, zog ihn nach Hause.

Mit herzlichster Freude begrüßte er in Zürich am 8. seinen Lavater, in dessen väterlichem Hause er den Segen reinsten Familienlebens genoß, von dessen Zinne herab eine zauberische Aussicht auf den See und die fernen Schneegebirge Himmelsruhe in seine Seele goß. Der Besuch des großen Dichters gereichte diesem seinen leider sehr zahlreichen heimischen Gegnern gegenüber zu großer Ehre, regte aber auch um so größern Neid auf, als er sich ganz an Lavater und dessen Kreis hielt, von den Berühmtheiten nur die Patriarchen Deutscher Literatur, Bodmer und Brei-

tinger und den auch im Auslande geschätzten Idyllendichter Geßner besuchte. Die Gegenpartei verdachte ihm diese Zurücksetzung gar sehr. Nach seiner Abreise wurden von Zürich aus manche bittere Schriften gegen den Dichter des „Werther“ losgelassen. Das herzliche Zusammensein mit Lavater that dem liebekranken Dichter sehr wohl, wenn auch dessen milder Zuspruch weder die Erinnerung an Lili auslöschen, noch ihn zum Entschlusse bringen konnte, allen Hindernissen zum Trotz an dieser festzuhalten. Die Stolberge stellten sich nach einigen Tagen in Zürich ein, wo sie auch von Lavater herzlich begrüßt wurden; sie bezogen mit Haugwitz eine ländliche Wohnung an der Sihl. Den 12. meldet Goethe seiner Mama Sophie, daß er mit Lavater, den Stolbergen, Haugwitz und andern guten Jungens [wohl seinen Landsleuten, dem mit Lavater vertrauten vierundzwanzigjährigen Passavant und dem nach Zürich gezogenen Musiklehrer Kayser] den Bauer Jakob Gujer, genannt Klijog, in seinem Hause zu Wermetswyl besucht habe, und er schickte ihr ein an seinem Tische für sie geschnittenes Stück Brod. Wie freute es ihn, daß er in diesem, den Hirzel vor vierzehn Jahren der Welt als einen „philosophischen Bauer“ aufgespielt hatte, „kein aus den Wolken abgesenktes Ideal, Gott sei Dank! aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind“, angetroffen.

Da er nicht so lange, wie die Stolberge, in der Schweiz bleiben wollte, trat er mit seinem Landsmann Passavant eine erfrischende Reise durch die kleinern Kantone an. Wie ihn hier überall die Liebe zu Lili verfolgte, welche seine volle Wonne störte, ohne die er aber kein Glück kannte, welche ihn am Morgen des 23., ihres Geburtstages, von der Gotthardspitze nach der Heimat zurückzog, hat der Dichter selbst anmuthig berichtet. An jenem Morgen drückte er einen Kuß auf das ihm noch am Halse hängende von Lili geschenkte goldene Herzchen.

Bei seiner gegen den 28. erfolgten Rückkehr nach

Zürich fand er sich mit den Stolbergen wieder heiter zusammen. Mit Lavater wurde alles, was sie beide drängte und belebte, besonders die „Physiognomischen Fragmente“, die gemeinsamen Freunde und die kleinlichen Gegner, die er verachten solle, auch das Verhältniß zu Lili wiederholt besprochen. Unter Goethes neuen persönlichen Bekanntschaften waren für ihn am bedeutendsten Lavaters Herzensfreund Pfenninger und die von Lavater als „Immergleiche“ gepriesene Frau Barbara Schultheß, die er in seinen Briefen als „Bäbe“ grüßen läßt. Ehe er Zürich verließ, traf ein Brief der Mutter vom 28. an Lavater ein, worin diese die Grafen, denen sie ihren Wolfgang ganz anvertraut habe, bat, ihn jetzt wieder zu ihnen zu schicken, da der Frau Aja Zeit und Weile sehr lang werde. Durch die Anwesenheit Klingers, der zum Besuche Kaysers gekommen war, verzögerte sich die Abreise, die erst am 5. Juli erfolgte; zwei Tage vorher waren die Stolberge nach den kleinen Kantonen gegangen.

Goethe schlug mit Klinger den Weg über Ulm ein, wo sie den Dichter Schubart besuchten, dem der erstere „ein Genie, groß und schrecklich wies Riesengebirg“, Klinger „unser Shakespeare“ schien. „Die Kerls haben mich alle liebgewonnen“, schreibt er. Von Ulm ging es über Stuttgart nach Straßburg, wo Goethe wieder bedeutsam auf Weimar hingelenkt werden sollte. Er traf hier den berühmten Arzt Zimmermann aus Hannover, der ihm schon im vorigen Jahre einen begeisterten Brief über seinen „Werther“ geschrieben hatte. Dieser, der vom 10. bis zum 14. oder 15. Juli in Straßburg bei seinem dort studirenden Sohne verweilte, zeigte ihm unter zehn Silhouetten die der Frau von Stein, deren Gemahl Goethe in der Begleitung des Prinzen schon in Frankfurt kennen gelernt hatte. Ihr Anblick raubte dem Dichter drei Nächte den Schlaf. Er schrieb darunter: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehn, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium

der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Auch mit Lenz und Salzmann fand er sich wieder traulich zusammen. Beim Besteigen des Münsters schrieb er die merkwürdige „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe", die an seine dem Andenken Erwins gewidmete Schrift anknüpft. Als er von oben die herrliche Ebene überschaute, schweiften seine Blicke „vaterlandwärts, liebwärts". Auf der Platform angekommen, erging er sich mit Lenz in Gesprächen über die Nothwendigkeit wahrer Schöpfungskraft zu einem echten Kunstwerk.

In Darmstadt traf er zu seiner höchsten Freude den seit länger als zwei Jahren nicht mehr gesehenen, jetzt milder gewordenen Herder und dessen Gattin, die mit ihm und Merck am 24. nach Frankfurt gingen. Die Herzen eröffneten sich wieder, wenn auch Lilis weniger gedacht wurde. Herder gab dem Freunde seine Erklärung der Offenbarung des Johannes zur Durchsicht. Für Goethe war es doch ein schwerer Schritt, Lili wieder zu besuchen und seine unartige Entfernung und sein Schweigen zu entschuldigen: aber der Drang der Liebe war unwiderstehlich, er glaubte, ohne die Geliebte nicht leben zu können. Sie scheint den Reumüthigen wieder mit voller Liebe aufgenommen zu haben, aber dennoch fand er sich nicht glücklich, da er bei aller herzlichen Zuneigung in Lili noch immer jene feurige Glut vermißte, die seine Seele verlangte, und ihn böse Ahnungen beschlichen, das von der Familie ungern gesehene Verhältniß werde keinen Bestand haben; freilich hatte seine zeitweilige Entfernung dieser die Verdächtigung seiner Treue wesentlich erleichtert. Die junge Brentano, die während seiner Abwesenheit viel mit seiner Mutter verkehrt hatte, ward jetzt wieder von ihm in ihrem Hause besucht. Daß sie dort am Abend des 31. „gefiedelt und gedudelt", schreibt er ihrer Mutter; doch zeugt der an demselben Tag geschriebene Brief an Gustchen Stolberg von schwermüthiger Stimmung.

Die drei folgenden Monate, die letzten vor seinem Scheiden aus der Vaterstadt, waren die leidenschaftlich bewegtesten seines Lebens. Freilich meldet er den 1. August an Knebel, durch den er gern etwas vom Herzog hören möchte, er finde sich um ein Gutes besser, ganz zufrieden mit dem Vergangenen und hoffnungsvoll auf die Zukunft; aber bald erfaßte ihn wieder stürmische Unruhe. Am 3. finden wir ihn zu Offenbach, wo Lili zum Besuche ist. „Ich hab' sie von dir gegrüßt", schreibt er an Lavater. „Ich schicke dir ehestens ihre Silhouette, weiblich. Mach' ihr etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte. Du kannst Guts thun und du willst." Seine Herzensangst treibt ihn denselben Tag in Lilis Zimmer, um der Freundin in Kopenhagen, welcher er drei Monate geschwiegen, seine Noth zu klagen. „Welche Verstimmung!" schreibt er. „O daß ich alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe! ich! — Vergebens, daß ich drei Monate [so lang schien ihm die Zeit!] in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinne sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange." Man hatte ihn in D'Orvilles Hause, wo er gewesen, vermißt. Lili fand ihn zu ihrer Verwunderung auf ihrem Zimmer, bat ihn aber zu bleiben; sie wolle sich in einem andern anziehen. Nach einer Familienüberlieferung nahm Lilis Mutter ihm gerade diese Rücksichtslosigkeit außerordentlich übel. Nachmittags ritt Lili mit D'Orville und Goethe aus. „Du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehn", schreibt er den andern Tag an Lavater, und nachdem er ihn im Namen der Fürstin von Waldeck und Lilis gegrüßt hat, fährt er fort: „Und mir wird Gott gnädig sein. N. B. Ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung haben sollst." Lavater soll ihm aufschreiben, was er wollte, daß er für ihn sähe, wenn er nach Italien ginge. So hat er also schon zwölf Tage nach seiner Rückkunft die Flucht nach Italien für den Fall

eines Bruches in Aussicht genommen. Doch blieb er noch längere Zeit mit Lili in Offenbach. Zu ihrer dortigen Gesellschaft gehörten auch der zweite reformirte Prediger, Johann Ludwig Ewald, der zwei Jahre älter als Goethe war, und dessen Braut, Tochter des Frankfurter Kaufmanns Dufay. In dieser Zeit war es, daß Goethe in der Nacht auf dem Mühlberg (nicht dem Röderberg) einschlief, was er selbst so anmuthig beschrieben hat. Nur zuweilen ging er einmal herüber nach Frankfurt. Am 17. finden wir ihn bei D'Orville in demselben Zimmer am Schreibtisch, in welchem die ihm den Rücken kehrende Lili im Negligée ihren Kaffee trinkt. Vielleicht, schreibt er damals der ihn hoch verehrenden Berliner Naturdichterin Karschin, peitsche ihn bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus seinem Vaterland. Viel schärfer drückt er sich in einem wohl einige Tage spätern Frankfurter Briefe an Merck aus: er sei wieder arg gestrandet und möchte sich tausend Ohrfeigen geben, daß er nicht zum Teufel gegangen, als er flott gewesen (auf dem Gotthard); er passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; er denkt sogar daran, ohne den Willen der Eltern zu fliehen, wenn Merck ihm einiges Geld vorstrecken könnte; mindestens müsse dieser seinen Vater beim nächsten Besuche bestimmen, ihn vor dem Ende des Jahres nach Italien zu schicken. Seine Hoffnung, Lili zu glühendster Liebe zu entflammen, war gescheitert: wie gern sie auch zu allem für ihn bereit und in den schönsten Augenblicken von ihm hingerissen war, einer so leidenschaftlichen Liebe, wie er sie ersehnte, wie er sie in seiner Stella geschildert, schien sie nicht fähig.

Der Kampf zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankte noch fünf Wochen. Der Tante schreibt er in dieser Zeit einmal, nachdem er gegen den Druck des Anfanges von Jacobis Roman „Allwills Papiere" trotz des Guten, was er darin gefunden, sich entschieden erklärt hat: „Und ich — **Verworrenheiten des Diego und Juliens, erster Theil.**

Spreche immer in tiefster Beklemmung mit mir und meinem Esel, weilst eine ganze kleine Welt sich nach mir beschafftigt. Amen." Er spielt hier auf die in Sternes „Tristram Shandy" (Bode hatte davon vor kurzem eine gute Uebersetzung geliefert) gegebene Erzählung des Slawenbergius von dem langnasigen Fremden in Straßburg an, der zuweilen zu seinem Esel, zuweilen zu sich selbst spricht: „O Julia, o meine liebliche Julia!" Die Geschichte wird dort am Schlusse als „Verworrenheiten von Diego und Julia" bezeichnet. Seine Aeußerung deutet darauf, daß bis jetzt nur der erste Theil seiner Liebesverworrenheiten gespielt, worüber seine Vaterstadt in solche Aufregung gerathen, wie Straßburg über die lange Nase jenes Fremden. Bei den letzten Worten scheint launig die Frankfurter Volkssprache gewählt.

In diese Zeit fällt auch die rührende „Herbstgefühl" überschriebene Klage, daß der Herbst die an seinem Fenster hängenden Trauben, aber nicht das Glück seiner Liebe zeitigen werde. Von der Stimmung an seinem Geburtstage, der ihn immer zu ernsten Betrachtungen aufregte, wissen wir nichts. Kaum dürfte Lili ihn, wie Lotte in Wetzlar, durch ein freundliches Andenken beglückt haben; hatte er ja auch an ihrem Geburtstage ihr kein Zeichen seiner Liebe gesandt, obgleich er ihr erzählt haben wird, wie ihr goldenes Herzchen ihn an diesem Tage nach Deutschland zurückgezogen.

Anfangs September finden wir ihn etwas beruhigter in Frankfurt, wo er am 2. oder 3. den Akademiker und Professor Sulzer aus Berlin, den berühmten, von ihm längst überwundenen Theoretiker der schönen Künste, einen Freund Zimmermanns, aber auch Nicolais, besuchte. Der kränkliche Mann, der gegen den Dichter von „Werthers Leiden" sehr verstimmt war, konnte wenig Gefallen an diesem „Originalgenie" finden, das ihm wie ein Meerwunder vorkam, wenn er ihm auch im Umgange angenehm und liebenswürdig erschien. Herder habe Goethe verdorben,

schrieb er zwei Monate später an Zimmermann, Goethe verderbe hundert andere. Letzterer drängte jetzt Lavater wegen des zweiten Theiles der „Physiognomischen Fragmente“, worin er mit ihm in einem „herzigen Capitel“ darstellen wollte, wie die Liebe der Schönheitspunkt sei, wo Stärke und Schwäche sich vereinigen. Auch sandte er ihm eine Schilderung der Frau von Stein und der von Lavater und Zimmermann so verehrten Marchesa von Branconi nach ihren Silhouetten, worin erstere als die weiblichere erschien, die mit Netzen siege, wie die andere mit Pfeilen. Den 7. fiel ihm beim Getümmel des Frankfurter Geleitstages Ariosts Wort ein, der Pöbel sei „werth des Todes vor der Geburt“; tief fühlte er im Gegensatze zu seinem gewaltigen, ihn schmerzlich anspannenden Ringen das zwecklose Treiben der auf den gewöhnlichen Genuß gestellten niedern Naturen. Den 8. hatte er wieder einmal eine Eingabe bei Gericht zu machen; es war seine letzte; seit der Rückkehr aus der Schweiz war er überhaupt nur in dieser und einer andern, früher schon übernommenen Sache (am 28. Juli und 7. August) beim Gericht eingekommen. Auch ein Besuch des ganz von Lavater erfüllten Pestalozzi, der eben seine später so bedeutende Anstalt begann, erfreute ihn damals. Wegen des Drucks von Lavaters Drama „Abraham und Isaak“ unterhandelte er mit Buchhändler Deinet. In dieses Stück, das gute, weite Wirkung üben werde, wollte er „einen Würzruch dampfen, hie und da seines Fäßleins“. Wahrscheinlich dichtete er dazu das ergreifende Gebet Abrahams vor der Opferung.

Sonntag den 10. war er zu Offenbach mit Lili beim Feste der Vermählung Ewalds. Er hatte dazu das „Bundeslied“ gedichtet, das von vier Stimmen (etwa André und dessen Frau, Lili und dem Dichter) gesungen wurde. Der Schluß muß etwas anders gelautet haben, doch wäre es möglich, daß Goethe nach Beendigung des Quartetts die letzte, seine Ahnung, daß es ihn von hinnen treiben werde,

leidvoll aussprechende Strophe hinzugesungen. Abends um 10 Uhr fühlte er seine Seele im Anblick des Glückes des neuverbundenen Paares so gepreßt, daß er ins Freie mußte; er befand sich, wie er eine Woche später an Gustchen schreibt, in der grausamst-feierlichst-süßesten Lage seines Lebens; durch die glühendsten Thränen der Liebe schaute er Mond und Welt, und alles umgab ihn seelenvoll, als in der Ferne das Waldhorn und aus dem Hause der Hochzeitsgäste laute Freuden ihn aus seinem Traume weckten. Vielleicht hatte an diesem Abend ein leidenschaftlicher Ausdruck seines Gefühls in Lilis Nähe Anstoß erregt.

Als er den 11. nach Frankfurt zurückkehrte, bat er die Tante, ihm in der eben begonnenen Messe etwas für Lili zu kaufen, „Galanterie, Bijouterie, das Neueste, Eleganteste"; sie fühle es allein und seine Liebe dazu; aber die Sache solle heilig unter ihnen bleiben, niemand etwas davon wissen. Durch die reichen Geschenke, mit welchen er Lili, wie jener Ferdinand in den „Unterhaltungen" seiner Ottilie, seine Liebe zu bezeigen suchte, gerieth er in Schulden; wahrscheinlich machte er damals bei Jacobi die Anleihe, an die er sieben Jahre später gemahnt wurde. Die dringende Mahnung von Lilis Mutter wirkte immer mächtiger. Nach einer Ueberlieferung der Familie hätte man Lili, da keine andere Vorstellung half, die entstellende Mittheilung gemacht, daß Goethe die Sessenheimer Pfarrerstochter treulos verlassen. Bei der engen Verbindung des Schönemannischen Hauses mit Straßburg könnte dies freilich dort bekannt gewesen sein. Lilis freundlich zutrauliches Benehmen gegen die zahlreich während der Meßzeit in ihrem Hause sich einfindenden Verwandten und Freunde reizte des Dichters Eifersucht. Freilich hatte sich auch die Vermittlerin aus Heidelberg wieder eingefunden, aber ihre Klugheit erkannte, wie wenig sie bei dem Widerstande von Lilis Familie etwas ausrichten konnte; sie lud Goethe nach Heidelberg ein. Damals entstand wohl das launige Lied „Lilis Park".

In seiner Herzensnoth wandte er sich am 14. wieder an sein Gustchen; die nie gesehene Freundin, die leider Reichsgräfin war, zog seine innigste Liebe an. Sie hatte ihn gemahnt, der Geliebten, weil diese seine glühende Liebe nicht erwidern könne, ein- für allemal zu entsagen. Allein er fühlte nur zu tief, daß Lilis Abstand von ihm das Band nur fester anziehe. Ein paar Stunden später kommt ihm der Gedanke: „Sollts nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Denselben Nachmittag erfreute ihn das Gespräch zweier Fürstinnen, vielleicht der Fürstin von Waldeck und ihrer Tochter, der Fürstin von Nassau-Usingen. Am 15. trägt er sich mit dem Plane, auf dem Maskenballe des 19. Lili zu Ehren, für die er „deklarirt" sei, in altdeutscher Tracht zu erscheinen, aber Nachmittags hört er, diese werde den Ball nicht besuchen. Die Familie wollte ein öffentliches Zusammentreffen vermeiden. Nach einer unruhigen Nacht hat er am 16. einen „offenen und guten" Morgen, dann that er etwas, „Lili eine Freude zu machen", wahrscheinlich schickte er ihr sein Meßgeschenk; darauf hat er Fremdenbesuch, Nachmittags stürzt er sich in das Meßgetümmel, flüchtet sich aber darauf, weil er Lili, der er grollt, daß sie sich entschieden von ihm zurückzieht, weder diesen Abend im Theater, noch morgen im Sonntagskonzert sehn mag, wieder nach Offenbach. Dort schreibt er eine Scene des „Faust", wahrscheinlich die in Auerbachs Keller. Den 18. geht es wieder in die Stadt, „ans Sieb der Danaiden", wo er sich dem Meßgetümmel überläßt. Nachts schreibt er seinem Gustchen: „Was ist das Leben des Menschen! Und doch wieder die vielen Guten, die sich zu mir sammeln! das viele Liebe, das mich umgibt! Lili heut nach Tisch gesehen [beim Spaziergang], in der Komödie gesehen. Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt. Wär' ich das los! O Gustchen, und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß es

gehn." Es waren die Tage der äußersten Krisis; es bedurfte nur noch des letzten Risses. Am Morgen des 19. regt es sich in seinem Herzen wieder zu Lilis Vortheil, doch will er ihr zum Trotz in einem leichten Domino zum Balle. „Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorener", klagt er der fernen Geliebten. Abends geht er zuerst ins Theater. Ehe er sich zum Balle ankleidet, schreibt er Gustchen: „Welch ein Leben! Soll ich fortfahren oder mit diesem auf ewig enden? Und doch, Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heiterer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sicherer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer, ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold — da lass' ichs denn so gehn — betrüge mich vielleicht selbst — und danke Gott." Bis sechs Uhr bleibt er dann auf dem Balle, wo er nur zwei Menuette tanzt, aber einem „süßen Mädchen", das den Husten hat, Gesellschaft leistet. Am folgenden Nachmittag besucht er die Prinzen von Meiningen. In der Komödie spricht er mit Lili sieben Worte. Er hatte jetzt überwunden, sein Herz hatte gesprochen, daß er der unter dem Einflusse ihrer Mutter stehenden Geliebten entsagen müsse, da sie ihm nicht ganz angehören könne.

Gleich darauf kam Zimmermann mit seiner eben von Lausanne abgeholten neunzehnjährigen Tochter bei Goethe zum Besuche; er hatte diesen durch Lavater einladen lassen. Das gegen ihren Vater verschlossene, nach ihrem Geliebten sich sehnende Mädchen hielt sich freundlich an seine Mutter. Goethe fühlte, daß sie nicht verriegelt, nur zurückgetreten sei. Damals war außer den Prinzen von Meiningen, die Goethe zu sich einluden, auch der Herzog von Weimar in Frankfurt; dieser hatte am 3. September seine Regierung angetreten und begab sich eben zur Heimführung seiner Braut nach Karlsruhe. Zimmermann sah mit eigenen

Augen, wie verliebt er in Goethe war. Er verlebte, wie er an Frau von Stein schrieb, die glücklichsten Tage seines Lebens in Goethes- Hause, wo er mit Bewunderung das liebevolle Benehmen des großen Mannes gegen seine Eltern bemerkte. Fühlte dieser ja, zu welchem Danke er diesen verbunden sei, die in seiner letzten verworrenen Zeit ihm so vieles hatten nachsehn müssen. Den Tag nach Zimmermanns Entfernung schreibt er an Lavater: „Ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme die Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulich diskurirt, ich hab' meinen Thee getrunken und so ists besser Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden; wie lange es währt." Aber schon war für ein neues Leben gesorgt. Als der Herzog von Weimar, den Goethe mehrfach besucht hatte, nach Karlsruhe abreiste, lud er ihn freundlich ein, auf seiner Rückreise ihn nach Weimar zu begleiten. Das war ein Ruf des Schicksals, da er es trotz seiner vielen freundlichen Verbindungen nach dem Verluste Lilis in Frankfurt nicht mehr aushalten konnte. Freilich an ein längeres Weilen in Weimar dachte er nicht; es werde dort, meinte er, wie er an Merck schrieb, wieder „allerlei Guts und Ganzes und Halbes" geben; auch hoffte er, wie er sich gegen Mama Sophie äußert, Wielands alten Tagen von seiner Seite etwas Freundliches zu bereiten.

Die Zwischenzeit hielt er sich ruhig in Frankfurt, besuchte auch zum Abschied Offenbach. Dort war er der Sage nach bei der Taufe des am 6. Oktober geborenen Sohnes von André, des später bedeutend hervorgetretenen Tonsetzers, Theoretikers und Verlegers, und trieb sein Wesen. Gegen alles Gerede war ihm die Einladung nach Weimar Schutz und Schild. Juristisch war er damals nicht mehr beschäftigt, nur daß er als Anwalt der Erben seiner Klettenberg im Oktober noch einen Empfangsschein in Betreff der

Effekten derselben ausstellte, ja die Berichtigung des Nachlasses dieser ewig theuren Freundin sollte ihn noch nach Weimar verfolgen. In diese Zeit fällt wohl die Uebersetzung des Hohen Liedes, das er als „herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat," frei bearbeitete. Daneben sah er sich in den Quellen seines „Egmont" näher um und versuchte die Ausführung dieses ihn anziehenden Volksstückes. Ein Roman, dessen Anfang er nach Weimar brachte, ward jetzt wohl begonnen. Den alten Freund Merck, dem er lange nicht mehr geschrieben hatte, bat er in diesen Tagen um zehn Carolin, da er in der letzten Zeit Schulden gemacht, durch die er den Vater nicht aufbringen wollte. Ihm hatte er früher seine „Stella" und „Claudine", wahrscheinlich auch aus Geldnoth, übergeben, um dafür Verleger zu finden; denn mit seinen bisherigen Verlegern hatte er sich überworfen, weil er sich übel von ihnen behandelt glaubte; überhaupt hatte er gegen die Buchhändler einen solchen Groll bekommen, daß es ihm widerstand, mit ihnen persönlich zu verhandeln, und seltsam genug wollte er den ihm befreundeten Reich nicht mit seinen Werken behelligen, da der Verlag eben eine Geschäftssache sei. So war denn der Dichter des „Götz" und des „Werther" in Verlegenheit, für seine neuesten Sachen einen Verleger zu finden.

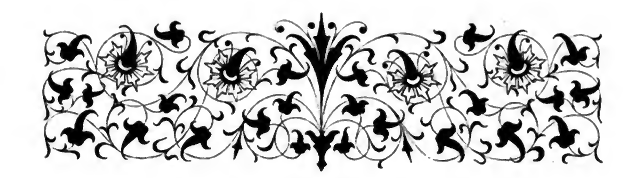
Der Herzog von Weimar kam den 12. mit seiner Gemahlin in Frankfurt an. Als sie am 13. abreisten, baten sie den Dichter freundlichst, ihnen in Begleitung des in Karlsruhe zurückgebliebenen Kammerrathes von Kalb zu folgen, der binnen wenigen Tagen sich mit einem von Straßburg kommenden Landauer einstellen werde. Der junge Dichter nahm von allen Freunden Abschied, um jeden Augenblick zur Reise bereit zu sein. Als Diener sollte ihm der treue Philipp Seidel folgen. Aber die Ankunft des Wagens verzögerte sich in auffallendster Weise, da Kalb leichtfertig genug war, keine Kunde von sich zu geben. Um jedem Gerede zu entgehn, hielt sich Goethe zu Hause, so daß

man ihn allgemein abgereist glaubte. Bloß Abends wagte er, in einen großen Mantel gehüllt, durch die Straßen zu schleichen; nur bei einem ihm lieb gewordenen Mädchen, vielleicht demjenigen, dem er auf dem Balle Gesellschaft geleistet, wagte er vorzusprechen, wo er, um nicht erkannt zu werden, in einer Kinderstube zu sitzen sich gefallen lassen mußte. Aus dieser Stube schrieb er am Abend des 18. an Bürger, durch einen tollen Zufall, durch eine lettre de cachet des Schicksals seien ihm Augenblicke der Sammlung nach den verworrensten drei Vierteljahren übers Herz geworfen worden. Wie es nun mit ihm gehn solle, wisse Gott; es werde noch unruhiger, noch verwickelter mit ihm werden; dann wolle er sich mit Freuden dieses Augenblicks erinnern. Allerlei habe er geschrieben, das ihm eine gute Stunde machen solle (er denkt besonders an „Stella“ und „Faust“), doch seien sie allzumal Sünder und mangelten des Ruhms, den sie vor ihrer Mutter Natur haben sollten.

Je länger das Warten dauerte, um so zuversichtlicher und ärgerlicher behauptete der Vater, man halte ihn nur zum Besten, um sich wegen des Spottes auf Wieland zu rächen. „Egmont“ wuchs unterdessen heran, aber auch die Neigung zu dem jungen Mädchen, der einzigen Freundin, die er in diesem gespannten Zustande sah. Endlich ließ er sich, da er weder allein nach Weimar gehn noch länger in Frankfurt bleiben mochte, vom Vater zur Reise nach Italien bereden. Vorher bat er Knebel, die für ihn zu Weimar angekommenen Briefe und Pakete ihm zu senden; denn er hatte seine Freunde angewiesen, ihre Sendungen dorthin an den Geheimerath Kalb, bei dem er wohnen sollte, oder an Wieland zu adressiren. Von seiner Flucht nach Italien sagte er nichts. Wie er auf dieser am 30. Oktober angetretenen Reise, von der sich der anziehende Anfang eines Tagebuchs erhalten hat, in der Hoffnung, der Wagen müsse doch in Frankfurt ankommen, einige Tage bei Fräulein Delph in Heidelberg blieb, wo er wohl das irrig von Goethe auf

den Gipfel des Gotthard verlegte Lied an das von Lili ihm umgehängte goldene Herzchen dichtete; wie diese ihn gern mit einer der Töchter des Landschreibers und Hofraths Wreden, des Vaters des spätern Fürsten von Wrede, vermählt hätte; wie er dort noch zur rechten Zeit durch Kalbs in der Nacht anlangende Staffette nach Frankfurt berufen wurde; wie er sich nur mit Mühe den Armen der ihn für die Pfalz festhaltenden Vermittlerin entziehen konnte: ist aus Goethes anziehender Darstellung bekannt. Vielleicht erhielt er noch in Frankfurt die vom Buchhändler Mylius in Berlin nach Weimar gesandten 20 Thaler für die von Merck ihm dazu angebotene „Stella“ mit der Bitte, ihm die Handschrift zu senden, wobei der Verleger, wie er gegen Merck gethan, hervorgehoben haben wird, daß er das Honorar etwas hoch finde. Dieses wunderbare Zusammentreffen hätte ihn wie ein Hohn treffen müssen, da er ja seine „Stella“, für die ihm jetzt diese paar Thaler als hohe Summe angerechnet wurden, gerade im Beginne seiner Liebe zu Lili gedichtet, die er zur Glut seiner Stella nicht hatte entzünden können. Sonderbar genug bat er, noch ehe er Frankfurt verließ, am 2. November Freund Reich, elf Schriftchen Hamanns für ihn aufzutreiben und ihm mit dem Postwagen zu schicken. Was trieb ihn gerade jetzt zu Hamann!





Viertes Buch.

Die Weimarischen Dienstjahre.

1.

Den 7. November Morgens um fünf Uhr traf der herzogliche Landauer, der die Nacht durchgefahren war, mit dem Kammerrath von Kalb, Goethe und dessen Diener Philipp Seidel in Weimar ein. Johann August Alexander von Kalb war der Sohn des wirklichen Geheimerathes und Kammerpräsidenten Karl Alexander von Kalb, der vor vier Jahren vergebens seine Entlassung nachgesucht hatte. Der Sohn war schon vor drei Jahren Kammerrath geworden. Auf der langen Fahrt hatte Goethe Zeit genug, von seinem kundigen, freilich etwas leichtfertigen Begleiter alles, was für sein Auftreten maßgebend sein konnte, über die Weimarer Verhältnisse und Personen zu erfahren. In Kalbs elterlichem Hause stand eine Wohnung für Goethe bereit. Den ersten Mittag war eine größere Gesellschaft auf den berühmten Gast geladen. Hier lernte Wieland den Dichter des „Werther" kennen, neben den man ihn setzte. Er verliebte sich gleich in den herrlichen Jüngling, der ihn einst so arg turlupinirt hatte. Kammerrath Kalb führte Goethe wohl dem Herzog zu, der ihn der

Herzogin vorstellte. Abends fand gerade eine Freiredoute des Hofes statt, wo Goethe Gelegenheit hatte, die vornehme Welt kennen zu lernen. Frau von Stein weilte eben auf ihrem Gute zu Kochberg bei Rudolstadt.

Die Herzogin, die sich erst drei Wochen in Weimar befand, war über das flotte Leben ihres Gatten, der sich



Abb. 16. Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Nach einem Kupferstich von Lips (1780).

an seine schwärmenden Jugendgefährten hielt, und über den Mangel an passenden Räumlichkeiten und einer etikettenmäßigen Hofeinrichtung sehr verstimmt. Da das Schloß im Mai 1774 abgebrannt war, hatte man den Sommer über das eben im Baue begriffene Haus der Landstände zur fürstlichen Wohnung herrichten müssen, wozu es nicht

geeignet war. Die Räumlichkeiten, die übereilten Einrichtungen und der Glanz der Ausstattung ließen viel zu wünschen übrig. Noch bei Goethes Ankunft hatte der Herzog keine Kammerherren ernannt, zum höchsten Aerger der Herzogin und ihres Oberhofmeisters, des ernsten Grafen von Görtz. Goethes Anwesenheit ließ die Herzogin fürchten, das lustige Leben ihres Gatten werde nun noch toller werden. Die erst sechsunddreißigjährige Herzogin Mutter, eine äußerst wohlwollende, heitern Genuß liebende, der Wissenschaft und Kunst leidenschaftliche Neigung zuwendende Fürstin, nahm den berühmten Dichter mit großer Herzlichkeit auf. Dagegen zeigte sich der etwas schwächliche, zu gemüthlichem Genusse hinneigende Prinz Constantin, der zunächst noch bei seiner Mutter im Palais an der Esplanade wohnte, gegen den Liebling seines bevorzugten Bruders zurückhaltender. Erst im folgenden Jahre bezog dieser mit Knebel das für ihn hergerichtete Kammergut zu Tiefurt, drei Viertelstunden östlich von Weimar.

Schon am 8. finden wir Goethe Mittags bei Hofe, wo er aber, weil er nicht von Adel und ohne Rang war, an der Marschallstafel sitzen mußte. Weiter treffen wir ihn an dieser den 10. und 12. Lieber aß er bei dem Herzoge auf seinem Zimmer, bei Wieland, Knebel oder auch bei der Herzogin Mutter. Mit Wieland stand er bald, obgleich er diesen durch seine lebhafte Offenheit ein paarmal kopfscheu gemacht hatte, in herzlichster Verbindung. Seit dem 10. war dessen Seele „so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne", dieser ihm unaussprechlich groß, wichtig und lieb. Auch Knebel zog ihn an. Zu seiner Freude fand er in Weimar auch seinen Landsmann Kraus, welcher der neuerrichteten freien Zeichenschule für Knaben und Mädchen vorstand. Mit den Jugendfreunden und steten Genossen des Herzogs, dem schönen, stattlichen, trocken witzigen Hof- und Jagdjunker von Wedel und dem lebenslustigen, feingebildeten, für



Abb. 17. Herzogin Amalia.
Nach dem Gemälde von Angelika Kauffmann.

Dichtung und Musik schwärmenden Hof- und Regierungsrath Hildebrand von Einsiedel stand er bald auf dem besten Fuße. Auch zu Bertuch, dem Geheimsekretär des Herzogs, der, zwei Jahre älter als Goethe und wie dieser Jurist, sich schon durch dramatische Dichtungen hervorgethan hatte, trat er in nähere Beziehung. Als Gast des Herzogs konnte er sich nicht dem lustigen Treiben entziehen, zu dem dieser ihn einlud, ja das Verlangen, seinem neuen Freunde Vergnügen zu bereiten, trieb diesen zu einem noch lustigern Leben, so daß die Herzogin immer mehr Ursache fand, die Anwesenheit des Dichters mit nicht günstigen Augen anzusehn, wären auch der bei ihr viel geltende Görtz und andere Hofleute nicht über das vertraute Verhältniß ihres Gatten zu dem jungen Dichter, dem natürlich vieles aufgebürdet wurde, erbittert gewesen. Ihr streng aristokratischer Stolz sah gleichfalls diese enge Verbindung mit einem Bürgerlichen nicht gern, wenn sie auch den geistigen Werth des in voller Jugendblüte strahlenden Dichters nicht verkannte. Der Herzog gab Goethe gleich das trauliche „Du", wogegen dieser seinen „lieben gnädigen Herrn" nur mit Sie anredete, bloß in höchster Vertraulichkeit das „Du" erwiderte, oder den Herzog als seinen „Karl" bezeichnete. Seine Briefe wagten nie die vertrauliche Anrede.

Frau von Stein war gegen den 10. von Kochberg zurückgekommen. Der Herzog selbst führte der sehr leidenden Frau, für welche das Leben fast allen Reiz verloren hatte, seinen neuen Freund eines Abends zu; ihr Gatte und mehrere Bekannte waren zugegen. Der Eindruck, den die Frau Oberstallmeister Charlotte von Stein auf den in ihre Silhouette verliebten jungen Dichter damals übte, war nicht so bedeutend, als er erwartet hatte; fand er ja die edle Frau, die freilich ihr dreiunddreißigstes Jahr noch nicht vollendet hatte, aber schon Mutter von sieben Kindern war, sehr abgefallen und leidend; auch dürfte sie bei diesem ersten Besuche in größerer Gesellschaft zurückhaltend ge-

wesen sein. Doch aus ihren großen, mächtigen Augen schaute ihn ihre Seele mit reiner Innigkeit an.

Schon vierzehn Tage hatte er mit dem jungen Herzoge verlebt, vor dem er kein Geheimniß kannte, als er der guten Tante in Frankfurt schrieb: „Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. Ich



Abb. 18. Charlotte Albertine Ernestine von Stein. Nach der Photographie ihres von ihr selbst zwischen zwei Spiegeln 1790 gezeichneten Bildes.

kann nichts von meiner Wirthschaft sagen; sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehen machts hier, wie natürlich. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav." Er läßt die „lieben" Gerocks und die Max grüßen; von den Schicksalen dieser Unglücklichen solle sie ihm etwas schreiben. „Adieu. Es wird uns doch noch wohl zusammen werden auf dieser Erde", schließt er.

Am Morgen des 27. begab er sich mit dem Herzog nach Erfurt zum Besuche des Statthalters Dalberg, eines herzlich gutmüthigen, geistig angeregten, reich gebildeten, staatsmännisch gewandten höhern katholischen Geistlichen, der zu den vertrautesten Freunden des Hofes gehörte. Er war schon am Tage vor Goethes Ankunft nach Weimar gekommen, um diesen kennen zu lernen, der sich von ihm angezogen fühlte. Denselben Morgen trafen die beiden Stolberge in Weimar ein, wo sie zu ihrer höchsten Freude Goethes Anwesenheit erfuhren. Am andern Tage fuhren sie mit dem ganzen Hofe nach Erfurt, wo sie ihren Wolf jubelnd begrüßten. Während ihrer bis zum Abend des 3. December dauernden Anwesenheit entwickelte sich die tollste Lust; kannte ja besonders Fritz Stolberg in wilder Ausgelassenheit keine Schranken. Christian schrieb: „Hier wirds uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen mit auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade." Und nach ihrer Abreise: „Da gings uns sehr wohl. Unser Goethe war da und ist da; den hab' ich noch viel lieber gekriegt. Die ganze fürstliche Familie ist, wie keine fürstliche Familie ist. Man geht mit ihnen allen um, ganz als wärens Menschen wie unser einer. Du kennst Lowischen [die Herzogin] aus der [früher gemachten] Beschreibung. Noch eben der Engel! Die alte Herzogin, das Ebenbild des personificirten Verstandes und dabei so angenehm, so natürlich. Der Herzog ist ein herrlicher Junge, der sehr viel verspricht, und sein Bruder auch."

Die Stolberge wollten Goethe bestimmen, mit ihnen über Dessau und Berlin nach Hamburg zu gehn, doch der Herzog gab dies nicht zu, wie sehr der Dichter auch gewünscht hätte, dort sein Gustchen zu finden. Auf Karl Augusts Einladung, am 4. mit ihm den Rudolstädter Hof zu besuchen, ging er nicht ein, da er nicht als Günstling des Herzogs an einem fremden Hof erscheinen mochte; er besuchte in dieser Zeit Frau von Stein in Kochberg, wo sich noch heute auf der innern Platte des einfachen Schreib-

tisches sein Name mit dem Datum des 6. December 1775 von seiner eigenen Hand geschrieben findet. Hier in ihrer stillen Häuslichkeit trat die edle Frau ihm viel näher; sie erklärte sich frei mit reiner Einsicht und warmem Gefühl über die Mißverhältnisse des Hofes, besonders über das Unglück der Herzogin, und ließ ihn einen tiefen Blick in ihre helle, liebevolle Seele thun. Und ihre Mahnung, zur Herstellung eines bessern Verhältnisses auf den Herzog zu wirken, blieb nicht unbeachtet, wenn er auch erkannte, wie vorsichtig er hierbei auftreten mußte, um förderlich zu wirken.

Seine ungedruckten Werke hatte er dem Herzog und den Freunden vorgelesen und besonders mit „Stella", „Egmont" und „Faust" großen Beifall geerntet. Wahrscheinlich war auch die Stiftung einer literarischen Gesellschaft, die jeden Sonnabendmorgen sich bei Wein und Punsch versammelte, vom Herzog ausgegangen. An dieser betheiligten sich auch Prinz Constantin, Wedel, Einsiedel, Knebel, Wieland und Hofrath Albrecht, Stiefsohn Jerusalems, welcher Lehrer der Mathematik beim Prinzen war. Man gefiel sich hierbei in gegenseitigen Spottgedichten, die man von der Tageszeit M a t i n é e s nannte.

Außer dem Herzog befand sich Goethe am liebsten im stillen Familienkreise Wielands, dem er sich ganz vertraute. Hatte er sich früher über dessen „Merkur" geärgert, so überzeugte er sich jetzt, wie sehr dieser ihm selbst zuwider sei, Wieland aber der ihm daraus zufließenden Einnahme für seine Familie bedurfte. Deshalb lieferte er ihm auch gern kleine Beiträge und bestimmte seine Freunde zur Theilnahme.

Die Veranlassung zu seinem längern Verweilen in Weimar bildete Herders Berufung zur Generalsuperintendentur. Vom Herzog befragt, wen er zur Besetzung dieser fast fünf Jahre erledigten Stelle empfehlen würde, schlug Goethe ihm Herder vor, und sofort wurde er beauftragt, diesen zu fragen, ob er zur Uebernahme derselben bereit sei. Seine Zusage erfreute den Dichter außerordentlich, der

es nun für seine Ehrensache hielt, die Berufung allen Gegnern zum Trotz durchzusetzen; denn kaum hatte die Geistlichkeit davon Kunde erhalten, so widersetzte sie sich mit Hand und Fuß. Die Flut der zahlreichen Gegner des fremden Günstlings schwoll dadurch nur noch mehr. Man sah in ihm das böse Princip, die Schuld von allem, was man an dem von Anfang an rücksichtlos seinem Willen und seinen Neigungen folgenden Herzoge auszusetzen fand. Der Führer der Gegenpartei war Graf Görtz, der den Unwillen der Herzogin schürte. Aber auch der Oberstallmeister von Stein und dessen Gattin standen auf der Seite der Mißvergnügten; auch Charlotte übersah, daß Goethe nicht als strenger Mentor beim selbstbewußten Herzog auftreten, sondern zunächst in seine Launen und Neigungen sich fügen müsse, ihm erst, wenn er sein vollstes Zutrauen gewonnen, offen seine Meinung sagen und ihn zu besonnener Ruhe zu bestimmen wagen dürfe. So widersprach er ihm denn auch nicht, als er den frühern Sardinischen Obristlieutenant Sigmund von Seckendorff in Baireuth einlud, vor Weihnachten in Weimar einzutreffen, um die schon vor seinem Regierungsantritt ihm zugesagte Stelle eines Kammerherrn und geheimen Legationsrathes zu übernehmen; beabsichtigte ja Goethe durchaus nicht, in Weimar zu bleiben. Freilich schreibt er schon den 22. December an Lavater, er sei in Weimar wie unter den Seinigen, der Herzog werde ihm täglich werther, sie einander täglich verbundener, aber er freute sich nur seines Zutrauens und seines freien Lebens, in dem er „in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens bis Abends umgetrieben werde". Deshalb folgte er auch dem Herzog am 23. nicht an den Gothaer Hof, wo man ihm freilich nicht günstig war, sondern seinen französisch gebildeten Freund Gotter auf den Schild hob. Er selbst ritt auf die Weihnachtstage mit Kalb, Einsiedel und Bertuch über Jena nach dem Dorfe Waldeck zu dem Förster Slevoigt, um dessen anmuthige Töchter Bertuch

und Kraus sich bewarben. Von hier schrieb er dem Herzog. Diesem theilte er auch seine auf dem Wege an Lili gesungenen Verse mit, in denen sich seine sehnsüchtige Erinnerung an die Geliebte ergoß, welche wahre Freude und Ruhe doch nur bei Seelen finden könne, die gerad und treu, wie sie selbst. Man sieht, auch dieses Herzensverhältniß hatte er ihm vertraut. Wie lustig sie es in Waldeck getrieben, beschreibt dieser tagebuchartige Brief. Auch Schlittschuhe lief man. Schon in Weimar hatte er diese Kunst mit besonderer Lust getrieben und andere zur Nachfolge veranlaßt. Sein Philipp unterwies darin die noch Ungeübten. Goethes Vater schrieb im Juli, Wolfgang habe das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack in Weimar eingeführt. Noch von Gotha aus wünschte der Herzog dringend, Goethe möge dorthin kommen, da die Leute gar zu neugierig auf ihn seien. Doch konnte der Dichter darauf unmöglich eingehn, wogegen er ihn gern am 30. nach Erfurt zu Dalberg begleitete. Von dort schreibt er an Lavater, in frischer Freude über den Einfluß auf den Herzog, er lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit, sei tief in See. Von Erfurt begab er sich am Neujahrstage nach dem Gute Stetten der Frau von Keller, wo er mit Wieland zusammentraf. Letzterer schreibt an Frau von Laroche, Goethe sei dort so gut, so lieb, so unsäglich lieb gewesen, daß sie alle wie die Närrchen in ihn verliebt geworden. So sei es auch mit dem Herzog, dessen alles er sei, so daß dieser ihn nicht mehr lassen werde.

Die Hauptangelegenheit bildete Herders Berufung, die der Herzog eben so entschieden wie Goethe wollte. Um die Sache zu beeilen, gab Karl August ihm endlich den Auftrag, mit den Räthen und dem Präsidenten des Konsistoriums zu verhandeln, was er in so scharfer Weise that, daß er gegen den 20. Januar an Herder schrieb, er habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und er werde bald den Ruf haben. Vielleicht bleibe er dann auch

eine Zeit. Das persönliche Auftreten Goethes mußte freilich bitter empfunden werden. Ihn selbst drückte damals der Mangel an Geld, da er auf einen so langen Aufenthalt nicht gerechnet hatte. Schon am 5. hatte er die Tante gebeten, mit seiner Mutter zu berathen, ob der Vater „Sinn und Gefühl ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes habe“, ihm 200 Gulden oder auch weniger zu geben; sonst möge diese Merck mit der Sendung beauftragen. Erst vierzehn Tage später erhielt er von letzterm das Geld. Diesem schreibt er, daß er nun bald in alle Hof- und politische Händel verwickelt sei, und fast nicht wieder wegkommen werde. Seine Lage sei vortheilhaft genug und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde; doch übereile er sich darum nicht; Freiheit und Genüge würden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein. Den Herzog hatte er jetzt bestimmt, dem Präsidenten des Oberkonsistoriums die Berufung Herders als Oberhofprediger, Oberkonsistorial-, Kirchenrath und Generalsuperintendent zu befehlen.

Aber neben dem Herzog hielt ihn jetzt ein anderer Magnet in Weimar fest. Seit der Mitte des Monats fühlte er sich zu Charlotten innig hingezogen. Er hatte sie über sein Verhältniß zu dem Herzog aufgeklärt, dem er nur deshalb oft in seinen Ausschweifungen folge, um ihn nicht von sich abzuwenden, aber ernstlich sei er bestrebt, dessen vortreffliche Anlagen zum Besten des Landes und zu seinem eigenen Glücke zu lenken, zunächst in ihm wirklichen Antheil an seinem Lande und Lust zur Thätigkeit zu wecken. Doch bei einem Besuche der Freundin ließ er sich zu einem so leidenschaftlichen Ausbruche seiner Liebe hinreißen, daß diese sich genöthigt sah, ihn einige Tage ganz von sich fern zu halten, ja sie selbst erschien nicht auf der Redoute. „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe“, schreibt er ihr am 29. in äußerster Aufregung. Aber schon

längst hatte er entschieden: er konnte Charlottens herzliches Vertrauen nicht entbehren, und so mußte er sich alles gefallen lassen, was dieser nöthig schien, um die Verbindung reinster Seelenliebe dauernd zu erhalten. Diese leidenschaftlichen Ausbrüche erhalten durch die ähnlichen aus der Zeit seiner Wetzlarer Liebe das beste Licht. Obgleich er Lotten entsagt hatte, Kestners Recht auf diese anerkannte, gab es doch „mancherlei merkwürdige Scenen", wie Kestner berichtet, zu welchen die Liebe ihn hinriß. Charlotte hatte durch ihre reine Weiblichkeit, ihre milde Zartheit und ihr liebevolles Gemüth leidenschaftliche Liebe in seiner Seele entzündet, deren Ausbrüche sie mit der festen Entschiedenheit ihrer Pflicht und Ehre ihm verwies und durch zeitweilige Entfernung strafte. Hierzu sah sie sich wieder gegen den 10. Februar genöthigt, diesmal aber blieb sie nicht bloß von der Redoute, sondern begab sich auch, ohne ihm ein Wort zu sagen, auf die Fastnachttage nach Kochberg. Am 12. sang er am Ettersberg das seine Sehnsucht nach innerer Beruhigung so ergreifend aussprechende „Wanderers Nachtlied".

Mit dem Herzog durchstreifte er jetzt das Land nach allen Seiten, wobei es freilich an lustigen Treiben des seiner Freiheit sich voll freuenden jungen Fürsten nicht fehlte. Den 14. berichtet er der lieben Tante: „Herder hat den Ruf als Generalsuperintendent angenommen. Ich werd' auch wohl da bleiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang, als mirs und dem Schicksal beliebt. Wärs auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ' ich ein liebes häusliches Leben, esse Mittags und Abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein sind hier gar hübsch und artig; ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich so, was man sagen möchte, geheftet und genistelt

bin. Louise und ich leben nur in Blicken und Silben zusammen; sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herzogin Mutter hab' ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerlei Schwänk' und Schabernack. Sie sollten nicht glauben, wie viel gute Jungens und gute Köpfe beisammen sind; wir halten zusammen, sind herzlich unteris [mundartlich für unter uns] und dramatisiren einander und halten den Hof uns vom Leibe." Dies war freilich nur die günstige Seite seiner Lage.

Schon um diese Zeit legte der Herzog dem Geheimerath Fritsch, der die zweite Stelle im Geheimenconseil, der höchsten Verwaltung der beiden Fürstenthümer, bekleidete, die von ihm beabsichtigte neue Besetzung desselben vor, wonach er die erste, ein nach Weimar zu berufender Kurmainzischer Geheimerath Tabor, den wohl Dalberg empfohlen hatte, die zweite, Goethe als geheimer Assistenzrath die vierte Stelle erhalten sollte. Gegen die beiden neuen Berufungen äußerte Fritsch schwere Bedenken; besonders hob er Goethes „Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten" hervor. Einstweilen blieb die Sache liegen. Aber die Hofpartei fuhr fort, je länger je erbitterter, gegen den immer gefährlichern Günstling zu arbeiten. Am 19. muß Goethe selbst der guten Tante berichten: „Der Oberstallmeister von Stein geht ehstens durch Frankfurt und wird Vater und Mutter besuchen. Es ist ein braver Mann, den ihr wohl empfangen mögt; nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht allzu entzückt scheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben." Der Unzufriedenste der Unzufriedenen war Seckendorff, der freilich den erwarteten Vertrauensposten von Goethe besetzt fand und auch als strenger Hofmann mit dem Herzog nicht zufrieden sein konnte. Dieser, klagte er, komme nicht aus dem Kreise der Personen, die ihn zu fesseln verstanden, und befolge getreulich das System seiner Rathgeber, daß es keine Konvenienz und Schicklichkeit gebe, alle bestehenden nur aus Laune geflossen seien und vom Ersten im Staate

beseitigt werden müßten. Und doch folgte der Herzog lediglich seinem eigenen rücksichtslosen Willen, auf den Goethe nur beschwichtigend, bloß im Kampfe gegen die Herrschsucht anderer aufmunternd wirkte. Schon damals miethete Goethe, da er nicht länger dem Kalbschen Hause zur Last fallen wollte, das burgartige sogenannte kleine Jägerhaus, damals das letzte Haus vor dem Frauenthore auf derselben Straßenseite, wo Wieland wohnte. An dessen Stelle ward im Jahre 1836 das jetzige Stadtgericht erbaut. Einen andern Einstand als Bürger Weimars gab er dadurch, daß er sich bestimmen ließ, auf dem bürgerlichen Liebhabertheater Fastnachtsmontag am 19. in Cumberlands „Westindier“ als Belcour aufzutreten. Auf der Redoute des 23. wurden die Versuchungen des heiligen Antonius nach einem Gemälde dargestellt. Goethe hatte die Anordnung zu diesem Aufzuge gemacht, der den Hof 120 Thaler kostete. Er selbst ging als Hochmuthsteufel auf Stelzen, hatte Pfauenschwanzflügel und war stark aufgeblasen; der Heilige verscheuchte zuletzt alle mit einem Spruche. „Alles war natürlich und schauerlich, nicht leichtfertig; so gut wie zwei Komödien“, schreibt Seidel.

Erst zwei Tage nach Charlottens Zurückkunft, am 22., nahm diese Goethes Besuch an, der aber beim Vorlesen eines Romans, da er sich lebhaft in die Lage seines Helden versetzte, sich wieder zu leidenschaftlichem Liebesausbruch hinreißen ließ. Sie verwies ihm liebevoll sein wunderliches Benehmen, da sie nichts mehr wünsche, als das schöne Verhältniß innigsten Vertrauens zu erhalten, was unmöglich sei, wenn er ihre Pflicht als Gattin und Mutter hintansetze und auf mehr als Schwesterliebe Anspruch zu machen wage. Wie wenig er seiner mächtig war, zeigt seine Aeußerung, sie sei die einzige, die er so lieben könne, doch lebe er immer halb in Furcht (daß er sich hinreißen lasse). Sie werde ihm seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, bemerkt er weiter; diese würden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grabe enden. Bei ihrer trüben Ahnung, daß es

für sie kein dauerndes Glück gebe, mußte sie fürchten, ihr Vertrauensverhältniß zu dem geistig so hoch stehenden Dichter, auf den sie beruhigend und leitend zu wirken sich berufen fühlte, könne bei dessen Leidenschaft keinen Bestand haben.

Am 6. März schreibt Goethe der Tante: „Ich bleibe hier, hab' ein schön Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig. Das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten; sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder hundert Dukaten geschenkt — gegeben, wie ihr wollt. Ich bin ihm, was ich sein kann, er mir, was er sein kann. Das mag nun fort gehn, wie und so lang das kann." Daß Karl August ihm seine Freundschaft auf solche Weise bezeigte, drückte ihn nicht, aber der Vater sollte auch zu seiner anständigen Ausstattung und Unterstützung das Seinige beitragen. Die Schwester hatte für ihre Ausstattung mehr als 1350 Gulden erhalten und empfing jährlich die vierprozentigen Zinsen eines Kapitals von 10,000 Gulden. So viel glaubte er auch billig verlangen zu dürfen. Daß sein Herzog ihm alle Möbel zu machen befohlen habe, sollte der Vater nicht wissen. Dieser, der nicht gern zu einer ihm unnöthig scheinenden Auslage sich verstand, ließ sich durch nichts bestimmen, da er mit dem Verluste seines Sohnes nichts weniger als zufrieden war, auch augenblicklich manche Schulden für ihn zu zahlen hatte. Da Karl August wollte, Goethe solle allgemein als sein vertrauter Freund geehrt werden, so setzte er es durch, daß dieser, der sich nur selten dazu verstand, Mittags bei Hofe zu speisen, nicht mehr an der Marschallstafel vorlieb zu nehmen brauchte. An letzterer finden wir ihn noch am Mittage des 10. März, wenn er auch schon einmal Abends und außerhalb Weimars an der fürstlichen gespeist, aber am 21. hat er auch Mittags diesen Ehrensitz zu Weimar, freilich in Abwesenheit der Herzogin. Karl August wollte mit ihm über Dessau, wo man den Fürsten zu besuchen gedachte, nach Leipzig gehn; aber ein starkes Flußfieber, das er sich

auf einem Courierritte von Erfurt aus zugezogen, hielt ihn zurück, und so trat Goethe allein, von Charlotten freundlich entlassen, am Abend des 24. März seine Reise nach Leipzig an. Dort sah er seine Schönkopf als Dr. Kanne wieder. »Mais ce n'est plus Julie«, bemerkte er. Dagegen machte die bildschöne, in vollem Glanze ihrer Entwicklung prangende Corona Schröter einen mächtigen Eindruck auf ihn. „Die Schröter ist ein Engel", schreibt er Charlotten. „Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Und am andern Abende: „Ich bin bei der Schrötern — ein edel Geschöpf in seiner Art! Ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! beste Frau, was sollte aus der werden! Gute Nacht! Und bleiben Sie mir immer, was Sie mir jetzt sind!"

Als er am 4. April nach Weimar zurückkehrte, ward er unangenehm durch die Ankunft von Lenz überrascht, der eine leidige Illustration seiner Stellung zum Herzoge bildete. Seckendorff klagt, diese Herren schienen sich jeden Tag zu vermehren: Lenz sei angekommen, und man erwarte noch andere Heroen; Stolberg, Herder und Wagner würden sich bald einfinden. Stolberg hatte wirklich die durch den Dichter an ihn gelangte Berufung als Kammerherr auf den Frühling angenommen, und war als solcher im Etat aufgeführt, ward aber wortbrüchig. Lenz machte allerlei Thorheiten, die zur Belustigung des Hofes dienten, der seine Zeche im Gasthofe bezahlte, aber für Goethe, der eben in ein thätiges Leben einzutreten sich entschlossen hatte, und von seinen Gegnern mit diesem „zappelnden Genie" auf gleiche Linie gesetzt wurde, mußte er äußerst unbequem sein. Auf eine von der Tante erhaltene Kunde über Lili erwidert er gleich, er wolle von dieser nichts mehr wissen, sie sei abgethan. „Ich hasse das Volk lang im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol sie der Teufel! Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Race geboren ist." Wir wissen nicht, welcher Schritt von Lilis Familie ihn so aufregte. Noch Anfangs Februar hatte er Lili ein Exem-

plar seiner „Stella“ mit einigen an sie gerichteten, auf die Macht der Liebe deutenden Versen gesandt.

Leider fand er Karl August noch immer unwohl. Die so lange andauernden Anfälle von Rheumatismus und Schwindel und die dadurch veranlaßte Stockung der Regierungsgeschäfte erregten große Besorgniß und Mißstimmung, die sich zum Theil über seinem Günstling entlud. Dieser leistete dem innig vertrauten, alles mit ihm besprechenden Fürsten meist auf seinem Zimmer Gesellschaft. Höchst erfreut wurde er durch das Geschenk eines für ihn angekauften und in Stand gesetzten Gartens an der Ilm und des darin befindlichen kleinen Hauses mit hohem Schindeldach, nebst einfach sauberer, aber vollständiger Einrichtung. Auch für eine Wärterhütte, ein Hunde- und ein Bienenhaus, selbst für eine Vogelstange zu Schießübungen war gesorgt. Am 21. April nahm Goethe den Garten in Besitz, wo er vier Tage später Wieland und Charlotten mit den Kindern empfing. Goethe richtete sich einen einfachen Haushalt ein; er nahm eine Köchin, die „alte Dorothee“, und neben Seidel einen Bedienten, Christof Sutor aus Erfurt, erst später noch einen zweiten.

Am 20. April bat der Herzog den Geheimerath Fritsch von neuem, die erste Stelle des geheimen Conseils zu behalten; Tabor werde nicht kommen, wegen Goethes kenne er seine Meinung; er gebe diesem den letzten Platz im Conseil mit dem Titel eines geheimen Legationsrathes. In dem erhaltenen Entwurf des Briefes hat Goethe eine auf Fritsch bezügliche Aeußerung geändert. Gleich am nächsten Tage erklärte Fritsch, der Goethe als einen gewissenlosen Verführer und eigensüchtigen Günstling ansah, in einem Collegium, dessen Mitglied dieser sei, nicht sitzen zu können; dieser selbst müßte, wenn er wahres Attachement und Liebe für den Herzog habe, die ihm zugedachte Gnade sich verbitten. Die gebührende Erwiderung des Herzogs erfolgte am 10. Mai. „Wäre der D. Goethe ein



Abb. 19. Goethes Gartenhaus. Nach der Natur gezeichnet 1827 von Otto Wagner, gestochen von L. Schütze, mit Goethes handschriftlichen Versen.

Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen", hieß es hier. „Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer [unter ihnen wohl Dalberg] wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehn, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landescollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen." Die Erklärung, daß er nicht in demselben Collegium mit Goethe sitzen wolle, beleidige diesen wie den Herzog selbst, da es Fritsch bekannt sei, daß er Goethe für seinen Freund ansehe, dieser nie Veranlassung gegeben, daß man ihn verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdiene. Da Fritsch auf seiner Meinung bestand und sich dahin erklärte, daß er Goethe nicht gleich jetzt für ein brauchbares Mitglied des ersten und ansehnlichsten Collegiums halten könne, so nahm Karl August die Verwendung seiner Mutter in Anspruch. In edelster Weise trat die treffliche Fürstin für Goethe ein, über den sie nach gehöriger Prüfung sich ihr Urtheil gebildet habe. Seine Moral, seine Religion sei die eines wahren, guten Christen, die ihn lehre seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen, was doch der erste hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers sei. Fritsch nahm am 15. sein Entlassungsgesuch zurück. Und gleich am folgenden Tage ließ der Herzog durch den Kammerrath Kalb, den er mit vollstem Vertrauen zum Kammerpräsidenten bestimmt hatte, Goethes Eltern um die Einwilligung bitten, ihren Sohn „mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er wolle, unter dem Titel eines geheimen Legationsrathes mit einem Gehalte von 1200 Thaler in sein Ministerium zu ziehen". Diese ehrenvolle, die Freiheit jederzeitigen Zurücktretens sichernde Berufung mußte doch auch dem Vater schmeicheln, wie

sehr dieser auch gegen jeden Fürstendienst verstimmt war und wie traurig es ihm sein mußte, allen seinen auf Wolfgangs Zukunft gerichteten Plänen zu entsagen und allein sein schönes auf zwei Familien berechnetes Haus bewohnen zu müssen. Die hohe Ehre seines Sohnes war ihm ein böses Verhängniß. Wolfgang erfreute sich seines einfachen Gartenhauses, in welchem ihn Kraus vor dem einfachen tannenen Arbeitstische, eine Silhouette eifrig beschauend, gleich in der ersten Zeit malte. (Vgl. S. 281.)

Goethes Verhältniß zu Charlotten war indessen in beständiger Spannung geblieben, da seine Leidenschaft nur zu häufig aufloderte, wodurch er immer seine zeitweilige Entfernung hervorrief, sei es, daß diese seinen Besuch sich verbat oder er selbst sich vor einem Ausbruche fürchtete. Und auch von seinem bisherigen Wirken war sie keineswegs erfreut: könne er nach der großen Umwälzung, die er am Hofe veranlaßt, wieder die Ordnung herstellen, so sei es für sein Genie desto besser, meinte sie; aber, wie gut auch seine Absichten seien, er habe doch zu viel Jugend und zu wenig Erfahrung. Freilich mag aus dieser Aeußerung, die sie gegen Zimmermann that, und aus dem traurigen Bilde, das sie von ihrem Hof entwarf, augenblickliche Verstimmung sprechen, jedenfalls fürchtete sie noch immer, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei.

Die entsetzlichen Verleumdungen, die von Gegnern, Neidern und geschwätzigen Zwischenträgern über das Treiben am Weimarer Hofe verbreitet wurden, waren auch zu Klopstock gedrungen, der glaubwürdig zu wissen glaubte, daß der Herzog, um seinen Körper zu stärken, sich bis zum Krankwerden betrinke, und so glaubte er, durch eine ernste Mahnung dem jungen Dichter einen Beweis seiner Freundschaft geben zu müssen. Die Fürsten, welche mit ihren Gelehrten nichts zu thun haben wollten, würden, wenn er „in der Tour fortfahre", und eintrete, was zu fürchten stehe, seinen Einfluß auf Karl August als Recht-

fertigung für sich anführen. Die Herzogin Luise werde sich zu Tod grämen. Endlich droht er, Stolberg werde, wenn die Sache sich nicht ändere, wieder von Weimar fortgehn, ja er deutet an, daß er ihm abrathen werde, sein gegebenes Wort zu halten. Goethe erwiderte am 21. Mai in würdiger Weise. Dem Herzog habe es einen Augenblick weh gethan, daß Klopstock ihn eines solchen Treibens fähig halte. Er selbst könne kein Wort darüber sagen, da er entweder seine Schuld gestehn oder sie sophistisch ableugnen oder als ehrlicher Kerl vertheidigen müsse, und vielleicht käme ein Gemisch von allen dreien heraus. Daß die Gerüchte stark übertrieben seien und er seine Pflicht gegen den Herzog wohl kenne, leuchtet entschieden daraus hervor. Und wenn er schließt: „Stolberg soll nur kommen. Wir sind nicht schlimmer und, wills Gott, besser, als er uns gesehen hat", so liegt darin doch entschieden, daß das tolle Treiben, das gerade Fritz Stolberg bei seiner Anwesenheit noch gesteigert und das diesem damals so herzlich behagt hatte, nicht mehr so schlimm sei, dieser demnach ohne Gefahr kommen könne. Aber diese offene Erklärung Goethes, auf den der an blinde Verehrung gewohnte Klopstock so wenig Vertrauen hatte, daß er ihn der ärgsten Pflichtvergessenheit fähig hielt, beleidigte den Sänger des „Messias"; er brach mit einem plumpen Briefe ab, verbot Stolberg, sein Wort zu halten, und schickte den ganzen kurzen Briefwechsel als Zeugniß einer edlen That an den Markgrafen von Baden!

Im Mai finden wir Goethe mit der Einrichtung seines Gartens beschäftigt, den er am 18. bezieht. Mit dem Herzog und in dessen Auftrag reitet er viel in der Gegend herum. An dem herzoglichen Liebhabertheater, auf dem auch der Herzog selbst auftrat, nahm er eifrigen Antheil. Seine Liebe zu Charlotten war „eine anhaltende Resignation", da er sich durch die ihn hinreißende Glut immer wieder von der Geliebten getrennt sah, von deren Vertrauen und Theilnahme seine Ruhe abhing. Einmal zieht



Abb. 20. Goethe. Nach dem Gemälde von J. M. Kraus (1776).
Aus den „Gedenkblättern an Goethe“.

er sich eine strenge Zurechtweisung dadurch zu, daß seine Unvorsichtigkeit sie ins Gerede der Welt bringe, ja sie droht, jede Verbindung mit ihm abzubrechen. Da hören wir ihn denn klagen: „Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftiget alles."

Die Ausfertigung der vom Herzog beschlossenen neuen Ernennungen verzögerte sich bis zum 11. Juni. Erst am 19. kam das Anstellungsdekret in Goethes Hände. Karl August ließ ihm den Gehalt des ersten zu Ende laufenden Halbjahres aus seiner Chatoulle nachzahlen, weil er schon in diesem für ihn gearbeitet habe. Die endliche Bekanntmachung von Goethes Ernennung regte alle Gegner und Neider bitter auf. Charlotte aber sah sich dadurch veranlaßt, über seine Stellung und seine Liebe zu ihr sich mit reiner Herzlichkeit gegen ihn auszusprechen. Sie sei ihm jetzt noch viel lieber geworden, äußerte er darauf, viel theurer und werther ihre Gutheit zu ihm, aber auch viel klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man so gerne wegschlüpfe und sich verblende. In diese Zeit fällt die Aufführung „Des Westindiers" von Cumberland auf dem herzoglichen Liebhabertheater. Goethe gab auch hier den Belcour, die ungemein reizende und verführerische Frau von Werther mit ungemeinem Feuer dessen Geliebte; Charlotte hatte die Rolle der jungen Charlotte Rußport. Auch der Herzog und Seckendorff spielten mit.

Sehr schmerzlich fiel es Goethe, daß Charlotte bald darauf das Pyrmonter Bad besuchen sollte. „Die Gegenwart ists allein, die wirkt, tröstet und erbaut!" schrieb er ihr. „Wenn sie auch manchmal plagt — und das Plagen ist der Sonnenregen der Liebe." Als er am 23. Juni bei ihr zu Mittag speiste, gab sie ihm ein Scherzgedicht, drei dramatische



Scenen, worin außer ihm, der den Ossianischen Bardennamen Ryno führt, Adelheide (die Herzogin Mutter), Thusnelde (diesen Namen hatte man der witzigen, etwas verwachsenen Gesellschafterin der Herzogin Mutter Luise von Göchhausen beigelegt), Kunigunde (Frau von Werther) und Gertrud (Charlotte selbst) auftreten, deren lebhafter Antheil an dem Dichter des „Werther" sich ausspricht. Daß er häufig, wie wir ihn schon kennen, ernst, ja trüb gestimmt war, tritt in der ersten Scene hervor; in der zweiten beklagt sich Gertrud, daß er auf aller Frauen Spur wirklich das sei, was man eine Kokette nenne, sie selbst ihm gleichgültig zu sein scheine; in der dritten bemerkt dieselbe, die schönen Augen rissen ihn hin, er sei nicht Herr über sich, wodurch er manches treue Herz tödte, als aber Thusnelde sich der vielen von ihm empfangenen Billets rühmt, zeigt sich, daß die übrigen Damen eben so viel, wenn nicht mehr von ihm besitzen. Mit Recht schrieb er der Freundin, sie habe ihn weidlich geschunden, doch freue er sich, daß es nicht so sei. Charlotte hielt ihn noch immer nicht für gefaßt genug, und sie ließ ihn deshalb das Tagebuch nicht sehn, das sie über die Zeit ihrer Bekanntschaft geführt. Auch verbat sie sich seinen Besuch auf den folgenden Tag, da sie einen leidenschaftlichen Abschied fürchtete. Eine Ueberraschung bereitete ihm am 24. die Ankunft Klingers, den er mit aller Herzlichkeit aufnahm, obgleich er voraussah, daß seine Gegner dieselbe zur Schmähung auf ihn und Karl August mißbrauchen würden, der alle tolle Genies an sich ziehe. Am Morgen des 25. reiste Charlotte ab. Denselben Tag ward Goethe ins geheime Conseil eingeführt und leistete den Schwur. Mittags speiste er an der fürstlichen Tafel.

2.

Nur das persönliche Verhältniß zu dem Herzog, dessen Liebe und volles Vertrauen er besaß, hatte ihn bestimmen können, sich den Geschäften seines Landes zu widmen; denn ohne jede Stellung am Hofe des Fürsten zu leben, auf dessen weitere Entwicklung einzuwirken ihm eine Herzenssache war, schien ihm eben so unwürdig als bei dem Drange nach lebendiger Bewährung seines raschen und rastlosen Geistes unmöglich. Aber freilich bedurfte er zu dem Entschlusse, sich in ein solches Joch zu fügen, des Bewußtseins voller Freiheit und des Gefühls, daß er, getreu seinem Grundsatze: „Alles aus Liebe“, nur aus Liebe zu dem fürstlichen Freunde diesem seiner dichterischen Natur widerstrebenden Berufe sich widme, es bedurfte des festen Glaubens, daß das Schicksal diese so fremd scheinende Bestimmung ihm als die einzig gemäße ausersehen, die seinem entzündlichen Herzen ein nothwendiges Gegengewicht, seiner lebhafen Einbildung und Ahnung die mangelnde Welterfahrung und Menschenkenntniß biete, seinem Wirken ein bestimmtes, durch angespannte Thätigkeit sicher zu erreichendes Ziel darbiete. Und welche glücklichere Lage hätte der junge Frankfurter Advokat finden können, den bei der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens, wie er selbst äußert, der enge und langsame bürgerliche Kreis und das Betreiben kleinlicher Rechtssachen hätten rasend machen müssen, als die einflußreiche Stellung eines wirklichen geheimen Rathes, nicht dem Titel, sondern der Sache nach, bei einem höchst begabten, in der ersten Entwicklung begriffenen geliebten Fürsten eines kleinen, leicht übersehbaren Staates!

Je allgemeiner man ihm den Beruf zu dieser Stellung absprach, je heftiger Haß und Neid sich gegen ihn erhoben, je entschiedener er selbst die Schwierigkeit seiner Aufgabe erkannte, um so mehr war es für ihn Sache der Ehre und



Pflicht, alle seine Kraft redlich anzuspannen. So sehen wir ihn denn gleich mit solchem Eifer sich den so verschiedenartigen Geschäften des Conseils widmen, daß er sich selbst die Achtung des im Aeußern rauhen, harten und starren Fritsch gewann, in dessen Hause der lebhafte junge Legationsrath bald ein willkommener Gast war. Von den Sitzungen des Conseils, deren wöchentlich meist zwei stattfanden, versäumte er keine, die betreffenden Akten las er mit Fleiß und suchte sich daraus ein sachliches Urtheil zu bilden. Ernstlich war er bestrebt, sich die ihm abgehenden Kenntnisse zu erwerben, und zu einzelnen Gebieten der Verwaltung fühlte er sich hingezogen. Aber neben den Conseilsgeschäften gab der Herzog ihm auch manche andere Aufträge aus besonderm Zutrauen, und stets machte er, war dieser abwesend oder verhindert, den bereiten Vermittler.

Verfolgen wir zunächst seine geschäftliche Thätigkeit während der ersten drei Jahre. Eine der frühesten Sorgen des Herzogs bildete die Wiederherstellung des seit vielen Jahren verkommenen Ilmenauer Bergbaues. Schon bei seiner ersten Anwesenheit in Ilmenau Anfangs Mai hatte Goethe vielfach Erkundigungen darüber eingezogen, das Bergwerk und den Hammer besucht, dabei mit Trauer die alten Oefen betrachtet, und er hatte nicht geruht, bis er den Herzog zur Einleitung der Aufnahme des Bergwerks bestimmt. Als Sachverständiger wurde der Viceberghauptmann von Trebra aus Marienberg nach Weimar eingeladen; wir finden ihn dort schon am 11. Juni. Die aus Goethe, Kalb und Hofrath Johann Ludwig Eckard bestehende Kommission wurde am 13. Juli eröffnet. Fünf Tage später begab man sich in Begleitung des Herzogs zu näherer Besichtigung nach Ilmenau. Am 20. fuhr Goethe mit Karl August in den erhaltenen Treuefriedrichschacht. Die Kommission erklärte sich für die Wiederaufnahme des Werkes und entwarf einen ausführlichen Plan des dabei einzuhaltenden Verfahrens. Die

Unterzeichnung desselben erfolgte am Abend des 20. Da Trebra noch bis zum 2. August blieb, fand Goethe Gelegenheit, sich über manches zu unterrichten. Am 4. ist er mit der Henneberger Bergordnung beschäftigt, da Ilmenau zur Grafschaft Henneberg gehörte. Der von Trebra mitgebrachte Johann Gottfried Schreiber aus Marienberg wurde als Geschworener nach Ilmenau gezogen und bei dem Kammerberger Steinkohlenwerke angestellt. Auch bestimmte Trebra den fünfundzwanzigjährigen Juristen Johann Karl Wilhelm Voigt, den bergmännischen Beruf zu ergreifen, da ihm die Aussicht einer Anstellung in Ilmenau eröffnet und eine Unterstützung des Herzogs bei seinen Studien in Freiberg und auf mineralogischen Reisen zugesagt wurde.

Auch zur Baukommission ward Goethe gezogen. So leitete er die Wiederherstellung des Pfarrhauses für Herder. Im folgenden Jahre hatte er für die neue Dienstwohnung des Oberstallmeisters von Stein zu sorgen, welche auf der sogenannten Sattelkammer in den obern Stöcken des rechten Flügels des alten Stallgebäudes eingerichtet werden sollte. Das abgebrannte Schloß wurde besichtigt und der Plan eines Neubaues besprochen, die Ausführung zunächst verschoben.

Von den Geschäften des Conseils zogen ihn besonders die Steuersachen an, doch nahm er an allem lebhaften Antheil. Dabei ging es zuweilen nicht ganz ruhig her. So kam es einmal zu Händeln mit Kalb, der überhaupt die großen von dem Herzog auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht rechtfertigte. Bei den Verhandlungen mit den Weimarischen Ständen zu Weimar im Juli und mit den Eisenachischen zu Eisenach im September ward er sehr in Anspruch genommen. Das schönste Zeugniß für Goethes geschäftliche Thätigkeit gab Merck, der vom 21. September an eine Woche lang mit ihm auf der Wartburg in vertraulichster Weise zusammen gelebt hatte. „Goethe gilt und dirigirt alles“, äußert er, „und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und niemandem schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen

widerstehn?" Dieser selbst aber preist sein Schicksal, das ihn in die ihm früher fremdesten Gefühle und Zustände auf das lieblichste hineingeleitet. Einer der Gründe, die ihn Ende November zu einer Reise in den Harz trieben, lag in dem Wunsche, ungestört das dortige Bergwesen kennen zu lernen. Freilich zog es ihn auch an, sich wieder einmal des einfachen, gutmüthigen, in seiner Beschränktheit glücklichen niedern Volkes zu erfreuen, da ihm die Hof- und Geschäftsleute zuwider geworden, und er wollte unerkannt auf einen an Lebensüberdruß leidenden jungen Mann in Wernigerode, der sich an ihn gewandt hatte, wirken. Endlich sollte diese Reise seinen Glauben an das Schicksal, das ihn so wunderbar leitete, neu stärken, indem es diesen abenteuerlichen Zug mit schönster Vollendung krönte. Und was allen unmöglich geschienen, ihm wurde es zu Theil: mitten im Winter gelangte er zur Spitze des Brockens, wo im vollsten Mondscheine die ganze Gegend vor ihm lag, und er in der ödesten Einsamkeit mit Freudenthränen der ewigen Liebe, die über allem Leben so wunderbar walte, seinen feurigsten Dank zollte.

Im Anfang des folgenden Jahres (1778) wurde die von ihm vorgeschlagene Anlage des Parks im sogenannten Stern nach dem Muster des Wörlitzer rascher, als er beabsichtigt hatte, in Folge eines traurigen Ereignisses begonnen. Ein Fräulein Laßberg hatte aus Liebesverzweiflung den Tod in der Nähe seines Gartens in der Ilm gesucht. Damit man in höchster Abgeschiedenheit die letzten Wege und den Todesort der Unglücklichen schauen könne, höhlte er selbst mit dem Hofgärtner ein großes Stück Felsen aus. Dies war der Anfang der Parkanlagen, die mit großem Eifer und Geschick im Frühling und Sommer von ihm geleitet wurden. Eine andere Anlage wurde durch das Fest veranlaßt, womit er hier die Herzogin zu ihrem Namenstage erfreuen wollte. Daß der Regen kurz vorher die ganze Ebene überschwemmt hatte, konnte ihn nicht an der

Ausführung hindern; rasch gefaßt, richtete er einen etwas höher gelegenen Platz zu dem Feste ein und baute hier eine Einsiedelei, in welcher die Herzogin und ihre Begleitung von verkleideten Mönchen mit einem von Seckendorff und ihm gedichteten Gruße empfangen und bewirthet werden sollten. Von hier aus wurden später die sämmtlichen Wege am Abhang nach Oberweimar hin angelegt. Dem Herzog aber ward die Einsiedelei ein so lieber Punkt, daß dieser sein „Kloster“ zweckmäßig ausstatten ließ. Mit dem 1. Oktober übernahm Goethe auf den Wunsch des Herzogs auch die Theaterwirthschaft, zu welcher er Vorauszahlungen erhielt, die er dann berechnete. Auch sollte dieser den Plan zum Umbau des bisherigen Hauptmannischen Redoutensaals zu einem herzoglichen Theater entwerfen. Er arbeitete dazu viele Risse, um danach endlich ein Modell zu Stande zu bringen.

Da man am Anfange des nächsten Jahres der Niederkunft der Herzogin entgegensah, so waren neue Einrichtungen im Fürstenhause nöthig, aber zugleich mußte manches an dem übereilten Baue erneuert werden, wobei es Goethe höchst bedauerlich war, daß doch nichts Ordentliches zu Stande kommen konnte. Um so mehr sah man sich veranlaßt, an den Neubau des alten Schlosses zu denken, mit dessen Aufräumung begonnen wurde. Auch zog Goethe die Frage in Betracht, welche Steinbrüche des Ettersberges man zu dem Baue benutzen solle. Zu seiner Belehrung sah er sich in Blondels großem Werke »Cours de l'architecture« um, wonach er im Dezember, wo er in Folge des Wetters und mancher Unannehmlichkeiten zu nichts anderm aufgelegt war, zu zeichnen begann. Leider sah er immer mehr, wie leichtfertig und ungeschickt es in der Verwaltung zuging. Ein niederträchtiges Votum des Kammerpräsidenten in der Bergwerksache ärgerte ihn sehr. Auch mit Fritsch war er schon längst wegen vieler Handlungen, die ein garstiges Licht auf ihn zu werfen schienen, höchst un-

zufrieden, bis er endlich damit beim Herzog herausrückte. Gegen den bei Karl August sehr beliebten Rittmeister von Lichtenberg erklärte er sich wiederholt wegen der von diesem mit großer Strenge bei den Soldaten angewandten Prügelstrafe. Die arge Vernachlässigung der Kriegskommission, der Fritsch vorstand, erregte seinen Unwillen; seine wiederholten Vorstellungen bestimmten diesen endlich, seine Befreiung von ihr beim Herzog nachzusuchen, der sie dann Goethe übertrug. Dieser unterzog sich denn auch der neuen Last mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit; ohne eine besondere Besoldung dafür zu beanspruchen, ja er bestritt selbst die dadurch gebotenen Dienstreisen aus seinen Mitteln. Wie schwer ihm auch dieser Zuwachs seiner Geschäfte fiel, er lebte der Ueberzeugung, durch Ruhe und Gewandtheit gehe doch alles durch. Seine feste Zeiteintheilung, sein reges Pflichtgefühl und seine rasche Beobachtung und Aneignung machten ihm die Bewältigung so vieler ungewohnten Geschäfte möglich, die ihm freilich seine fast ängstliche Gewissenhaftigkeit schwieriger als den handwerksmäßigen Geschäftsmännern machte.

Schon am 5. Januar 1779 wird ihm die Kriegskommission übertragen, und so wenden sich seine Gedanken zunächst ganz der Militärökonomie zu; er badet sich darin, wie es in seinem Tagebuche heißt, und hat gute Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. Den 9. empfängt er die ihm jetzt untergebenen Offiziere. Ueber das neue Geschäft „bearbeitet er sich in der Stille“; freilich entgeht ihm nicht, wie schwer es seinem „abgezogenen“ Geiste sei, in diesen gemeinen Dingen das Rechte zu treffen, doch ist er diese Jahre über schon viel klarer und sehr vorsichtig geworden, so daß er oft zu mißtrauisch ist. Nach der Uebernahme der Kommission am 13. beschäftigt diese ihn vorab fast allein. Seine nächste Sorge ist, in der ganz verworrenen Repositur aufzuräumen. Zum Unglück fällt gerade in diese Zeit die Beunruhigung des Amtsbezirks Großrudestedt durch die

Preußen, die ins Land einfielen, um Truppen zu werben. Leider war hier nur die Wahl zwischen zwei Uebeln, vergeblichem Widerstand und geduldigem Tragen. Es wurde ein Courier an den Preußischen König geschickt, auf dessen Entscheidung man wartete. Von der gewaltigen Noth, in welche Goethe dadurch gerieth, zeugt der sehr eingehende vortreffliche Brief, den er darüber dem Herzog schrieb. In dem Conseil des 1. Februar herrschte „dumme Luft", Fritsch war von fatalem Humor, wodurch er den Herzog in Hitze brachte. Darüber hielt Goethe letzterm eine Lektion; auch sprach er sich über die militärischen Spielereien (Macaronis) entschieden aus. „Der Herzog steht noch immer an der Form stille", heißt es im Tagebuch. „Falsche Anwendung auf seinen Zustand, was man bei andern gut und groß findet. Verblendung am äußerlichen Uebertünchen. Ich habe eben die Fehler beim Bauwesen gemacht. Die Kriegskommission werd' ich gut versehn, weil ich beim Geschäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will." Durch Aenderungsvorschläge, die ihm von manchen Seiten gemacht wurden, ließ er sich nicht beirren, weil er wußte, wie oft sich Eigennutz bei solchen Gelegenheiten einmische. Da die Kriegskommission ihn zu Reisen durch das Land nöthigte, übernahm er auch die gleichfalls vernachlässigte Wegebaukommission, wobei er an dem etwas rauhen Artilleriehauptmann de Castrop eine tüchtige Kraft hatte. Freilich stellte Weimar nur 600 Soldaten, woneben 50 Husaren den Dienst beim Herzog versahen, aber besonders bei der Aushebung herrschten mancherlei Uebelstände und Unordnungen. Goethe suchte die Last weniger drückend zu machen und strengste Gerechtigkeit bei der mildesten Form zu üben, ja er sann auf Verminderung der Zahl. Als am 26. und 27. Februar die junge Mannschaft in Weimar ausgehoben war, trat er seine erste Aushebungsreise in Begleitung Castrops über Jena an. Am 12. März kehrte er zurück, um bald darauf zu demselben

Zwecke nach Ilmenau zu gehn. Freilich mußte der Dichter der „Iphigenie“, die ihn eben beschäftigte, sich sonderbar vorkommen, wenn er das junge Volk nach dem Rheinischen Streichmaß ordnete, aber er war sich seines guten Zweckes bewußt, und bei allem Unangenehmen und Beschwerlichen freute er sich auch hierbei mit dem niedern, in seinem Kreise so achtungswerthen Volke näher bekannt zu werden. Am 15. April kamen endlich die Rekruten. In Jena besah er eine Woche später mit dem Herzog und Herder die Universität, und sie aßen Mittags mit den sämmtlichen Professoren. Die für Weimar so bedeutende Landesuniversität lag ihm sehr am Herzen, und war er auch nicht eigentlich mit ihren Angelegenheiten betraut, so nahm doch Karl August seinen Rath immer in Anspruch.

Im Mai, der endlich zu Goethes Freude den Friedensschluß brachte, ward der längst vorbereitete Umbau des Redoutensaales zu einem Theater unter seiner Leitung in Angriff genommen. Zu gleicher Zeit waren seine Gedanken nicht bloß mit Land und Leuten, besonders mit einem Steuererlaß lebhaft beschäftigt, sondern auch auf bessere Ausnutzung der Kammergüter gerichtet. Hierzu brachte Merck, der Ende Mai wieder zu einem mehrtägigen Besuche eintraf, einen höchst kundigen Mann, den Engländer Georg Batty mit, der, um bezügliche Vorschläge zu machen, das Land durchreiste. Er ward als Landkommissarius mit 300 Thaler angestellt. Auch während Mercks Anwesenheit hing Goethe seinen Gedanken über Steuererlaß und Verminderung des Militärs, über Feuer- und Polizeiordnung und manches andere ernstlich nach. Einen unglücklichen Mann, der sich an ihn gewandt, hatte er nach Ilmenau gebracht, wo er ihn aus seinen eigenen beschränkten Mitteln auf eine Weise unterstützte, hielt und hob, die sein so großes und edles Herz in hellstem Lichte zeigt. Dieser sollte ihm auch über die Ilmenauer Verhältnisse berichten, und so nicht allein eine unterhaltende

Beschäftigung finden, sondern auch seinen auf Ilmenau gerichteten Bestrebungen förderlich werden. Merck war über Goethes Stellung und Wirksamkeit wieder außerordentlich erfreut. Seine Gegenwart verschob ihm nichts, wie Goethe seinem Tagebuche vertraut, streifte nur wenige dürre Schalen ab und befestigte ihn in allem Guten. Daß er der einzige Mensch war, der ganz erkannte, was und wie ers thue, und es doch von ganz anderm Standpunkte sah, gab ihm schöne Gewißheit. Diese Besuche des scharfblickenden Freundes waren für ihn Lichtblicke seines gewogenen Schicksals.

Nach Mercks Entfernung gereichte ihm Battys einsichtsvoller Bericht über seinen Ausflug zu höchster Befriedigung; sah er ja in ihm einen Meister in seinem Fache, der nicht, wie er selbst einst in den bildenden Künsten, im allgemeinen träume, sondern gerade auf die Sache losgehe. Der Landbau schien ihm sehr schön, weil hier alles so rein antworte; aber für ihn sei er doch nicht, da sein Dasein auf Mannigfaltigkeit gestellt sei. Nur wünscht er, daß in ihm nach und nach alles Anmaßliche versiegen, aber schöne Kraft übrig bleiben möge, die wahren Röhren seines Wesens in gleicher Höhe aufzupumpen. Battys Bericht beschäftigte ihn lange. Bei dem bald darauf ausbrechenden großen Brande zu Apolda, wobei er „den ganzen Tag gebraten und gesotten" wurde, bestätigten sich ihm seine Ideen über Feuerordnung, an welche auch der Herzog wohl endlich glauben werde. „Es weiß kein Mensch, was ich thue", vertraut er seinem Tagebuche, „und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitte ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehn." Gerade damals erwartete er „noch starke Prüfung, vielleicht binnen vier Wochen". Es handelte sich eben um einen Streit mit Fritsch, der seine Entlassung eingegeben, auf die der Herzog schließlich nicht einging, obgleich Goethe dessen Austritt für ein Glück hielt. Um ihn darüber zu

beruhigen, daß er diesmal seinem Rathe nicht folgte, ernannte der Herzog ihn und seinen Kollegen Schnauß, der sich mit ihm während der längern Abwesenheit von Fritsch eifrigst den vermehrten Geschäften gewidmet hatte, zu Geheimeräthen. Er selbst hatte dem Herzog eine besondere Freude dadurch bereitet, daß er bei der von ihm sehr geförderten freien Zeichenschule eine öffentliche, an seinem Geburtstage zu eröffnende Preisausstellung veranstaltete, die bewies, wie weit man es in dieser vom Herzog gegründeten Anstalt gebracht; zum Direktor derselben wurde Kraus jetzt förmlich ernannt.

Wenden wir uns von Goethes Geschäftskreise zu seinem Einflusse auf Karl August, so hatte er sich auch hier des schönsten Erfolges zu erfreuen. Nichts konnte ihm ferner liegen, als den jungen Herzog zu Reisen zu bestimmen, wie es das klatschsüchtige Gerücht ihm zuschrieb. Seinem Freunde Kayser in Zürich mußte er ausdrücklich am 15. August 1776 versichern, sie gingen nicht nach Italien. Dieser scheint sich als Begleiter angeboten zu haben; darauf deutet Goethes Mahnung, er solle ruhig in Zürich bleiben, was diesen verstimmt zu haben scheint, da er sich wohl von dem Einfluß seines Freundes irgend eine Förderung versprochen hatte. Vor allem suchte Goethe Karl Augusts fürstlich anmaßliche, nach Ungewöhnlichem strebende Natur zu beruhigen, ihn zu zweckmäßiger Thätigkeit zum Besten des Landes zu leiten und Neigungen in ihm zu wecken, welche den Geist befruchten und von leerer Unterhaltung abziehen. Freilich gelang es ihm nicht, den Herzog von allem Tollen abzuhalten, ja er stürzte sich am Anfange mit ihm in das ausgelassene studentische Treiben, besonders wenn es nach Ilmenau und dem nahen durch diese „Suiten“ berüchtigten Stützerbach ging: aber es waren dies eben Ausbrüche des heißblütigen, so lange innegehaltenen Jugendübermuthes im Genusse der freien Natur. Doch wird es Goethe hier an Lektionen nicht haben fehlen lassen, wie er eine solche dem Herzog

bereits vor seiner Anstellung brieflich ertheilte, wo er ihm vorhielt, daß er durch allzugroße Hitze seine und der Seinigen Kräfte oft zu etwas Unrechtem oder Unnöthigem mißbrauche. Zu seiner größten Freude sah er Karl August immer mehr ihm vertrauen und sich immer reiner entwickeln. „Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen; ihm wirds wohler, und ist eben eine Kreatur, wies keine wieder gibt", äußert er gegen Merck im Oktober 1776. Was er besonders anstrebte, war die Herstellung eines innigen Verhältnisses zur Herzogin; dazu bedurfte er aber zunächst auch des Zutrauens dieser selbst, die ihm lange fern gestanden. Erst die gute Meinung, welche ihr Bruder, der Erbprinz von Darmstadt, im September 1776 von ihm gefaßt, wirkte auch auf sie ein, und so sehen wir sie im November ihm näher treten, wo sie sein Drama „Die Geschwister" sich von ihm ausbittet und ein paar Schlittschuhe sich durch ihn besorgen läßt. Am nächsten Geburtstag der Herzogin brachte er eine wohl ausgestattete Vorstellung seiner „Lila", welche die Gattenliebe verklärte und auf die herzliche Einigung des hohen, so reich begabten Paares hindeutete. Aber noch ehe das Stück zur Aufführung kommt, macht ihm die Neigung des Herzogs zu der schönen vor kurzem angestellten Kammersängerin Corona Schröter zu schaffen, worüber er diesen ernstlich zur Rede stellt. Die Herzogin ward jetzt heiterer, nahm auch am Eislaufe, in dem sie eine Meisterin wurde, und an den so ungemein heitern und trefflich von Goethe angeordneten Eisfesten freundlichen Antheil. Im Frühjahr sieht Goethe die Herzogin mehrfach in seinem Garten, er selbst besucht sie in ihrem Sommeraufenthalt zu Belvedere, und es bildet sich ein näheres Verhältniß zu der herzlich verehrten Fürstin, das er zur Herstellung einer Annäherung an ihren Gatten benutzt. Auch Frau von Stein, als innigste Freundin der Herzogin, wirkte in dieser Beziehung. Unter den Verbindungen des Herzogs suchte Goethe besonders die mit Dalberg und dem

milden, begabten und trefflich gebildeten Fürsten Franz von Dessau zu begünstigen, von denen er förderlichsten Einfluß erwarten durfte. Merck war im September Zeuge, wie trefflich sich der Herzog entwickelt hatte. Dieser, den gewissenloses Geklatsch zu einem ganz von Goethe verführten Schwächling gemacht hatte, sei ein eisenfester Charakter, einer der respektabelsten und gescheidtesten Menschen. Goethes Gesellschaft habe vortrefflich auf ihn gewirkt, und wenn die Vertraulichkeit zwischen Herrn und Diener weit gehe, so finde man diese nur anstößig, weil er kein Edelmann sei. Freilich hatte Goethe dem Herzog noch nicht den anmaßlichen Drang abgewöhnen können, aus dem Natürlichen etwas Abenteuerliches zu machen, und auch der fürstlichen Passion des Jagens wollte er zu seinem Bedauern nicht entsagen, doch er hoffte auch hier auf die Zukunft. Im folgenden März machte ihm die in Karl August sich regende Kriegslust große Unruhe, doch kam ein Brief des Fürsten von Dessau seiner Bekämpfung derselben glücklich zu Statten. Daß er sich entschloß, zur Zeit, wo der Krieg zwischen Preußen und Oestreich in nächster Aussicht stand, nach Berlin als „der Quelle des Kriegs" zu gehn, begrüßte Goethe als einen „Meisterstreich der Götter", da ihm nichts geeigneter schien, einem so sehr auf wirksame Thätigkeit gestellten Fürsten die Lust daran zu verleiden, als die Einsicht der Unbedeutenheit des einzelnen in diesem von einem Geiste geleiteten eisernen Würfelspiele. Freilich zogen die großen Manöver in Potsdam und Aken ihn wie Goethe selbst lebhaft an und sie dürften die Lust wenn auch nicht zum Kriege, doch zum Soldatenleben in Karl August entzündet haben. Die Fülle von Beobachtungen, die Goethe in Berlin machte, war für ihn als Staatsmann wie als Dichter gleich bedeutend, da er alles sich innerlich zueignete. Der Besuch des Opernhauses zog ihn an. In Prinz Heinrich und dessen Ingenieurcapitain Boulet fand er herzliche Verehrer. Er sah den Minister Zedlitz, den alten Chodowiecki, die Natur-

dichterin Karschin, den Akademiker Wegelin und seinen als Musikdirektor hier angestellten alten Freund André.

Nach ihrer Rückkehr mußte selbst der verstimmte Wieland gestehn, daß er den Herzog edel, gut, bieder und fürstlich in seinem ganzen Wesen gefunden, und er sprach die Ueberzeugung aus, daß Goethe ihn recht geführt habe. Am Ende des Jahres freute sich der Dichter innig, daß der Herzog sich immer weiter entwickle; freilich krache es bei ihm, wenn es sich aufschließe, was denn die Leute immer übel nähmen. Gleich darauf beunruhigte ihn wieder dessen Neigung zu Corona, worüber er denn mit ihm „eine radikale Erklärung" hatte. Corona aber fand sich über die scharfe Art, wie Goethe hier auftrat, verletzt, und dieser that keinen Schritt ihr entgegen, ja er selbst fühlte eine Neigung zu ihr, die er aber unterdrücken mußte. Freilich war es ihm bei seinem Streben, die Gatten sich näher zu bringen, ein Strich durch die Rechnung, daß die Herzogin am 3. Februar 1779 mit einer Prinzessin statt des ersehnten Erbprinzen niederkam. Auch darüber suchte er Karl August zu beruhigen und seinen Antheil am Töchterchen zu erwecken. „Lassen Sie das kleine menschliche Wesen nur erst ein bißchen herankommen", schreibt er ihm vier Wochen später. „Die Umstände erziehen alle Menschen, und man mache, was man will, die verändert man nicht. Lassen Sies nie an der väterlichen Sorgfalt mangeln, daß wirs nur gesund erhalten. Bis es eine Menschenstimme vernimmt, werden wir noch manches darüber zu denken und zu reden veranlaßt werden. Gott gebe uns den äußern und innern Frieden, so wird Ihnen und Ihrem Land noch gut zu helfen sein." Hatte er auch vergebens gehofft, zum Kirchgang der Herzogin seine „Iphigenie" zur Aufführung zu bringen, in welcher er die hehre Macht reiner Weiblichkeit feiern wollte, so erfreute er die verehrte Fürstin doch damit am Osterdienstag.

In der ersten Hälfte des Juni schreibt Goethe: „Der Herzog ist bald über die große Krise weg und gibt mir schöne Hoffnung, daß er auch diesen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebene wandeln wird." Freilich hören wir ihn bald über seine



Unerfahrenheit in der Beurtheilung der Menschen klagen; auch hierüber suchte er ihn aufzuklären. Anfangs August besprachen sie sich über die innern Regierungsverhältnisse, den Hof und die Herzogin. Auch auf wahre Menschenkenntniß kam die Rede und Goethe deutete an, weshalb dem Herzog manches so schwer werde, besonders mahnte er ihn, im Kleinen nicht so viel einzugreifen. Freilich verständigten sie sich darüber so wenig, wie über die Entlassung von Fritsch, wozu der Herzog aus Dankbarkeit sich nicht verstehn wollte. Dagegen ging er aus vollem Herzen auf die geheime abenteuerliche Reise in die Schweiz ein, welche durch die Anschauung einer großartigen Natur und des mit Gottvertrauen und Herzenseinfalt gesegneten Lavaterschen Familienkreises erhebend, erfrischend und beruhigend auf den in Hof- und Geschäftsleben verrostenden Fürsten wirken sollte, dem der reine Natursinn noch so sehr abging. Nur eine geistige Liebhaberei hatte er bisher in ihm zu wecken gewußt, wohl durch Vermittlung von Lavaters „Physiognomischen Fragmenten"; Gemälde, besonders Rembrandts, zogen ihn an und er begann solche zu sammeln. Auch diese Liebhaberei sollte auf der Reise reiche Nahrung erhalten.

Unter den Verhältnissen am Hofe war das des Herzogs zu seinem schwächlichen und gemüthvoll zarten, musikalisch sehr begabten, aber trüb gestimmten jüngern Bruder für Goethe äußerst schwierig, da der Prinz dem Günstling seines Bruders wenig geneigt war, dieser auch dessen entschiedene Neigung zu der mittellosen Caroline von Ilten, welcher der Herzog und dessen Mutter leidenschaftlich entgegen waren, nicht begünstigen durfte. Goethe war oft in Tiefurt, wo der Prinz mit Knebel wohnte, dieser besuchte ihn auch mehrfach, doch zu rechtem Vertrauen wollte es nicht kommen; er mußte sich begnügen, den Riß nicht zu vergrößern. In seinem Tagebuche bezeichnet das Planetenzeichen des düstern Mars den Prinzen, wogegen Jupiter den Herzog, die Sonne Charlotten, der Mond die Herzogin Mutter, Merkur Wie-

land, ein Stern die Herzogin, die Erde vielleicht die Hofdame der Herzogin Fräulein von Waldner vertritt. Goethe fand den Prinzen in seiner Verliebtheit „arm", da er ganz in sich versank. Auch als er seiner Liebe entsagt zu haben schien, kam es zu keinem Vertrauen der fürstlichen Brüder. Goethe war einmal Zeuge einer „leidlichen Erklärung" zwischen ihnen, als er beim Herzog zu Mittag speiste.

Viel leichter konnte er sich die Herzogin Mutter verbinden, da die wohlwollende, leicht sich hingebende Fürstin ihn außerordentlich liebte und verehrte, ihre Neigung zu den Künsten und Wissenschaften und ihre unendliche Heiterkeit und Laune, die auch vor einem derben Scherze und Witze nicht zurückschreckte, den Umgang mit ihr so angenehm machten. Auf ihren Wunsch hatte er die Berufung von Corona Schröter als Sängerin der herzoglichen Hofkapelle vermittelt. Zu ihrem Vergnügen beizutragen, war er in Weimar und in ihrem Sommeraufenthalte zu Ettersburg, wo man schon 1777 ein Theater im Freien errichtete, immer bereit, spielte selbst auch in seinen von der Herzogin geliebten kleinen Stücken. Freilich wurden ihre Anforderungen ihm zuweilen etwas lästig, wie im Oktober 1778, wo er zu Ettersburg in seinem „Jahrmarkt" und in Molières »Médecin malgré lui« auftreten und alles zu der Aufführung einrichten mußte, aber wurde er dadurch auch in seinen Geschäften und seinen eigenen Neigungen oft unangenehm gestört, so bot diese Abwechslung doch meist eine wohlthätige Erholung und zog ihn vom Versinken in sich selbst zurück. Zuweilen sprach er ihr offen aus, daß er nicht zur bloßen gesellschaftlichen Unterhaltung da sei. In Ettersburg kam es gerade in der letzten Zeit, wo er sich unendlich heiter gestimmt fühlte, zu dem allermuthwilligsten Treiben, bei dem Goethe einmal im Kreise der tollen Gesellen von seinem Aerger über den aus Fritz Jacobis „Woldemar" ihm entgegenwehenden empfindsamen Tugendsinn sich zu einer Parodie des Schlusses hinreißen und den Helden vom Teufel holen

ließ, woran sich denn die „Kreuzeserhöhung" anschloß, daß er einen Baum bestieg und hier das Buch „zur wohlverdienten Strafe und zum erschrecklichen Exempel" an beiden Enden des Deckels annagelte.

Da er am Hofe alles lenkte, mußte er auch für dessen Feste sorgen, diesen künstlerischen Werth und innere Bedeutung zu geben suchen, wodurch er sich auch die Herzogin zu verbinden hoffen durfte. Schon vor seiner Ernennung hatte der lebhafte, bezaubernd schöne Dichter nicht bloß bei der herzoglichen Bühne gewirkt, sondern war selbst mit höchstem Beifall aufgetreten. Jetzt glaubte er die aus seinem Verhältniß zu Frau von Stein entsprossenen „Geschwister" als jüngstes Erzeugniß seiner Muse dem Hofe nicht vorenthalten zu dürfen. Die Hauptrollen spielten er und die anmuthige Amalia von Kotzebue. Da man den Geburtstag der Herzogin früher nur mit Galatafel, Cour und Ball gefeiert hatte, glaubte er diesen durch eine bedeutende neue Bühnendarstellung ehren zu müssen, und so lieferte er schon im ersten Jahre die auf die Herzogin bezügliche „Lila"; im zweiten verspottete er die von ihm selbst einst dichterisch verklärte, aber zur leidigen Mode gewordene Empfindsamkeit auf ergetzlichste Weise; im dritten Jahre, wo der Geburtstag wegen der nahen Niederkunft nicht gefeiert werden konnte, schuf er eine höhere Dichtung zu allgemeiner Erhebung — seine „Iphigenie" gab der Ettersburger Bühne die höchste Weihe. Waren auch jene beiden ersten nur zur Festfeier gemachten Stücke, mit Ausnahme der „Proserpina" in „Den Empfindsamen", ohne hohen dichterischen Werth, so übte er dabei doch sein dramatisches Talent, und, da er alles, was er schuf, mit seinem Geiste belebte, waren sie keine bloße Zeitverschwendung. Doch darauf beschränkte sich Goethes Betheiligung an den Hoffesten nicht. Auch an tollen Carnevalspossen und Stegreifdichtungen fehlte es nicht. So hören wir im Jahre 1777 von einer zur Fastnachtszeit gegebenen Tragikomödie „Leben und Thaten, Tod und

Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Karthago", in fünfzehn Akten, an der er wenigstens mit betheiligt war, und am 5. Januar 1778 wurde unter „allerlei Thorheit" eine Komödie extemporirt. Auch bei den Redouten fehlte es nicht an Aufführungen.

Zu seiner Freude bemerkte er, daß bei allen Geschäften und Zerstreuungen sich viel „fröhliche Imagination" in ihm erhalten. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele", merkt er im Januar 1779 sich an; „wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit." Freilich äußert er kurz darauf, als er mit „Iphigenie" beschäftigt ist, er sehe, daß er diese gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu kavalier behandle und mit seinem Talent etwas häuslicher werden müsse, wenn er je noch was hervorbringen solle: aber wie sehr ihm dieses noch zu Gebote stand, zeigt die glückliche Vollendung des Stückes noch im Laufe des Monats. Seit dem Anfange des Jahres 1777 hatte er seinen „Wilhelm Meister" angefangen, dessen Held, ein reicher Kaufmannssohn, von der Liebe zu einer Schauspielerin und von der Idee, ein Nationaltheater zu gründen, auf die Bühne getrieben werden sollte, zu der er, wie er selbst später einsehn muß, gar kein Talent hat. Freilich blieb er schon im zweiten Buche stecken, da ihn bald die Ausführung eines andern Romans anzog, der aber ebenso wenig zu Stande kam, als sein Drama „Der Falke", das er nach einer Novelle des Boccaccio ersonnen hatte. Aber auch in Frankfurt hatte er manches unvollendet gelassen, weil er die Lust daran verlor, und seinen „Wilhelm" gab er so wenig auf, daß er überall eifrig neuen Stoff dazu sammelte. Wie empfänglich er für wahre Dichtung war, zeigt der Beifall, den er Wielands „Oberon" spendete. Dem Wunsche der Herzogin von Würtemberg, Goethe und Wieland möchten für sie dem Maler Hofrath May sitzen, glaubten beide willfahren zu müssen. Goethe saß am 26. Juli 1779 Vor- und Nachmittags, wobei Wieland ihm

den Gefallen that, aus seinem „Oberon" vorzulesen, von dem damals fünf Gesänge vollendet waren. Noch nie hatte Wieland jemand über die Dichtung eines andern so vergnügt gesehen. In Mays Gemälde glaubt man noch die glückliche Stimmung Goethes und den lieblichen Eindruck der reizenden Dichtung auf ihn zu erkennen. In seinem Tagebuch schreibt dieser, „Oberon" sei ein schätzbar Werk für Kinder und Kenner, das niemand Wieland nachmache. Unendlich freute er sich, daß dem Freunde hier eine in ihrer Art ganz vortreffliche, allen Forderungen der Kunst entsprechende und dabei sehr unterhaltende Dichtung gelungen.



Abb. 21. Goethe. Nach einer Photographie unmittelbar vom Gemälde May's.

Sein eigener dichterischer Ruhm kümmerte ihn nicht: er ließ es ruhig geschehen, daß die Nachdrucker, gegen welche sich die ursprünglichen Verleger gar nicht regten, mit seinen Werken hausirten, ja der Berliner Buchhändler Himburg gab „J. W. Goethens Schriften" in drei Bänden heraus, die dann auch in Karlsruhe nachgedruckt wurden. Bei der dritten Ausgabe vom Jahre 1779 fügte er einen vierten Band hinzu, der außer kleinern bisher übersehenen Sachen gar eine Sammlung seiner zerstreuten lyrischen Gedichte brachte. Himburg hatte die unverschämte Höflichkeit,

dem Dichter einige Exemplare dieses vierten Bandes zu schicken, sich des ihm durch die Sammlung erzeigten Dienstes zu rühmen und ihm als Erkenntlichkeit etwas Berliner Porzellan anzubieten. Goethe rächte sich nach seiner Weise durch einige nur den Vertrautesten mitgetheilte Spottverse, und verächtliches Schweigen gegen den Menschen, der aus Gewinnsucht noch vor seinem Tode seine Siebensachen zusammendruckte.



Abb. 22. Wieland, von Goethe gezeichnet. Nach der Zeichnung auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar zum erstenmal gegeben.

Neben der Dichtung zog ihn die bildende Kunst noch immer lebhaft an. Er zeichnete, malte und ätzte, besonders gefiel er sich im Porträtiren, wie er nicht bloß Frau von Stein, Corona Schröter, die Waldner, sondern auch den alten Dr. Siewers in Oberweimar zeichnete. Am besten gelang ihm Wieland, den er am 24. Juni 1776 in seinem Garten zeichnete und besser traf, als es bisher einem Maler gelungen; und doch wollte er ihn noch einmal machen. „Der Hauptumstand ist", schrieb Wieland an Merck, „daß es Goethe und con amore gemalt hat." Im Verständnisse der Gemälde wuchs der Dichter immer mehr und er sann über allerlei Kunst nach.

Aber auch zu neuen ihm bisher fast fremden Wissenschaften zog ihn sein geschäftliches Leben, besonders zur Stein- und Pflanzenkunde, die später für ihn so bedeutend werden

sollten. Von der Physiognomik kam er freilich fast ganz zurück, wenn auch der dritte Band der „Physiognomischen Fragmente" durch seine Hände ging. Eine Zeit lang nahm er solchen Antheil an der Schädellehre, daß ihm der Herzog sechs Schädel kommen ließ, aber die Lust daran verlor sich bald, da ihm Berg und Wald näher traten.

Leider entfremdete seine nähere Kenntniß der Hof- und Geschäftsleute ihn diesen immer mehr, er verschloß sich in sich, aber ohne zum Menschenfeinde zu werden. Bei allem, was er litt und trug, fühlte er sich so glücklich, wie er keinen andern kenne, in der Hand eines ihm gewogenen Schicksals. Freilich sieht er in seiner Verstimmung zuweilen sein bisheriges Leben trüb an, er klagt, daß er noch keinen Weg zurückgelegt habe, aber dieser Vorwurf trifft nur seine Jugend, die Zeit vor dem ihm in Weimar aufgegangenen Leben, das zu übersehn er sich noch nicht getraut. Die ruhigste Zufriedenheit spricht sich in dem Briefe aus, welcher seine und des Herzogs Ankunft der Mutter meldet: „Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann", äußert er, „ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat." Er fand sich damals auch körperlich wohl, wozu seine Diät beitrug, da er dem Kaffee, wie auch der Herzog, ganz entsagt hatte und nur die Hälfte Wein wie früher trank, oft auch in lustiger Gesellschaft sich des Weines und Punsches ganz enthielt. Als Lager diente ihm, wie auch dem Herzog, ein Strohsack nebst Leintuch, mit einer leichten Decke. Besonders liebte er das kalte Baden, selbst im Winter, wie er im Februar selbst mit den Kindern der Frau von Stein badete. Daneben liebte er die Bewegung, früher besonders zu Pferde, später auch zu Fuße, und am Fechten und an sonstigen Körperübungen ließ er es nicht fehlen.

Am 2. Juni 1778 schreibt er der Frau von Stein: „Daß Sie mich lieb haben, glaub' ich und fühls. Sie und der Herzog wohnen über mir, wie Nagel und Schleife, daran Rahm und Gemälde hängt." Die glühende Neigung zu Charlotten hatte ihm freilich manche Schmerzen bereitet, aber das Vertrauen zu ihr, der er sein ganzes Herz eröffnen müsse, war immer tiefer gegründet worden. Wir haben Charlotten bei ihrer Reise nach Pyrmont verlassen. Nach Kochberg zurückgekehrt, erfreute sie den mit dem Herzog sehnsüchtig in Ilmenau weilenden Dichter mit der Kunde, daß sie auf der Reise nach Weimar eine Nacht daselbst verweilen werde. Hier führte er sie an seinen Lieblingsort, in die Hermannstädter Höhle, wo er, ihre Hand haltend, ein S in den Sand zeichnete, wie er ein solches später zur Erinnerung an diesen ahnungsvollen Augenblick in den Felsen meißelte; auch fuhr er mit ihr eine Strecke des Weges nach Weimar. Leider wirkte dieser köstliche Tag nicht so beruhigend, wie Charlotte gehofft. In Weimar zeigte er sich so gespannt und leidenschaftlich, daß sie seinen Besuch an seinem Geburtstage sich verbat, da sie einen Ausbruch seiner Liebesglut fürchtete, ihn auch durch keine Gabe erfreute. Wußte er sich auch an den nächsten Tagen in ihrer Gegenwart zu fassen, den 1. September zieht er sich wieder von ihr eine ernste Mahnung zu, die ihm die ärgerliche Aeußerung auspreßt, wenn es so fortgehe, würden sie noch zu lebendigen Schatten. Als sie sich nach Kochberg begibt, verbietet sie ihm, sie dort zu besuchen, ja sie läßt Lenz dorthin kommen, um ihr Unterricht im Englischen zu ertheilen. Daß diese „zerstörte Seele" ihres Umgangs gewürdigt werde, erweckte seine bitterste Eifersucht, doch ließ sie es an kleinen Sendungen und Briefen nicht fehlen, welche den Unglauben aussprachen, daß er sich je ihr gegenüber zu mäßigen lernen werde. Seine höchste Freude war es, für sie zu zeichnen, aber der Schmerz, daß sie ihn von Kochberg fern halte, traf ihn so tief, daß er ihn nimmer vergaß. Als sie am 5. Oktober auf kurze Zeit nach

Weimar gekommen, fühlte sie sich wiederum von ihm verletzt. „Sie kommen mir eine Zeit her vor, wie Madonna, die gen Himmel fährt“, schrieb er ihr in tiefster Sehnsucht. Sie selbst fühlte sich durch seine Klage innigst gerührt, zugleich aber regte sich in ihrer Seele das Bedenken, ob ihre Pflicht als Gattin nicht fordere, daß sie ganz mit ihm breche: aber sie fühlte sich stark genug, jeder Verletzung ihrer Treue zu widerstehn, und sie erkannte es als ihre Sendung, den hochbegabten Dichter sich und zugleich der Tugend zu erhalten, indem sie ihn zur Entsagung und zu reiner Seelenliebe bestimme. Nach ihrer Rückkehr zeigte er sich so mäßig und ruhig, daß sie am Jahrestag seiner Ankunft ihr Tagebuch, das sie über diese ganze Zeit seiner Bekanntschaft geführt, ihm zu vertrauen wagt. Er selbst hatte seine Entsagung damals in seinen „Geschwistern“ dichterisch ausgesprochen, deren Aufführung er im November betreibt. Am Abend des 16. sieht er, nachdem er eben das Stück mit Amalia Kotzebue probirt, die eben angekommene Corona, für deren Unterkommen er, als Vermittler ihrer Anstellung, wohl gesorgt hatte. In der Nacht auf den 18. macht er ein wächsernes Modell zu einem Schlitten für Charlotten und er bestellt diesen gleich am andern Morgen, aber schon den Nachmittag „hat ihn die Unruhe wieder an allen Haaren“, so daß er ausreiten muß. Diese Unruhe war die trotz der Ankunft der reizenden Corona für Charlotten sich regende Liebesglut, die auch am folgenden Tage anhielt, erst am 21. nach der Aufführung der „Geschwister“ sich beruhigte. Wenige Tage später las Lenz ein Scherzgedicht vor, in welchem er auf Charlottens Verhältniß zum Dichter und zugleich auf die Herzogin Amalia spottend hindeutete. „Lenzens Eselei“ verzeichnet das Tagebuch unter dem 26. Je sorgfältiger sich Charlotte gehütet hatte, in das Gerede zu kommen, um so tiefer mußte ihn eine solche Entweihung des tollen Gesellen aufregen, der sich der edelsten Behandlung zu erfreuen gehabt. Da half kein Rath: Lenz, der das edelste Herz und seine Liebe gekränkt

hatte, mußte fort. Goethes herzzerreißender Schmerz zeigte Charlotten, wie tief die Liebe zu ihr in seiner Seele wurzele.

Von der mit dem Herzog unternommenen Reise nach Leipzig und Dessau zurückgekehrt, fand er bei Charlotten die liebreichste Aufnahme, ja er empfing von ihr ein Geschenk, das ihn sehr erfreute, vielleicht einen Ring, wogegen er ihr einen Wanderstab schickte. Leider hatte ihn die Reise und die ihm immer ungünstige Decemberwitterung so angegriffen, daß er Arznei nehmen mußte. Eben damals hatte er den Gedanken gefaßt, dem guten Glücke in seinem Garten einen Weihestein zu setzen. Aber als er am Christmorgen Charlotten zum Geburtstage Glück wünschte, kam es zu einer heftigen Scene, die ihn zur Verzweiflung brachte und ihm den Schluß des Jahres verbitterte, wenn er auch in seiner Noth überall nach Unterhaltung suchte. Die Veranlassung war wohl das ihr bestimmte Geburtstagsgeschenk des Schlittens, das sie entschieden abwies, weil sie dadurch ins Gerede kommen werde. Am letzten Jahrestage speist Charlotte an der Hoftafel, fährt dann mit dem Hofe nach Tiefurt. Goethe ißt bei Wieland und kommt allein auf seinem unglücklichen Schlitten nach, den er auf der Fahrt zerschlägt. Das Tagebuch schließt diesen Tag mit den Worten: „Wunderbare Wirthschaft in der Laube. Fieberhafte Wehmuth.“ Charlotte hatte mit entschiedenem Bruche gedroht. Wie, wenn sie diese Drohung ausführte? Er hätte es dann in Weimar nicht mehr ausgehalten, und doch fühlte er sich an dieses gefesselt. Coronens Schönheit zog ihn mächtig an, aber sie hatte kein Herz, an dem er ruhen konnte, keine Tiefe des Geistes und Gemüthes, die ihn gehalten und gehoben hätte.

Auch in den beiden nächsten Jahren fehlte es nicht an dem „Sonnenregen der Liebe“, dem „Plagen“. Charlotte fand noch mehrfach, wenn Goethe sich leidenschaftlich hinreißen ließ oder sie dies, besonders an bedeutenden Erinnerungstagen, von seiner Aufregung fürchten mußte, sich zu dem bewährten Mittel genöthigt, ihn von sich entfernt

zu halten. Dazu kamen ihre Hinneigung zu trüben Gedanken, der Glaube an ihre häufigen Träume und die Furcht, ihr sei kein wahres Glück bestimmt, und so werde auch Goethe ihr noch einmal untreu werden, nicht auf dem eingeschlagenen Wege der Tugend fortwandeln. Dieser selbst fühlte sich vielfach unwohl und gedrückt, versank in Trübsinn und Trauer, die ihn selbst in ihrer Gegenwart oft mißmuthig stimmten und unleidlich machten, so daß sie zuweilen gar an seiner Liebe zweifeln konnte. Im März ist er viel um die kranke Freundin, die er zeichnet. Meist fanden sie sich im Bewußtsein ihrer treuen Liebe und ihres vollen Werthes glücklich. Abends ruhte er an ihren Augen, wie er sagt, von mancherlei aus, von allen Lasten und Leiden des Tages. Charlottens Liebe war, so äußert er selbst einmal, der Faden, an den sich alle seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien (Liebeleien) hingen; denn er bedurfte immer vieler weiblicher Herzen, in denen er sich spiegelte, an denen er nähern oder fernern Antheil nahm. Wir gedachten schon der witzigen und spitzigen Göchhausen, der liebenswürdigen Amalia Kotzebue und der so verführerischen wie geistreichen Frau von Werther. Näher stand ihm die Hofdame der Herzogin Luise Adelaide von Waldner-Freundstein, deren gefälliges und gemüthliches, aber nicht tiefes Wesen ihn ansprach und häufig nach Belvedere zog, doch schien sie ihm später immer koketter zu werden. Auch Charlottens Schwägerin, Fräulein von Stein, Hofdame bei der Herzogin Mutter, die von ernstem und tiefem, aber verschlossenem Sinne war, schätzte er sehr. Diese und viele andere Damen des Hofes überstrahlte weit an Schönheit, Würde und Kunstsinn Corona Schröter, zu der sich eine schmeichelnde Neigung in seiner Brust regte, die ihn wohl beunruhigen und leidenschaftlich aufregen konnte, doch wußte er sie um so leichter zu überwinden, als sie nichts weniger als ihm entgegenkam und der Herzog selbst für sie entbrannt war; denn mußte er dessen Neigung

zurückzuhalten suchen, so durfte er sie um so weniger sich zueignen, wie er auch mit der zu ihm hinneigenden Caroline von Ilten schon deshalb kein näheres Verhältniß eingehn konnte, weil er ihrer Verbindung mit dem Prinzen Constantin hatte entgegentreten müssen. Im Anfang des



Abb. 23. Corona Schröter.
Nach einer Photographie des Gemäldes von Anton Graff.

Jahres 1777 freute er sich, daß ihm die Sorge für die künftige Amtswohnung von Charlottens Gatten übertragen wurde. Wenige Monate später führte gegenseitige Theilnahme an großem Schmerze sie sich näher: Goethe fand bei der Freundin Trost, als er seine Schwester verlor, Charlotte bei ihm in ihrer tiefen Trauer um das Hinscheiden einer Freundin. Im folgenden Jahre wird die Familien-

verbindung inniger. Sonntags ißt er regelmäßig bei ihr zu Mittag, aber auch in der Woche läßt er sich zuweilen von ihr das Essen in einem Geschirre holen, auf welchem Kraus seinen Wahlspruch „Alles aus Liebe“ hatte anbringen müssen; auch sendet er selbst zuweilen eine Speise für sie oder etwas in ihre Küche. Der Kinder nimmt er sich auf das liebevollste an, besonders ihres Lieblings, des fünfjährigen Fritz. Sie zeigt sich jetzt freier nach außen mit ihm, geht sogar Abends mit ihm spazieren, doch er stört nun sein Glück zuweilen durch Eifersucht, obgleich gerade in dieser Zeit Corona ihm selbst näher getreten ist. Charlottens älterer Bruder führte ihr in diesem Frühjahr eine liebe Schwägerin in der vierundzwanzigjährigen höchst anmuthigen, feinfühlenden und reichgebildeten Sophie von Bernstorff zu, die längere Zeit bei ihrer Tante, der Wittwe des berühmten Dänischen Ministers, gelebt hatte. Charlotte schrieb dieser, noch sei es Zeit, daß ihr ein Engel begegne, da ihr Herz schon im Zuschließen gewesen. Das Zusammenleben mit der neuen Schwägerin nahm ihre Zeit sehr in Anspruch, wodurch sich Goethe unangenehm vereinsamt fand, besonders da er sie auch in Kochberg nicht besuchen durfte. Ueberlang blieb sie diesmal auf ihrem Gute. Als sie von dort zurückkehrte, war er von aller Welt sehr entfremdet und gedrückt. „Sie kommt mir immer liebenswürdiger vor, obgleich fremder; wie die übrigen auch“, vertraut er am 9. December seinem Tagebuch. Den folgenden Tag schrieb er ihr: „Behalten Sie mich lieb auch durch die Eiskruste! vielleicht wirds mit mir wie mit gefrorenem Wein.“ Von jetzt an ist das Verhältniß durchaus innig und ungetrübt. Schon am Anfang des Jahres 1779 denkt er ihr zum Namenstag, den 5. Juli, einen Tisch seiner eigenen Erfindung zu verehren, wozu er alles einzelne suchen und anordnen will. Mit Corona kommt es zu einer Spannung, doch reicht diese nach längerer Zeit ihm die Hand zum Frieden, die er mit wahrer Wonne ergreift, da er fühlt, daß er nicht ohne Schuld gewesen. Sein Ver-

hältniß freundlichen Wohlwollens zu ihr ist jetzt fest und entschieden. Ehe er Ende Februar zur Aushebung nach Jena geht, schenkt Charlotte ihm ein Westchen. Sie hätte ihm noch einen Talisman mehr mitgeben können, schreibt er ihr von Dornburg; denn er habe zwar mancherlei von ihr, doch noch nicht genug. Bei seiner „Iphigenie“ ist sie seine Muse; schwebte ihm ja hier der beruhigende Einfluß vor, den sie diese Jahre über auf ihn geübt. Der Triumph, den Corona mit und neben Goethe in diesem herrlichen Stücke feierte, erregte ihre reinste Freude. Dringend forderte sie ihn zur Fortsetzung des „Egmont“ auf, wie sie auch an „Wilhelm Meister“ regsten Antheil nahm. Da trotz alles Drängens der längst in Angriff genommene Tisch zu ihrem Namenstag nicht fertig geworden, verehrte er ihr zu diesem einen Kupferstich der heiligen Cäcilie. Ehe sie am 11. August nach Kochberg geht, beschenkt sie ihn zu seiner höchsten Freude wieder mit einer Weste. Zu Kochberg besucht er sie elf Tage später; es sei jetzt das erstemal, meint er, daß es ihm dort wohl geworden, und doch kann er sich noch immer nicht ganz mit dem Ort und der Gegend befreunden, da ihn die Erinnerung an das Leid befällt, das er vor drei Jahren empfunden, als sie ihm den Besuch daselbst verbot. Leider muß er ganz unerwartet nach Weimar zurück. Zu seinem Geburtstage beschenkt sie ihn wieder. Sechs Tage später theilt er ihr mit, daß er nächstens mit dem Herzoge „eine gewünschte und gehoffte Reise“ antrete, die ihn lange von ihr trenne; wohin diese gehe, konnte er ihr so wenig verrathen, wie vor zwei Jahren, daß er den Harz besuche; selbst die Herzogin wußte das Ziel der Reise nicht. Als er am 6. September die Ernennung zum Geheimerath erhält, „greift ihn der Wirbel der irdischen Dinge, auch allerlei anstoßende Gefühle an“, doch wagt er nicht diese Gefühle aufzuschreiben. Damals mag ihn auch der Gedanke betroffen haben, daß er bei allem, was er in Weimar gefunden, ein behagliches häusliches Glück ent-

behre, doch sagte er sich auch wohl, wie wenig ein solches in seiner damaligen Stellung möglich sei, und er segnete das Glück, das ihn eine so liebevolle, ihn ganz verstehende Freundin habe finden lassen. Wenn er an demselben Tage einen politischen Fehler an sich bemerkt, der schwer zu tilgen sei, so ist an den gründlichen Ernst und die Redlichkeit zu denken, die eben von seiner Natur unzertrennlich waren. Unmittelbar vor der Abreise sagte er der Freundin noch einmal Lebewohl und Dank für den neuen, eben gesandten Talisman. „Nach Frankfurt gehen wir", schreibt er; „ich weiß, Sie freuen sich mit in der Freude meiner Alten." Er ließ ihr die Schlüssel seines Hauses und seines Gartens zurück.

3.

Am Morgen des 12. September verließen sie Weimar. Nur der gemüthliche und genügliche Oberforstmeister von Wedel und einige Diener, unter denen Goethes treuer Seidel, begleiteten die zu Pferde Reisenden. In Kassel suchte man den berühmten Weltreisenden Georg Forster auf, der dort Lehrer der Naturgeschichte war. Wedel, der sich als Kammerherr von Wedel einführte, und der namenlos nebenhergehende Goethe luden ihn in den Gasthof zu dem dort als Oberforstmeister von Wedel weilenden Herzog. Erst auf Forsters Frage gab sich Goethe zu erkennen. Er war ernsthaft, sprach wenig, fragte, wie auch der Herzog, nach den Südseeländern, deren Einfalt ihn freute, hörte meist nur dem Gespräche zu. Forster brachte die Rede auf Jacobi, den er neulich kennen gelernt, und auf dessen „Woldemar", was Goethe aufs Herz fallen mußte. Der Herzog gefiel Forster, da er viel, aber nie albern fragte. Alle landgräflichen Sammlungen, auch der Weißenstein (jetzt Wilhelmshöhe) wurden besucht. Goethe labte sich an der Gemäldegalerie.

Es war ihm einer der seligsten Augenblicke, als er in seiner Vaterstadt, wo ein Feuerzeichen sie Abends empfing,

den Herzog unter sein väterliches Dach führte. Wie viele hatten hier seit seiner Abwesenheit eingesprochen! Außer Lenz der Maler Müller, der Kraftapostel Kaufmann, Wieland und die Herzogin Amalia mit der witzigen Göchhausen. Das mütterliche Herz der Frau Rath jubelte hoch auf, als ihr „Hätschelhans" so gesund und freudig bewegt ihr seinen Herzog zuführte; es war die schönste Erfüllung ihrer kühnsten Ahnungen; er hatte ihr, wie er vorher schrieb, einen guten Tag wie noch keinen geboten. Dagegen konnte der Vater ihn nicht mit vollem Herzen empfangen. Daß Wolfgang fern von Frankfurt am Hofe ein glänzendes, aber saures Leben führe, daß alle seine Wünsche eines bedeutenden Zusammenlebens mit ihm in seinem schönen Hause in den Wind gegangen, hatte ihm das Leben vergällt. „Gott hat nicht gewollt", hatte Wolfgang der Mutter bei seiner Anmeldung entsagungsvoll geschrieben, „daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben, und so seis!" Auch seine schriftstellerische, seit lange eingestellte Thätigkeit, die ihm so viele Angriffe zugezogen, war dem Vater nicht behaglich; er nannte ihn einen zweiten Colomesius, mit Bezug auf jenen Colomies, der sich den Namen L'auteur des petits livres erworben. Er war still und abgestumpft, sein Gedächtniß hatte abgenommen, während die Mutter „noch in ihrer alten Kraft und Liebe" war. Alle alten Freunde und Bekannte strömten in das von Wieland als casa santa bezeichnete Haus mit den drei Leiern und freuten sich des lieben Landsmanns aus vollem Herzen. Nur ein über den Verrath seiner Freundschaft klagender Brief Jacobis betrübte ihn hier; die Kunde von der Verspottung seines „Woldemar" hatte das entstellende Gerücht diesem zugetragen. Der Herzog galt auch hier für den Oberforstmeister von Wedel, doch war sein Inkognito sehr durchsichtig. Man schied in der Hoffnung baldigen Wiedersehens.

Von Darmstadt begleitete Merck die Reisenden auf

seinem Schimmel durch die Bergstraße. Als sie Speier gegenüber waren, vertraute Goethe Charlotten, daß es nach der Schweiz gehe, wo sie mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt sich umzutreiben und ihre Geister im Erhabenen der Natur zu baden hofften. Eine große Freude sei es ihm, auf dieser Reise sein Leben zu wiederholen, alle alten Bekannten wiederzusehn. In Speier besuchten sie den Dom und die Gemäldegalerie des Domherrn Beroldingen.

Von Selz aus ritt Goethe allein nach Sessenheim, wo er „gar gut und freundlich" aufgenommen wurde. Friederike, die er in einem Augenblicke verlassen, wo es ihr fast das Leben gekostet, so berichtet er der Weimarer Freundin, ging leise darüber weg, ihm zu sagen, was ihr von einer damaligen Krankheit noch übrig geblieben; sie betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom Augenblick an, als er ihr unerwartet auf der Schwelle begegnete; auch nicht durch die leiseste Berührung suchte sie irgend ein altes Gefühl in seiner Brust zu wecken, obgleich sie ihn in jede Laube führte. Viel sprach sie über Lenz, den man vor drei Monaten, da er geistig verkommen war, nach Riga zurückgeholt hatte; Karl August hatte zuletzt die Kost für den Unglücklichen bezahlt. Sie erzählte ihm, daß er sich in sie verliebt gestellt und Goethe zu schaden gesucht. Auch nach seiner Verbannung von Weimar hatte er sie aufgesucht. Goethe fand noch seine Friederiken geschenkten Lieder, die sie, wie alles von ihm, heilig bewahrte. Die Eltern zeigten sich treuherzig; man meinte, er sei jünger geworden. Er verbrachte den Abend unter lieblichsten Erinnerungen beim schönsten Vollmond. Am andern Morgen schied er, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, herzlich erfreut, daß er wieder mit Zufriedenheit an diesen Ort seiner reinsten Jugendliebe denken dürfe, da er die so tief Verletzte mit sich ausgesöhnt. Er sollte Friederiken, die „ihn ehemals schöner, als ers verdient, geliebt, und mehr

als andere, an die er viel Leidenschaft und Treue verwendet", nicht mehr wiedersehn. Diese lebte in treuem Andenken an den Jugendgeliebten, nach dem sie keinen mehr lieben konnte. Nach dem Tode des Vaters begann sie mit ihrer Schwester Sophie einen kleinen Handel zu Rothau im Steinthal, wo ihr Bruder Pfarrer war, und sie freute sich, junge Mädchen im Haushalt anzuführen. Nach Gervinus hätte sie mehrere Jahre (es könnte dies nur von 1788 bis 1792 gewesen sein) bei einer Schwester Weylands gelebt, die an den Elsasser Rosenstiel verheiratet war. Dieser war Jurisconsulte du Roi zu Versailles; er folgte dem Könige von dort 1789 nach Paris, wo er in aller Zurückgezogenheit lebte. Von Seiten der Familie Weyland wird diese Behauptung stark bezweifelt. Gewiß ist, daß Friederike, als ihr Bruder 1801 von Rothau versetzt wurde, zu ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx zu Diersburg im Badischen, ging, dem sie vier Jahre später nach Meißenheim bei Lahr folgte. Hier lebte sie, ihrer Freundlichkeit, Herzlichkeit und Wohlthätigkeit wegen allgemein verehrt und von der ganzen Gemeinde als „Tante" begrüßt. Eine Dame, bei der sie in Diersburg die Stelle der verstorbenen Mutter eine Zeit lang vertrat, berichtet, sie habe sich als Kind einen Engel lange nur wie Tante Brion in weißem Kleide vorstellen können. Friederike starb am 3. April 1813, zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Theils von „Dichtung und Wahrheit"; geschrieben war das sie betreffende elfte Buch schon vor ihrem Tode. Ein Leben Goethes muß dieser seiner reinsten, treuesten Jugendliebe mit inniger Verehrung gedenken. Das zwanzigjährige Mädchen hatte die Kraft, dem mit allen Liebesreizen ausgestatteten Jüngling zu entsagen, den sie nicht fesseln zu dürfen glaubte, den sie aber in ihr Herz geschlossen hielt — eine der herrlichsten Dulderinnen der Liebe. Am 19. August 1866 wurde auf dem Meißenheimer Kirchhofe ein sinniges Denkmal der Längstentschlafenen errichtet und so eine

Ehrenschuld des Deutschen Volkes gesühnt. Leider hat sich keine Abbildung Friederikens erhalten, und so mußte Hornberger bei dem zu dem Denkmale gelieferten Relief seiner Einbildung folgen. Da wir somit ihr Bildniß nicht geben können, mögen hier Worte, von ihrer Hand geschrieben, eine sinnliche Erinnerung an Goethes „Beatrice" geben.

In Straßburg traf Goethe wieder mit dem auch hier ganz unbekannt weilenden Herzog zusammen. „Ich ging zu Lili", schreibt er der Weimarer Freundin, „und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergetzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. Ihr Mann, aus allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein; er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang 2c., alles, was sie brauchte 2c." Er war abwesend. Goethe aß bei Frau von Türckheim Mittags und Abends und ging in schönem Mondschein weg. Welch ein anderes Bild als Friederike war die im Wohlstand lebende, sich einer gesegneten Ehe freuende Lili, die alles gefunden, was sie bedurfte! Doch das Leben hatte auch sie schon durch manchen Unfall erzogen. Goethes Verlust hatte ihr einen Kampf gekostet, den ihr freilich die Familie erleichterte, da sie ihr sein Bild trübte. Im Juni 1776 hatte sie sich mit einem Kaufmann Bernard aus Straßburg, einem Verwandten ihres Offenbacher Oheims, verlobt. Seine zerrütteten Vermögensverhältnisse brachten ihn zum Entschlusse, nach Jamaika auszuwandern. Diese Kunde stürzte Lili in eine schwere Krankheit. Seit dem 25. August 1778 war sie mit dem Straßburger Banquier Bernhard Friedrich von Türckheim vermählt. Das Unglück und die Erinnerungen an Goethe, der so viel auf ihren Geist und ihr Herz gewirkt, hatten ihr Wesen vertieft. Sie ward eine der edelsten Frauen, der besten Gattinnen und Mütter. Zur Zeit der Franzö-

Verfolge ihn zärtlich, o Freude
O Unschuld, o Liebe, ihr Drey!
Doch bringt ihn im lachenden Kleide
Die Göttliche Tugend dabey.

Seßenheim d: 20 April
1785

Wer eifrig wünschet,
hat was er will,

Dies aus treuestem
Herzen von
Ihrer Freundin
Frid: Brion

Facsimile 4. Von Friederike Brion in das Stammbuch von Jonas Böckel, Studiengenosse ihres Bruders, eingeschrieben.
Nach J. Leyser „Goethe zu Straßburg“.

sischen Republik trafen sie schwere Schläge, in denen sie heldenhaft sich bewährte. In den Tagen ihrer Noth sandte sie von Erlangen aus ihrem alten Freunde Goethe einen Gruß zu; noch später empfahl sie ihm einen ihrer Schützlinge, für den er zu seinem Bedauern nichts thun konnte.

Aber noch eine theure Stätte mußte er vor dem Betreten der Schweiz aufsuchen, leider eine für ihn äußerst traurige. Am 27. ritten die Reisenden von Straßburg nach Emmendingen. „Hier bin ich nun noch am Grabe meiner Schwester", schreibt er Charlotten; „ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. — Ihre Kinder sind schön, munter und gesund." Schlosser hatte die Tante Fahlmer geheiratet. Auf deren Ankündigung ihrer Verbindung hatte Goethe im November 1777 geantwortet: „Daß du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu." Auch jetzt mußte es ihn sehr rühren, daß diese an die Stelle der Geliebten hatte treten können. Sie sprach mit ihm über die Verspottung von Jacobis „Woldemar", die er denn als einen bloßen Ausfluß muthwilliger Laune darstellte, den Jacobi selbst, wenn er zugegen gewesen, ihm nicht verargt haben würde. Ein eigener Widerwille, sich über so etwas brieflich auszulassen, hielt ihn ab, den alten Freund persönlich deshalb zu beruhigen. Seinen Schwager Schlosser fand er sehr gut; dieser freute sich seines Goethe wieder, auch des Herzogs um beider willen, da dieser verdiene, Goethe zu haben und Herzog zu sein. Zwei Fräulein Gerock fand Goethe hier zum Besuch. Mit diesen und seiner Gattin begleitete Schlosser die Reisenden bis ins Höllenthal.

In Basel sahen sie bei Mechel vortreffliche Gemälde. Durch das herrliche Münsterthal ging es nach Biel und zu Rousseaus Peterinsel; es war gerade Weinlese, die sie eben so erfreute, wie im Badischen der überaus reiche Obstsegen. Aus dem Murtener Beinhause nahm Goethe sich ein Stückchen vom Hirnschädel eines gefallenen Bur-

gunders. Bei der vom schönsten Wetter begünstigten Reise durch das Berner Oberland zeigte sich leider wieder Karl Augusts Unart, mit Mühe und Gefahr ohne Zweck und Noth etwas Unnöthiges zu versuchen, was denn Goethe bestimmte, nicht so hoch und tief hineinzugehn, als er sonst wohl gethan haben würde. Auch andere Leidenschaften des heißblütigen jungen Herzogs fielen ihm unbequem. Dagegen erfreute ihn sein gutes Aufpassen und Theilnehmen. In Bern wurden alle Sammlungen und bedeutenden Leute besucht. Mit dem großen Naturkundigen Wyttenbach unterhielt sich Goethe drei Stunden lang. In Lausanne zog ihn die bezaubernd schöne und liebenswürdige Marchesa Branconi an, die Lavater, der die wunderlichen Schicksale dieser dem Herzog von Braunschweig heimlich angetrauten und von ihm erhobenen Italienerin kannte, als eine der edelsten und reinsten Frauen verehrte. Von Genf aus zogen sie auf des Herzogs dringenden Wunsch, da der berühmte Naturforscher de Saussure den von allen Seiten abgerathenen Versuch für ungefährlich erklärte, über die Savoyischen Eisgebirge ins Wallis, und drangen über die Furka zum Gotthard. Auch diesmal zog es Goethe nicht von der Spitze des Gotthard nach Italien, da er einsah, dem Herzog würde diese Reise nichts nützen und es sei nicht gerathen, so lange von Hause zu bleiben. Die Freundin, welche die vortrefflichen Schilderungen und die liebevollen Bekenntnisse seiner Reisebriefe höchlich erfreuten, hatte unterdessen seinen Schreibtisch bei ihrer Rückkehr von Kochberg zu höchster Freude in ihrem Zimmer gefunden. Ihr Bedenken, das Geschenk sei zu kostbar, lehnte Goethe einfach dadurch ab, daß er auf dessen wahren Werth hinwies, da er vom Anfange des Jahres an stets dafür liebevoll besorgt gewesen, was, wenn Freundschaft sich bezahlen ließe, die einzige von Gott und Menschen geliebte Art wäre.

In Zürich wohnten sie im herrlich gelegenen Gasthof an der Limmat und hatten ein gar gutes Leben mit Lavater,

dessen brauner Tisch sie oft vereinigte, sahen alle „Cabinets, Zeichnungen, Menschen und Thiere“. Lavaters Umgang ward ihnen, wie Goethe gehofft, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide am Himmelsbord“. Das



Abb. 24. Marchesa Branconi.
Von A. Weger in Leipzig nach einem Oelgemälde gestochen.

Glück eines Menschen, der „in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der im Wirken Genuß hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut“, mußte für den Herzog eine Cur sein, dem es zu Hause und in seiner Familie nicht behaglich werden wollte, den es immer nach etwas Hohem und Besonderm trieb.

Auch Karl Augusts von Goethe genährte Neigung zu alten Kupferstichen und Holzschnitten fand hier reiche Nahrung. Seinen lieben Jugendgenossen Kayser traf Goethe noch in Zürich. Er hatte vor zwei Jahren sich für dessen „Gesänge mit Begleitung des Klaviers" um einen Verleger bemüht, aber Kayser war, da er die großen Erfolge, welche er in der Musik erwartete, nicht erreichte, mit sich selbst zerfallen. Goethe suchte den alten, des rechten sittlichen Haltes ermangelnden Freund zu frischem Streben zu ermuthigen, und dachte schon damals für ihn ein Singspiel zu schreiben, das ihm in Weimar, wo er es zunächst zur Aufführung bringen wollte, aber auch in der Schweiz einen Namen machen werde, eine dramatische Schweizeridylle. Lavater konnte sich nicht enthalten, die seinem Herzen so nahe Getretenen noch einmal in Schaffhausen zu sehn. Beim Rheinfalle wurde ein starker Dialog übers Erhabene gehalten. Mit Lavater, schrieb Goethe, sei es wie mit dem Rheinfalle; auch ihn glaube man, wenn man ihn wiedersehe, noch nie gesehen zu haben; er sei die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten.

Leider mochte der Herzog sich auf der Rückreise den Besuch der Höfe nicht versagen. In Stuttgart blieben sie acht Tage. Schillers Herzog erwies Karl August, obgleich das Inkognito strenge gehalten wurde, alle Aufmerksamkeit, behandelte auch dessen Gefolge sehr artig. Bei der Jahresfeierlichkeit der Militärakademie war Goethe mit dem Herzog Zeuge, wie ein rothköpfiger, ins einundzwanzigste Jahr getretener Eleve drei Preise in der Medicin erhielt und um den für Deutsche Sprache und Literatur ausgesetzten nur durch das gegen ihn entscheidende Loos kam — es war Schiller, der hier den auch von ihm verehrten Dichter des „Werther" und „Clavigo" in der Begleitung seines Herzogs sah. Dieser war, seit er das Land der Berge und der Freiheit verlassen, mit seiner dramatischen Schweizeridylle „Jery und Bätely" beschäftigt; die Wei-

marer Bühne sollte, trotz seiner Reise, nicht zu kurz kommen, vielmehr hoffte er von dem anmuthig an die Schweizerreise erinnernden Singspiele, gleichsam der dichterischen Frucht derselben, auf dem neu hergestellten Weimarer Theater eine besondere Wirkung. Auch trug er sich mit dem Gedanken, ihrer von einem guten Geiste geleiteten, vom schönsten Glücke begünstigten Reise im Weimarer Park ein Denkmal zu setzen; da er aber etwas dieser ersten mit dem Herzog in die freie Welt unternommenen ganz einzigen Reise durchaus Würdiges beabsichtigte, bat er Lavater, ihm vom Maler H. Füßli, von dem er so schöne Sachen bei ihm gesehen hatte, einen Entwurf zu verschaffen.

Viel weniger bedeutend als der immer merkwürdige und belehrende Aufenthalt zu Stuttgart waren die Tage am Karlsruher Hofe, wo man sich freilich gefällig zeigte, aber doch gegen den Herzog verstimmt schien und sich in einer geistigen Armuth zeigte, die Goethe den Ausruf erpreßte: „Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!" Zunächst begaben sie sich nach Frankfurt, von wo Goethe am 29. Dezember „Jery und Bätely" an Kayser schickte, der es rasch für die Weimarer Bühne komponiren möge. Von hier ging es an die Höfe von Darmstadt, Homburg, Hanau und Zwingenberg, deren sich Goethe noch fünf Jahre später nicht ohne Reißen in den Gliedern erinnern konnte; sie froren und langweilten sich, aßen schlecht und tranken noch schlechter. Freilich war es dem Herzog bei seinen Vettern besser zu Muthe als Goethe, der endlich nicht ruhte, bis sie zu den Fleischtöpfen seiner Mutter zurückkehrten, wo sie einige Tage bequem ausruhten und an gutem Wein sich stärkten. Frau Aja strahlte wieder ganz von Lust und Freude; auch ließ ihr gastlicher Gatte keinen Unmuth spüren. Am 14. Januar 1780 kamen die Reisenden nach viermonatlicher Abwesenheit nach Weimar zurück, wo sie Abends auf der Redoute erschienen. Die Reise

hatte freilich mit Einschluß der gekauften Kunstgegenstände mehr als 8900 Thaler gekostet.

War man schon durch die Ernennung Goethes zum Geheimerath, noch mehr durch die geheim gehaltene Reise, zu der der Günstling den Fürsten verlockt habe, auf das bitterste gereizt gewesen: je länger diese dauerte, je weniger man davon erfuhr, je mehr man fürchtete, der Herzog werde wohl gar nach Italien mitgeschleppt und so, während die Verwaltung leide und andere die Arbeit für den wohlbesoldeten Fremdling thun müßten, große Summen verthan werden, um so heftiger entbrannte die Wuth, die sich kaum legte, als man vernahm, Karl August streiche an den kleinen Höfen herum. Freilich als man den Herzog ruhiger, gelassener und gemessener wieder sah und von seiner Schweizerreise das Genauere erfuhr, als man den neuen Geheimerath, den man einmal nicht aus der Welt schaffen konnte, freier, offener und heiterer fand, begann man mit diesem Ausfluge sich auszusöhnen, ja man pries die so glücklich beendete Reise als einen Meisterstreich.

Die nächsten Tage waren von Besuchen und Geschäften sehr in Anspruch genommen, so daß Goethe ein wenig erhitzt wurde. Eine seiner nächsten persönlichen Angelegenheiten war die Betreibung seiner Aufnahme in die Freimaurerloge; denn er war dadurch, daß er dieser Gesellschaft fremd geblieben, vielfach auf der Reise an der nähern Bekanntschaft bedeutender Personen gehindert worden. So wandte er sich denn schon drei Tage nach seiner Ankunft an Bode, der bereits seit einem Jahre als Geschäftsführer der Gräfin von Bernstorff in Weimar weilte, wo er sich der Verbreitung des Freimaurerordens, den er als Beförderungsmittel wahrer Bildung und Menschlichkeit ungemein hoch hielt, mit ganzer Seele widmete. Goethe überzeugte sich, daß dieser ein ehrlicher Mann sei. Doch dauerte es vier Wochen, ehe er dem Meister vom Stuhle, seinem Amtsgenossen Fritsch, brieflich seine Bitte vorlegte,

wobei er nicht verschwieg, daß nur das gesellige Gefühl ihn dazu veranlasse. Die Aufnahme erfolgte erst in der Johannisloge, am 23. Juni. Seine Geschäfte forderten jetzt größere Anstrengung, da sich während der Reise vieles gehäuft hatte, die Finanzen durch Kalbs Nachlässigkeit und Ungeschick in große Unordnung gerathen, und Goethe ernst entschlossen war, mehr Ordnung, Klarheit und Folgerichtigkeit in alles zu bringen, dabei aber sich in Folge eines Schnupfenfiebers bald außerordentlich leidend und gespannt fand. Auch dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Bestrebungen konnte er nicht ganz entsagen. Allem zu genügen fiel ihm freilich außerordentlich schwer, wenn er sich auch längst gewöhnt hatte, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft als eine Erholung von den Geschäften zu betreiben und er auch das gesellige Leben geistig zu verwenden verstand. Gleich in der ersten Zeit bearbeitet er die an Charlotten aus der Schweiz geschriebenen Briefe als Reisebeschreibung, fördert den „Wilhelm Meister" und beschäftigt sich mit einem Leben Bernhards des Großen von Weimar, das ein lebendiges Bild eines erlauchten Ahnen Karl Augusts entwerfen und auf den edlen Grundkern des Weimarischen Fürstengeschlechtes hinweisen sollte.

Von seinen besondern Geschäften nahmen ihn zunächst die Kriegskommission, der Wegebau und die Kammergüter in Anspruch. Für die letztern hatte er freilich an Batty eine so tüchtige Kraft, daß alles, was von diesem ausging, ihm zu freudigster Belehrung, wie der Sache zur höchsten Förderung gedieh. Auch für den Wegebau konnte er sich meist auf Castrop verlassen, doch wollte er überall selbst zusehn und sich persönlich belehren. Bei der Kriegskommission war ihm der Kriegsrath Volgstedt so hinderlich, daß er nicht ruhte, bis er diesen abgeschüttelt hatte. An den Redouten der diesmal früh endenden Fastnacht und an der Feier des Geburtstags der Herzogin sich zu betheiligen

hinderte ihn sein Unwohlsein. Erst am 11. Februar konnte er wieder anhaltend arbeiten. Zwei Tage später besuchte er mit dem Herzog den Gothaer Hof, von dem er sich bisher zurückgehalten hatte; und er fand sich dort recht wohl. Nach seiner Rückkehr nimmt ihn der Umbau des Theaters, auch schon die freilich noch sehr entfernte Eröffnung desselben in Anspruch. Da man dazu ein neues Stück wählen mußte, Goethe selbst kein solches liefern konnte, Kayser mit der Komposition von „Jery und Bätely" säumte, so mußte er sich darein ergeben, daß das von Seckendorff nach einer Uebersetzung eines Stückes von Rowe gearbeitete schlechte Trauerspiel „Kallisto" (eigentlich „Kalliste") zu dieser Ehre ausersehen war. Am 11. geht er mit Batty in das Amt Großrudestedt, wo er denn alles, was dieser gethan, gut, seine Behandlung der Leute unverbesserlich fand. Den 19. wurde das neue Stück bei Seckendorff gelesen und die Rollen vertheilt, den folgenden Tag die Beleuchtung des Theaters mit dem von Oeser gelieferten Leuchter versucht. Ueber die beim Theaterbau begangenen Fehler und deren Beseitigung besprach Goethe sich am 28. mit dem Baumeister. Mit welcher Ausdauer sich dieser auch den Geschäften widmet, zuweilen fühlt er sich doch gedrückt. Der Wechsel von guten und bösen Tagen fiel ihm auf; er glaubte, dieser, wie auch Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, ebenso Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier hielten bei ihm einen regelmäßigen Kreislauf, und er wollte finden, in welcher Zeit und Ordnung er sich so um sich selbst bewege. Ende März freut er sich, daß es ihm zu glücken scheine, viele garstige mitgeschleppte Verhältnisse abzuschütteln. Es handelte sich damals um Volgstedt, dessen Entlassung mit dem Ende des Jahres er durchsetzte, und um Kalbs Finanzverwaltung. Eine briefliche Antwort des letztern regte ihn augenblicklich auf, doch beruhigte er sich bald. Am 2. April

kommt dieser zu ihm, wo sich denn nach einer zweistündigen Erörterung herausstellt, wie sehr dieser heruntergekommen. „Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe", heißt es im Tagebuche. „Manchmal möcht' ich wie Polykrates mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir alles, was ich nur angreife. Aber auch anzugreifen sei nicht lässig!" Bald darauf beschäftigte ihn vier Tage lang die Aushebung. Nach der Mitte des Monats fühlt er sich wieder etwas aufgeregt, doch darf er sich sagen, daß er in Blick und Geschick zum täglichen Leben immer gewinne, nur sei es ihm wie einem im Zwirn verwickelten Vogel, der seine Flügel noch nicht gebrauchen könne. Zu seiner Erholung diene ihm bald die Geschichte, bald das Tändeln an einem Drama oder einem Romane. An Wielands jetzt vollendetem „Oberon" hatte er eine so herzlich innige neidlose Freude, daß er dem Dichter einen Lorbeerkranz ins Haus schickte. Auf einem Spaziergange nach Tiefurt war ihm die Idee zu seinem „Tasso" aufgegangen, an dem ihn das Verhältniß des Dichters zur Prinzessin anzog, in dem er seine eigene frühere Liebesglut für Charlotten dichterisch aussprechen konnte. Im Zeichnen begann es besser zu gehn, da er immer mehr in die Bestimmtheit und das lebhaftere Gefühl des Bildes kam. „Gezeichnet wird nicht viel, doch immer etwas, auch neulich einmal nach dem Nackten", schreibt er den 29. März an Merck. „Bald such' ich mich in dem geschwinden Abschreiben der Formen zu üben bald in der richtigern Zeichnung, bald such' ich mich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung, theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen, Kupfern, auch aus der Imagination, zu gewöhnen, und so immer mehr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung heraus zu arbeiten". Daneben betrieb er mit leidenschaftlichstem Eifer die Vermehrung und Ordnung seiner eigenen und der herzoglichen Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen, wobei Merck den bereiten Vermittler machte. Der Herzog wollte nur das Beste in seiner Sammlung haben; vor seinen Albrecht Dürers hatte Goethe allen

Respekt und er dachte seine Gedanken über die „goldene" Ausführung derselben einmal auszusprechen.

Durch den Bergbau war er immer tiefer in die Mineralogie und die Geologie gerathen. Nach Ilmenau hatte man den Markscheider Johann Gottfried Schreiber gezogen, der eine Karte der Gegend und des Bergwerks entwarf. Aber die Unterhandlungen mit dem Sächsischen Hofe blieben zunächst erfolglos. Der junge Voigt war Goethe bei seinen mineralogischen Studien sehr zur Hand. Büffons „Epochen des Erdbaues", die ihm nicht wie Forster ein bloßer Roman schienen, beschäftigten den Dichter sehr.

Mit dem Herzog war er in seiner Weise sehr zufrieden, da es täglich mit ihm besser gehe, nur sei es ein Uebel, daß ein Prinz nie die Dinge von unten auf zu sehn bekomme, und nicht wisse, wie zu helfen sei. In der Beurtheilung der Menschen und Sachen war Karl August sehr gewachsen. Nicht selten kam es zwischen ihnen zu schönen Erklärungen. So berichtet das Tagebuch einmal am 3. April: „Kamen auf unsere alten moralischen Pferde und tournirten was Rechts darauf. Man klärt sich und andre unendlich durch solche Gespräche auf." Sein einzig Leiden war damals die Krankheit Charlottens, in deren reinem Vertrauen er ruhte, zu der er täglich Abends nach des Tages Last kam. Freilich litt er selbst auch nicht selten vom bösen Klima.

Da war ihm die mit dem Herzog am 22. auf einige Tage nach Leipzig angetretene Reise, auf welcher er zu seiner Freude mit dem Fürsten von Dessau zusammentraf, eine wahre Erholung. Diesmal war das Sammeln von Kupferstichen und Holzschnitten ihr besonderes Augenmerk. Goethe fand hier zu seiner Freude, daß er „viel Terrain in der Welt gewinne". Anfangs Mai ritt er mit Castrop nach Erfurt und von da weiter nach Dietendorf, um die Straßen zu besehn, die dort ausgebessert wurden; leider mußte er sich überzeugen, daß sie nicht gebessert noch zu verbessern seien. Mit dem Statthalter sprach er über viele

politische, philosophische und poetische Dinge. Das, was Dalberg aus seinem politischen Leben erzählte, „hob seinen Geist aus dem einfachen Gewebe, das ihn zu sehr nach einem Mittelpunkte bannte".

Da Goethe nicht dem Namen, aber der That nach auch Weimarischer Hausminister war, so hatte er nach seiner Rückkehr den zwischen dem Prinzen Constantin und Knebel ausgebrochenen Zwist beizulegen. Knebel war höchst entrüstet, daß sein Zögling dem Herzog den Wunsch geäußert, eine Reise nach Italien, Frankreich und England zu machen, aber dabei seine Begleitung sich verbeten. Goethe hatte Mühe den leicht aufbrausenden Freund zu beruhigen und unter Bewilligung eines Vorschusses ihn zu einer Schweizerreise zu bestimmen. Auch sollte des Prinzen Haushalt eingeschränkt werden, er im Winter in die Stadt ziehen, wozu das Jägerhaus hergerichtet werden mußte.

Das Theater war unterdessen fertig geworden und nach manchen lästigen Proben wurde dasselbe am 26. Mai mit der leidigen „Kallisto" eröffnet, in welcher Goethe mit Coronen auftrat und „ganz den Aeolischen Schlauch der Leidenschaften öffnete". Seine mit vielem Fleiße vorbereitete Darstellung fand allgemeinen Beifall. Das Theater war eben „das einzige, an welchem er noch Kinder- und Künstlerfreude hatte". Leider hatte Kayser ihn mit „Jery und Bätely" hingehalten und die von Seckendorff gelieferte Komposition war schlecht gerathen. Den Mai konnte Goethe mit dem Bewußtsein schließen, nun Ordnung in allen seinen Sachen zu haben, nur wünschte er, daß auch volle Erfahrung und Gewandtheit ihm zur Seite stehn möge.

Während er den ihm jetzt so freundlichen Gothaer Hof besuchte, ging Charlotte zu ihrer Schwester nach Mörlach. Sie hatte ihm vor kurzem einen Ring geschenkt, aber seinen Wunsch, ihren Namen (C. v. S.) darein stechen zu lassen, nicht erfüllt; bei seiner Rückkehr empfing er auch dieses Zeichen ihres vollsten Vertrauens. Der Freundin

Abwesenheit ließ ihm, wie es im Tagebuche heißt, ein Leeres; war ihm ja „eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen zur Gewohnheit geworden". An Thätigkeit und Unterhaltung fehlte es freilich nicht, aber am Faden, der sie zusammen gehalten hätte. Die neuen im Park anzulegenden Wege, die Kriegskommission, eine Feuerspritzprobe u. a. nahmen ihn neben den laufenden Conseilsarbeiten in Anspruch. Zu großem Vergnügen gereichte ihm Voigts mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena; diesen hatte er dazu das Land durchreisen lassen; ihm selbst hatte Voigt die Steinarten von Weimar und Jena zusammengestellt und wissenschaftlich bestimmt.

Sehr lebhaft war um diese Zeit seine Verbindung mit Ettersburg, wo Oeser eben die Dekorationsmalerei auf einen bessern Fuß bringen wollte. Da er den Dichter um ein Stück dazu bat, wählte dieser den Anfang einer ihm schon länger vorschwebenden Umbildung der „Vögel" des Aristophanes, die er in mehrern Sitzungen zu Ettersburg Fräulein Göchhausen in die Feder diktirte. Die Herzogin Mutter hatte sich auch ein Elektrophor angeschafft, an welchem munter elektrisirt wurde. Der Herzog selbst hatte zu Goethes Freude nun Lust an der Physik bekommen, mit welcher Hofrath Albrecht ihn alle Sonntage drei Stunden lang unterhielt. Am 12. Juli kam endlich „Jery und Bätely" mit Seckendorffs Musik zur Aufführung. Auch Charlottens ihn neun Tage später beglückende Rückkunft unterbrach den Verkehr mit Ettersburg nicht. Am 22. ergetzten dort Goethe und Einsiedel als Scapin und Pierrot. Sechs Tage später kam in Charlottens Gegenwart wieder „Jery und Bätely" zur Aufführung. „Wedel machte den Thomas vortrefflich", schrieb Charlotte an Knebel; „das Ganze paßte sehr gut zusammen." Außerordentlich nahmen die Proben der „Vögel", die der Herzog rasch auf der Bühne zu sehn wünschte, den Dichter in Anspruch; zum allgemeinen Ergetzen wurden sie am 18. August aufgeführt.

Kurz vor seinem Geburtstage kam die Branconi zum Besuche, die er wieder ungemein schön und reizend fand. Seinen eigenen Geburtstag feierte er sehr vergnügt mit der Freundin und deren Familie in seinem Garten; der des Herzogs wurde diesmal ruhig in Belvedere begangen.

Schon am 5. September trieben ihn die Geschäfte nach Ilmenau, von wo er eine belehrende Gebirgswanderung machte. In der Hermannsteiner Höhle küßte er das noch wohl erhaltene S. Auch der Herzog kam nach Ilmenau, wurde aber wieder von seinem alten Suitengeist ergriffen, während Goethe sich rein gestimmt fühlte. Ueber die Erdbildung gingen diesem hier neue Lichter auf. Auch begann er seinen Roman über das Weltall in Briefen. Am 11. trat er mit dem Herzog, Batty und Stein von dem leidige Erinnerungen in ihm weckenden Stützerbach die Besichtigungsreise durch das Oberland an, wo Battys Wiesenverbesserungen ihn sehr erfreuten. Mit dem Herzog hatte er „lebhafte und luminose Gespräche", aber noch immer mußte er bedauern, daß dieser bei seiner schönen Einsicht und den besten Vorsätzen sich leicht leidenschaftlich hinreißen ließ, wobei er nicht immer bedachte, daß dieser volle acht Jahre jünger als er selbst war. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart", schreibt er damals an Lavater. „Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ichs den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Thurm bleibt stumpf, unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten

nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind.“ So war er seines Streben sich klar und treu bewußt und in sich voll beglückt.

Dem Herzog folgte er auch nach Meiningen, wo sie auf das verbindlichste aufgenommen wurden. Dieser kaufte hier vier treffliche Gemälde, Goethe selbst erwischte einige schöne Zeichnungen. Von der Wartburg trieb es ihn schon am zweiten Tage, den 3. Oktober, nach Kochberg, wo er seinem Fürsten einen so launigen wie herzlichen Empfang bereitete. In der Kleidung eines schlichten Landmanns überreichte er ihm eine in Knittelversen abgefaßte Adresse, in welcher der gute Sebastian Simpel ihn bat, sich ja das „bäuerisch treue Blut“ angelegen sein zu lassen, das immer sein bestes Gut sei, an dem er sich mehr als an Pferden und Stutereien erfreuen könne. Dies war gleichsam die Moral der eben zurückgelegten Reise. Schon am 4. hatte Goethe sich auf der Platte von Charlottens Schreibtisch wieder als „Ebenderselbe“ eingetragen. Aber gerade in Karl Augusts Gegenwart ließ er sich durch die Freundlichkeit, welche Charlotte allen bewies, zu einer tollen Eifersucht hinreißen. Als diese an dem andern Morgen den Scheidenden auf den zur Straße führenden Berg begleitete, verwies sie ihm so ernstlich sein Benehmen, daß er fast in Thränen ausbrach. Erst drei Tage später empfing er von ihr beruhigende Worte, aber ihre Rückkunft verzögerte sich diesmal durch Unwohlsein der Ihrigen lange, und noch immer schien sie nicht ganz versöhnt. Sie war damals auch durch die schlechte Lage ihres Vermögens verstimmt, da die mancherlei Unternehmungen ihres Gatten mißlangen.

Trotz der vielen Geschäfte, die ihn zu Weimar empfingen, fand er doch Zeit für seine mineralogischen und geologischen Neigungen. Ueber die Art, wie die Gebirgsarten auf einander stehen und liegen, wollte er einen kleinen Aufsatz schreiben. Am 20. ging er Merck bis Mühlhausen entgegen, mit dem er einen sehr guten Tag und ein paar

Nächte verlebte. Diesmal zum erstenmal nennt er ihn, schon vor seiner Ankunft, „Mephistopheles“, und sagt, der Drache mache ihm immer bös Blut, es gehe ihm wie Psychen, da sie ihre Schwester wiedergesehen. Scherzweise hatte Goethe ihm diesen Spitznamen freilich schon in Frankfurt wegen der spöttischen Schärfe gegeben, die seinen Mephistopheles im „Faust“ bezeichnet. Merck muß ihm auch brieflich seine Vielgeschäftigkeit und das Vergeuden seiner Kraft in manchen gemeinen Dingen vorgeworfen haben, was er jetzt wiederholte. Zehn Monate später bemerkt Goethe gegen seine Mutter, Merck sehe nur, was er aufopfere, nicht, was er gewinne, wie er täglich reicher werde, indem er täglich so viel hingebe. Mochte Merck auch in einzelnen Punkten ihn augenblicklich bedenklich machen, in der Ueberzeugung, daß er auf dem für ihn einzig rechten Wege sei, konnte er ihn nicht erschüttern. Merck brachte ihm auch die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters; doch war es Goethe jetzt unmöglich, zu diesem zu eilen, der, wie es heißt, zuletzt schwachsinnig geworden war. Der Herzog hatte ihm zum Dank für die freundliche Aufnahme seine Büste gesandt, während die Mutter hinter Goethes Rücken durch eine Geldsumme für den gemachten Aufwand entschädigt wurde. Am Ende des Monats hatte er wieder als Hausminister manches zu besorgen, besonders handelte es sich um die häusliche Einrichtung des Prinzen und dessen beabsichtigte Reise. Doch fand er bei allem Zeit und Lust, den „Tasso“ zu beginnen. Erst am 4. November konnte er die Freundin, in Begleitung des Herzogs besuchen, wo denn die vollste Versöhnung eintrat. Zum drittenmal schrieb er jetzt seinen Namen auf die Schreibtischplatte. So war er denn wieder ganz beruhigt, da Charlotte „das einzige Ideal seiner Seele“ bildete.

Als diese erst nach dem Gedenktage des 7. November von Kochberg zurückkehrte, hielt er sich zunächst an „Tasso“, dessen erste Scene er Charlotten und Knebel, seinem „nächsten

und einzigen Publikum", vorlas. Bald ist der erste Akt vollendet und auf der Freundin herzliches Drängen der zweite begonnen, aber mit diesem wollte es trotz alles Mahnens nicht vorwärts, und er mußte ihn am Ende des Monats zur Seite legen. Am Schlusse des Jahres ließ er es sich mit seinen Geschäften recht sauer werden. Die Freundin war sein einziger Trost, dagegen zeigte sich der Hof kälter. „Gestern Abends ist mirs herzlich weh geworden, recht von Grund aus", schreibt er am letzten Jahrestag der Freundin, der er mündlich Näheres davon sagen will. Es verletzte ihn eben das Zurückziehen von Seiten des Hofes, das wie er fühlte, dem Bürgerlichen galt.

Im neuen Jahre (1781) brachte ihm auf der Kriegskommission die durchgesetzte Entlassung Volgstedts viele Arbeit, da er alle Fäden an sich knüpfen mußte. In diesem Jahre gründete er eine Spinn- und Strickschule armer Soldatenkinder, deren Aufsicht er seinem Seidel übergab. Die 100 Thaler, welche der Staat dazu gab, fanden eine segensreiche Verwendung. Für seine eigene Rechnung betrieb Seidel eine Leinwandspinnerei. In seinen übrigen Geschäften arbeitete Goethe ohne Rast fort. Dabei fand er nicht allein Zeit zum geselligen Leben, besonders zum Eislaufe, sondern trug auch zur Unterhaltung bei. Freund Kayser war damals in Weimar. Diesen, der eben eine Weihnachtskantate herausgegeben (Goethe hatte auf 12 Exemplare subscribirt), suchte er auf vortheilhafte Weise einzuführen; er hoffte, daß er in Weimar, wo er manches in seiner Kunst zu hören und zu sehn bekomme, auch geschmeidiger werde. Damals dichtete er das launige Dreikönigenlied, dessen Vortrag von Corona und zwei Sängern am Vorabende des Festes die Herzogin Mutter und ihre Gäste ergetzte. Da kein neues Stück vorlag, so entschloß man sich, zum Geburtstage der Herzogin die „Iphigenie" zu wiederholen, worin denn auch Goethe trotz seines Unwohlseins auftreten mußte. Schon in der ersten Woche des Jahres hatte er

ein Gespräch über die Deutsche Literatur geschrieben, veranlaßt durch die am Ende des vorigen Jahres erschienene, diese ungerecht herabsetzende Schrift Friedrichs des Großen. Auch für die nach dem Geburtstage der Herzogin fallende Redoute ordnete er einen Aufzug zur Beglückwünschung der Fürstin an. Am 4. Februar wurde ein anderer verabredet, in welchem Charlotte und ihr Gatte mit ihm, dem Prinzen, Knebel und andern Adligen auftreten sollten. Hatte die Freundin bisher immer Bedenken getragen, durch öffentliches Erscheinen mit ihm das Gerede der Welt zu erregen, so finden wir diesmal den Dichter selbst so ängstlich besorgt, daß er lieber seine Rolle des Schlafes, der die Nacht (Charlotten) an der Hand führen sollte, dem Prinzen überlassen und zurücktreten möchte. Aber Charlotte war jetzt zu voll Vertrauen auf die feste Dauer ihres reinen Verhältnisses, als daß sie darin irgend etwas Bedenkliches hätte finden können, und so trat er denn in jenem ungemeinen Beifall findenden Aufzuge des Winters am 16. auf, nur hintertrieb er die vom Herzog beabsichtigte Abbildung desselben, welche eine ihm so werthe Erinnerung entheiligt haben würde. Am 2. März ward der Aufzug wiederholt. Daß er sich immer sehr unwohl fühlte, durfte er niemand verrathen, um „seinen Kredit nicht zu verlieren".

Die Neigung zu Charlotten hatte sich jetzt zu warmer Innigkeit und ruhigem Vertrauen gereinigt. Ehe er mit dem Herzog nach Neuenheiligen zur Gräfin Werther geht, schenkt sie ihm eine Nachtweste. „Die Stille der gewissen Liebe und des festen Zutrauens" erfreut ihn auch in der Ferne; gerade sie hat ihm nun die Offenheit und Ruhe seines Herzens und freundlichen Antheil am Leben wiedergegeben. Der Herzog erregte in Neuenheiligen wieder seinen Aerger, da er bei allem Verstande und aller Einsicht, wenn er sich etwas zu Gute thun wolle, etwas Albernes vornehmen müsse. Seine Hoffnung auf ein glückliches Zusammenleben desselben mit der Herzogin hatte er jetzt ganz

aufgegeben; da war es ihm denn sehr lieb, daß dessen Neigung der Gräfin Werther galt, einer so herrlichen Seele, welche den Herzog schöner liebte, als sie von ihm geliebt wurde. Das Verhältniß war ein ähnliches wie das Charlottens zu unserm Dichter, nur zeigte sich der junge Fürst weniger lenksam, und es war mehr ein äußeres als ein inneres Behagen, daß die edle Frau ihm mit zarter Neigung angehöre. Für Goethes ganz hingegebene Liebe zu Charlotten hatte Karl August nur Spott. Sein Verlangen nach innigster Seeleneinigung mit ihr war so warm, daß er in seiner „Reiseandacht" an sie in das lange ihm versagte Du fiel. Das von ihr erhaltene Band um seinen Arm gebunden, fleht er, sie möge ihn ihrer Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft werden lassen. „Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! Du kannsts, nicht nur wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe."

In Weimar ward er wieder von einem Haufen Geschäfte empfangen, neben denen er seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen folgte und sich des Glückes reinster Seelenliebe freute, nur litt er arg von der Witterung, da er das „dezidirteste Barometer" war. Ende März, wo die Zusammenkunft einer Loge in nächster Aussicht stand, wandte er sich an den Meister vom Stuhle mit der Bitte, ihn womöglich bis zu dem Meistergrade heraufzuführen, was er sowohl um sein selbst als um der Brüder willen wünsche, die manchmal in Verlegenheit kämen, wenn sie ihn als einen Fremden behandeln müßten. Die Aufnahme erfolgte wohl bald darauf. Im folgenden Jahre, schon vor der Johannisloge, schrieb er an Kayser, der ein starker Maurer war: „Im Orden heiß' ich Meister; das heißt nicht viel; durch die übrigen Säle und Kammern hat mich ein guter Geist extraiudicialiter geführt, und ich weiß das Unglaubliche."

In der glücklichen Stimmung seiner Liebe, die ihn auch am „Tasso" fortdichten ließ, ward er durch eine Ein-

ladung des Herzogs, ihn nach Dessau, Halle und Leipzig zu begleiten, unangenehm gestört. Schon in Neuenheiligen hatte er es ihm abgeschlagen, ihn nach Kassel zu begleiten; jetzt schickte er Charlotten einen Brief, den sie, wenn sie es gut finde, ihm senden oder scharf mit ihm reden solle. Er wolle nichts als Ruhe und daß der Herzog wisse, woran er mit ihm sei; sie könne ihm auch sagen, er habe ihr erklärt, nie mehr mit ihm reisen zu wollen. So weit war es also gekommen, daß Charlotte die Vermittlerin zwischen ihm und dem Herzog machte, was sie freilich mit kluger Mäßigung gethan haben wird.

Sehr gespannt finden wir ihn Anfangs Mai. Am 3. schreibt er der Freundin, die er jetzt regelmäßig mit Du anredet: „Ich bin geschäftig und traurig. Diese Tage machen wieder in mir Epoche. Es häuft sich alles, um gewisse Begriffe bei mir festzusetzen und mich zu gewissen Entschlüssen zu treiben.“ Gegen Lavater äußert er, es reinige sich in ihm unendlich. Den Hof meidet er um diese Zeit völlig, und er ist so ganz in sich, seine Geschäfte und Neigungen versunken, daß er, was er nie über sich gebracht, bei einem Brande ruhig zu Hause bleibt. Unter den Angelegenheiten, die ihn beschäftigten, war eine nach Ilmenau ausgeschriebene Versammlung von Abgeordneten der Sächsischen Höfe wegen der Aufnahme des Bergwerks. Dazu setzte er eine ausführliche Denkschrift auf, welche besonders das, was das Haus Weimar für die Sache aufgewendet, ins Licht setzte. Große Noth machte es ihm, daß die Freundin gegen den 20. Mai sich einen Fuß übertrat, woran sie längere Zeit litt. Am 24. Mai schied Freund Kayser, für den er gern etwas gethan hätte, aber bei seiner Stellung zum Herzoge mochte er es nicht beantragen.

Mit diesem hatte er am 1. Juni wieder eine „sehr sinnige Unterredung“, in welcher er neue Blicke in dessen Seele that, die ihn an den Spruch mahnten: „Beurtheile niemand, bis du an seiner Stelle gestanden.“ Um diese

Zeit kam der Philosoph Garve aus Breslau auf seiner Erholungsreise nach Weimar. Er besuchte die Herzogin Mutter, die er außerordentlich höflich, zuvorkommend und leutselig fand. „In Weimar ist man mehr Deutsch [als in Gotha]", schreibt er; „man spricht diese Sprache, man kennt diese Literatur am meisten; jeder folgt hier mehr dem Gange seines Naturells, selbst in dem, was er Auffallendes hat; es gibt nicht so viele angenommene Sitten, wie an andern Höfen. Wenn etwas allgemein ist, so ist es eine gewisse Mischung von Metaphysik und Poesie, mehr noch in den Ausdrücken vieler Leute als in ihren Gedanken, wovon man die Quelle leicht entdeckt. Es sind sogar gewisse Worte gang und gebe, die man anderswo nicht oft hört. Man redet auch oft dunkel, weil man zu tief empfinden und denken will. Demohnerachtet gibt es hier sehr brave Menschen." Goethe scheint ihn einmal zum Abend in seinen Garten eingeladen zu haben, wo denn auch Knebel und Herder sich befanden. Der letztere war so gar gut, daß Goethe der Freundin schrieb, man möchte, wäre er öfter so, sich nichts Besseres wünschen. Sein Unmuth, der oft durch seine Gattin gegen den begünstigten, von allen Seiten in Anspruch genommenen Goethe genährt wurde, ließ damals kein dauerndes freundliches Verhältniß aufkommen. Auch zu Frau von Stein kam Garve; diese wünschte zwanzig Jahre später, ihn damals besser erkannt zu haben. Am 11. trat Prinz Constantin mit Hofrath Albrecht seine Reise an. Goethe, der gute Folgen davon hoffte, hatte manches dafür zu besorgen.

Den 25. ging er mit dem Herzog nach Ilmenau. Man hatte eine Versammlung wegen des Bergwerks berufen, an der die Abgeordneten der Sächsischen Höfe Theil nahmen. Es kam zu einer Vereinigung. Von Ilmenau aus trat Goethe zur Erholung und Belehrung eine dreitägige Reise ins Gebirge an. Die Geschäfte hielten ihn dann noch bis zum 11. Juli in Ilmenau zurück. Die Entfernung von der Freundin, deren Fußleiden und der Husten ihrer Kinder ihn sehr beunruhigen, und die dadurch aufgeregte trübe Stimmung ergreifen ihn zuweilen so stark, daß sie

ihn das Drückende seiner Lage bitter empfinden lassen und ihn fast zu dem Entschlusse drängen, seine Stellung aufzugeben: doch wie könnte er die Freundin verlassen!

In Weimar fügte er sich wieder unter das alte Joch des Hofes und der Geschäfte; die Freundin, die sein einziger Trost, fand er leider noch immer unwohl. Lebhaft beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, Kayser mit Gluck in persönliche Verbindung zu setzen, ja er will ihm zur Reise nach Wien zweihundert Thaler schicken: doch blieb der schon geschriebene Brief liegen. Anfangs August fühlt er sich besser; auch tritt er dem Hofe wieder näher. Besonders zieht ihn die Herzogin Mutter an, die jetzt das vom Prinzen verlassene Tiefurt bewohnt und den Park neu einrichtet. Für Tiefurt denkt er ein Singspiel „Die Fischerin“ zu schreiben, zu dem er aber vorab nur die Arien zusammenstellen kann. Auch der Herzogin Luise nähert er sich wieder. Er beginnt den für ihren nächsten Geburtstag bestimmten „Elpenor“. Den Herzog bestimmt er jetzt, sich wegen Kaysers an Gluck zu wenden. An einigen kleinen Jagden und am Tiefurter Erntekranzfeste nimmt er Theil. Die Herzogin Mutter gründete damals das handschriftliche „Tiefurter Journal“, zu dem auch Goethe Beiträge versprach. An seinem Geburtstage beehrte sie ihn mit einem ihn als Dichter feiernden launigen Festspiele. Seine meiste Zeit nahm der herkömmliche Kreis seiner Arbeiten in Anspruch, die Kriegs- und die Bergwerkskommission, das Bauwesen, der Park, das Theater, die Zeichenschule u. a. Am Fürstenhause war manches herzustellen und der Paradeplatz sollte bepflanzt werden. Die Kriegskommission hatte er zu seiner Freude auf einen guten Fuß gebracht, und er traute sich zu, auch etwas Größeres als diese zu ordnen. Am 13. macht er den Etat der Prinzessin.

Ueber seinen Zustand spricht sich der am 11. an seine Mutter gerichtete Brief aus, der sie über die durch sein schlechtes Aussehen veranlaßten leider nicht ungegründeten

Gerüchte von seiner leidenden Gesundheit beruhigen sollte. Körperlich finde er sich so wohl, daß er das, was ihm auf- liege, wenigstens großentheils thun könne. Seine Lage habe trotz großer Beschwernisse auch sehr viel Erwünschtes, und er könne sich keine andere denken, in die er hinüber- gehn möchte. Nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, unerwartete Fälle könnten ihn bewegen, seinen Posten zu verlassen, und es wäre unverantwortlich gegen sich selbst, wenn er aus irgend einer Unbehaglichkeit sich um die Früchte seiner mühsamen Thätigkeit bringen wollte. Der Herzog gab dem in seinem Dienste rastlos und erfolgreich thätigen Dichter an seinem Geburtstage, dem 3. September, eine Zulage von 200 Thaler.

Die allgemeine Hoffnung auf einen Erbprinzen ward wieder getäuscht. Die Herzogin kam den 10. September mit einer todten Prinzessin nieder. Karl August tröstete sich rascher als seine tief ergriffene Gattin. Goethe hatte dabei mancherlei zu besorgen. Sein eigenes Verhältniß zur Freun- din war jetzt das allerinnigste, herzlichste, reinste. Wie er sie bereits lange in seinen Briefen nur mit Du anreden konnte, so wird sie wohl schon damals ihm das gleiche Zeichen ihres vollsten Vertrauens, seines höchsten Glückes, geschenkt haben. Auch Herder trat ihm zu dieser Zeit wieder sehr nahe. Am 22. September nahm Goethe Char- lottens Fritz mit an den Dessauer Hof zum Geburtstage der Fürstin und von da auf die Leipziger Messe. Er fühlte sich damals so heiter gestimmt, daß er für das „Tiefurter Journal“ Anakreontische Gedichte ersann. Bei der Rückkehr fand er eine Einladung an den ihm jetzt so werthen Gothaer Hof, der er nicht widerstehn konnte. Auf dem Heimweg eilte er von Erfurt zu der noch in Kochberg weilenden Freundin.

Die drei Wochen seiner Entfernung hatten ihm sehr wohl gethan; aber gern kehrte er in sein schönes Thal zurück, der innigsten Liebe der Freundin ganz gewiß. Obgleich er viele Geschäfte zu besorgen hatte, konnte er doch nicht um-

hin, um der Einsiedelschen Familie einen Liebesdienst zu erweisen, Ende Oktober nach Jena zu gehn, wo das unter seiner Theilnahme sehr erweiterte Naturalienkabinet und Loders Demonstration der Knochen- und Muskellehre ihn während der freien Zeit lebhaft anzogen, da er neben der noch immer eifrig betriebenen Mineralogie sich dem Studium des menschlichen Körpers gewidmet hatte. Auch der Herzog hatte jetzt Neigung dazu gewonnen; er wollte sich nächstens von Loder physiologische Vorträge halten lassen. Den 5. November kehrte endlich Charlotte zurück. Am Abende des 7., des Jahrestages seiner Ankunft in Weimar, eröffnete Goethe auf der Zeichenakademie Vorlesungen über das menschliche Skelett, um die jungen Leute mit den Grundsäulen des Körpers bekannt zu machen und sie diese zeichnen zu lassen; die zweimal wöchentlich gehaltenen Vorträge schlossen am 16. Januar. Seine sich immer weiter ausbreitenden Sammlungen und der Wunsch eines behaglichern Lebens hatten ihn nun bestimmt, sich ein Haus in der Stadt zu miethen. Da war es denn ein großes Glück, daß er nächste Ostern in die Miethe des vor 72 Jahren von einem Kammerkommissar Helmershausen erbauten Hauses auf dem Frauenplane eintreten konnte, das durch den Gartenausgang in nächster Verbindung mit Charlottens Wohnung stand. Die Herzogin Mutter, der das Wohnen des Ministers und Freundes ihres Sohnes unter dem Schindeldach lange anstößig gewesen, war über diesen Entschluß sehr erfreut und sie versprach ihm Möbel für die neue Wohnung. Aber sie theilte ihm auch mit, daß ihr Sohn ihn wegen seiner nahen Stellung zum Hofe adeln lassen müsse und wolle. „Ich habe sehr einfach meine Meinung gesagt, und einiges nicht verhehlt", berichtet er Charlotten. Wahrscheinlich hatte er auch die längere Zurücksetzung von Seiten des Hofes nicht verschwiegen. Diesem suchte er freilich äußerlich in jeder Beziehung sich gefällig zu erzeigen (schon am 3. December besprach er mit Kraus ein Gemälde über die Deutsche Lite-

ratur, durch dessen Erklärung unter der Maske eines Marktschreiers er die Herzogin Mutter am Christabende zu erfreuen gedachte, und für der Herzogin Geburtstag sann er damals auf ein Ballet), aber die kältere Behandlung von Seiten des Hofes fühlte er noch immer. Dem nach Eisenach und Wilhelmsthal gehenden Herzog folgte er nicht sogleich, sondern begab sich vorher an den ihm jetzt so freundlichen Gothaer Hof, wo gerade der Nikolausabend gefeiert und auch ihm bescheert wurde. „Die Gunst, die man mir in Gotha gönnt, macht viel Aufsehen", schreibt er Charlotten am 10. von Eisenach aus. „Es ist mir lieb um meintwillen und um der guten Sache willen. Es ist auch billig, daß ich durch einen Hof wieder erhalte, was ich durch einen Hof verloren habe. Denn mein passiv Wesen bisher war nicht genug und die öffentliche Gleichgültigkeit der Unserigen gegen mich bei meiner Eingezogenheit hat, wie ich merke, im Publiko auch die nothwendige Sensation gemacht." In Eisenach suchte er sich möglichst von allem loszumachen, um nur sich und der Freundin zu leben. Daß der Herzog mit der so kostbaren Jagd etwas Ungebührliches thue und statt andere zu vergnügen, sie nur langweile, ärgerte ihn; doch möge er nicht immer der Popanz sein, da dieser keinen andern um Rath frage, noch einem sage, was er thun wolle. Indessen sei er mit dem Herzog nach seiner Herzoglichkeit zufrieden. Das Unglück sei, daß diesem zu Hause nicht wohl werde, und er deshalb gern Hof habe. Vergebens hatte er gehofft, in ihm den Sinn für Häuslichkeit zu erwecken; auch Lavaters Salbung hatte dies nicht vermocht. Seine eigene Seele hing jetzt ganz an der Freundin, mit der er sich unzertrennlich verbunden fühlte. Deshalb that es ihm auch so weh, daß sie in einem in Eisenach empfangenen Briefe ihn mit dem fern stehenden Sie anredete, und er konnte nicht unterlassen, sofort alle Sie in Du zu ändern. Ohne die große Jagd und den Ball abzuwarten, ging er schon am 14. nach Gotha, von wo er zwei Tage später zur Freundin zurückkehrte. Bei den vielen

ihn bedrängenden Geschäftssachen mußte er auch das Geburtstagsballet, „Der Geist der Jugend“ und die Marktschreierdeutung der Bilder der neuern Literatur dichten. Die letztere kam zur höchlichen Ergetzung am Christabende bei der Herzogin Mutter zur Aufführung. Er hatte hier die Schwäche der jüngsten Deutschen Literatur scharf getroffen, auch die durch seinen „Götz“ und seinen „Werther“ hervorgerufene geistlose Ueberschwemmung. „Ueberall Glück und Geschick“, so schließt das Tagebuch unser Jahr. „Ruhe und Ordnung zu Hause. Sorge wegen des Herzogs allzukostspieliger Ausschweifungen. Mit der Stein still und vergnügt gelebt.“

Trotz seiner Verstimmung gegen den Hof mußte er im nächsten Jahre (1782) zur Ausstattung der Redouten mehr als je beitragen, da nicht bloß der Herzog, sondern auch die beiden Herzoginnen einen Aufzug von ihm verlangten, die Geburtstagsredoute ausgestattet werden mußte und seine Hülfe dabei auch sonst auf das vielfachste in Anspruch genommen wurde. Dazu kamen die vielen Proben des Geburtstagsballets, das Einüben seiner eigenen Rollen, auch die zweimalige Wiederaufführung seines „Neuesten aus Plundersweilern“. Das Erfreulichste für ihn war, daß er mit seiner fast während des ganzen Januar leidenden Freundin am 8. Februar wieder im Aufzug „Der Winter“ auftreten konnte. Neben diesem „vielen Vertrödeln der Zeit“, das ihm doch höchst nothwendig schien, damit man, indem man zu scherzen scheine, etwas Gutes thue, war er von den unangenehmsten Geschäften gedrückt. Schon am 3. Januar berichtet ihm Kalb über die schlimmen Umstände der Kammer. Den 11. hatte er mit dem Herzog wieder „eine radikale Erklärung“, acht Tage später spricht er „sehr ernstlich und stark“ mit ihm über Oekonomie und über „eine Anzahl falscher Ideen“, die ihm nicht aus dem Kopfe wollen, wobei er die Bemerkung macht, jeder Stand habe seinen eigenen Beschränkungskreis. Den 20. liest er Kalbs Betrachtungen über die Finanznoth, die ihm durch Bertuchs

Klagen noch näher tritt. Am 16. Februar hält er mit dem Herzog eine „lange und gute Unterredung", acht Tage später bespricht er sich mit Kalb über verschiedenes. Dazwischen die vielen laufenden Geschäfte, seine Vorlesungen, Loders anatomische Demonstration, das Hofleben, die Besuche Dalbergs und des Gothaischen Hofes und das sonstige gesellige Leben, so daß man kaum begreift, wie der körperlich leidende Dichter, dem freilich Charlottens Vertrauen den süßesten Balsam reichte, dies alles aushielt. Und doch war sein Geist so rein gestimmt, daß er schon Anfangs Februar den Plan zur herrlichen Feier des eben gestorbenen einfachen Theatermeisters Mieding fassen konnte, dessen Glück die Leidenschaft zu seiner Kunst gewesen, zu der er volle Kraft besessen, und der so gut wie der so wichtig thuende Staatsmann ein schweres Geschäft glücklich vollendet habe. Hier sprach der edle Bürger, der dem Hofe nicht vornehm genug schien, der aber wohl wußte, daß nur persönliches Verdienst adle.

Nach Beendigung der Fastnacht genoß er einige ruhige Wochen unter stetem Fleiße. Am 14. März trat er seine Aushebungsreise über Jena an, auf welcher er „Mieding" vollenden und sich dem von Charlotten ihm empfohlenen „Egmont" wieder zuwenden wollte. Ein Besuch des Herzogs erfreute ihn zu Dornburg, noch wonniger wurde ihm die Anwesenheit der Freundin zu Osmannstedt; beide hatten an seinem nun vollendeten „Mieding", in dem er auch Coronen so einzig feierte, innige Freude. Nach dreitägiger Ruhe in Weimar ging er nach Gotha, wo er sehr angenehme Ostertage verlebte. Die Inschriften in dem dortigen Park brachten ihn auf den Gedanken ähnlicher für Weimar, in der Weise der Gedichte der Griechischen Anthologie. Von Gotha mußte er nach Eisenach, wo ihn „die Sorgen wie hungerige Löwen anfielen". „Hätte ich die Angelegenheit unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß als meine eigene", schreibt er hier der Freundin, „so könnten wir von Glück sagen. — Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf

den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden." Von hier ritt er mit Batty zur Besichtigung der getroffenen Anstalten durch das Oberland, dann über den Thüringerwald nach Meiningen. „Es ist ein erhabenes, wundervolles Schauspiel", schreibt er der Freundin, „wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird." Daß seine Theorie mit Battys Praxis übereinstimmte, freute ihn sehr. Aber bitter quälte ihn der Gedanke an die Verschwendung des Markes des Landes, worin sie es so weit gebracht, daß oben in einem Tage mehr verzehrt werde als unten beigebracht werden könne. In Meiningen freundlich aufgenommen, sah er, wie die beiden vor kurzem zur Regierung gekommenen Herzöge Erde und Mauern umwendeten und Thorheiten machten, die er ihnen in Erinnerung an seine eigenen verzieh. Mit seinem geforderten Rathe war er zurückhaltend, da er gelernt hatte, nicht mehr zu rathen, als was sichtlich auszuführen sei.

Nie glaubte er mit Charlotten so glücklich gewesen zu sein, als in den wenigen Tagen, die er nach seiner am 18. April erfolgten Rückkehr in Weimar verlebte. Aber schon am 9. Mai mußte er wegen einer diplomatischen Sendung nach Meiningen und Coburg. Auf dem Wege nach Gotha sann er auf ein Abschiedsgedicht an seinen Garten. Mit herzlicher Freude dachte er an seine neue Wohnung in der Stadt, deren Einrichtung ihm die Geliebte ordnen und erhalten helfen sollte. In Meiningen ward er als Gesandter des Herzogs in förmlicher Audienz empfangen. Was er zu thun hatte, war weder wichtig noch schwer; vielleicht handelte es sich um die Bestätigung des Beitritts zum Ilmenauer Bergwerk. Dieselbe „Komödie" der Audienz wurde in Coburg aufgeführt; er fuhr in einem Sechsgespann vor. Er selbst spottete in launigen Versen auf diese stolze Dichterfahrt. Da er einmal auf dem Wege war, stellte er sich auch den Fürsten von Hildburghausen und Rudolstadt

vor. So war der Bürgerliche noch vor der Ankunft des Adelsdiploms als Gesandter bei den Höfen anerkannt.

Den 18. kehrte er nach Weimar zurück, wo seine nächste Sorge Charlottens Fritz galt; er übernahm dessen Beaufsichtigung, da sein Zusammenleben mit den Hofpagen bedenklich geworden war. In den Tagen des Umzuges betrübte ihn die Nachricht von dem am 24. erfolgten Tode seines Vaters, der freilich nur eine Erlösung des stumpf und schwachsinnig gewordenen Mannes und insonderheit der Mutter war, die nicht von seiner Seite hatte kommen können. Dennoch mußte ihn die Kunde äußerst schmerzlich ergreifen, wenn er dies auch gegen andere nicht äußerte, da er tief empfand, wie wenig er dem ihn herzlich liebenden würdigen Manne gewesen, dessen so lange und eifrig gehegte Pläne er durch seinen Entschluß, in Weimar zu bleiben, und damit alle Behaglichkeit seines Alters zerstört hatte. Der Umzug war am 1. Juni vollendet. Seine höchste Wonne bildete die Nähe Charlottens, wenn er auch die schöne Einsamkeit seines Gartens entbehrte. Zwei Tage später erhielt er sein Adelsdiplom, wobei er sich gar nichts denken konnte. „Wie viel wohler wäre mirs", äußert er der Freundin, „wenn ich, von dem Streit der politischen Elemente abgewandt, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!" Aber er durfte seinem Geschäftskreis, der ihm auch so manche menschliche Förderung gebracht hatte, nicht vor der Zeit entsagen, und wie hätte er ohne irgend eine Stellung in der Nähe der Freundin bleiben können! Ja er wußte schon, daß eine noch größere Last seiner warte. Kalb wurde wegen gewissenloser Amtsverwaltung abgesetzt, auch von der Stelle eines Deputirten der Jenaischen Ritterschaft ausgeschlossen. Am 11., dem Tage seiner ersten Anstellung, ersuchte der Herzog Goethe, so weit es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatteten, sich an den Sitzungen und Verhandlungen der Kammer zu betheiligen. Die Ernennung

zum Kammerpräsidenten hatte er abgelehnt, um dem Neide zu entgehn und sich größere Freiheit zu sichern; daß er aber an Kalbs Stelle treten und die von ihm schmählich verwahrlosten Finanzen auf einen bessern Stand bringen sollte, war offenbar. Auch der 1777 nach Weimar gekommene Regierungsrath Voigt äußert einfach noch im Juli, Goethe übernehme die Kammerdirektion, ja der Herzog selbst nennt ihn seinen „Kammerpräsidenten". Seine Beförderung wie die Erhebung in den Adelstand galten der Menge als glückliche Schachzüge des sich überhebenden Günstlings, der doch so gern allem politischen Leben entsagt hätte und das Muster eines geraden, ehrlichen, das Wohl des Landes, des Fürsten und des Hofes treu wahrenden, sich ihm gewissenhaft opfernden Bürgers gewesen.

4.

Zwei volle Jahre glaubte er aufopfern zu müssen, ehe sich die Fäden nur so gesammelt, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könne; denn nichts lag ihm ferner als sein Leben lang Dinge zu betreiben, die seiner Natur fremd waren. Aber aus den zwei Jahren wurden vier; erst als er alles geordnet, dabei aber sich so abgearbeitet hatte, daß er einer Neubelebung bedurfte, floh er nach dem Lande der Kunst und der heitersten Natur.

Je deutlicher ihm der traurige Zustand der Finanzen und der ganzen Oekonomie der Verwaltung wurde, um so mehr erkannte er die Nothwendigkeit, daß er auch diese Last auf sich genommen. Bei aller ihm zugewachsenen Arbeit fühlte er sich vergnügter als je. „Nun hab' ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden", vertraut er Knebel; „was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, sondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun

anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen und komme so leicht durch." Das Gefühl, daß er bei der Verwaltung der Kammer und der Ordnung der verworrenen Zustände eine ihm vom Schicksal aufgelegte sittliche Pflicht übe, belebte ihn, mochte er auch oft, wenn die Geschäfte ihn drückten, in bittern Klagen sich ergießen. Diese waren eben nur Ventile der bei jeder längern anstrengenden Arbeit und des bei ihm um so leichter sich sammelnden Unmuths, als eben die Dinge, mit denen er sich plagte, seinem innern Wesen widerstrebten und seine Natur von ganz andern Neigungen leidenschaftlich angezogen wurde. Als es ihm einmal zu arg wird, findet er es unbegreiflich, wie das Schicksal ihn, der doch recht zu einem Privatmenschen geschaffen sei, in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen, wogegen er ein andermal sich in sein Schicksal ergibt, zu leiden, wo andere genießen, und zu genießen, wo sie leiden. Der Unmuth reißt ihn zu der Uebertreibung hin: das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf. Zuweilen ist er „von Geschäften gesotten und gebraten", da er alles, was er treibt, mit dem vollen Ernst seiner Natur ergreift, so lebhaft die verschiedensten Sachen bedenkt, daß ihn oft der Kopf schmerzt. Von der bösen Thüringer Witterung fühlt er sich oft, besonders in den beiden letzten Monaten des Jahrs und im Januar, höchst leidend, dazu nicht selten durch Charlottens Unwohlsein und Verstimmung angegriffen. Aber diesen besonders bei seiner lebhaften Natur sehr natürlichen Klagen augenblicklichen Unmuths stehen so häufige Aeußerungen seines vollen Glückes und der Ueberzeugung entgegen, daß er sich keinen ihm gemäßern und förderlichern Zustand denken könne. „Ich wäre der undankbarste Mensch", äußert er gegen Kestner, „wenn ich nicht bekennte, daß meine Lage weit glücklicher ist, als ich es verdiene. Freilich schont mich auch wieder die Hitze und Mühe des Lebens nicht, und da kanns denn wohl geschehn, daß man zu Zeiten müde und matt, auch wohl einmal

mißmuthig wird." Wir finden ihn noch immer trotz seines gespannten Zustandes theilnehmend und wohlthätig. Den Kindern gibt er noch alljährlich ihr Osterfest, das Haseneiersuchen. Matthisson war noch im Jahre 1783 Zeuge davon, wie „der schöne Mann im goldverbrämten braunen Reitkleide mitten in der petulanten Quecksilbergruppe von Kindern [unter ihnen waren Fritz Stein und Kinder von Herder und Wieland] als ein wohlgewogener, aber ernster Vater erschien, der Ehrfurcht und Liebe gebot", wie er bis nach Sonnenuntergang bei ihnen blieb und ihnen zuletzt eine Naschpyramide zum Besten gab. Welchen Antheil nimmt er noch immer an dem Unglücklichen, den er in Ilmenau versorgt! wie rührt ihn der arme Buchbinder, der eine Bitte an die Steuerkommission hat, von dem jedes Wort ihm schwer wie Gold ist! wie herzlich nimmt er sich der nothleidenden Naturdichterin Bohl in Lobeda an!

Doch kehren wir zu seiner amtlichen Thätigkeit zurück. Den Hauptpunkt bildeten die arg zurückgekommenen Finanzen, deren Hebung ihm, trotz mancher unangenehmen Händel, durch unendlichen Fleiß, sorgfältige Aufmerksamkeit, strenge Sparsamkeit und den vom Vater überkommenen Ordnungssinn gelang. Schon im April 1783 kann er Knebel vertrauen: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen." Sieben Monate später bemerkt er der Freundin: „Unsere Konstitution nimmt eine bessere Konsistenz, und ich habe noch immer mein altes Wesen, das mich durch alles durchbringt." Mitte Februar 1784 schreibt er Knebel: „Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oekonomikum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich." Sehr erleichtert fühlte er sich, als im Juli der geheime Legationsrath Schmidt eine Stimme im Conseil erhielt, da es diesem Ernst um das Gute war und er auf möglichste Beschränkung der Aus-

gaben drang. Von großer Wichtigkeit war das Zerschlagen der Kammergüter, das erst jetzt mit gewissenhafter Benutzung der in Darmstadt gemachten Erfahrungen zur Ausführung kam. Goethe schickte Beamte ab, die sich an Ort und Stelle darüber belehrten.

Am lästigsten waren ihm die Verhandlungen mit den Weimarer und Eisenacher Ständen. Anfangs August 1783 muß er gar im Namen des abwesenden Herzogs die der Kammer wegen ihm jetzt näher stehenden Weimarer Stände empfangen. In dem ständischen Bewilligungsrecht sah er nur eine Hinderung jeder wohlwollenden und kräftigen Regierung, ohne an die nothwendige Sicherung der Stände gegen einen verschwenderischen, gewissenlosen Fürsten zu denken. „Unsere Geschäfte gehen einen leidlichen Gang", schreibt er einmal aus Eisenach, „nur leider aus nichts wird nichts. Ich weiß wohl, was man statt all des Rennens und Laufens und statt der Propositionen und Resolutionen thun sollte." Gegen Herder äußert er, bei diesen Verhandlungen sei keine Freude zu pflücken; das arme Volk müsse immer den Sack tragen, und sei es ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder der linken Seite zu schwer werde.

Von den besondern Geschäften lag ihm vor allem noch die Herstellung des Ilmenauer Bergwerkes am Herzen. Eine von Eckard abgefaßte „Nachricht von dem ehemaligen Bergbau bei Ilmenau im Hennebergschen und Vorschläge, ihn durch eine neue Gewerkschaft wieder in Aufnahme zu bringen", wurde von der Bergwerkskommission ausgegeben. Sie war vom 28. August, Goethes Geburtstag, datirt, da er es liebte, ihm wichtige Angelegenheiten an bedeutungsvollen Tagen zu beginnen. Die auf 200,000 Thaler veranschlagten Kosten wurden auf 1000 Kure vertheilt. Gleich darauf trat Eckard aus der Kommission, dagegen als Mitdirektor der Regierungsrath Voigt ein; Bergsekretär wurde dessen schon erwähnter, Goethe nahe stehender Bruder. Ihr kräftiges Eingreifen erleichterte und erfreute diesen.

Einladungen zur Uebernahme von Kuren wurden überallhin geschickt. Den 15. Februar 1784 schreibt er an Knebel, 500 Kuxe seien schon untergebracht und auf Fastnacht werde der neue Johannisschacht eröffnet. Am 24. Februar, dem Fastnachtsdienstage, den die Ilmenauer Bergleute seit ältesten Zeiten mit einem Aufzuge zu feiern pflegten, wurde Morgens um 10 Uhr die herzogliche Kommission feierlich abgeholt. Goethe begrüßte den Zug im Namen der Kommission in einer vortrefflichen Rede mit Ruhe und ernster Würde. Zuerst ging es zur Kirche, nach beendigtem Gottesdienste zum Bergwerke, wo Goethe, nachdem er den alten Martinröder Stollen nebst allem, was der frühern Gewerkschaft gehört, der jetzigen frei überwiesen, mit einer neuen Keilhaue den ersten Hieb that. Und das Werk gedieh, da sie gute Arbeiter hatten und kein Unfall sich ereignete, auch die keine Kosten machende Kommission sich der Sache eifrigst annahm. So gewann es auch auswärts Vertrauen, während man in Weimar selbst schadenfroh von allerlei Unfällen fabelte. Als Goethe vom 2. bis zum 15. Oktober in Ilmenau war, fand er mancherlei zu thun. „Da es uns angelegen war, aufs Innere zu dringen", berichtet er dem Herzog, „so konnten wir unsere Behandlungen nicht übereilen, wie es bei mechanischer Papierexpedition wohl angeht. Ich hoffe, es soll Ihnen dieses Werk zur Freude wachsen, wo schon für wenig Geld und in kurzer Zeit viel geschehen ist. In einigen Wochen werden sie auf dem nassen Orte durchschlägig und noch vor Ostern auf dem Stollen sein." Wie sich seine Sorgsamkeit bis auf das Geringste erstreckte, zeigt der weitere Bericht. Auch hier hoffte er auf sein gutes Glück. In der vom 24. Februar 1785 datirten „Ersten Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau" wurde ausführlich berichtet, was im Laufe des ersten Jahres am neuen Johannis- und am alten Martinröderschacht gethan worden; auch ein Getreidemagazin hatte man für die Bergleute eingerichtet. Im Juni und im November ist er wieder in Ilmenau, wo

er draußen und in seiner Arbeitsstube viel zu thun findet. Beim letztern Aufenthalte schreibt er: „Es geht gut, was ich angelegt habe, und wird jährlich besser werden. Wenn ich noch eine Zeit lang daure und aushalte, dann kann es wieder eine Weile von selbst gehn. — Es ist die Art der Geschäfte, daß sie sich vermehren, wie man tiefer hineindringt. Sie machen mir Freude, weil ich auf viele Seiten wirken kann, und wenn man nur Licht wohin bringt, schon viel gethan ist.“ Zu einer zweiten Nachricht über den Fortgang des Bergwerks kam es freilich im nächsten Jahre nicht, doch zeigte sich nicht das geringste Hinderniß, alles ging seinen geordneten Gang, und für das übrige, meinte er, sollten die Götter sorgen. Im Juni 1786 findet er alles so gut, daß er getrost scheiden kann, wenn er auch um der Sachen wegen gern viel länger bliebe.

Auch die Kriegs- und die Wegebaukommission nahmen den Dichter fortdauernd in Anspruch. Annehmlicher waren ihm landwirthschaftliche Besichtigungen, wobei er sich freute, wie Verstand, Geschick und Fleiß sich gar schön belohnten, nur dürfe sich niemand mit dem Landbau abgeben, der nicht vom Lande sei; wer Imagination zum Feldbau und zur Landwirthschaft mitbringe, komme zu Schaden, wovon er an Charlottens Gatten ein trauriges Beispiel hatte. Von der ihm lästig gewordenen Theaterleitung zog er sich bald ganz zurück, trat auch nicht mehr auf der Bühne auf. Seine Theilnahme an den Redoutenaufzügen beschränkte sich auf das Allernothwendigste. Als nach der Geburt des Erbprinzen alle Weimarischen Dichter ihren Pegasus weidlich tummelten, begnügte sich Goethe mit einem einfachen Liede, das auf der nächsten Redoute in der Geburtsstunde als „Ständchen“ gesungen wurde. Bei der großen maskirten Cavalcade, welche der Herzog selbst am 13. März anführte, erschien Goethe, der ohne Zweifel Antheil an der Anordnung hatte, in Altdeutscher Tracht, in weißem Atlas mit Purpurmantel, ein Hütchen mit Federbusch auf dem Kopfe, auf weißem Pferde, begleitet von weiß und gelb

gekleideten fackeltragenden Knaben. Im nächsten Jahre erfreute er die Herzogin auf der Geburtstagsredoute durch den schönen, sie als glückliche Mutter des Erbprinzen feiernden Aufzug „Planetentanz". Schon im Herbst 1783 hatte man mit dem Schauspielunternehmer Bellomo wegen Uebernahme des Theaters auf drei Jahre unterhandelt; seit dem folgenden Januar spielte dessen Truppe dreimal wöchentlich bis zum Frühjahr. Goethe hielt sich von jeder Mitwirkung zurück; die Prologe zu Festvorstellungen für die herzogliche Familie überließ er jetzt ruhig Einsiedel. Nur einmal (am 4. März 1785) war er bei einer Probe zur Aufführung seines „Clavigo" (am 8.), den man ihm einen Monat vorher verdorben hatte. Als die Herzogin Mutter Weihnachten 1785 wieder einmal an ein Liebhabertheater dachte, ließ er sich bestimmen, als Orest in seiner „Iphigenie" aufzutreten, doch zerschlug sich die Sache.

An den Parkanlagen nahm Goethe jetzt weniger Theil, da der Herzog selbst diese leidenschaftlich betrieb, wie er auch für die Bepflanzung von Belvedere sorgte, wozu er mehrere Jahre Bäume aus England kommen ließ. Zu der von der Herzogin Mutter im Herbst 1782 begonnenen Umgestaltung des Tiefurter Parks hatte er den Plan gemacht, betheiligte sich aber nicht an der Ausführung. Dagegen leitete er mit großem Eifer die Wasserbauten, welche der Eisgang vom Ende Februar 1784 in Jena nöthig machte. Sogleich war er mit dem Herzog zur Unglücksstätte geeilt, wo er, wie dieser bezeugt, die besten Anstalten traf und sich sehr brav hielt. Die Wasserbauten führten ihn häufig nach Jena, wo er auch für seine Studien Belehrung suchte und wegen der Aufstellung der von dem Hofrath Büttner gegen freie Wohnung und eine Jahresrente geschenkten großen Bibliothek Bestimmung zu treffen hatte. Am 7. Mai schreibt er Charlotten aus Jena: „Mein Geschäfte geht gut; ich habe so viel Geld, Gewalt, Verstand, Menschen und Geschick dazu, als nöthig ist, und da kanns

wohl nicht fehlen.“ Später überließ er die Sache meist dem Hauptmann Castrop. Auch die Sorge für polizeiliche Einrichtungen, wie für die Feuerordnung, besonders die Feuerspritzen, die in Weimar ganz vortrefflich waren, und manches andere, wie der Umbau des Grimmensteins zu einem Spinnhause für Arme, lag ihm ob.

Nicht weniger war er für die Universität und deren Anstalten eifrig bemüht. Längere Zeit beschäftigte ihn die Besetzung der juristischen Lehrkanzel. Selbst die leere Titelfrage machte ihm Noth. Als der 1782 nach Jena berufene Theolog Döderlein zwei Jahre später den Titel Geheimer Kirchenrath, auf den man ihm Aussicht gemacht, erhalten sollte, fühlte sich Herder dadurch verletzt, und er weigerte sich nach ihm den gleichen Titel anzunehmen. Goethe suchte diesen, der im beständigen Kampfe mit dem Oberkonsistorium war, zu beruhigen; seine Stelle und Lage zu verbessern, vermochte er leider nicht. Auch für die Schulen zu sorgen ließ er sich angelegen sein, nur flossen die Gelder dafür sehr ungenügend, ohne daß zunächst an eine Erhöhung gedacht werden konnte. Ende August 1783 forderte er Herder auf, „seine Gedanken über das sämmtliche Weimarer Schulwesen zu sammeln“; nach seiner Rückkehr von der Harzreise wolle er darüber mit ihm sprechen, da er zu allem, was er für ausführbar halte, gern das Seinige beitrage: aber bei dem Widerstande des Oberkonsistoriums half alle Bemühung nichts, nur die Umwandlung des ganz verkommenen Ehrentisches Weimarischer Gymnasiasten in Geldbelohnungen setzte Herder durch. Auch genehmigte der Herzog den von ihm vorgelegten allgemeinen Schulplan, aber die Mittel zu der beantragten Anstellung neuer Lehrer fehlten. Goethe ersuchte den Freund um Vorschläge zur Förderung der Militärschule. Allein gerade in der Schulverbesserung hatte er weder freie Hand, noch das erforderliche Geld; was der Herzog aus eigenen Mitteln thun konnte, reichte nicht weit.

Immer größern Umfang und Erfolg gewannen seine naturwissenschaftlichen Studien, die sich größtentheils aus seinen amtlichen Geschäften entwickelt hatten und sich an diese anlehnten. In allen suchte er das einfache Bildungsgesetz zu entdecken, aus welchem die reiche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich entwickelt. „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens mein Beruf, mich der Oekonomie zu widmen, die ganze Naturgeschichte umgibt mich wie Bacons großes Salomonisches Haus", konnte er im November 1782 an Knebel schreiben. Auf Charpentiers mineralogischer Karte hatte er die Gegend vom Harz bis zum Fichtelgebirge und vom Riesengebirge bis an die Rhön von Voigt genau eintragen lassen, und er dachte schon daran, eine mineralogische Karte von ganz Europa herauszugeben. Er hatte bemerkt, daß die im obern Sande gefundenen Knochenreste der neuesten, freilich ungeheuer alten Epoche der Erdbildung angehören und die Versteinerungen zur Unterscheidung der Gesteinschichten von bedeutendem Werthe seien. Mit Leidenschaft spürt er jetzt den Grundgesetzen der Bildung der Steinarten bei Ilmenau, auf dem Harz, im Fichtelgebirge und endlich in Karlsbad nach, im Harz werden die bedeutendsten Felsbildungen von Kraus gezeichnet, von ihm kurz bestimmt, überall gehämmert, Steine und Stufen aufgeladen, in Weimar studirt und geordnet, eine Abhandlung über den Granit als Grund der bekannten Erdoberfläche begonnen, an einer Gebirgslehre geschrieben, und je weiter er forscht, desto mehr fühlt er, daß er auf dem rechten Wege ist. Er glaubt entdeckt zu haben, daß größere Steinmassen sich in Parallelepipeden trennen, die sich gern in der Diagonale durchschneiden. Die Freundin und Knebel nehmen an diesen Studien lebhaften Antheil, wogegen Herder über sein Hämmern am tauben Gestein spottet. Aber nach dem ersten Besuche von Karlsbad, das später für seine Forschung so bedeutend werden sollte, legte er die Mineralogie zur

Seite, weil er ohne die Chemie keinen Schritt weiter thun zu können glaubt, und er vermag in diese, obgleich er ernstlich daran denkt, auch wegen des Hüttenwesens sie zu betreiben sich vorgesetzt hat, keinen Eingang zu finden; es hielt ihn etwas davon zurück, vielleicht die Erinnerung an die düstern alchymistischen Versuche seiner Frankfurter Quarantäne.

Neben den mineralogischen Studien gingen gleichmäßig die osteologischen ihren Weg. Besonders galt es ihm, den gleichen Typus der Knochenbildung bei den Thieren und den Menschen zu verfolgen, wobei ihn auch die vorweltlichen Thiere anziehen mußten. Mercks Hülfe, ein Besuch des berühmten Anatomikers Blumenbach, das anatomische Theater zu Kassel, wo er mit Forster und Sömmering sich unterhält, besonders aber Loder in Jena gereichen ihm zu bedeutender Förderung. Als er mit letzterm am 27. März 1784 Menschen- und Thierschädel vergleicht, macht er zu seiner ungeheuern Freude die folgenreiche Entdeckung, daß der sogenannte Zwischenknochen der obern Kinnlade sich auch beim Menschen finde, im Gegensatze zu der gangbaren, ihm äußerst widerwärtigen Lehre, der Mensch unterscheide sich gerade durch den Mangel dieses Knochens von allen Thieren. Deutlich sah er, wie die Natur den bei den Thieren außerordentlich vorgeschobenen Knochen beim Menschen auf ein sehr kleines Maß zusammenzuziehen genöthigt gewesen. Leidenschaftlich wurde mit Loder in Jena die verschiedene Bildung des Zwischenknochens bei den Thieren verfolgt. Den Kasselschen Elephantenschädel ließ Goethe sich nach Eisenach kommen und nahm ihn mit nach Weimar. In Braunschweig wollte er sich den Elephantenfötus genau ansehn und sich darüber mit dem Leibarzt Zimmermann unterhalten. Herder und Charlotte nahmen an seiner folgenreichen Entdeckung den wärmsten Antheil. Alles, was durch Goethes Vorstellung gegangen, schrieb letztere, werde äußerst interessant, so auch die gehässigen Knochen und das

öde Steinreich. Erst im Oktober konnte er zur Ausarbeitung seiner Abhandlung gelangen, die sich auf beigegebene Zeichnungen eines von ihm angeleiteten Schülers der Zeichenschule stützte. Herder fand sie einfach und schön. Goethe selbst äußerte, als er sie durch Knebel an Loder sandte, es ergebe sich daraus, daß man, worauf schon Herder in seinen „Ideen" gedeutet, den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts einzelnem finden könne, daß vielmehr jedes Geschöpf, und so auch der Mensch, zu dem, was es sei, durch die Uebereinstimmung des Ganzen werde, jedes nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie sei, die man auch im Ganzen und Großen studiren müsse. Und wie hoch das Verdienst dieser einzigen und keineswegs leichten Entdeckung sei, beweist das vornehme Ableugnen derselben von den Männern der Wissenschaft, denen er die vortrefflich geschriebene, sorgfältig ins Lateinische übersetzte und mit schönen Zeichnungen ausgestattete Abhandlung zusandte, Sömmering und Camper. Auch Merck wollte anfangs nicht daran glauben. Erst 1788 führte sie Loder in die Wissenschaft ein; aber lange währte es, ehe sie Boden gewann. Goethe erfuhr auf das leidigste, daß, wie er an Merck schrieb, ein Gelehrter von Profession seine fünf Sinne ableugne, da es ihnen nicht um den lebendigen Begriff der Sache zu thun sei. Seine herrliche Abhandlung erschien erst mehr als dreißig Jahre später. Zunächst traten die osteologischen Forschungen hinter den botanischen zurück, die ihn erst spät, aber dann auch um so mächtiger anzogen. Freilich beobachtete er Bäume und Pflanzen nicht allein bei seinen Pflanzungen im Garten und im Park, sondern ganz besonders bei seinem vielfachen Durchstreifen der auch amtlich für ihn wichtigen Wälder, ja die Moose zogen ihn so an, daß er die verschiedenen Arten derselben zusammenzubringen suchte; freilich freute er sich schon im Juni 1782 an Rousseaus „allerliebsten" Briefen über die Botanik: aber erst im Januar 1785 finden wir ihn wissenschaftlich

mit der Pflanzenwelt beschäftigt, und zwar auf Veranlassung der „auserlesenen mikroskopischen Entdeckungen bei Pflanzen, Blumen und Blüten“ von Fr. W. Gleichen genannt Rußworm, die er kontroliren wollte. Besonders zogen ihn die Samen als der Grund aller Entwicklung an. Zu Jena unterhält er sich mit Büttner viel über botanische Dinge, und er secirt mit ihm Kokosnüsse, wobei er findet, er sei auch hier auf dem rechten Wege. Dort verhandelt er auch mit dem jungen Magister Batsch. Diesen, der in Jena sich der Arzneikunde und Naturwissenschaft gewidmet, dabei aber schon vor seinem zwanzigsten Jahre dichterische Versuche herausgegeben, hatte er in Weimar, wo er in mißlichen Umständen lebte, auf dem Eise kennen lernen. Da seine zarte Bestimmtheit und sein ruhiger Eifer ihn sehr anzogen, hatte er ihn veranlaßt, sich nach Jena zurückzubegeben, um sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen, über die er sich gern mit ihm unterhielt. In Weimar mußte Charlotte an den ihm schöne Offenbarungen zeigenden Untersuchungen über Pflanzensamen theilnehmen. Am Abend des 2. April will er ihr seine kleine botanische Abhandlung diktiren. Auf die Sommerreise ins Fichtelgebirge nimmt er den damals siebzehnjährigen pflanzenkundigen Friedrich Gottlieb Dietrich aus Ziegenhain mit, dessen frisches Wesen ihm gefiel. Im November reizt ihn zu Ilmenau die Pflanzenwelt so sehr, daß er keinen Stein anrühren will. Er liest Linnés Philosophia botanica, an der er bisher nur immer gekostet, im Zusammenhange. Auch findet er einige artige botanische Ideen. Im folgenden Januar handelt er mit dem Hofgärtner Reichardt in Belvedere über allerlei Botanisches, darauf zu Jena mit Batsch. Im Mai diktirt er Fritz Botanika. Jedenfalls hat er das Pflanzenreich mit im Sinne, wenn er von Ilmenau aus Mitte Juni an Charlotten schreibt: „Wie lesbar mir das Buch der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchstabiren hat mir geholfen; jetzt rückts auf einmal und

meine stille Freude ist unaussprechlich. So viel Neues ich finde, find' ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen. Wie sich das nun vermehren wird, daran denk' ich mit Freuden." Als er sich im Juli wider Willen in Weimar festgehalten sieht, ergreift ihn die Pflanzenwelt mit solcher Leidenschaft, daß sie in seinem Gemüthe „rast". Die ihn beseligende Freude spricht sich in dem Bekenntnisse an die Freundin aus: „Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr drüber, es kommt mir alles entgegen und das ungeheure Reich simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte, es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich anzuwenden."

So war ihm in der Beschäftigung mit der Natur ein ganz neues Leben aufgegangen; die helle Einsicht, die er hier gewann, erheiterte ihn, die Konsequenz der Natur tröstete ihn über die Inkonsequenz der Menschen, die feste Bestimmtheit ihres Wesens über das Ungeschick, den Unbegriff und so manche Unzuträglichkeit, denen er begegnete. Und es war nicht Laune, es war innere Nöthigung, daß sein ruhig beobachtender, tief eindringender und anschaulich erleuchtender Blick, der ihm den Charakter der Menschen und ihr vielverschlungenes Treiben enthüllte, ihn auch zur Erkenntniß der Bildungsgesetze der Natur unwiderstehlich trieb. Neben der Betrachtung der drei Reiche zogen ihn andere Theile der Naturwissenschaft minder an; die Sternkunde, wie sehr sie ihn auch reizte, war ihm weniger faßbar, und wenn die Witterungslehre ihm auch nicht ganz fremd blieb, schien sie ihm doch zu schwankend. Nur vorübergehend beschäftigten ihn physische Versuche, besonders das Steigen der Luftballons. Wenn er sich in Jena die

vier Species der Algebra vortragen ließ, so blieb diese ihm bloße Kenntniß, da er für die Mathematik kein Organ hatte.

Das Zeichnen und Malen traten hinter den Naturstudien zurück; einmal hören wir, „das Zeichenfieber sei durch die bittere Rinde des Lebensholzes vertrieben worden". Noch weniger gediehen die Uebungen im Radiren, Modelliren und das Gießen in Bronze. Zu der Kunst, nach welcher sein tiefstes Wesen strebte, zur Dichtung, fehlte ihm die nöthige Sammlung, aber sobald er sich gedrungen fühlte, die Empfindungen seiner Seele lebendig zu gestalten, stand ihm auch seine alte Kunst vollkräftig zu Gebote, wie das Gedicht „Ilmenau", einzelne Lieder und Epigramme, vor allem „Die Geheimnisse" zeigen, deren Vollendung leider der Druck des Lebens und das Uebergewicht der Naturwissenschaft verhinderten. Für die reiche Welt, die sein „Wilhelm Meister" zur Darstellung bringen sollte, sammelte er in dem mannigfachen von ihm beobachteten Leben immer neuen Stoff. Es gelang ihm, unter stetem Drängen der Freundin, sechs Bücher, freilich in langen Zwischenräumen, zu Stande zu bringen, aber beim siebenten stockte er, wie bei „Tasso" und dem später versuchten „Elpenor", da sein gepreßter Zustand eine frische dichterische Strömung nicht aufkommen ließ. Das Unmögliche war auch ihm unmöglich, und wenn sein geschäftliches Leben manche dichterische Blume nicht gedeihen ließ, so war dieses für seine menschliche Entwicklung, von welcher die dichterische nicht zu trennen, ein nothwendiger Durchgang; ohne die Weimarischen Dienstjahre, ohne die in ihnen gewonnene Selbstbeherrschung und reiche Erfahrung wäre Goethe nie der gehaltreiche Weltdichter, der allseitige Ausdruck deutschen Geistes und Gemüthes geworden.

Ein Zufall trieb ihn zur weitern Ausbildung der komischen Oper. Freund Kayser überraschte ihn nach längerm Schweigen im Frühjahr 1784 durch die Mittheilung, daß er einen jungen Kaufmann nach Italien begleitet, besonders vom Verlangen nach alter Italienischer Musik getrieben.

Daß dieser das Land betreten, welches er „wie ein sündiger Prophete nur in dämmernder Ferne vor sich liegen sah", mußte ihn eigenthümlich ergreifen, aber zugleich ward sein alter Wunsch aufgeregt, den Freund, der sich zu seiner Freude wieder aus seinem alle Kraft und Thätigkeit aufzehrenden Unmuth erhoben, zu einem gemeinsamen Werke zu bestimmen. Freilich sei er selbst jetzt in unpoetischen Umständen, schreibt er am 24. Juni aus Eisenach, aber der schlafende Genius werde doch wieder zu wecken sein. Seit dem Anfang des Jahres hatte er von der Bellomoschen, jetzt in Eisenach spielenden Gesellschaft zwölf der besten Italienischen komischen Opern in guten Uebersetzungen spielen sehn, worin er Leben und Bewegung, mit Empfindung gewürzt, alle Arten der Leidenschaft fand und sich der Delikatesse und Grazie des Komponisten freute. Jedenfalls wurde er, wenn nicht früher, durch einen folgenden Brief Kaysers zu dem Gedanken an eine Operette veranlaßt; denn auf einen solchen erwidert er am 25.: „Daß Sie die muntere Oper lieben und sich nach Arbeit sehnen, freut mich beides recht sehr. Ich bin immer für die opera buffa der Italiener gewesen und wünschte wohl einmal mit Ihnen ein Werkchen dieser Art zu Stande zu bringen." Schon im Jahre 1777 hatten ihn die Vorstellungen von Intermezzos angezogen, die ein deutscher Buffo Anton Berger mit seiner Frau im Zimmer zu geben pflegte; er wollte noch eine dritte mittlere Stimme hinzufügen und sann sich dazu mehrere Stoffe aus, von denen er dann einen in „Scherz, List und Rache" auszuführen begann. Schon am 14. August schreibt er der Freundin, die Operette sei bald fertig, doch blieb sie darauf, als Goethe in Braunschweig Salieris »Scuola di Gelosi« in trefflicher Aufführung gesehen, längere Zeit liegen. Erst im nächsten April wurde sie dem Komponisten gesandt, der daran eine Art von Italienischer Gestalt fand. Goethe glaubte hier einen entschiedenen Fortschritt gegen seine frühern Singspiele gethan zu haben. Kayser griff die Arbeit mit voller Lust an; seine Kompo-

sition der beiden ersten Akte ging Goethe mit den Sängern durch; er hatte große Freude daran und wollte sie auf alle Deutschen Bühnen bringen. Freilich war das, was er durch Knebel vom Münchener Theater hörte, wenig erfreulich. Der dort herrschende moralische Geschmack schien ihm der schlimmste für den Künstler, wie für den Pfuscher der glücklichste. Aber trotz allem will er dem Freunde forthelfen und zugleich das erbärmliche Deutsche Theater heben, von dem sich mit Recht jeder abwende, der singen und spielen könne. Und so meint er, man könne doch auch den Münchenern etwas nach dem Gaumen brauen. Sogleich will er ein anderes Stück schreiben, in welchem auch für die gewünschte Rührung gesorgt sein sollte; er denkt dazu einem schon früher ersonnenen Stoffe einen weitern Umfang zu geben. Noch vor dem Ende des Monats theilte er dem Komponisten seinen neuen Plan („Die ungleichen Hausgenossen") mit, den geschmackvolle Personen gebilligt. Die Aufführung von Kaysers beiden ersten Akten bei Hofe fand allgemeinen Beifall, auch bei Herder, den Goethe unter allen ihm nahen Musikfreunden für den zuverlässigsten hielt. Aber der Komponist selbst war am wenigsten damit zufrieden, da er fühlte, daß die Handlung zu angezogen, für drei Personen zu ermüdend sei; auch hatte er sich über die Schwierigkeit beklagt, die ihm die Sprache mache, da der Dichter mit Absicht sich besonderer Freiheiten bedient hatte. Für einzelne Stellen des vierten Aktes sandte Goethe ihm Verbesserungen, drang aber darauf, daß Kayser nichts an der Komposition ändere, bis er mit dem Ganzen fertig sei. Leider mußte er dessen Sorge, daß das Stück nicht auf der Bühne aufzuführen sei, Recht geben; er wollte auch nie mehr ein solches zu drei Personen machen, obgleich er noch ein allerliebstes Süjet habe, das fast noch reicher, noch toller sei. Er denkt auch schon an eine Umarbeitung der „Claudine" und des „Erwin"; der neuen Operette hängt er mit krankhafter Leidenschaftlichkeit nach, bedauert aber

den armen Komponisten, der an der barbarischen Deutschen Sprache seine Kunst verschwenden müsse. Kaysers dritter Akt kommt am 5. Februar 1786 zur Aufführung. Auch den Schluß der Komposition nimmt Goethe sehr beifällig auf. Was er an dieser ihrer ersten gemeinschaftlichen Arbeit gelernt, schreibt er am 5. Mai, werde ihm das neue Stück zeigen, und auch bei diesem werde wieder zu lernen sein und so immer weiter. Es war ihm bei diesem Briefe übel zu Muthe, da er dem Freunde verheimlichen mußte, daß er nächstens nach Italien gehe, doch drang ihm, könnte man sagen, sein böses Gewissen die Erwähnung einer Reise nach Italien auf, zu welcher er ihn einladen würde, wenn er die Italienische Sprache in seiner Gewalt hätte. Sein Versuch war leider gescheitert, und daß einzelne Arien oder Akte im Konzertsaal gegeben werden konnten, war dem Komponisten ein schlechter Trost, der gleich, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Operette anders zu komponiren begann. Dem Dichter selbst hatte dieser aus Liebe zum Freunde unternommene Versuch eine lebhafte Anregung und klare Einsicht in diese Dichtform verliehen.

So hatten denn die überhäuften Geschäfte dem rastlosen Dichter, den sie, nach seinem eigenen Ausdrucke, bildeten, indem er sie bildete, noch immer Zeit gelassen, seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen nachzugehn, ja gerade sie hatten ihm Gelegenheit geboten, den Naturwissenschaften näher zu treten, zu welchen ihn sein Geist damals mehr als zur Dichtung hinzog, die er bei reiferer Durchbildung und höherer Kunsteinsicht wieder mit voller Seele aufnehmen sollte. Sein Dichtergenius schlief nur einen kurzen Schlaf, aus dem er gestärkt erwachen sollte, auch hatten seine Schwingen ja nicht ganz geruht. Im Innersten seiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen war er sich selbst, wie er sagt, geheimnißvoll treu geblieben, er hatte sein gesellschaftliches, moralisches, politisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammengebunden.

Wie aber stand er diese Jahre über zu dem Herzog und dem Hof? Gleich nach seiner Uebernahme der Kammer gestaltete sich das Verhältniß des Herzogs zur Herzogin glücklicher. Auch die Herzogin Mutter fand sich in ihrem Tiefurt ganz behaglich. Seine dort Abends auf dem natürlichen Schauplatze an der Ilm aufgeführte „Fischerin“ machte einen höchst anmuthigen Eindruck. Der ihm holden Fürstin schenkte er, wie früher Charlotten, eine schöne Abschrift seiner ungedruckten Schriften. Karl August gab ihm freilich noch immer zu den alten Klagen Veranlassung, doch beruhigte Goethe sich meist damit, daß dies eben „fürstliche Queren“ seien, die man einmal hinnehmen müsse. „Die Herzogin ist so angenehm, als man sein kann“, äußert er im August 1782, „der Herzog ist wacker, und man könnte ihn lieben, wenn er nicht durch seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nöthigte, über sein Wohl und Wehe gleichgültig zu werden.“ Wie ärgerlich er auch ist, daß das Soldatenspiel der Manöver diesen anzieht, er im Jagen und Hetzen seine Existenz hat, er Nebendinge mit leidenschaftlicher Hast betreibt, so freut es ihn doch, daß er „einen willigen und leidlichen Theil an den Geschäften nimmt und sich hie und da ein Gutes angelegen sein läßt“. Freilich zerstoben ist der Wahn, „die schönen Körner, die in seinem und seiner Freunde Dasein reiften, müßten auf diesen Boden gesät und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden“, er hat erkannt, daß sie verschiedene Wege neben einander gehn müssen. Wenn er sich auch eine Zeit vom Hofe zurückzieht und den Herzog oft allein reisen läßt, so folgt er ihm doch im December nach Neuenheiligen, darauf nach Dessau und Leipzig, aber von Neuenheiligen geht er vor ihm weg, in Leipzig bleibt er länger als der Herzog: so sichert er sich seine Freiheit. Die am 3. Februar 1783 erfolgte Geburt des Erbprinzen übte auf Karl August den günstigsten Eindruck. „Wenn je gute Anlagen in mir

waren", erwidert er auf Mercks Glückwunsch, „so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fu pittore." Leider wurde die für Weimar so freudige Zeit durch die Verlegenheit getrübt, in welche die leidigen Abenteuer des Prinzen Constantin den Hof versetzten. Die auch von Goethe auf dessen Reise gesetzte Hoffnung wurde durch die Liebschaft einer Madame Darsaincourt vereitelt, die der Prinz, da er ihrer überdrüssig war, ohne weiteres nach Weimar schickte. Auf Goethes Rath brachte man sie zum Oberförster nach Tannroda, wo ihre Erklärung, sie sei guter Hoffnung, die Sache noch verschlimmerte. Bald ergab sich die traurige Lage der Finanzen des Prinzen. Goethe, der Rath schaffen sollte, war äußerst verstimmt. Am 4. Mai mußte er selbst zu der Darsaincourt, die nach ihrer Niederkunft unter Begleitung seines treuen Seidel nach Frankreich zurückgeschafft wurde. Die Liebesverworrenheiten des Prinzen waren aber damit noch nicht zu Ende. Als der Chatoullier Ludecus mit diesem zu Wiesbaden zusammentraf, fand er bei ihm eine Englische Geliebte. Sofort beschloß man, die Engländerin nach Marksuhl zu senden, den Prinzen nach Wilhelmsthal zu bescheiden. Dorthin ging auch Goethe. Hier vernahm er von Ludecus Dinge, die sich nicht armseliger denken ließen. Um so mehr freute er sich des Herzogs, den er auf dem besten Wege fand. „Wir haben über viel Dinge gar gut gesprochen", berichtet er Charlotten; „es klärt sich vieles in ihm auf und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen andere wohlthätiger werden." Nach der Ankunft des Prinzen, der lange auf sich hatte warten lassen, vertraut er der Freundin, die Verworrenheiten desselben hätten noch einige Knoten, die mit Geduld gelöst werden müßten. Wegen einer Unterkunft der Engländerin wandte er sich an seinen alten Freund

Riese in Frankfurt. Mit dem Prinzen kehrte er nach Weimar zurück. Der Herzog nahm den Bruder mit sich nach Ilmenau, ging dann mit ihm nach Würzburg und benahm sich in dieser leidigen Angelegenheit vortrefflich. Da die Engländerin unwohl geworden, mußte ihre Entfernung aufgeschoben werden. Durch Riese verschaffte Goethe ihr ein entsprechendes Unterkommen. Welche hohe Hoffnung er damals auf Karl August gesetzt, zeigt der herrliche Glückwunsch, der ihm an dessen Geburtstag am 3. September 1783 auf dem Gickelhahn bei Ilmenau aus der Seele floß.

Aber bald sollte er durch den regen Antheil beunruhigt werden, welchen der Herzog an der Betreibung des Fürstenbundes nahm. Sein Wunsch war, dieser möge sich darauf beschränken ein guter Hausvater seines Landes zu sein, während Karl August es für eine vaterländische Pflicht hielt, den Uebergriffen Oestreichs entgegenzutreten und die Freiheit der Deutschen Fürsten zu sichern. Die Unterhandlungen wurden sehr eifrig vom Herzog und dem Fürsten von Dessau mit Baden, Gotha, Braunschweig und Mainz betrieben, als der Tod der Prinzessin Luise am 24. März 1784, den Hof in große Trauer versetzte. Auch der Herzog war erschüttert, bedauerlicher aber wirkte dieser Verlust auf die Herzogin, die sich jetzt wieder mehr zurückzog. Goethe hatte in diesen traurigen Tagen manches zu besorgen, auch die Herzogin zu trösten. Prinz Constantin war unterdessen auf Betreiben des Herzogs als Obristlieutenant in Kursächsische Dienste getreten, womit Goethe eben nicht einverstanden war, doch er wußte sich zu bescheiden, in solche Familienangelegenheiten nicht einzureden. Im August konnte er sich dem Wunsche des Herzogs nicht entziehen, nach Braunschweig zu kommen, wo dieser für den Fürstenbund wirkte und seinen Zweck vollkommen erreichte; wie ausgezeichnet dieser sich in dem ihm fremden und widerwärtigen feinen Hofleben gehalten, erkannte er mit großer Befriedigung. Aber entschieden weigerte er sich, ihn auf der Reise zu begleiten, die er in

derselben leidenschaftlich von ihm verfolgten Angelegenheit nach Zweibrücken machte. Um die Absicht seiner Reise nicht zu verrathen, mußte der Herzog sie zum allgemeinen Mißvergnügen des Landes sehr weit ausdehnen; er ging bis Zürich. Von Frankfurt aus, wo ihn Frau Aja mit einem Frühstück bewirthete, bat er Goethe, ihn dort abzuholen, dieser aber bestand darauf, er könne aus mehr als einer Ursache in dieser Zeit Weimar nicht verlassen. Daß er auch am Ende des Jahres noch immer säumte und sich trotz des allgemeinen Unwillen durch Jagden zurückhalten ließ, ärgerte ihn. Am 26. Dezember schrieb er dem Herzog: „Ich wünsche, daß Alles, was Sie auf der Reise thun und was Ihnen begegnet, zu Nutzen und Frommen gereichen möge. Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen, und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Uebels befreien werden". Durch die Hegung der wilden Schweine am Ettersberge war die ganze Gegend geschädigt und allgemein der bitterste Unmuth erregt worden. „Ich habe Sie so manchem entsagen sehn", heißt es in dem so feinen wie freisinnigen Briefe, „und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und halte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinette mit doppelter Freude aufzustellen". Erst am Abend des 11. Januar 1785 kehrte der Herzog zurück. Wie verstimmt Goethe über seine Leidenschaft für den Fürstenbund und über sein Jagen und Hetzen war, so erfreulich war ihm die in ihm erwachte Liebe zur Naturwissenschaft und zu dem ruhigen, bestimmten Wege, den der Naturforscher wandelt.

Leider nahmen die Angelegenheiten des Fürstenbundes Karl August zunächst vor allem in Anspruch. Goethe selbst mußte sich, zur Bewahrung des Geheimnisses, dazu verstehn, einzelne an die Höfe gerichtete Mittheilungen mit eigener Hand abzuschreiben, wie er es schon früher einmal gethan. Das Land hatte indessen, besonders da der Erb-

prinz schwächlich war, auf die Geburt eines zweiten Prinzen gehofft, aber der Knabe, mit welchem die Herzogin am 27. Februar niederkam, starb gleich nach der Geburt. Einen Monat später gerieth Goethe in große Sorge, als der Herzog für Preußens Vorgehen gegen Oestreich eingenommen, ja entschlossen war, sich selbst am Kriege zu betheiligen. Freilich fragte er Goethe deshalb um Rath, dieser aber wußte zu gut, daß die Leidenschaft bei ihm bereits entschieden hatte. „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt“, äußert er bitter am 1. April, „fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. — Das kluge Betragen der Großen wird hoffentlich den Kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf anderer Unkosten machen möchten. Ich habe auf dieses Kapitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr.“ Darüber kam es, da Goethe hierin ein Unglück für das Land sah, zu einer Spannung, ja, bei seinem leidenden Zustande und der dadurch gesteigerten Verstimmung, ergriff ihn der Gedanke, Weimar zu verlassen. Der liebevolle Zuspruch Knebels, zu dem er nach Jena sich geflüchtet, tröstete und ermuthigte ihn wieder. Ein leidliches Verhältniß stellte sich bald wieder her. Ehe Karl August die Reise nach Pyrmont antrat, gab er Goethe, wie dieser selbst sagt, „als ein großer Freund von Gewissensreinigungen“, 40 Louisd'or für seine Reise nach Karlsbad und eine Zulage von 200 Thaler, so daß seine Besoldung jetzt 1600 Thaler betrug.

Nach der Rückkehr von Karlsbad ist Goethe wieder höchst unmuthig über den schwankenden Zustand der Dinge. „Hier gehts übrigens im Alten“, schreibt er den 1. September an Knebel. „Schade für das schöne Gebäude, das stehn könnte, erhöht und erweitert werden könnte, und leider keinen Grund hat.“ Große Mißbilligung fand es, daß von jetzt an Mittags keine Hoftafel stattfand, immer nur die drei Hofdamen und ein Fremder mit dem herzoglichen Paare auf des Herzogs Zimmer speisten, wogegen die Hofleute Kostgeld bekamen. „Der Herzog ist in seiner (vom Oberkammerherrn von Pöllnitz geschenkten) Meute

glücklich", schreibt Goethe der Freundin. „Ich gönn' es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an. Es ist immer dasselbe, viel Lärms, um einen Hasen todt zu jagen. Und ich brauche beinah so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten." Und einige Tage später: „Zu Zeiten seh' ich den Prinzen (den kleinen Erbprinzen) und unsre Fürsten, wo es denn ganz gut jetzt leben ist. Die neue Einrichtung geht fort und beim Mittagsessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. — So gehts, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen." Auf der größern Reise nach Berlin den Herzog zu begleiten, lehnt er ab, dagegen folgt er ihm nach Gotha, weil dort Umstände vorkommen könnten, die eines Dritten Gegenwart erforderten, da es sich wieder um den ihm ebenso widerwärtigen als vom Herzog mit echt vaterländischem und fürstlichem Sinne warm betriebenen Fürstenbund handelte. Mit dem Anfang des Jahres 1786 trat Karl August zu Goethes Aerger in den Preußischen Dienst. Anfangs Mai sehen wir diesen noch einmal mit dem Herzog auf der Jagd „nach Waldweise" leben, aber, wie er hinzufügt, „mäßig". Wie sehr er diesem auch manchmal grollte, seine hohe Begabung und seine innige Neigung erkannte er in ruhiger Stimmung immer an.

Das Leben seines Lebens aber war und blieb das seelenhafte Vertrauensverhältniß zu Charlotten. Und doch sollte dieses gleich nach der Uebernahme der Kammer, die ihn mehr als je an Weimar fesselte, eine ihn tief erschütternde Störung erleiden. Charlotte war gerade damals sehr leidend und verstimmt; eine Aeußerung Goethes hatte sie verletzt, so daß sie sich gegen ihn verschloß; ein von ihm geschriebenes Billet, das sie mißverstand, erhöhte die Spannung; sie verbat sich zunächst auf mehrere Tage seinen Besuch, aber seine Erwiderung, er habe diese Verbannung nicht verdient, er fühle sie und schweige, ließ sie ihr Unrecht erkennen. Freilich schwand dieser Mißklang rasch, aber in dem auch körperlich Leidenden zitterte der Schmerz noch lange nach. Auf Charlottens Wunsch ließ er in seinen Garten eine Bank setzen, die

er ihren Stein nannte. Als er Anfangs Oktober einen vortrefflichen Brief von seiner Mutter empfing, schrieb er der „einzigen“ Freundin: „So lang ich Euch beide habe, kann mirs an nichts fehlen.“ Von jetzt an bildete sich das herzlichste Familienleben, das Goethe immer inniger zu machen suchte. Zweimal besucht er sie in Kochberg. Bei den Thees, die er, um sich von den Pflichten gegen die Gesellschaft zu befreien, alle vierzehn Tage in seinem Hause gab, war sie die Wirthin. Abends ist er regelmäßig bei ihr und „hat vor ihr nichts Verborgenes“, wie er an Knebel schreibt. Am Jahrestage seiner Ankunft wünscht er, daß mit ihm eine neue Epoche seines Lebens anfange, wodurch er ihr immer gefälliger werde; sie aber, die immer an trüben Ahnungen leidet, fürchtet sich vor diesem achten Jahre. Doch die Verbindung wurde immer enger. Ihren Fritz, den er wie seinen eigenen Sohn liebt, läßt er nicht mehr von sich. Am 14. April 1783 nimmt er ihn als „ihr Bildniß“ mit nach Ilmenau. Im Mai macht er ihr den Vorschlag, ihn ganz zu sich zu nehmen, wozu ihr Gatte die Erlaubniß gibt. Nachdem Fritz seine Sachen bei ihm eingeräumt, geht er mit ihm nach Jena. Fritz sei gar gut, äußert er nach der Rückkehr, und werde ihnen gemeinsam Freude machen. Charlotte berichtet ihrer Schwägerin: „Goethe hat Fritzen zu sich genommen und benimmt sich so verständig und gütig in seiner Erziehung, daß man von ihm lernen kann. Er ist von den Wenigen, der Rousseaus innern Sinn der Erziehung zu fassen weiß, und weil Fritz von Natur ein hübsches Ebenmaß in sich hat, machts Goethen selbst Freude, sich mit ihm abzugeben.“ Er gewöhnte ihn an die reinste Diät und förderte seine Erziehung auf liebevollste und einsichtigste Weise. Er nimmt ihn mit sich auf die Harzreise, vor welcher er der Freundin, deren Abschied ihm unvergeßlich ist, die Schlüssel zur Kiste, zum Schranke und zum Schreibtisch schickt; bis auf wenige Geschäftssachen gehöre ihr alles. Seine sämmtlichen Privatbriefe theilt er der Freundin mit; an allen ihren Sorgen nimmt er warmen Antheil. Freilich ist

er oft selbst in ihrer Gegenwart stumm und verschlossen, so daß sie ihn launig Il penseroso nennt, aber sie fühlt, daß die Last der Geschäfte ihn drückt und ermattet. Traurig vergehen ihnen die Tage, wo sie beide unwohl sind, aber um so glücklicher finden sie sich Abends zusammen, wenn sie sich ganz leben und vertrauen oder sich an Schriften über Natur- und Weltgeschichte erfreuen oder Herder ihnen aus seinen „Ideen" vorliest. Am Ende des Jahres muß Fritz an Goethes Mutter schreiben und auch Charlotte setzt sich mit dieser in Verbindung. Im Februar 1784 nimmt er zu der für ihn so wichtigen Eröffnung des Ilmenauer Johannisschachtes Fritz und dessen ältern Bruder, den Forstpagen Ernst, mit.

Seine Neigung zu der einzigen Freundin wird jetzt krankhaft leidenschaftlich, so daß er nicht Zeichen genug ihres innigen Angehörens erhalten kann. Ihre Unruhe darüber steigert seine Glut. Als er nach Braunschweig geht, fordert sie ihn auf, ihr von dort, wo er am Hofe Französisch sprechen muß, in derselben Sprache zu schreiben, weil sie dadurch den Ausdruck seiner Sehnsucht zu mäßigen hofft. Die begeisterte Neigung seiner Seele ergießt er in den die Macht der Liebe feiernden „Geheimnissen". Charlotte war jetzt veranlaßt, sich der Wirthschaft ihres Gutes anzunehmen: Goethe läßt sie darin gewähren, ja er gesteht ihr, daß er sie in der Art, wie sie diese angreife, aufs neue liebe, obgleich er sich sagen muß, daß sie durch ihr Schleppen am Wirthschaftskreuze nur das Uebel theile, ohne es heben zu können. Er faßt jetzt den Gedanken, ihren Fritz zu adoptiren; seiner Mutter, die bisher nur Fritzens Silhouette besaß, schickt er zwei Miniaturbildchen von ihm, damit sie seinen Liebling immer vor Augen habe.

Mit dem Jahre 1785 beruhigte sich seine Liebe wieder, ohne an Innigkeit zu verlieren, aber Sorgen und Unwohlsein trübten beiden den Genuß ihres „Himmels". Charlotte hatte sich entschlossen, diesmal in Karlsbad Heilung zu suchen, wohin auch Goethe über das Fichtelgebirge zu

gehn gedachte. Aber bald erfaßt ihn der Unmuth über seine Lage so gewaltig, daß er in sich versinkt und selbst die Liebe sein Herz nicht zu öffnen vermag. „Wir wollen immer zusammenbleiben, meine Liebe. Darüber sei ohne Sorge!“ so spricht er ihr am 20. April zu, aber einige Tage später eilt er verzweiflungsvoll nach Jena. Längeres Unwohlsein trennt die Liebenden in den ersten Wochen des Mai. Charlotte war damals auch wegen ihres Sohnes Karl besorgt, der in Helmstedt, wo er studirte, Schulden gemacht und mitten im Semester sich ohne Erlaubniß des Vaters nach Göttingen gewandt hatte. In Karlsbad genossen die Liebenden schöne Tage. „Die liebe Stein war hier meist wohl und Jedermann wollte ihr wohl“, schreibt Goethe kurz vor der Abreise an Karl August. Ihr Fritz reiste in Begleitung eines Kaufmanns von Eisenach nach Frankfurt zu Goethes Mutter, die ihn „die Philosophie des lustigen Lebens erst noch recht ausführlich kennen lehrte“. Goethe freute sich herzlich, wie gut diesem die Reise gethan. Daß er Fritz wie seinen eigenen Sohn betrachtete, ergibt sich auch aus der damaligen Aeußerung an Jacobi, er wolle ihn für dessen Mädchen erziehen. Als bald darauf die von Jacobi empfohlene Fürstin Galitzin in Begleitung ihrer Freunde, des freisinnigen Denkers Hemsterhuis und des strenggläubigen Münsterschen Generalvikars von Fürstenberg, nach Weimar kam, konnte er gegen sie ganz offen und natürlich sein. Die pietistisch angehauchte, in der Erziehung ganz Rousseaus Grundsätzen folgende, anmuthige und geistreiche, von ihrem Gatten getrennte Frau, von Hemsterhuis als Diotima gefeiert, zog den Dichter innig an, ohne irgend seine Neigung zu Charlotten zu beeinträchtigen. Die Fürstin, der schon Jacobi viel von Goethes Verhältniß zu Frau von Stein berichtet hatte, machte dieser einen Besuch; Abends fanden sich beide bei ihm zusammen. „Diese herrliche Seele“, berichtet er an Jacobi, „hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die

Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben." Später schrieb er der Fürstin und bat um einen freundlichen Briefwechsel; dem Briefe lag auch ein anderer von Charlotten bei, den Goethe dieser aufgesetzt hatte. Es zog ihn an, einen Blick in das sonderbar aus schwärmerischem Glauben und frischer Geistesklarheit gemischte innere Leben der Fürstin zu thun, diese aber schwieg, da sie in einer solchen Verbindung keinen Nutzen für ihr Seelenheil sah, auch wohl fühlte, daß Charlotte ganz Goethes Herz und Sinn besaß.

Große Sorge bereitete dieser neben Karl, zu dem sie kein Vertrauen mehr fassen konnte, ihr zweiter Sohn Ernst; dieser litt an einer vernachlässigten Kniewunde. Zu Weihnachten verschlimmerte sich das Uebel, so daß sie ihn nicht verlassen durfte. Die dadurch bedingte häufige Trennung von Goethe empfand dieser sehr bitter; dazu war Charlotte meist von mancherlei Sorgen bedrängt, er selbst häufig verstimmt und leidend, so daß er selten sich offen erging, oft ganz verstummte. Einmal bittet er die Freundin, seiner trüben Miene nicht zu achten und keine Sorge zu haben, wenn es ihm manchmal fatal werde. Sehr drückte es ihn, daß er aus dem tief in ihm wurzelnden Aberglauben, jeder wichtige Entschluß, den man andern verrathe, gelinge nicht, seine beabsichtigte Flucht nach Italien auch vor ihr geheim halten mußte. Mit Ernst besserte es sich, dagegen machte Karl der Mutter viele Sorge. Auf ihren Wunsch schrieb ihm Goethe im Namen des Vaters einen langen Brief, in welchem er ihn zur bessern Wirthschaft mahnte und genaue Angabe forderte, wie und wofür er die Schulden gemacht. Häufiges Leiden und Goethes vielfache Abwesenheit trennten die Liebenden wieder lange Zeit. „Laß mich Deine Liebe immer gleich finden! es will mit vielem andern nicht mehr fort", klagt er ihr. Seine Hoffnung hatte er auf Karlsbad gesetzt, wo er mit ihr noch einige schöne Wochen zu genießen gedachte.

Unter den wenigen Freunden, die ihm das Leben er-

heiterten, nahm seit dem Herbste 1783 Herder die erste Stelle ein. Dieser war damals gerade mit dem Anfange seiner „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ beschäftigt, die mit Goethes Naturanschauungen so glücklich zusammentrafen. Er erkannte in Goethe einen der Wenigen, die Kopf und Herz an der rechten Stelle tragen; er sei in jedem Schritte ein Mann: dieser hielt Herders scharfen Blick, sein tiefes Gemüth und seinen weltumfassenden Geist sehr hoch. Auch dem so mißmuthig schwankenden Knebel, der auf längere Zeit Weimar verließ, blieb seine Seele herzlich zugeneigt, vertraute ihm gern und erfreute sich wechselseitigen Zuspruches und Trostes. Mit dem gutmüthigen, dichterisch reich begabten Wieland erhielt sich bei allem Wechsel ein freundliches Verhältniß. Dieser sah, wie Goethe unter der Last leide, die er sich zum Besten des Landes aufgeladen, und zollte ihm als einem ehrlichen Hof- und Staatsmanne alle Achtung. Von auswärtigen Freunden kam Merck freilich diese Jahre über nicht nach Weimar, aber Goethe hatte mit ihm so manche Verbindungspunkte und er freute sich um so herzlicher, wenn ihm etwas Gutes zu Theil wurde, als manches Mißgeschick diesen immer schwermüthiger machte. Auch mit seinem Schwager Schlosser blieb er auf gutem Fuße, wenn er auch den Herzog in der Absicht, diesen nach Weimar zu ziehen, nicht bestärken konnte, sondern ihn bestimmte, die Entscheidung Fritsch zu überlassen, der sich freilich dagegen erklärte. Auch die Verbindung mit Kestner brach nicht ab; beide fühlten, wenn sie auch nur selten sich schrieben, wie theuer sie einander waren. Als Kestner ihm umständlich über einen großen Vermögensverlust berichtete, sprach Goethe ihm nicht nur seinen herzlichen Antheil, sondern auch seinen Dank für das sichere Gefühl seiner Theilnahme aus. „Mein mannigfaltiges Weltleben“, schrieb er, „hat mir meine alten Freunde noch werther gemacht.“ Ein von ihm empfohlener Dr. Riedel, der später Lottens jüngste Schwester heiratete,

gefiel ihm so wohl, daß er ihn zum Landkammerrath mit der Aussicht, Erzieher des Erbprinzen zu werden, dem Herzog und der Herzogin empfahl.

Mit seinen innigsten Freunden Jacobi und Lavater sollte die entgegengesetzte Veränderung eintreten. Jacobi, der noch immer so arg erbittert war, daß er an Goethes Herzen zweifelte, von allem Guten, was der ihn besuchende Knebel ihm mittheilte, nichts wissen wollte, hatte gegen seinen Schwager Schlosser in seinem Aerger einer Geldschuld gedacht. Von seiner Mutter davon benachrichtigt, bat er diese um Berichtigung derselben, unterließ aber nun auch nicht, brieflich sich bei seinem „lieben Fritz" wegen der Versäumniß zu entschuldigen und ihm für seine Gefälligkeit, die ihm damals aus einer großen Verlegenheit geholfen, und für alles, was er ihm sonst Liebes und Gutes erzeigt, herzlich zu danken. Auch der Verletzung Jacobis gedachte er. „Wenn man älter und die Welt enger wird", bemerkte er, „denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist." Einem solchen seine Unart nichts weniger als abschwächenden Bekenntniß konnte der weichherzige, zartfühlende Jacobi bei aller grollenden Eitelkeit nicht widerstehn, der Bund war bald in aller Innigkeit erneuert, wurde auch später durch die Verschiedenheit ihrer Ansichten über Spinoza nicht gestört. Jacobi kam, nach dem von Goethe innigst mitempfundenen Verluste seiner Gattin, mit seiner Schwester Charlotte nach Weimar zu Goethe, wo sie sich ganz wiederfanden. Gerührt schied er vom edlen Freunde, dessen Herz er so lange hatte verkennen können.

Knüpfte sich so das Verhältniß mit Jacobi von neuem, so löste sich die Verbindung mit dem Züricher Freunde und die Trennung wurde gerade durch persönliches Zusammentreffen gleichsam besiegelt. Zu dem von Goethe gewünschten

Friedens- und Toleranzbund auf Grund ihrer verschiedenen Glaubensbekenntnisse kam es nicht, vielmehr erklärte Lavater, wer seinen „Pontius Pilatus", der unsern Dichter als eine „Capuzinade" anwiderte, hasse, hasse ihn selbst. Freilich fand Goethe in dessen drittem Theile auch ganz treffliche Sachen, und er glaubte zu sehn, wie die Menschheit Lavater nach und nach offenbar werde. Als dieser aber, den er noch Ende 1784 durch den Herzog grüßen ließ, immer weiter von seinem Bekehrungs- und Erleuchtungseifer fortgerissen wurde, als er durch seine magnetischen Kuren die Welt aufregte und wie ein Prophet und Wunderthäter Deutschland durchzog, stieg Goethes Erbitterung über den einst so lieben Freund, der durch seine Phantastereien den reinen Menschensinn berücke, auf das äußerste. Sollte er ja in dem Augenblicke, wo er selbst in die Tiefen der nach ewigen Gesetzen schaffenden Natur geschaut hatte und ihnen immer vertrauensvoller nachspürte, es erleben, daß dieser einst so menschlich empfindende Geist, von sich selbst ganz abgefallen, seine Märchen als einziges Heil der Welt aufband. Gern wäre er dem verzückten Propheten, dieser Verzerrung von Lavaters reinem Menschenbilde, ausgewichen, aber durch die ungemein lange sich verzögernde Niederkunft der Herzogin wurde er gezwungen, die Zeit, welche er so schön in Karlsbad an der Seite Charlottens zu genießen gedacht hatte, in Weimar zu verbleiben und hier Lavaters Ankunft zu erwarten, der gerade zur Zeit, wo die Herzogin endlich mit einer Prinzessin niedergekommen war, am 18. Juli Abends um 7 Uhr in Begleitung des noch immer verehrungsvoll an ihm hängenden Fürsten von Dessau anlangte. Er wohnte bei Goethe, der auch den Herzog, Herder, Wieland und Bode auf ihn einlud: er selbst hielt sich kalt und verschlossen, es kam zu keinem vertraulichen Worte. Sonst wurden alle von Lavater entzückt, besonders Wieland und die Herzogin Amalia, auch Goethes Fritz, in dessen Stammbuch er einige

Verse schrieb. Für Goethe hätte Lavater zu keiner ungünstigern Zeit kommen können; trieb diesen ja alles nach Karlsbad und den sein Innerstes bewegenden Entschluß, nach Italien zu gehn, mußte er in seiner Brust verschließen. Daß Lavater gerade in diesem Augenblick erscheinen mußte, schien ihm ein Werk der Götter, welche die entschiedenste Trennung von dem seinen Gott in der Natur leugnenden Propheten wollten. Schon vor zwei Jahren hatte er sich gesagt: „Aus Verbindungen, die nicht ins Innerste der Natur dringen, kann nichts Kluges werden", aber zu einer entschiedenen, wenn auch stillen Trennung hatte es der Gegenwart Lavaters bedurft. Es war ein trauriges letztes Wiedersehen, wobei Goethe mit einer ihn selbst tief schmerzenden rücksichtslosen Kälte ein zwölfjähriges herzinniges Verhältniß zerriß.

Wie viel glücklicher waren die beiden Grafen Stolberg gewesen, als sie vor zwei Jahren, freilich in der anmuthigen Begleitung ihrer Gattinnen, den Weimarer Hof zu besuchen wagten, obgleich Fritz und sein Klopstock vor acht Jahren den Herzog und dessen Freund Goethe so gröblich beleidigt hatten. „Es war eine sehr angenehme Erinnerung voriger Zeiten und eine neue Befestigung der alten Freundschaft", schreibt Goethe an Kestner. Besonders zog die Gattin von Fritz, die kleine „frei heitere, persönlich harmonische" Gräfin Agnes den Dichter an. Christian gefiel ihm diesmal besser als Fritz, so daß er dessen längern Umgang gewünscht hätte. Goethes Briefwechsel mit ihrer Schwester Auguste, die im vorgen Jahre ihrem Schwager, dem edlen, damals schon drei Jahre aus dem Dienste geschiedenen Minister Andreas Peter von Bernstorff die Hand gereicht hatte, war abgebrochen und zu einer Wiederanknüpfung konnte er unter den veränderten Verhältnissen keinen Drang fühlen. Alle weiblichen Bekanntschaften waren hinter der einzigen Charlotte zurückgetreten, nur die Verbindung mit seiner Mutter, die, obgleich er sie länger

als sechs Jahre nicht besuchte, sein Stolz und sein Trost war, hatte sich in ungeschwächter Innigkeit erhalten.

5.

An allen Gedenktagen, auch am 7. November, wo er zu Weimar angekommen, pflegte Goethe einen ernsten Rückblick auf seine nächste Vergangenheit zu werfen und Vorsätze für die Zukunft zu fassen. Als er im November 1782 in seiner neuen Wohnung alle Briefe und Papiere seit 1772 heften ließ, wurde es ihm bei dem Anblicke heiß, doch wollte er nicht ablassen, bis er auf diese zehn Jahre wie auf ein langes durchwandertes Thal vom Hügel herabschaue. Zwei Jahre später überdachte er die mancherlei Epochen seiner Gedankenart während seiner Weimarischen Zeit, suchte sich das Vergangene recht deutlich zu machen, einen klaren Blick vom Gegenwärtigen zu fassen und sich vorzustellen, was er thun würde, wenn er eben jetzt in diesen Wirkungskreis träte. Noch lebhafter mußte er nach Vollendung seines zehnten Weimarischen Jahres Vergangenheit und Zukunft bedenken. Das Gefühl, daß ihm in Folge seiner angestrengten Thätigkeit im rauhen Thüringen die Elasticität des Geistes geschwunden, mußte ihn zur ernstlichen Erwägung treiben, ob es nicht jetzt an der Zeit sei, die Last der Geschäfte abzuschütteln, sich, so lang es nicht zu spät, herzustellen und dem Triebe seiner künstlerischen Natur sich zu widmen. Zwar hatte er der Karlsbader Quelle „eine ganz andere Existenz zu danken", und er hoffte von ihr auch im folgenden Jahre sehr viel, aber der enge Weimarer Kreis mit seiner alle Kraft anspannenden Amtsthätigkeit war doch nachgerade gar zu drückend: er bedurfte zur Erfrischung eines neuen Lebens. Als er Ende 1782 sich in Leipzig befand, schrieb er der Freundin, er werde wie krank, wenn er nicht immer neue Ideen zu verarbeiten habe; deshalb sei er zuletzt in Weimar unleidlich gewesen,

es habe nicht mehr mit ihm fort gewollt. Die Ausflüge nach Ilmenau, dem Harz, Karlsbad und andern Orten konnten auf die Dauer nicht genügen; das gespannte, zum Theil gedrückte Leben hatte im Laufe der Zeit zu viele Falten in seine Seele geschlagen, so daß er durch einen kühnen Ruck sich in ein neues verjüngendes Leben retten mußte. Und wo konnte er das, was ihm Noth that, eher zu finden hoffen, als in dem Lande, in welches er bereits zweimal vom Gotthard herab geschaut hatte, nach welchem er schon vor dem Eintritt in Weimar hatte reisen sollen, das ihm in den erhebenden Erinnerungen seines dahingeschiedenen Vaters vor der Seele stand, in welches Kaysers frische Briefe ihn neuerdings eingeführt, an das ihn auch Tischbeins jenseit der Alpen gemalter Conradin lockend gemahnt hatte! Schon als er im April 1785 einen Augenblick auf die Flucht von Weimar dachte, muß ihm der Besuch Italiens im Sinne gelegen haben. Jetzt gewann die Hoffnung seiner dortigen Herstellung insgeheim immer mehr Macht über ihn. In den Januar 1786 fällt seine bittere Aeußerung über die Deutsche Sprache im Gegensatz zur wohllautenden Italienischen. Mit Fritz trieb er damals das Italienische. Je entschiedener er die Nothwendigkeit der Flucht erkannte, um so mehr mußte er die äußern Mittel dazu in Betracht ziehen. Daß der Herzog ihm einen längern Urlaub mit Beziehung seines Gehaltes nicht verweigern werde, durfte er glauben; dieser aber reichte zu den Kosten eines behaglichen längern Aufenthaltes in Italien nicht aus; den nöthigen Zuschuß sollte das Honorar einer Gesammtausgabe seiner Werke bieten, zu welcher er die nicht vollendeten Stücke in Italien mit aller Behaglichkeit auszuführen gedachte. Bisher hatte er nur ein paarmal an „Werther" einzelnes zu ändern begonnen und sich mit der Umschrift seiner „Iphigenie" bemüht, jetzt aber sollten nicht allein die schon gedruckten Sachen und die auf der Weimarischen Bühne gegebenen Stücke neu durchgesehen werden, sondern auch die noch un-

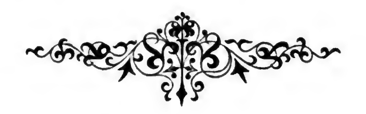
vollendeten wollte er womöglich abschließen, „Egmont", „Elpenor", „Tasso" und „Faust", nur „Wilhelm Meister" blieb ausgeschlossen, da dessen völlige Umgestaltung und weitere Ausbildung eine längere Zeit forderte.

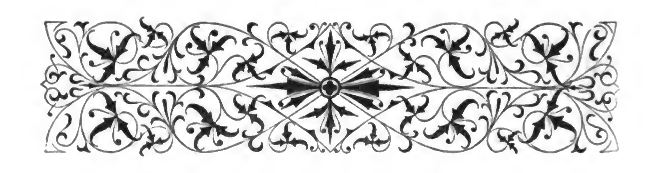
Schon Anfangs Juni ist er mit der Durchsicht seiner Schriften beschäftigt, von denen er einen Theil mit nach Ilmenau nimmt. Beim Bergwerke ordnet er dort noch manches an, damit er ruhiger reisen kann. Am 16. meldet er der Freundin, der „Triumph der Empfindsamkeit" mit Ausnahme des ersten, bis zuletzt aufgesparten Aktes sei fertig, zunächst werde er an „Stella" gehn. Diese Dinge durchzugehn und wieder in mir zu erneuen", äußert er, „macht mich halb fröhlich, halb traurig. Wenn ich nicht müßte, ich thät' es nicht!" In Weimar nahm er „Werther" und „Iphigenien" vor, wobei ihm Wieland und Herder zur Seite standen. Charlotte, welche seine kleinern Gedichte abgeschrieben, ging am 2. Juli nach Karlsbad. Gleich nach ihrer Abreise schloß Goethe endlich den Verlagsvertrag mit dem Leipziger Buchhändler Göschen ab. Als Honorar erhielt er für alle acht Bände 2000 Thaler, zahlbar nach dem Abdrucke der einzelnen Bände. Göschen hatte das Recht, außer der gewöhnlichen Ausgabe noch eine auf Holländisches Papier zu drucken. Die vier ersten Bände wollte Goethe schon vor der Abreise aus Deutschland abschließen, so daß er bis Ostern auf 1000 Thaler rechnen durfte. Mit dem Kommerzienrathe Paulsen in Jena hatte er verabredet, daß dieser Gelder auf den Namen eines vorgeblichen Leipziger Kaufmanns Johann Philipp Möller, unter dem er zu reisen gedachte, in Venedig und Rom anweise. Leider mußte er noch mehrere Wochen, die er in Karlsbad mit der Freundin zu leben gedachte, in Weimar bleiben. Auch bekümmerte ihn die traurige Krankheit von Ernst, während Karl als Kammerjunker und Auditor in Mecklenburg eine Stelle fand. „Da er leicht ist, wird er auch leicht durchkommen", schrieb er Charlotten. Erst am 24. Juli reiste er mit dem Kanzlei-

sekretär Vogel ab, den er zum Abschreiben seiner Werke benutzte; eine Woche später folgte ihm der Herzog. Auch Herder mit Gattin und Sohn stellten sich wieder in Karlsbad ein. Charlotte verließ dieses schon den 14. August. Goethe begleitete sie bis Schneeberg. Den Schluß des „Werther" arbeitete er jetzt um. Jeden Abend las er etwas aus seinen Werken vor. Besondern Eindruck machte „Iphigenie", die er von Vogel in Verszeilen abschreiben ließ und neu durchging. Schon an seinem Geburtstag hatte er scheiden zu können gehofft, sah aber bald, daß er noch einige Tage zugeben müsse. Der Freundin schrieb er am 23.: „Ich werde dann in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind." Wohin er gehe, verrieth er ihr so wenig als bei seiner Harzreise im Winter 1777. Sein Geburtstag wurde von Freunden und Bekannten aufs heiterste gefeiert. Er empfing mehrere Gedichte im Namen seiner unvollendeten Gedichte. Herder empfahl ihm die „Iphigenie" noch einmal an; anstatt faules Gestein zu klopfen (er dachte, Goethe trete eine mineralogische Reise an), solle er an diese Arbeit seine Werkzeuge legen. Als der Herzog, der durch seine Laune und Lust die Gesellschaft erfreut, sie freilich auch zuweilen durch derbe Späße verletzt hatte, gleich darauf von Karlsbad weg ging, begleitete er ihn bis Engelhaus, wo ihn eine Schaar Mädchen mit einem von Goethe gedichteten heitern Abschiede begrüßte. Von seiner Abwesenheit sprach er zum Herzoge nur unbestimmt. Aber am Tage vor seiner Abreise, wo er längern Urlaub sich erbat, erklärte er sich näher. „Sie sind glücklich", schrieb er, „Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung [in der Preußischen Armee] entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im allgemeinen [in der Kammer und im Conseil] bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese

hab' ich so gestellt, daß sie eine Zeit lang bequem ohne mich fortgehn können, ja ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Konstellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeit lang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann. Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen, und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dies alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein, unter einem fremden Namen, und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt' ich, lassen Sie niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle, die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke." Daß ihn das Land der Kunst unwiderstehlich anziehe, mußte er ihm verschweigen, um sich nicht zu verrathen. In seinem Tagebuch schreibt er: „Auf dieser Reise, hoffe ich, will ich mein Gemüth über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele prägen und zu stillem Genuß bewahren." Ja, er dachte hier endlich Gewißheit zu erlangen, ob er zum Dichter oder zum bildenden Künstler bestimmt sei. Um sich „von den physisch moralischen Uebeln zu heilen, die ihn in Deutschland quälten und ihn zuletzt unbrauchbar machten", um die Elasticität des Geistes wieder zu erlangen, wollte er den Geheimerath, Minister und Herrn ganz ablegen, sich von keinem mehr bedienen lassen, ein sorgen- und etikettenloses Studentenleben genießen, wieder ein einfacher Mensch werden. Aber unzertrennlich fühlte er sich Weimar verbunden, seinem gnädigen Fürsten und Herrn, der edlen Fürstin, Charlotten und ihrem Fritz, mit denen er ein schönes geistiges und herzliches Alter zu leben gedachte, Herder, Knebel und

Wieland. Freilich hatte auch das oft leidenschaftlich gespannte, von manchen Sorgen getrübte Verhältniß zu Charlotten mit zu der Verstimmung beigetragen, die ein häusliches Glück eher gelichtet haben würde, aber das Vertrauen zu der edlen, seinen ganzen Werth erkennenden Freundin war doch sein schönster Trost, und der ihn umtreibende Kreis von Geschäften und Studien wäre durch ein standesmäßiges Familienleben sehr beeinträchtigt worden. Was ihn besonders drückte, waren die Last der ihm fremden Geschäfte, die für ihn zu enge geistige Atmosphäre und die rauhe Thüringer Luft. Auch für sein Liebesglück hoffte er von dieser Reise das Beste, daß, wie er es zu seiner Freude in Palermo fühlte, die Abwesenheit alles wegläutere, was bisher zwischen ihnen gestockt, die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich brenne und leuchte. Der Freundin gegenüber erklärte er sich bei seinem letzten schriftlichen Abschied ähnlich wie gegen den Herzog; er überließ ihr den Gebrauch seines Gartens, sein Fritz blieb in Erwartung baldiger Rückkunft in seinem Hause. Der einzige, der von seiner Absicht wußte, war der in seinem Hause waltende treue Landsmann Philipp Seidel. Dem Herzog widmete er diesmal keinen Glückwunsch zu seinem Geburtstag, dem 3. September, er weihte diesen Tag gerade dadurch, daß er Morgens um drei Uhr, ohne irgend einem seine Absicht zu verrathen, Karlsbad verließ. Er fuhr allein in einer Postchaise; nur einen Mantelsack und einen Dachsranzen nahm er mit, in denen sich auch seine unvollendeten Schriften, Karten, Reisebücher und ein Linné befanden. Der Ring der Freundin war sein Reisetalisman.





Fünftes Buch.

Italien.

1.

Seiner Sehnsucht Ziel in der Seele eilt er durch Baiern und Tirol. Land und Leute beobachtet er mit freiem Blicke. Seine Gedanken über die Bildung der Erde sieht er bestätigt; in der Bestimmung der Pflanzen empfindet er seine Schülerhaftigkeit; an das ihm fremder gewordene Anschauen von Gemälden müssen seine Augen sich erst wieder gewöhnen. Schon in Innsbruck beladet er sich mit Steinen. Auf dem Brenner nimmt er die umzuschreibende „Iphigenie" hervor und schließt das erste Stück seines an Charlotten gerichteten Tagebuches. In Roveredo freut er sich, daß er nun sein geliebtes Italienisch sprechen hört. Zu Torbole im Angesicht des Gardasees läßt er das erste Selbstgespräch seiner am Taurischen Ufer sich nach der Heimat sehnenden Priesterin neu erklingen. Neben dem Römischen Amphitheater bewundert er in Verona Palladios tiefen Kunstverstand, seine edle Einfachheit, seinen reinen Ernst im Gegensatz zur spätern Verwilderung des Baustils. Von hier aus läßt er am 18. September einige Zeilen dem Herzog, Charlotten, Herder und, wegen des Ilmenauer Bergwerkes, auch Voigt

zukommen, die aber durch nichts verrathen, wo er sich eben befindet. In Palladios Vaterstadt, Vicenza, die so viele seiner ausgezeichnetsten Gebäude aufweist, weilt er eine Woche; die reizend gelegene Stadt hat er zur Heimat Mignons in „Wilhelm Meister" bestimmt. Eine Fächerpalme im botanischen Garten zu Padua zeigt ihm anschaulichst die ganze Stufenleiter der Veränderungen der Pflanze; der Gärtner muß ihm eine Reihe Blätter bis zur Blüte abschneiden, die er in einigen Pappen wie einen Fetisch mit sich führt. Auch wird ihm in diesem viele neue Pflanzen bietenden Garten der Gedanke der Entwicklung aller Pflanzengestalten aus einer immer lebendiger.

Drei Wochen fesselt ihn Venedig, wo er tief gerührt seines Vaters gedenkt, der stets mit froher Liebe von seinem Aufenthalt in dieser einzigen Inselstadt sprach; ihr volles Bild drückt er sich recht in die Seele. Die volksthümliche Italienische Komödie macht ihm Freude, Tragödie und Oper lassen ihn kalt. Das ganze tragische Theater kommt ihm so leer vor, da es dabei nur auf stoffliche, nicht auf künstlerische Wirkung ankomme. Von den Abgüssen der Antiken fühlt er sich ahnungsvoll ergriffen. Ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antoninus und der Faustina zu Rom erinnert ihn an das vor fünfzehn Jahren in Mannheim gesehene Kapitäl des Pantheons; die Gothischen Schnörkel glaubt er jetzt auf ewig los zu sein. Die unausgesetzt weiter geführte „Iphigenie" bleibt in der letzten Woche seines Venediger Aufenthaltes liegen, da seine Zeit bei aller Rastlosigkeit kaum für das Bedeutendste genügt; auch findet er im vierten Akt einen Knoten, dessen Lösung nicht gelingen will. Ehe er am 14. Oktober die Lagunenstadt verläßt, schreibt er, noch immer ohne Angabe des Ortes, an den Herzog, Charlotten und Herder; der Freundin verspricht er sein Tagebuch, das er mit einer seinen bisherigen Erwerb enthaltenden Kiste Fuhrleuten übergibt, damit es nicht vor seinen ersten Römischen Briefen ankomme.

Im öden Ferrara, das ihn unheimlich an den dortigen Hof, Ariost und Tasso erinnert, überfällt ihn eine Art Unlust. Als er in der Frühe des nächsten Morgens nach Cento fährt, geht ihm, da er zwischen Wachen und Träumen die Entwicklung seiner „Iphigenie" bedenkt, eine „Iphigenie in Delphi" auf; die dichterische Schönheit ihrer tragischen Wiedererkennung entlockt ihm Freudenthränen. In Cento ziehen ihn manche Gemälde des hier geborenen Altmeisters Guercino durch ihre einfache, milde Größe und die leichte, reinliche und vollendete Führung des Pinsels an. Zu Bologna erfreut ihn Rafaels heilige Agathe mit ihrer gesunden, sichern Jungfräulichkeit, aber gerade hier, wo manche neue Meister der Kunst ihm aufgehen, fühlt er, wie sehr ihm Wissen und Urtheil abgehen. Nach dem nahen Paderno reitet er wegen des berühmten Schwertspaths; schwer beladen kehrt er zurück.

Rasch fährt er durch die Apenninen, von wo er verschiedene Arten Kalkstein, auch Granit mitnimmt. Auf dem Wege von Lojano nach Giredo kommt ihm der Gedanke eines „Ulysses auf Phäa". Die Unruhe, die ihn nach Rom treibt, läßt ihn nur drei Stunden in Florenz weilen. Vor Foligno verläßt er seinen Vetturin, um zu der Kirche Santa Maria di Minerva auf einem Hügel bei Assisi zu wandern, an der sich ein Römischer Tempel aus der Zeit des Augustus als Vorderseite des spätern Baues erhalten hat. Bei diesem ersten vollständigen Denkmal des Alterthums beginnt die Macht antiker Baukunst ihm lebendig aufzugehn.

Alle Unannehmlichkeiten der Reise von den schlechten Herbergen an bis zu den betrügerischen Vetturinen stören ihn nicht; „wenn sie mich auf Irions Rad nach Rom schleppen", äußert er, „ich will mich nicht beklagen." Als er von dem mit einer Unzahl von Kirchen und kirchlichen Anstalten gesegneten Spoleto in Gesellschaft eines Geistlichen nach Terni fährt, überkommt ihn der Gedanke, welch ein barockes Heidenthum das gemüthliche apostolische Christenthum ent-

stellt habe; da fällt ihm sein „Ewiger Jude“ ein, zu dem er die bekannte Legende von dem Worte hatte benutzen wollen, das Christus dem vor dem Martertod aus Rom fliehenden Petrus zugerufen. In der jämmerlichen Herberge zu Terni richtet er ein „Gebet an seinen lieben Schutzgeist“, seine vor zehn Wochen verlassene Charlotte. „Wie verwöhnt ich bin“, schreibt er, „fühle ich erst jetzt; zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt! Ich sagte mirs voraus, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben als unser Leben mit einander zu endigen.“

Zwei Tage später, Sonntag den 29. Oktober, gerade acht Wochen nach der Abreise von Karlsbad, fuhr Goethe durch die Porta del popolo mit dem herzerhebenden Gefühle, daß ihm der sehnlichste Wunsch seines Lebens gewährt sei, in die ewige Stadt ein. Weder die außerordentlich kalte Witterung noch der leidige Zufall, daß sein Banquier fallirt hatte, dämpfte seine erhöhte Stimmung. Seine nächste Hoffnung war Tischbein. Den anderthalb Jahr jüngern hessischen Maler Wilhelm Tischbein, der nach einem Besuche Italiens sich in Zürich niedergelassen und Lavaters Neigung sich erworben, hatte er vor mehrern Jahren dem Herzoge von Gotha empfohlen, der ihn auf seine Kosten nach Italien reisen ließ. Sein großer, dem Herzog eingesandter Konradin hatte höchsten Beifall gefunden, doch gab der Herzog ihm keinen Auftrag zu einem neuen Bilde, nur neben der Fortsetzung seines Jahrgehaltes das Versprechen, ihn später in Dienst zu nehmen. Da Goethe nichts weiter beim Herzoge von Gotha erlangen konnte, unterließ er jede nähere Verbindung mit Tischbein, dem er auch seine Absicht, nach Rom zu kommen, nicht verrathen durfte, doch hoffte er nach so „langen Lasten“ der Reise auf den „guten“ Tischbein. Dieser hatte ihm eben eine Sammlung Musterstücke des von alten und neuen Römischen Baumeistern gebrauchten Marmors nach Weimar gesandt, ließ ihm auch

eine Reihe Kopien der besten Meister in Kreide, Sepia und Aquarell anfertigen. Freudigste Ueberraschung ergriff den vom Dichter des „Götz“ begeisterten Maler, als er diesen plötzlich vor sich sah, und so einfach und rein gemüthlich, so innig herzlich, daß er es gar nicht fassen konnte. Tischbein sollte ihm in seinem Hause ein kleines Stübchen zum Schlafen und zum Arbeiten und ein einfaches Essen verschaffen, was ihm leicht gelang. Seine Wohnung lag auf dem Corso, links von der Porta del popolo, dem Palast Rondinini (auch Rondanini) gegenüber, auf der Ecke des nach dem Monte Pincio führenden Vicolo della fontanella, an welchem Hof und Garten hergehen. Der Gemeinderath von Rom hat im Jahre 1872 das Haus (No. 20) mit einer Gedenktafel versehn lassen. Auch zwei andere junge Maler wohnten im Hause, Goethes zweiundzwanzigjähriger Landsmann, der wegen seines behaglichen Wesens il Barone genannte Johann Georg Schütz, der seit zwei Jahren in Rom lebte, und der sehr frühe nach der Weltstadt gekommene fünfundzwanzigjährige Hanauer Friedrich Bury, ein sehr frischer und gemüthlicher, aber stürmischer, ganz in Rom eingelebter Künstler. Sie bildeten Goethes nächsten Kreis. Tischbein bewohnte den ersten Stock; auf dem zweiten hatte Goethe einen kleinen, eine weite Aussicht auf den Monte Pincio bietenden Saal mit daranstoßender Schlafstube. Die erste Zeit nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er erst am zweiten Posttage seiner Mutter das Geheimniß, er sei in Rom, verrathen konnte.

Schon nach einer Woche hatte er einen allgemeinen Begriff der Weltstadt gewonnen. „Wir gehen fleißig hin und wieder“, schreibt er; „ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein- und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf und geh' und komme wieder.“ Mächtig wirkten besonders das Pantheon, St. Peter und Apoll von Belvedere, von denen keine Zeichnungen und Abgüsse einen

Begriff zu geben vermöchten; dann aber schien ihm wieder gegen das Kolosseum alles andere klein. Im Gegensatze zur Hast der Reise und zu seinem frühern leidenschaftlichen Sehnen, empfand er jetzt eine ungewohnte Ruhe und Klarheit, einen Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude, doch traf es ihn schmerzlich, daß alles, was er sah, nur Trümmer seien. Er versenkte sich in Vitruvs Werk über die Baukunst und in Palladio, der über manche Gebäude berichtet, die er noch vollständig sah. Auch das frohere, wenig unterbrochene Pflanzenleben zog ihn an; er machte darüber einige recht artige Bemerkungen. Vor allem freute ihn der Umgang mit Tischbein, der ihm nicht bloß ein tatenvoller, vielerfahrener Künstler, sondern auch ein guter und kluger Mensch schien und mit inniger Freundschaft an ihm hing. In seinen Zeichnungen und Skizzen, besonders den auf die Zustände der ersten Bildung der Menschheit bezüglichen, zog ihn die lebhafte und geistreiche Auffassung an; über ihre Verbindung durch eine dichterische Darstellung ward viel verhandelt.

Gleich am dritten Tage hatte Goethe auf dem Quirinal die Bekanntschaft des Schweizer Malers Heinrich Meyer gemacht, dessen gründliche Kenntniß und biedere Treuherzigkeit ihn immer mehr anzogen. Zu Zürich im März 1760 geboren, durch Füßlis Unterweisung gefördert, war er mit seinem Freunde Cölla vor zwei Jahren nach Rom gekommen, wo sie die besten Kunstwerke studirten, eifrig Kunstgeschichte trieben, gelungene Kopien von Antiken und Gemälden anfertigten, aber auch in eigenen Werken sich versuchten. Weniger lebendig war die Verbindung mit dem etwas trockenen, mehr kenntniß- als geistreichen Badischen Antiquar Alloys Hirt. Der jetzt siebenundzwanzigjährige Mann hatte sich vor sieben Jahren in Wien dem Kunstfache gewidmet, seit 1782 war er in Italien. Goethe suchte den von bestem Willen beseelten, fleißigen, aber mittellosen Hirt zu fördern. In Rom lebte auch der Dichter und Maler Friedrich Müller,

zu Kreuznach ein halbes Jahr vor Goethe geboren, mit dem er in der Sturm- und Drangzeit in Verkehr getreten war. Als er 1778 nach Rom ging, übernahm es Goethe, ihm jährlich eine von Weimarer Freunden ausgesetzte Summe zu senden. Im November 1780 frug er bei Müller an, ob er, wie das Gerücht sage, katholisch geworden, was in ihrer Angelegenheit nichts ändern würde. Die von diesem nach Weimar gesandten Gemälde mißfielen allgemein; auch Goethe hielt mit seinen Bedenken nicht zurück. Darüber kam es zum Bruche. Eine Wiederannäherung war bei Müllers hohem Selbstbewußtsein unmöglich; ja sein Groll stieg, als er vernahm, Goethe habe Tischbein empfohlen, und jetzt mußte er gar sehn, daß dieser sein vertrauter Freund war, und der Dichter mit jungen Malern sich abgab, die er tief unter sich schaute.

Gleich in der ersten Zeit machte Goethe auch die Bekanntschaft des Geschäftsführers des ihm befreundeten Herzogs von Gotha, des Hofrath Johann Friedrich Reiffenstein. Dieser, am 22. November 1729 im Preußischen Littauen geboren, war schon 1762 nach Rom gekommen, wo er Winckelmann kennen lernte, nach dessen Tod er der angesehenste Fremdenführer wurde. Seit 1780 war er nicht bloß Gothaischer, sondern auch Russischer Hofrath; beim Russischen Hofe stand er in hohem Ansehen. In der Kunstgeschichte folgte er ganz Winckelmann, in der Theorie der Künste Sulzer, in den praktischen Kunstregeln Mengs; seine höchste Verehrung galt Rafael, wogegen manche Künstler damals Michel Angelo den Vorzug gaben. Goethe trat dem für das Römische Kunstleben bedeutenden Manne näher, in dessen Eigenheiten er sich fügte. Reiffenstein besaß auch eine geräumige Villa in dem nahe beim alten Alba gelegenen Frascati. Dort besuchte ihn Goethe schon am 14. November und genoß ein paar schöne Tage in der so manches Neue und Reizende bietenden Umgegend.

Erst nach der Rückkehr von Frascati betrachtete er

sich als in Rom eingebürgert, und so verkündete er am folgenden Tage dem Herzog, Charlotten, Herder und andern Weimarer Freunden seine dortige Ankunft, legte auch einige Zeilen an Fritz bei, der es sich in seinem Hause wohl sein lassen solle. Die Briefe waren in den des Herzogs eingeschlossen, der zuerst nach seiner Mutter die Kunde von seinem Aufenthalt erhalten sollte. Dieser befand sich gerade in Berlin, von wo er die Briefe am 2. December an Charlotten schickte, so daß diese erst am 4. Goethes Aufenthalt erfuhr. Von jetzt an schrieb Goethe jeden Sonntag an diese, meist auch an Herder, der von allen Freunden ihn am besten verstand. Das Tagebuch bis Venedig kam durch zufällige Verspätung erst Mitte Januar in Charlottens Hände.

Die Bekanntschaft des acht Jahre jüngern Karl Philipp Moritz, der seine seltsamen Schicksale seinem „Anton Reiser" zu Grunde gelegt hatte, machte er erst jetzt, obgleich dieser einige Tage vor ihm angekommen war. Die gute Aufnahme seiner „Reisen eines Deutschen in England" hatte den Verleger Campe veranlaßt, ihm einen Vorschuß zu einem Besuche Italiens zu geben, damit er ihm ein ähnliches Buch über dieses Eldorado der Natur und Kunst liefere. Am 20. November meldet Moritz, er habe vor ein paar Tagen in Gesellschaft Goethes und einiger mit ihm wohnender Künstler einen Spaziergang nach der Villa Panfili gemacht, der ihn in eine neue Welt von Ideen und herrlichen Eindrücken geführt. Der Umgang mit dem Dichter sei ihm ein unverhofftes Glück, da es bei allen Schönheiten der Natur und Kunst nichts Höheres gebe als einen harmonischen Gedankenwechsel. Das warme Gefühl, die klare Anschauung, das gründliche, freilich oft zu Grübeleien verleitende Streben nach innerlicher Einsicht und die gemüthliche Offenheit zogen Goethe bei Moritz an. Auch sein Studium der Geschichte und der Alterthümer war ihm förderlich, mochte er selbst auch schon früher seinen fleißig gelesenen Livius sich von einem der Buchhändler des Corso gekauft

haben, wo alle Klassiker zu billigem Preise in niedlichen Ausgaben standen. Da Goethe fühlte, wie sehr es ihm an technischen Kenntnissen fehle, sah er Gebäude, Antiken und Gemälde meist mit Baukünstlern, Bildhauern und Malern. Unter den Bildhauern schätzte er besonders den fünf Jahre ältern Alexander Trippel aus Schaffhausen, der nach längerm Aufenthalt in Kopenhagen und Paris vor zehn Jahren nach Rom gekommen war. Doch bei allen Versuchen, sich in den Geist der Kunstwerke zu versetzen, fühlte er sich ihnen nicht gewachsen, ihr Glanz blendete ihn, sie spannten ihn an, ohne daß er zu der behaglichen Stimmung reinen Hineinlebens hätte gelangen können. Erst um diese Zeit nahm er in den Morgenstunden die Umschrift seiner „Iphigenie" wieder vor. Aber mitten in dieser Arbeit befiel ein böses „Hauskreuz" den kleinen Freundeskreis. Auf der Fahrt, welche Goethe gegen den 6. December mit Tischbein und zwei andern Künstlern (wohl Bury und Schütz) nach der Tibermündung bei Fiumicino machte, begleiteten Moritz und ein anderer Freund sie zu Pferde. Bei der Rückkehr stürzte Moritz in der Nähe der Porta Sixtina vom Pferde und brach den linken Arm. Goethe bewährte sich dabei als treuer Freund; er machte, daß man den Unglücklichen auf einem Lehnstuhl nach Hause trug, sorgte für seine Bedürfnisse, besuchte ihn täglich während der vierzig Tage, die er liegen mußte, mehr als einmal, wachte selbst mehrere Nächte bei ihm und richtete es ein, daß dieses abwechselnd jede Nacht einer der deutschen Künstler that, der Leidende fast nie allein sich befand, ja er schrieb selbst für ihn an Campe. Trotz dieser Sorge war „Iphigenie" bereits am 12. vollendet; er hatte dabei die Grundsätze berücksichtigt, welche in dem von Moritz in diesem Jahre erschienenen „Versuch einer Deutschen Prosodie" aufgestellt waren. Fast bis zur Ermüdung wurde die Stadt durchwandert. Weihnachten dachte er sein Pensum in Rom vorläufig beendigt zu haben; mit dem neuen Jahre wollte er nach Neapel gehn, wohin

ihn „der gute, reine und doch so kluge, ausgebildete“ Tischbein begleiten sollte, dort im Genusse der herrlichen Natur „seine Seele von der Idee so vieler trauriger Ruinen rein spülen und die allzustrengen Begriffe der Kunst lindern“, dann gleich nach Ostern zur Heimat zurückkehren.

Zu Rom befand sich der von einem Abate Tacchi begleitete zweiundzwanzigjährige Fürst Karl Borromäus von Liechtenstein, Bruder der von Goethe verehrten Fürstin Harrach. Da dieser von der Anwesenheit des Dichters vernahm, den er schon zu Karlsbad kennen gelernt hatte, bat er Hirt, sein Zusammentreffen mit ihm zu vermitteln, was denn in der Gallerie Doria geschah, nur hielt Goethe sein Inkognito aufrecht. Er ließ sich bestimmen ein paarmal beim Fürsten zu speisen. Hier traf er den zweiunddreißigjährigen Abate Monti aus dem Ferraresischen, dessen neues Trauerspiel „Aristodemo“, nächstens aufgeführt werden sollte. Goethe mußte eine Vorlesung des Stückes über sich ergehn lassen. Wenn er auch mit seinem Zweifel an einer günstigen Aufnahme des wohl gelungenen Stückes nicht zurückhielt, so versprach er doch, mit seinen Freunden der Vorstellung beizuwohnen und dem Dichter laut den verdienten Beifall zu zollen. Abate Tacchi wollte gleich seine „Iphigenie“ übersetzen. Jeden andern vornehmen Umgang lehnte Goethe entschieden ab; er wollte in Rom als freier Mensch leben, dem es am wenigsten genehm sein konnte, sich als Merkwürdigkeit sehn zu lassen. So schlug er es denn entschieden ab, sich der Tochter des als Graf Albany in Rom lebenden Englischen Prätendenten vorstellen zu lassen. Freilich mußte es ihm zur hohen Freude gereichen, daß er in Rom über alle Erwartung bekannt, besonders die Deutschen von ihm sehr eingenommen waren, aber als man ernstlich davon sprach, ihn auf dem Capitol zu krönen, verbat er sich diese Posse.

Hatte er auch schon Mitte December das meiste Bedeutende und das Beste mehrfach gesehen, so fühlte er doch, im Gegen-

satz zu den meisten Reisenden, wie wenig dies bei hohen Kunstwerken sagen wolle. Neben den großartigen Gebäuden, dem Apoll von Belvedere und Rafaels Logen hatten jetzt die kolossalen Köpfe des sogenannten lächelnden Jupiters, der Juno Ludovisi und der Medusa Rondinini seine Liebe gewonnen, so daß er nicht ruhte, bis er Abgüsse von ihnen besaß. Die großartige Schöpfung Michel Angelos in der Sixtinischen Kapelle hatte ihn so ergriffen, daß er danach selbst Rafaels Logen nicht ansehn durfte. Und neben diesen einzigen Werken begegnete ihm so manches andere Bedeutende auf Schritt und Tritt, daß er sich bescheiden mußte, es auf sich wirken und in sich wachsen zu lassen. Bei seinem Streben nach Allseitigkeit, aus welcher allein die volle Kenntniß hervorgehe, zogen die Geschichte Roms und der alten Kunst, die Alterthümer, die Münzkunde, und was nicht alles, seine Aufmerksamkeit auf sich. Selbst die Römische Politik und Verwaltung konnte der Weimarische Minister nicht unbeachtet lassen. Der December, der ihm in Weimar immer so ungünstig war, sein erster schöner December, wo Gras und Kräuter zum zweitenmal keimten, Wiesen und Plätze wieder grün wurden, so manche immergrüne Bäume den Blick erfreuten, ließ auch seine botanischen Beobachtungen nicht ruhen. Und von der Aufregung aller seiner thätigen und sinnenden Kraft fühlte er die lebendige Wirkung in seinem ganzen Wesen; er meinte bis auf das Knochenmark verändert, wahrhaft wiedergeboren zu sein.

Die Unmöglichkeit, jetzt von Rom zu scheiden, hatte sich ihm aufgedrängt, als ein lustiger Brief des Herzogs ihm unbestimmten Urlaub ertheilte; auch die Freunde mahnten ihn, sich nicht zu übereilen. So entschloß er sich denn, erst Aschermittwoch nach Neapel zu gehn; vor Ostern wollte er nach Rom zurück, im Sommer Florenz besuchen, im Herbst die Heimreise antreten. Auch an Sicilien hatte er gedacht, doch meinte er, dorthin könne er nur nach längerer Vorbereitung im Herbst gehn und er müsse dann bis zum Ende des

Jahres daselbst verweilen, wonach er erst im Frühjahr 1788 zurückkehren würde. Aber alle diese Plane wurden durch die Nachricht von dem Sturze gestört, welchen der Herzog mit seinem Pferde vor Berlin gethan.

Unterdessen hatte Tischbein einen Entwurf zu einem großen Gemälde gemacht, das Goethe vor Rom darstellen sollte, wie er, in einen großen weißen Mantel gehüllt, einen Reisehut auf dem Kopfe, auf einem umgestürzten Aegyptischen Obelisken sitzt, vor sich ein verstümmeltes Griechisches Relief, hinter dem das Kapitäl einer Römischen Säule hervorragt. In seinem auf die Campagna gerichteten Blicke sollte sich der Gedanke an die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit spiegeln, die Grabmäler der Appischen Straße und andere Ruinen Roms, auch der Albanische Berg sollten sich in der Ferne zeigen. Schon hatte Tischbein die Leinwand aufgespannt und sich ein kleines thönernes Modell machen lassen, das er mit einem Mantel bekleidete; vor der Reise nach Neapel sollte es größtentheils fertig sein. Das im Sommer weit gediehene Gemälde ward erst später vollendet. Karl von Rothschild kaufte es in Italien und brachte es nach Frankfurt. Das Relief stellt Orest und Pylades vor Iphigenen dar. Vgl. S. 394. Auch vom Entwurfe Tischbeins hat man Abbildungen; das Relief ist ein anderes, auf dem Obelisken sieht man Hieroglyphen. Ein Gemälde des Hektor und Paris hatte Tischbein für den Herzog von Gotha angefangen, wohl auf Goethes Antrieb.

Mittlerweile hatte der Custode der alten, aber sehr heruntergekommenen dichterischen Gesellschaft der Arkadier alle Mittel in Bewegung gesetzt, den berühmten Deutschen Dichter zur Einwilligung in seine Aufnahme zu bestimmen. Man hatte hierbei sich des Einflusses des Fürsten Liechtenstein bedient. Um dem Capitolinischen Lorbeer zu entgehn, mit dem man ihn noch immer quälte, ließ er sich den Arkadischen Hirten gefallen. Am 4. Januar 1787 erschien er in deren Sitzungssaale, wo er unter dem Namen Megalio

ausgerufen und die Melpomenischen Felder ihm zugewiesen wurden. Denselben Tag bat er Charlotten, sie möge mit denen, die ihn liebten (Herder und Knebel), darüber ent-



Abb. 25. Goethe vor Rom, Gemälde von Tischbein. Nach den Frankfurter „Gedenkblättern an Goethe".

scheiden, ob er zurückkehren solle, wozu er selbst neige. „Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein", bemerkt er; ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können

als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes. (Ich sage nicht, wie es mir schuppenweis von den Augen fällt. Wer in der Nacht steckt, hält die Dämmerung schon für Tag und einen grauen Tag für helle: was ist's aber, wenn die Sonne aufgeht!) Dann hab' ich mich bisher aller Welt enthalten, die mich so nach und nach zu fassen kriegt, und die ich auch wohl gern mit flüchtigen Blicken beobachtete." Er ahnte nicht, daß die Diplomatie sich bereits mit ihm zu schaffen gemacht. Da man meinte, Goethe, als Minister des Herzogs von Weimar, wisse von Preußens Schritten in Betreff der Wahl Dalbergs zum Mainzer Coadjutor, so fahnte man auf seine Briefe. Der Oestreichische Cardinal von Herzan hatte dazu seinen Deutschen Sekretär angewiesen, der sich wirklich an Goethe andrängte, aber diesem doch nicht näher kam, doch stahl er ihm, wir wissen nicht wie, einen — Brief seiner Mutter.

Er traf auch den fünf Jahre ältern Prinzen Christian August von Waldeck, den er schon von Karlsbad her kannte. Dieser, General in Oestreichischen Diensten, war bereits viermal in Rom gewesen; jetzt suchte er sein großes Münzkabinet durch bedeutende Ankäufe zu vervollständigen. Er hatte eine schöne Böhmische Dame zur Gesellschaft, deren alter Gatte sie begleitete. Gegen den Dichter war er außerordentlich freundlich; seine vielfachen Kunstkenntnisse und Verbindungen kamen ihm sehr zu Statten. Als dieser ihn bei einem Abendbesuche frug, womit er beschäftigt sei, gedachte er der „Iphigenie", deren Inhalt er ihm umständlich mittheilte, doch ohne besondere Theilnahme zu finden.

Am 10. bat er den Herzog, unter innigem Bedauern seines Unfalls, ihn, wenn es nur einigermaßen nöthig, doch ungescheut zurückzurufen; die obersten Gipfel des Großen und Schönen habe er schon gepflückt und könne sein ganzes Leben davon zehren; auch sei sein Gemüth offener, theilnehmender und mittheilender geworden. Besonders suchte er jetzt die Stile der verschiedenen Völker des Alterthums, vor allem der

Griechen, zu unterscheiden, indem er das, was Winckelmann zu seiner Zeit gefunden, mit Hülfe der Künstler und eigener Beobachtung ergänzte. Hierbei stand ihm vor allen Meyer zur Seite, dessen Werth ihm immer klarer aufging. Jetzt erst, schrieb er dem Herzog, sehe er, was ihm bei der Weimarer Zeichenschule gemangelt; den rechten Mann, diese auf das Solidere zu bringen, habe er nun gefunden.

Ein Schweizer hatte ihm eine Abschrift seiner „Iphigenie" gemacht. Goethe las diese den näher befreundeten Künstlern vor, auf die das Stück seiner Ruhe wegen nicht den schönen Eindruck übte, den er davon erwartet hatte. Beim Lesen hatte er einige Verse angestrichen, die noch nicht recht flossen; einen Theil derselben änderte er, an die andern werde wohl Herder, dem er seine zum Druck bestimmte Handschrift sandte, einige Federzüge wenden.

Eine der folgenreichsten Bekanntschaften machte Goethe um diese Zeit an Angelika Kauffmann. Die zu Bregenz am 30. Oktober 1741 geborene Malerin hatte sich schon 1763 zu Rom einen Namen erworben. Dorthin war sie nach einem längern Londoner Aufenthalte vor sechs Jahren zurückgekehrt. Um nicht allein zu stehn, hatte sie hier dem ältern Venediger Maler Antonio Zucchi die Hand gereicht. Angelika (denn mit diesem Namen wurde sie meist genannt) war eine Engelseele von zarter Weiblichkeit, tiefer Empfindung und reinem Gemüth, so daß Goethe sich innigst von ihr angezogen fühlte. Die Gemälde der rasch und rastlos arbeitenden Künstlerin zeichneten sich durch Leichtigkeit, Anmuth und Heiterkeit aus. Als Goethe sich eines Tages mit Reiffenstein bei ihr befand, äußerte sie den Wunsch, seine „Iphigenie" zu hören, von welcher er ihr vorab nur den Inhalt erzählen konnte, aber von der Wärme seiner Darstellung wurde selbst ihr Gatte tief ergriffen.

Mit dem vollen Ernste seiner überall auf das Wesen dringenden Natur suchte er das ihm schon vertrauter ge-

wordene Rom sich immer allseitiger anzueignen. Eifrig bemühte er sich, die Grundsätze, nach welchen die alten Bildhauer aus der menschlichen Gestalt den vollkommen abgeschlossenen Kreis göttlicher Bildung entwickelt, und ihre Technik in der Behandlung des Körpers zu entdecken; er vermuthete, sie seien nach denselben Gesetzen verfahren, wie die Natur, ja er glaubte diesen schon auf der Spur zu sein, nur fand er etwas dabei, was er noch nicht aussprechen konnte. Das Skelett war ihm nicht mehr eine zusammengereihte Knochenmasse, sondern er betrachtete es jetzt in Verbindung mit den Bändern, wodurch es schon Bewegung und Leben erhielt. Abends trieb er Perspektive. Und nun weckte das warme Wetter in der schönen Landschaft auch wieder die Zeichenlust. Vierzehn Tage ging er durch die Tiefen und Höhen der Villen und entwarf auf kleinen Blättern auffallende, wahrhaft Römische Ansichten, denen er dann Licht und Schatten zu geben suchte. Freilich merkte er bald, daß er zwar das Rechte gesehen und gewußt, ihm aber die Fähigkeit mangle, es durch Linien darzustellen; doch fand er sich schon durch seine genauere und schärfere Beobachtung um vieles gebessert. Die Theater, deren mit dem Anfang des Jahres noch sieben eröffnet wurden, erbauten ihn wenig, er besuchte sie fast gar nicht; nur „Aristodemo“ und einige Komödien sah er mit Vergnügen. Die große Oper schien ihm ein Ungeheuer ohne Leben, selbst an der opera buffa vermißte er Runde und Vollkommenheit; bloß ein neues Intermezzo von Anfossi fand er so glücklich komponirt wie trefflich aufgeführt. Bei Kayser fragte er jetzt wegen seiner Komposition von „Scherz, List und Rache“ an, deren Herausgabe er beabsichtigte; auch dachte er eine neue Oper zu schreiben.

Immer enger wurde die Verbindung mit Angelika. Seine Vorlesung der „Iphigenie“ nahm sie mit „unglaublicher Innigkeit“ auf, und sie versprach ihm eine Zeichnung daraus. Das Scheiden von ihr schmerzte ihn, wie sehr er

sich auch aus Rom heraussehnte, da die letzte Zeit ihm dadurch, daß er so viel, als möglich, von der unerschöpflichen, aber sehr zerstückten Stadt zu sehn wünschte, höchst mühevoll war. Das tolle Treiben des besonders in der Nähe seiner Wohnung lärmenden Carnevals hatte für ihn nur geschichtlichen Werth, da er sich nicht mit voller Seele daran betheiligen konnte; denn der Abschied bedrängte ihn; auch vermißte er daran innern Frohsinn, und er fühlte, daß es den Römern bei der abscheulichen Verwaltung an Geld fehle, ihre Lust auszulassen. Neu gestärkt und erheitert hoffte er Rom wiederzusehn, um sich das ihm immer heller und eigener gewordene Bild der ewigen Weltstadt noch tiefer und reiner in die Seele zu prägen und den vollen Begriff antiker Kunst sich und seinen Freunden zu herrlichem Genusse und reiner Förderung mit in die Heimat zu nehmen.

2.

Ein Vetturin führte ihn am Morgen des 22. Februar mit Tischbein, der die Reise nach Neapel schon ein paarmal gemacht hatte, von Rom weg. Die vier Tage, welche sie auf die Reise verwandten, waren trotz der schlechten Herbergen reich an mannigfachem Genuß. Beim Anblicke der herrlichen Ansichten Neapels war Goethe nach seiner Art, wie er selbst sagt, ganz still, machte nur, wenn es gar zu toll wurde, große, große Augen. Mit Rührung mußte er des Glückes gedenken, welches seinen guten Vater in Erinnerung an diese einzige Schönheit sein Leben lang erfreut hatte. Das leichte und lustige Leben der vom Himmel wunderbar begünstigten Stadt sprach den von den Mühen Roms fast Erschöpften freundlich an; aber wie konnte seine Deutsche Sinnesart und das Verlangen, mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, ihn der ortsgemäßen göttlichen Faulheit verfallen lassen! Tischbein machte ihn mit dem Maler Lodovico Venuti, einem besondern Günstlinge des

Königs, bekannt. Auch führte er ihn zu dem fünfzigjährigen Landschaftsmaler Philipp Hackert, einem geborenen Prenzlauer. Dieser war schon 1768 nach Rom gekommen, vor zwei Jahren einer Einladung des Königs von Neapel gefolgt, der ihn in seine Dienste nahm. Auch mit dem Verfasser des von ihm längst hochgestellten Werkes »La scienza della legislazione«, dem im fünfunddreißigsten Jahre stehenden Gaetano Filangieri, ward er bekannt; der König hatte diesen eben zum ersten Finanzrath ernannt. Bei ihm traf er dessen Schwester, die Prinzessin Belmonte, ein Musterbild reizender, mit reiner Gutmüthigkeit gepaarter Neapolitanischer Leichtfertigkeit. Pozzuoli wurde in der Begleitung des Prinzen von Waldeck besucht, zweimal der Vesuv bestiegen, nach dem für den Mineralogen so bedeutenden Ischia gefahren, die Kirchen und der größte Theil der Kunstschätze Neapels, auch Pompeji besehen. Mit dem Prinzen von Waldeck nach Albanien und Dalmatien zu reisen, lehnte Goethe ab, dagegen konnte er dem Verlangen nach Sicilien nicht widerstehn, wo die Reste Griechischer Tempel von ältester Griechischer Baukunst zeugten. Das lange Schwanken seines Entschlusses trübte ihm zum Theil Neapels reinen Genuß. Auch schmerzte es ihn, daß Tischbein ihn nicht nach Sicilien begleiten wollte, da dieser die Verbindungen betrieb, welche ihm künftig eine Anstellung in dem ihm ans Herz gewachsenen Neapel verschaffen sollten. Zum Begleiter empfahl er ihm den Hildesheimer Landschaftsmaler Christof Heinrich Kniep, einen begeisterten Verehrer des ein halbes Jahr jüngern Dichters. Tischbein führte ihm den begabten und fleißigen Künstler zu, der, weil er für zu niedrige Preise arbeitete, in dürftige Umstände gerathen war. Auf einer Fahrt über Salerno nach Pästum, dem alten Posidonia, lernte Goethe Knieps große Befähigung zur Aufnahme landschaftlicher und architektonischer Ansichten und sein gemüthliches Wesen schätzen. Der strenge Stil der hier in Trümmern erhaltenen Dorischen Tempel, die stumpfen,

kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen stießen anfangs den an die schlankere Bauart gewohnten Sinn des Dichters ab, doch in weniger als einer Stunde hatte er sich mit dieser aus dem Leben der Zeit entsprungenen einfach großen Kunstweise befreundet und segnete nun seinen Genius, der ihn diese Reste, von denen keine Abbildung einen Begriff geben könne, habe mit Augen sehn lassen. Der in Tischbeins Gesellschaft genossene Anblick von Pompeji und der Sammlung in Portici ergänzte das Bild der untergegangenen Welt. Heiter belehrend war ein dreitägiger Aufenthalt bei Hackert in seiner höchst behaglichen Wohnung auf dem alten Schlosse zu Caserta. Dort zeichnete Goethe unter Aufsicht des durch reinen Blick, zarte Behandlung, frische Natürlichkeit und lebendigen Sinn für die landschaftliche Linie ausgezeichneten Malers. Dieser gestand ihm Anlage zu, nur könne er nichts machen, weil es ihm an Bestimmtheit der Zeichnung, an Sicherheit und Klarheit der Haltung fehle; in achtzehn Monaten wollte er ihn zu einer hübschen Leistung bringen. Auch den alten Englischen Gesandten Hamilton mit seiner reichen Sammlung und seiner durch seltsame Lebenswirren durchgegangenen damals fünfundzwanzig Jahre alten Miß Harte lernte er kennen. Die Leichtigkeit, mit welcher letztere alle Stellungen und Geberden, an welchen viele Künstler sich vergeblich abmühen, naturgemäß darzustellen wußte, überraschte ihn, wenn er auch eigentlichen Geist an der „schönen Unterhaltenden" vermißte.

Was er längst geahnt, daß in dem schönen Lande auch seine Pflanzenbeobachtungen sich bestätigen würden, traf glücklich ein. Als er am 25. März still und vergnüglich am Meere wandelt, kommt ihm eine gute Erleuchtung. Seine famose Lehre von den Kotyledonen, schreibt er an Herder, sei nun so sublimirt, daß man schwerlich weiter gehn könne; mit der Urpflanze sei er bald zu Stande, nur fürchte er, niemand werde darin die übrige Pflanzenwelt erkennen. Auch über die Stein- und Lavabildungen des

Vesuv kam er zu schöner Aufklärung. An eine dichterische Stimmung war in Neapel nicht zu denken. Als er am Mittag des 29. mit Kniep die Korvette bestieg, die ihn nach Palermo bringen sollte, nahm er die zwei in Weimar gedichteten Akte des „Tasso“ mit.

Sein an Charlotten gerichtetes Tagebuch gibt das anschaulichste Bild der Sicilianischen Reise. Auf der Seefahrt gab die große simple Linie ihm als Landschaftsmaler ganz neue Gedanken; auch durchdachte er hier den neuen Plan des „Tasso“. Der Anblick von Palermo mit „dem schönsten aller Vorgebirge der Welt“ überwältigte ihn. Es drängte ihn die Odyssee zu lesen, die ihm erst auf Sicilien ein lebendiges Wort wurde. Im öffentlichen Garten hing er der Idee einer „Nausikaa“ nach; er schrieb den Plan nieder, begann auch einiges auszuführen, aber seine botanischen „Grillen“ rissen ihn davon ab. Des Prinzen Torremuzza herrliche Münzsammlung wurde ihm höchst belehrend. Nie in seinem Leben war er hinter einander so heiter und vergnügt gewesen, als die sechzehn Tage in Palermo. „Wie viel Freude macht mir mit jedem Tage mein bischen Wissen der natürlichen Dinge“, schreibt er Charlotten kurz vor der Abreise, „und wie viel mehr müßte ich wissen, wenn meine Freude vollkommen sein sollte! Was ich Euch bereite, geräth mir. Ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde. — Mein Herz ist bei Dir.“

Auf der Reise, die er mitten durch das kornreiche Land nach dem durch Erdbeben zerstörten Messina machte, zog ihn neben dem Pflanzen- und Steinreiche auch die prächtige Thierzucht an, von bedeutendster Wichtigkeit aber wurden ihm die Griechischen Tempelreste zu Segesta und Girgenti (die Trümmer von Selinunt besuchte er nicht), die Alterthümer, Antiken und Münzen in Catania und das Griechische Theater zu Taormina. Auf dem Aetna gingen sie nach dem sachkundigen Rathe des bedeutenden Naturforschers Gioeni nur bis zu den Monti Grossi.

Am 14. Mai kehrte Goethe nach einer langen, gefähr-

lichen Seefahrt von Messina nach Neapel zurück, „recht glücklich, den großen, schönen, unvergleichlichen Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben". Knieps zahlreiche Zeichnungen wurden getheilt; einige sollte dieser für ihn zu einem festen Preise ausführen. In Neapel erfuhr er durch Seidel, daß man in Weimar seine Rückkunft bezweifle und sich deshalb freier über ihn ausspreche. Man warf ihm vor, daß er den schönen Gehalt auf der Reise verthue, während andere für ihn schwitzten. Tischbein und Hackert waren damals auf kurze Zeit nach Rom gegangen. Gleich am 15. besuchte er mit Kniep zum zweitenmal Pästum, dessen Tempelreste jetzt einen so tiefen Eindruck auf ihn übten, daß er diese fast für die herrlichste Idee hielt, die er nach Norden mitnehme; der mittlere Tempel sei allem vorzuziehen, was er in Sicilien gesehen. Mit Kniep besuchte er wieder Pozzuoli, um über die ursprüngliche Gestalt des Tempels des Jupiter Serapis ins Klare zu kommen; er bildete sich darüber eine eigenthümliche Ansicht. Auch Portici sah er noch einmal. Das Theater unterhielt ihn wieder, wenn er sich auch zu alt dafür hielt.

Aeußerst erfreut wurde er durch einen Brief des Herzogs, der ihm die glücklich durchgesetzte Wahl Dalbergs meldete, Goethes zehnjährige amtliche Wirksamkeit auf das ehrenvollste anerkannte und die Absicht aussprach, Schmidt zum Vicepräsidenten der Kammer zu ernennen, ihm aber die Direktion zu erhalten. Dies schien Goethe unpassend, weil dann ein Glied des Conseils, in welchem auch Schmidt saß, in der Kammer dem andern untergeordnet sein würde; am liebsten wäre er von dieser ganz entbunden. „Mein einziger Wunsch war: Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen. Alles, was Sie thun, um sich die Sache mehr nach der Hand einzurichten, kann mir nicht anders als erfreulich sein. Machen Sie diese Veränderung, wann und wie Sie es für gut befinden. Anfangs September bin ich hoffentlich in Frankfurt. Kann ich alsdann einige Zeit bei meiner Mutter bleiben, um die vier letzten Bände meiner Werke in Ordnung zu bringen, meine Reisebeobachtungen besser auszuführen, vielleicht

an „Wilhelm" und einigen andern Ideen zu arbeiten, so werde ich mich sehr erleichtert finden; denn einmal müssen diese Arbeiten doch hinter mich. — Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältniß entstehn. Ich bin zu allem und jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern jeder Zeit meine Meinung sagen. — Schon sehe ich, was mir die Reise genutzt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich und thun Sie mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und mit Ihnen anfange! Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es weniger vom Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben!"

Die Abreise von Neapel wurde durch die Ankunft des Preußischen Gesandten des Marchese Lucchesini verzögert. Die Bekanntschaft dieses vollendeten Weltmannes, der dem Dichter von dem jüngsten politischen Spiel berichtete und seine Begriffe über die Welthändel aufklärte, machte ihm Freude. Auch viele andere Personen mußte er damals sehn, aber bei aller ihrer Anziehung fühlte er doch, daß er in Neapel immer unthätiger werde und von seinem Zwecke zu weit abkomme. Mit Gewalt riß er sich von dem Zauberlande los; die zuletzt vom Gipfel des Vesuv nach dem Meer sich ergießende mächtige Lava hätte er noch gar zu gern in der Nähe beobachtet. Vergebens suchte ihn auch Venuti festzuhalten, der dabei, wie sich zuletzt ergab, seine besondere Absicht hatte. Kurz vor der Abreise traf noch ein freundlicher Brief des Herzogs ein, der ihn aufforderte, sich mit der Rückreise nicht zu übereilen. Und sofort war er entschlossen, bis zu seinem Geburtstag in Rom zu bleiben. Leid that es ihm den guten Kniep verlassen zu müssen.

Dieser fühlte sich gedrungen, ihm noch an der Dogana von Chiaja seinen Dank für alles Gute, Liebe und auf sein ganzes Leben Wirksame, das er ihm verdanke, auf rührende Weise auszusprechen. Sie sollten sich nie wiedersehn, doch hing Kniep bis an sein Ende mit unendlicher Liebe und Verehrung an dem Dichter, der sein Leben so gehoben; von Neapel unzertrennlich, starb er hier als Professor der Akademie der schönen Künste sieben Jahre vor Goethe.

3.

Vor allem hatten die herrlichen Teppiche nach Rafaels Cartonen, die am Frohnleichnamstage im Vatikan ausgehängt wurden, Goethe nach Rom gezogen. Den Tag vorher, am 6. Juni, kehrte er nach viertägiger Fahrt zur ewigen Stadt zurück, wo er jetzt, erfrischt von Siciliens und Neapels Herrlichkeiten, mit größerer Ruhe seine Kunstkenntnisse und seine kleinen Talente ausbilden konnte. Er traf noch Hackert und Tischbein, der an seinem Bilde fortarbeitete. Mit ersterm ging er auf einige Tage nach Tivoli, wo er von ihm viel im landschaftlichen Zeichnen lernte. Am 20. hatte er in Rom wieder treffliche Kunstwerke gesehen; sein Geist reinige und bestimme sich, schreibt er, doch brauche er, um nach seiner Art Rom zu benutzen, wenigstens noch ein Jahr. Drei herrliche Tage studirte er die in wunderbarer Heiterkeit prangende Natur zu Albano, Castell-Gandolfo und Frascati. Darauf genoß er mit Hackert in der Galerie Colonna köstliche Landschaften von Poussin, Claude und Salvator Rosa; da dieser einige abbildete, andere genau studirte, horchte er auf dessen Bemerkungen, die seine Begriffe nicht änderten, nur erweiterten und bestimmten. Er wollte nicht ruhen, bis er die Natur mit den Augen jener Meister ansehe; denn dies müsse die Seele erweitern und reinigen, ihr den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben.

Gleich nach dem Petersfeste, dessen großartige Beleuch-

tung der Peterskuppel nebst dem Feuerwerk vom Castell auch Goethe ergriff, ging Hackert nach Albano. Mit diesem wollte Tischbein auf einige Zeit nach Neapel zurückkehren. Goethe bezog für den Sommer dessen großen Saal, wo sich sein fast vollendetes Bild befand. Von jetzt an übten Angelika und Meyer den bedeutendsten Einfluß auf ihn; bei ersterer speiste er jeden Sonntag und er besuchte mit ihr immer eine Galerie. Sie vertrauten sich gegenseitig ihre ganze Lage und Stimmung. Angelika war nicht glücklich, da ihr Gatte trotz ihres Vermögens wünschte, daß sie noch weiter für den Kauf male, während sie selbst ihrer künstlerischen Neigung folgen wollte. Auch seine Ausgelassenheiten sah sie Goethe gern nach; er hatte dafür „Generalpardon". Moritz, dessen Kenntniß der Geschichte und Alterthümer ihm zu Statten kam, Bury und Schütz blieben seine nahen Genossen. Da „alle Künstler, alt und jung ihm halfen, sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern", so machte er im Zeichnen gute Fortschritte. Auch die komische Oper wurde trotz der Hitze mit lebhaftem Antheil besucht; besonders gefiel Cimarosas »L'impresario in angustie«, ja Goethe ließ einmal, da Angelika eine unüberwindliche Abneigung gegen den Besuch des Theaters hatte, auf seinem Saale ein großes Konzert von den Mitgliedern der komischen Oper veranstalten, das in Rom allgemeines Aufsehen erregte. Bei einem ältern Wiener Kunstfreunde, dem Grafen Johann von Frieß, der gegen Goethe sich äußerst freundlich zeigte, lernte er den 1721 zu Prato geborenen Oestreichischen Hofdichter Abate Giambattista Casti kennen, den er als Verfasser der ihm lieben Oper »Il Re Teodoro in Venezia« schätzte; er hörte ihn eine noch ungedruckte, freilich nicht sehr ehrbare, aber in schönen Italienischen Stanzen geschriebene Novelle vom Erzbischof von Prag in heiter geistreicher Weise vortragen. Abends nahm er an dem Cursus Theil, den der junge Verschaffelt aus Mannheim vor einer zahlreichen Versammlung über Perspektive hielt.

Eifrig arbeitete er trotz der brennenden Hitze, die ihn den größten Theil des Tages zu Hause hielt, an „Egmont“, nicht wenig dadurch angeregt, daß eben in Brüssel dieselben Scenen spielten, welche er in diesem dargestellt. Er schrieb ihn, wie er selbst sagt, mit großer Freiheit des Gemüths und Gewissenhaftigkeit, in der sichern Aussicht, daß die Bühne sich sofort seiner bemächtigen werde.

Da er sich indessen von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, die künstlerische Ausbildung, die er sich so gern in Rom geben möchte, in der kurz gemessenen Zeit zu erreichen, bat er am 11. August seinen Fürsten in herzlichster Erwiderung eines freundlichen Briefes, der ihn über seine künftige Stellung beruhigt hatte, ihn bis nächste Ostern in Italien zu lassen. „Mein Gemüth ist fähig, in der Kunstkenntniß weit zu gehn; auch werde ich von allen Seiten aufgefordert, mein kleines Zeichnentalentchen auszubilden, und so möchten diese Monate hinreichen, meine Einsicht und Fähigkeit vollkommen zu machen. Jetzt werden Architektur und Perspektiv, Komposition und Farbengebung der Landschaft getrieben. September und Oktober möchte ich im Freien dem Zeichnen nach der Natur widmen, November und Dezember der Ausführung zu Hause, dem Fertigmachen und Vollenden, die ersten Monate des künftigen Jahres der menschlichen Figur, dem Gesichte rc. — Bis Ostern werde ich es so weit gebracht haben, um alsdann für mich weiter gehn zu können; denn gewisse Dinge sind es, die man von andern lernen und annehmen muß.“ Auch denke er Neujahr „Tasso“, Ostern den „Faust“ zu vollenden, was ihm nur in dieser Abgeschiedenheit möglich; daneben würden auch die kleinern Sachen der drei folgenden Bände fertig. Diese Rekapitulation seines Lebens und Wirkens zwinge ihn, seine neuere Manier nach seiner ersten zurückzubilden, wodurch er sich selbst, seine Engen und Weiten kennen lerne. Nach seiner Rückkunft möchte er des Herzogs „Provinzen“ wie ein Fremder bereisen, sie mit ganz frischen Augen und mit der Gewohnheit, Land und Welt zu sehn, beurtheilen und sich dadurch zu jeder Art von Dienst gleichsam aufs neue qualificiren. Er gedenke sich

dann der Landesadministration einige Zeit ausschließlich zu widmen, wie jetzt den Künsten; lange habe er getappt, endlich sei es Zeit zu ergreifen und zu wirken. Den aufblitzenden Gedanken, wieder ganz in die Verwaltung zu treten, konnte der Herzog freilich nicht ohne Lächeln lesen; die Genehmigung des Urlaubs durfte Goethe ohne weiteres voraussetzen.

Die Theilnahme an der komischen Oper war nicht ohne Frucht geblieben. Schon am 14. August theilte Goethe Kayser den Plan einer neuen komischen Oper mit; den Stoff bot ihm die Halsbandgeschichte, die eigentlich zu diesem Zwecke geschehen zu sein scheine. Am Mechanischen werde dieser sehn, daß er in Italien etwas gelernt habe und er nun besser verstehe, die Poesie der Musik zu subordiniren. Auch die Handschrift seines „Egmont" sollte er zur Durchsicht erhalten, um dazu die Symphonie, die Zwischenakte, die Lieder und die Schlußmusik zu setzen, die mit dem Text gedruckt werden sollten, damit das Stück gleich mit der Musik gespielt und Kaysers Name neben den seinigen genannt werde. So ernst sann er auf das Fortkommen des Freundes.

Auch seinen botanischen Gedanken hing er in dieser Zeit nach. Eine Nelke, an der aus der Hauptblume vier andere herausgewachsen, war ihm so erfreulich, daß er sie als Triumph seiner Lehre genau zeichnete, wodurch er zu noch größerer Einsicht in deren Grundbegriff gelangte. Dem Wie der Organisation der Natur glaubte er sich jetzt nahe.

Leidenschaftlichst trieb es ihn zur Auffassung der menschlichen Gestalt, und da es hier mit Zeichnen nicht gehn wollte, gab er sich an das Modelliren. Wichtig ward sein näheres Verhältniß zu Trippel, bei dem der Fürst von Waldeck eine Marmorbüste des Dichters bestellt hatte. Bei dem Modelliren kam es zu den belehrendsten Mittheilungen. Trippels vollendete Büste geben wir als Titelbild. Goethe glaubte jetzt das Prinzip der alten Bildhauer entdeckt zu haben; er zeichnete darnach ein Gipsköpfchen, von dem niemand

glauben wollte, daß er es gemacht. Die vollendeten Kunstwerke, deren es nur sehr wenig gebe, schienen ihm jetzt die höchsten Naturwerke, von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht; alles Willkürliche, Eingebildete falle hier zusammen, da sei die Nothwendigkeit, da sei Gott.

Nach der am 5. September gelungenen Vollendung „Egmonts" wandte Goethe sich dem „Erwin" zu, wo er den platten Dialog ganz wegwerfen mußte. Außer Herders Fortsetzung der „Ideen", die ihm ein „liebwerthes Evangelium", erhielt er jetzt auch die vier ersten Bände seiner eigenen Schriften, deren Ausstattung ihm nicht gefiel; auch ärgerten ihn die vielen Druckfehler. Dagegen erfreute ihn Kaysers Entschluß, selbst nach Rom zu kommen, um seine Oper vorzutragen. Er bot ihm freies Quartier bei sich an und mahnte zur Eile; der Freund solle in Italien gesund und froh werden, wie er selbst es geworden, und es in keinem Lande so häuslich gefunden haben, wie in ihrem Haushalt. Letztern beschreibt er selbst einige Monate später recht heiter: „Unsere Alte kocht, unser Alter schleicht herum, die hindernde Magd schwätzt mehr, als sie thut, ein Bedienter, der Exjesuit ist, bessert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegessen werden." Damals war auch der Sohn des Wirthes noch im Hause. Bury und Schütz blieben gute Genossen, für die Goethe treulich sorgte; schreibt er doch an den Herzog, seine Existenz sei wieder auf eine wahre Wilhelmiade (den Zustand seines mit dem Schicksal Fremder beladenen Wilhelm Meister) hinausgelaufen.

Den 25. ging es nach Frascati auf Reiffensteins Villa, wo „den ganzen Tag bis in die Nacht gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst ex professo getrieben wurde". Abends im Mondschein besuchte man die Villen. Da die Herzogin Mutter im nächsten Jahre nach Italien kommen wollte (den diesjährigen Besuch, der ihn selbst gestört haben würde, hatte er ihr abgerathen), so besprach er mit Reiffenstein die dazu nöthigen Einrichtungen. Am

7. Oktober begab er sich zur Villeggiatur nach Castel-Gandolfo, wo er im vielbesuchten Hause des Englischen Kunsthändlers Jenkins wohnte. Hier fand er auch Angelika, deren wohlthätiger Einfluß sich immer gleich blieb. Beim Landschaftsmalen, zu dem sie ihm gute Hoffnung gab, fühlte er sich durch sie so gefördert, daß er auf den frühern Entschluß, noch einmal zu Hackert zu gehn, verzichtete. Eine Mailänderin, die acht Tage an dem äußerst bewegten Orte war, zog ihn durch Natürlichkeit, Gemeinsinn und gute Art im Gegensatze zur anspruchsvollen Würde der Römerinnen an. Er trat ihr nahe, lehrte sie Englisch und fühlte bald eine Neigung zu ihr, so daß die Kunde, sie sei Braut, ihn sehr verstimmte, doch faßte er sich bald. War es ihm auch lieb, daß er hier auf leichte Weise eine Menge Menschen kennen lernte, so wurde ihm doch das Leben bald zu unruhig. Am 21. kehrte er nach Rom zurück. Hier musterte er zunächst seine gemachten Zeichnungen und begann „Claudinen" ganz neu auszuführen. Im alten Zauberkreise fand er sich still beglückt.

Ein ganz neues Leben begann am Ende des Monats mit Kaysers Ankunft. Sofort wurde ein Klavier besorgt; die Aufstellung desselben und Kaysers Einrichtung nahmen einige Zeit weg; auch mußte Goethe selbst wieder umziehen, da Tischbein seine baldige Rückkehr in Aussicht gestellt hatte. Er bezog gleich jetzt oder bald darauf wieder den zweiten Stock. Kaysers Vortrag seiner Oper gereichte ihm zur Freude; auch sein gründliches Streben und sein guter, natürlicher Umgang thaten ihm wohl. Durch ihn gewann er erst den wahren Genuß an der Italienischen Musik, der, wie bei allem, ohne innere Kenntniß unmöglich sei. Der Herzogin Mutter sandte er den Sohn seines Hauswirthes, der in seinem Hause wohnen, über manches Auskunft geben und das Mechanische ihrer Reise besorgen sollte. Auch die politischen Zustände betrachtete er mit lebhaftem Antheil; die Ohnmacht Frankreichs bedauerte er sehr, da Kaiser Joseph

sich leicht Italiens bemächtigen könnte. Doch mehr als alles fesselte ihn die Menschengestalt. Zunächst lernte er den Kopf und seine Theile zeichnen; dadurch erst begann er die Antiken recht zu verstehn. Angelika sah er jetzt auch Abends einen Tag der Woche; sie war die stets gleiche Freundin, der er voll vertrauen durfte, so daß sie ihm die Weimarer Freundin fast ersetzte. Anfangs December wurde das von Herder bearbeitete Skaldische Zaubergespräch Angantyrs von Kayser zur Aufführung vorbereitet. Das Zeichnen ging immer fort. Abends wurde Perspektive getrieben. Da er sich etwas abgespannt fühlte, durchlief er noch einmal beim schönsten Decemberwetter das vulkanische Gebirge von Frascati bis Nemi. Damals war auch der vielseitig gebildete junge Camper in Rom, der die Lehren seines Vaters über die Bildung des Menschen und das Griechische Kunstideal vortrug, doch fand Goethe, daß er bei vielem Wissen und leichter Fassungsgabe ein hinfahrender Strudelkopf sei.

„Daß ich zeichne und die Kunst studire", erwidert er am 21. Herder, „hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe; so subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet." Näher als je stand ihm der „stille, einsame, fleißige" Meyer, der „ihm zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, ihn in das eigentliche Machen initiirt" hatte. Mit ihm hatte er auch die Statuen des Capitols und des Vatikans bei Fackelschein gesehen, durch den manche erst in ihrer wahren Beleuchtung erschienen. Bei diesem Manne von himmlischer Klarheit der Begriffe und englischer Güte des Herzens hoffte er in einiger Zeit auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den er sich selbst jetzt kaum denken dürfe. Aber auch Bury hatte ihm dazu nicht wenig geholfen. Herzliche Freude machte es ihm,

daß er jetzt einen Kreis um sich gezogen, in dem alle gut und auf dem rechten Wege waren und Freude in seiner Gegenwart fanden, je mehr sie im Handeln und Denken den rechten Weg gingen; denn keinen Schlendernden oder Irrenden duldete er um sich. Er durfte sich sagen, daß zwei, ja drei (Moritz, Bury und Kniep) ihm ihre Lebens- und Sinnesänderung zu danken hätten und ihm immer danken würden. Was ihn allein beunruhigte, waren die Ausstellungen, welche die Weimarer Freunde gegen manches im „Egmont" erhoben; zum Trost gereichte es ihm, daß Angelika das, was er gewollt, viel zarter und reiner fühlte als Charlotte und Herder. Empfindlich war es ihm, daß so viele Weimaraner seine vier Bände mit Achselzucken aufgenommen hatten, doch von „Egmont" erwartete er große Wirkung.

Nachdem er das Zeichnen des Kopfes vollendet, begann er im Januar 1788 die übrigen Körpertheile; am 24. schloß er mit der Hand. Wohl erst in den Januar fällt die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einer Schönen, die ihm vielleicht zum Modell diente. Der ziemlich allgemeinen Gewohnheit der Römischen Künstler zollte er hiermit seinen Tribut. Als Herder in Rom war, sagte er scherzend zu dessen Gattin, es werde ihm dort nicht wohl werden, bis er liebe; hatte er selbst ja zur Zeit dieses Liebesgenusses sich des herrlichsten Lebens erfreut. Die „Römischen Triumvirn der Liebe", Catull, Tibull und Properz, nebst Horaz und Ovid, die in Rom ein ganz anderes Leben gewannen, hatte er wohl schon längst zur Belebung der ewigen Stadt gelesen. Als verklärter Hintergrund erscheint dieses Liebesleben in den „Römischen Elegien". Von der Persönlichkeit der Geliebten wissen wir nichts; sie soll von keiner ausnehmenden Schönheit gewesen sein, muß aber die Gabe zu fesseln in hohem Grade besessen haben, da sie später die Gattin eines wohlhabenden, sich in Rom ansiedelnden Engländers wurde, den sie geschickt beherrschte.

In der ersten Zeit dieses sinnlichen Liebesfrühlings beunruhigte den Dichter der den 24. Januar an ihn gelangende Wunsch des Herzogs, die auf den Sommer bestimmte Ankunft seiner Mutter in Italien abzuwarten, um ihr Führer in dem ihm so vertrauten Lande zu werden, da er dieses nicht geradezu ablehnen durfte. Die ausführliche Antwort erfolgte schon am folgenden Tage. Solle er länger als Ostern bleiben, wo er für diesmal seinen Zweck in Rom erreicht haben würde, so subordinire er seine übrige Existenz der Pflicht, der Herzogin Mutter zu dienen. Anfangs werde es ihm freilich wundersam vorkommen, doch für die Zukunft heilsam sein, wieder mit allerlei Menschen leben zu müssen. Er werde dann im April sich equipiren, einen Bedienten nehmen, sein Quartier besser bestellen, die Cardinäle Herzan, Buoncompagni und Bernis, auch den Senator von Rom besuchen müssen. Nur das, was er über seinen Gehalt und das Honorar der letzten Bände seiner Werke aufwende, werde er von der Herzogin Mutter sich erbitten müssen, damit er rein und ohne Sorge bleibe. Sollte der Herzog dagegen seine Rückkehr wünschen, so mache manches ihm diese reizend, besonders der Umgang des Herzogs und geprüfter Freunde, den er nicht länger entbehren möchte, und die Nähe der Akademie Jena.

In den folgenden Wochen wurden die vorzüglichsten Statuen und Gemälde noch einmal, jetzt mit frisch gewaschenen Augen, gesehen, an „Claudinen" fortgearbeitet, doch auch schon die drei letzten Bände seiner Schriften bedacht. Den am 5. Februar zu Ende gehenden Carneval konnte er heiterer als vor einem Jahre als ein Naturerzeugniß mit dem Auge des Forschers und Künstlers betrachten; eine mit Zeichnungen begleitete Beschreibung desselben hatte er bereits im Sinne. Angelika fuhr diesmal auf dem Corso mit jener Mailänderin von Castell-Gandolfo. Ihre durch die Treulosigkeit des Verlobten verursachte Krankheit hatte ihn einige Zeit beunruhigt; der lieb-

liche Dank der Hergestellten für seine damals bewiesene Theilnahme that ihm sehr wohl. Als er am 9. den Schluß „Claudinens" absandte, ließ er die übrigen Bände einstweilen ruhen. In dieser Zeit schrieb er an Angelika: „Es scheint, daß man in dem Studio de'Tedeschi incontro al Rondanini von einer Extremität zur andern gehe. Vorige Woche zeichnete man die Menschen, wie sie Gott erschaffen hat, und diese Woche will man sie ganz in Stahl und Eisen kleiden." Aber auch Landschaften und Veduten wurden gezeichnet und kolorirt. Eines Abends, als er sich traurig gestimmt fühlte, zeichnete er sein Grab an der Pyramide des Cestius. Seine Studien über die Wirkung der Farben wurden von Angelika freundlich gefördert. So malte diese, da Goethe behauptete, das Blaue sei keine Farbe, einmal eine kleine Landschaft ohne dieses.

Ende Februar wurden die Plane zu „Faust" und „Tasso" in Ordnung gebracht, ja in der herrlichen Umgebung der Villa Borghese die „Hexenküche" des „Faust" voll übermüthiger Laune gedichtet. Da seine Rückkehr, auf die Herder und Charlotte entschieden drangen, in Aussicht stand, lief er das Bedeutendste in Rom noch einmal durch, sah auch manches Neue; dazu machte er einzelne vornehme Bekanntschaften, wie die des Senators von Rom, der ihn nach seiner Rückkehr aus Deutschland besucht hatte. Nach sorgfältigem Studium der Knochen und Muskeln modellirte er mit Glück einen Fuß. Sonntags ward meist die Musik der päpstlichen Kapelle genossen.

Gerade in der belebten Charwoche langte die Antwort des Herzogs an, der ihn, da er gemerkt, wie drückend ihm das angetragene Amt eines Reisemarschalls sei, von diesem Dienst befreite. Sofort antwortete er mit einem fröhlichen: „Ich komme!" Freundlich bat er den Herzog, ihm auch, wenn er Mitte Juni zurückkehre, zunächst noch den Urlaub zu gönnen, den er dem Abwesenden gegeben, daß er an seiner Seite die Summe seiner Reise ziehen, die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in seine

drei letzten Bände schließen könne. In seiner anderthalbjährigen Einsamkeit habe er sich selbst als Künstler wiedergefunden; was er sonst noch sei, werde der Herzog nach seiner fürstlichen Kenntniß beurtheilen und nutzen. „Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und das Leben genießen, so wird meine Kraft wie eine neugeöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von ihrer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein.“ Gegen das ehrenvolle Verhältniß, das der Herzog ihm zur Kammer erhalten wolle, würde er seine frühern Gründe wieder verstärkt anführen, wäre es nicht beinah ebenso unbescheiden, eine vorzügliche Gunst abzulehnen, als sie hartnäckig zu ertrotzen. Unangenehm berührte ihn das weniger günstige Urtheil, welches auch Karl August über seinen „Egmont“ fällte, doch wußte er auch dieses sich zurecht zu legen. Am 28. März meldete er ihm, „Lila“ und „Jery“ sei fertig, die kleinen Gedichte zusammengeschrieben, und so bleibe ihm („Tasso“ dachte er im Sommer zu beenden) für den Winter nur noch „Faust“ übrig, zu dem er eine ganz besondere Neigung fühle. Dabei konnte er aber den Seufzer nicht unterdrücken: „Möge ich nur halb so reussiren, als ich wünsche und hoffe!“ Schon am 11. April ernannte Karl August den Geheimerath Schmidt zum Kammerpräsidenten und berief Voigt in die Kammer, bestimmte aber zugleich, daß Goethe in beständiger Konnexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben und von Zeit zu Zeit, so weit es seine Geschäfte erlaubten, den Sitzungen auf dem herzoglichen Stuhle beizuwohnen berechtigt sei.

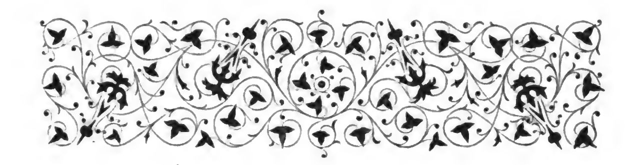
Die letzten Römischen Tage waren ihm, wie jedes Loslösen, sehr peinlich; an einen ruhigen Genuß konnte er nicht mehr denken. Gern wäre er gleich nach Ostern gegangen, aber Kaysers musikalische Studien und die Vollendung einer Zeichnung Burys zu einem von ihm erfundenen Gemälde hielten ihn zurück. Doch nutzte er die Zeit unter Meyers redlicher Hülfe aufs Beste aus. Das Modelliren

und die botanischen Gedanken beschäftigten ihn bis zu Ende. Bitter war es ihm von Angelika zu scheiden, die ihm so viel geworden war; in ihren Hausgarten pflanzte er einen selbstgezogenen Pinienzweig, der dort bis zu ihrem Tode gedieh. Seine frisch aufgeschossenen Dattelpflanzen wurden in den auf dem Monte Pincio gelegenen, von Goethe oft besuchten Garten der Villa Malta gesetzt, der an den Angelikas grenzte und wahrscheinlich schon damals zum Aufenthalt der Herzogin Mutter ausersehen war. Hier sah sie König Ludwig I. von Baiern bis zu Manneshöhe herangewachsen, und noch heute hat sich eine erhalten. Auch von Bury schied er mit Schmerzen; Moritz, dem er so viel geworden, sollte ihn auf der Rückreise nach Berlin in Weimar besuchen. Von der ihm so lieb gewordenen, Angelika befreundeten Mailänderin nahm er herzlichen Abschied. Ob er von seiner Römischen Geliebten sich erst jetzt getrennt, wissen wir nicht.

Als er in der letzten Nacht mit wenigen Freunden durch die vom Vollmond beleuchtete Stadt zum Capitol und Kolosseum ging, fühlte er sich wundervoll bewegt; was verdankte nicht der nordische Barbar der ewigen Weltstadt, von der er freilich nicht auf immer zu scheiden gedachte. Am 22. April verließ er sie mit schmerzlichster Bewegung an Kaysers Seite; sein dichterischer Reisebegleiter war „Tasso", der ihm in den Lust- und Prachtgärten von Florenz lebhaft im Sinne lag. Die reichen Kunstschätze der blühenden Arnostadt wurden möglichst genossen. Von Mailand aus schrieb er dem Herzog: „Der Abschied aus Rom hat mich mehr gekostet, als es für meine Jahre recht und billig ist; indessen habe ich mein Gemüth nicht zwingen können und habe mir auf der Reise völlige Freiheit gelassen. Darüber habe ich denn jede Stunde wenigstens siebenerlei Humor." Hier in Mailand, dessen Dom ihn als Denkmal des Unsinns oder vielmehr des Armsinns anwiderte, erwachte wieder die mineralogische Lust; er kaufte sich einen Hammer, um auf dem Wege wieder einmal an den

Felsen zu klopfen. Zu Konstanz erschreckte ihn Schubarts „Vaterlandschronik“ mit der falschen Kunde, Herder sei mit dem Domherrn Dalberg nach Italien gereist, wobei er zugleich sein fades Lob zu lesen bekam: er habe in Italien große Eindrücke gemacht, sei in den ersten Gesellschaften mit Deutscher Kraft und Geniuswürde aufgetreten; überall habe man seine großen Kenntnisse, sein tiefes Schönheitsgefühl und sein edles Betragen bewundert. Dem Wunsche, Schwager und Mutter zu besuchen, hatte er entsagt; mächtig zog es ihn nach Weimar. Ueber Augsburg, Nürnberg, Gotha und Erfurt kehrte er am 18. Juni Abends zehn Uhr beim Vollmond, der ihn auch in Rom entlassen hatte, in die kleine, aber ihm so lieb gewordene Thüringische Residenzstadt an der Ilm zurück.





Sechstes Buch.

Haus und Herd.

1.

Mit dem alten treuen Herzen kehrte Goethe zu Charlotten zurück, festen Willens, mit ihr und ihrem Fritz, für den er auch in Italien so liebevoll besorgt gewesen, herzlich verbunden zu leben: doch an Sinn und Geist war er ein anderer, ein von sinnlicher Lebensanschauung erfüllter, zu frischer Klarheit und höherer Einsicht gediehener Künstler, wogegen Charlottens Bildung noch dieselbe, eine Veränderung nur darin eingetreten war, daß die jetzt fast sechsundvierzig Jahre alte Frau während seiner Abwesenheit gealtert hatte. Die aus seinen nicht mehr sehnsüchtig schwärmerischen Augen leuchtende frische Sinnlichkeit fiel der Freundin auf; sie fühlte, daß er ihres Trostes und Rathes nicht mehr bedürfe: und daß er selbst an ihrer Seite die Sehnsucht nach Italien nicht unterdrücken konnte, daß er in dem rauhen, trüben Thüringen, in der kleinstädtischen Residenz Italien und Rom vermißte, das verletzte sie. Ihre Seele ward kalt und verschlossen; sie grollte ihm, sie warf ihm, den gerade ihre Kälte zurückstieß, Mangel an Theilnahme vor, beobachtete argwöhnisch seine Mienen und

Handlungen, um in ihnen Beweise ihres Verdachtes zu finden, daß er ihr untreu geworden. Sie selbst war leidend und hing trüben Träumen nach; dazu kam, daß Goethe, durch die mannigfachsten Ansprüche, besonders von Seiten des Hofes, in den ersten Tagen hin- und hergerissen, ihr wenig Zeit widmen konnte, und er Charlottens Kälte um so verletzender empfand, je herzlicher ihn der Hof und die Freunde empfingen. Zwölf Tage nach Goethes Ankunft schreibt sie ihrer am 24. nach Karlsbad gegangenen Schwägerin, sie sei vor vier Tagen mit der Herzogin, Herder und dessen Gattin bei Goethe gewesen, der ihnen Kupferstiche von Claude Lorrain und geschnittene Steine gezeigt. „Wir waren nicht lange bei ihm, als Knebel auch hereintrat, und so war nun unser altes Häufchen zusammen; mit dem alten Geist, glaub' ich, schwerlich."

Von Geschäften war Goethe befreit, auch das Conseil besuchte er nicht, nur an der Bergwerkskommission nahm er regen Antheil; leider mußte man dort gerade jetzt, um das schon im vorigen Jahre gekommene Wasser zu gewältigen, ein vollständiges Kunstgezeug bauen. Der Herzog betrachtete ihn als seinen vertrauten Freund, mit dem er beständig verkehrte, dem er auch aus besonderm Vertrauen manche Aufträge gab. So legte er ihm die Hebung der Universität Jena ans Herz. Ihre Aufsicht übernahm er bald nachher in Verbindung mit dem als ausgezeichneter Geschäftsmann bewährten Voigt.

Am 6. Juli erneuerte die Goethe bereits bekannte Englische Familie Gore ihren im vorigen Jahre gemachten Besuch. Charles Gore, Sohn eines reichen Handlungshauses, hatte, nachdem er sein Geschäft aufgegeben, sich mit seinen Töchtern auf Reisen begeben. Er selbst und seine Töchter Elise und Emilie zeichneten sich durch feine Bildung und Kunstsinn aus, nur fand Goethe jetzt ihre sittlichen und Kunstbegriffe so beschränkt, daß er gewissermaßen gar nicht mit ihnen reden konnte. Der Herzog fühlte sich leidenschaftlich zu Emilien hingezogen, Elise hatte ein warmes

Herz für Goethe. Diesen machten Charlottens Kälte und Groll äußerst unglücklich; je ferner sie sich von ihm hielt, desto tiefer empfand er den durch seine freiern Ansichten und den Unterschied des Alters begründeten Abstand von der ältern Freundin, an die er sich noch immer durch Dankbarkeit und sein Versprechen, nur mit ihr und ihrem Fritz zu leben, gebunden fand, aber ihr Vertrauen, auf dem das Verhältniß einzig beruhte, war in das Gegentheil umgeschlagen. Es war für den in Aussicht erneuten Lebens Zurückgekehrten ein ganz verzweifelter Zustand.



Abb. 26. Christiane Vulpius.
Nach der Photographie einer getuschten Zeichnung.

Da traf es sich, daß ein Mädchen niedern Standes, die eben ins dreiundzwanzigste Jahr getretene Christiane Sophie Vulpius, die Neigung des an der Herstellung seines Verhältnisses zu Charlotten Verzweifelnden gewann. Ihr Vater, der Amtsarchivar Johann Friedrich Vulpius, war schon im März 1786 gestorben; mehrere Jahre vorher hatte er seine Stelle niederlegen müssen. Christiane, eine kleine niedliche Blondine mit schönen blauen Augen, hübschem Näschen, schwellenden Lippen, vollem rundem Gesichte und langen blonden Locken, überreichte ihm im Parke, wie es heißt,

eine Bittschrift ihres zwei Jahre ältern Bruders. Christian August Vulpius hatte in Jena Jura, Geschichte und Diplomatik getrieben, war dann, um sich und ein paar Geschwister zu unterhalten, als Schriftsteller aufgetreten; mehrere Erzählungen, auch Gedichte, hatte er drucken lassen. Als Goethe, der ihm einige Unterstützung verschafft, in Italien war, hatte er sich genöthigt gesehen, eine Sekretärstelle bei dem auch schon als Dichter aufgetretenen Kreisgesandten von Soden in Nürnberg anzunehmen. Da dieser, angeblich, weil er einen billigern Sekretär haben konnte, ihm gekündigt hatte, wandte er sich an seinen alten Gönner, sobald er von dessen Rückkehr hörte. Goethe hatte Christianen, wie es heißt, früher in Bertuchs Blumenfabrik gesehen, wo sie durch ihre jugendliche Frische vor den übrigen Arbeiterinnen hervorstach, besonders aber durch die derbe Antwort ihm auffiel, die sie dem Darmstädtischen Prinzen, den er begleitete, auf die Frage gab, welche Blumen unter ihrer Hand erblühten. Goethe soll Christianen in sein Gartenhaus bestellt haben. Wir wissen nur, daß er Sonntags den 13. Juli, noch keine vier Wochen nach seiner Rückkehr, seine Gewissensehe mit der Glücklichen schloß. Goethe war von ihren Reizen, ihrer Gutmüthigkeit, ihrer Thüringischen Naivetät und dem Glücke, das sie in der Liebe des hochstehenden Mannes genoß, voll hingerissen, ja auch die Erinnerung an sein Römisches Liebesleben spielte wohl hinein: aber doch mußte die Ahnung der Stürme, welche die endliche Enthüllung seines süßen Geheimnisses hervorrufen werde, und der Gedanke, das Charlotten gegebene Versprechen, nur mit ihr und ihrem Fritz zu leben, werde durch seine Ehe gebrochen, ihn äußerst beunruhigen, auch die Absicht, in seinem äußern Benehmen durch nichts sein Glück zu verrathen, ihn ein ihm selbst widerwärtiges Scheinwesen annehmen lassen. Christianens Bruder hatte er freundlich geschrieben, er wolle sich für ihn verwenden, was er auch that, nur von Weimar hielt er ihn zurück.

Aeußerlich blieb die Verbindung mit Charlotten so weit bestehn, daß Goethe sie zuweilen besuchte und sie sich gegenseitig Gefälligkeiten erwiesen; nur wohnte Fritz, wenn er auch viel um Goethe war, nicht mehr in seinem Hause. Am 20. bittet Charlotte den Freund bei einer Sendung um einen Besuch, da sie ihn sprechen müsse, worauf er antwortet, zeitig werde er bei Hofe loszukommen suchen, auch noch vor Tisch einen Augenblick bei ihr vorsprechen. „Gerne will ich alles hören, was Du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Aeußeres." Ehe sie am 22. nach Kochberg geht, schickt sie ihm ein Frühstück und empfiehlt ihm ihren Fritz. „Fritz soll mir lieb sein", antwortet er; „es freut mich immer seine Gegenwart und wenn ich ihm was sein kann." Er wünscht ihr im stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund zu leben. Von einem Verlangen, sie dort zu besuchen, sagt er kein Wort, hebt dagegen hervor, wie schwer es für ihn sei in Weimar zu leben. Da Kayser die Herzogin Mutter nach Italien begleiten solle, schwinde ihm alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst; der trübe Himmel verschlinge alle Farben, und bald verliere er auch Herder. Charlotte selbst verräth ihrer Schwägerin, daß sie nur Goethe und den Gores zu Liebe so spät nach Kochberg gegangen, aber beide hätten sie auf völlig fremdem Fuß entlassen und nur Langweile sei zwischen ihnen ausgetauscht worden.

Am 6. August trat Herder seine Reise nach Italien an, wodurch Goethe auf lange Zeit seinen besten Trost verlor; denn Knebel war damals äußerst verstimmt, und es fehlte ihm Herders tiefschauender Blick. Mit Herder hatte er sich viel über die physiognomischen Entdeckungen unterhalten, die er in Bezug auf die Bildung idealer Charaktere in der bildenden Kunst gemacht, und sich seiner einsichtigen Aufnahme erfreut. Als treuer Freund trat er jetzt Herders Gattin

zur Seite. Seit dem vorigen Jahre lebte in Weimar auch die eben sechsundzwanzigjährige Charlotte von Kalb, die hier ihre unselige Ehe hatte lösen und sich mit Schiller verbinden wollen, aber die Ehescheidung hatte Hindernisse gefunden und Schillers Herz sich bald lieblicher angezogen gefühlt. Die durch ihr trauriges Schicksal tief in sich gescheuchte, glühend fühlende, alles mit leidenschaftlicher Hast erfassende, schwärmerisch aufgeregte Frau stieß Goethe, was sie wohl fühlte, mehr ab, als daß sie ihn gefesselt hätte. Mit dem Herzog war er unzufrieden. Sein militärischer Dienst in Preußen, der ihn so häufig Weimar entzog, war ihm in der Nähe widerwärtiger, als er ihm in der Ferne geschienen; auch ärgerte es ihn, daß dieser sich rücksichtslos der Leidenschaft zu der schönen Engländerin überließ, und gar der Herzogin zu bitterm Aerger die Familie zu längerm Aufenthalte bestimmte. Als er sich darauf am Fuße verletzte, war Goethe genöthigt, ihm und der Herzogin, die sich sehr verständig zeigte und dem Dichter gewogener als je war, den größten Theil des Tages Gesellschaft zu leisten. Trotz seines Uebels wollte er nach Aschersleben zu seinem Regimente, sah sich aber bald zur Rückkehr genöthigt, wo denn Goethe ihm wieder seine meiste Zeit widmen mußte. Des Dichters Stimmung war sehr schwankend; bald fühlte er sich glücklich im Genusse seiner Liebe, bald war er fast der Verzweiflung nahe. Einmal sagte er Herders Gattin, nicht die Liebe, sondern die Verzweiflung habe ihn zu ihr getrieben, da er eben vom Herzog komme; an seinem Geburtstage äußerte er bitter, im vorigen Jahre habe er Herders „Gott“ bekommen, um in diesem Jahre an keinen Gott mehr zu glauben. Er stellte eben seinen achten, die kleinern Gedichte enthaltenden Band zusammen, begann am „Tasso“, ohne weit damit zu kommen, nahm seine Pflanzenlehre vor und zog einiges aus seinen Reisebriefen an Charlotten aus, um es Wieland, mit dem er sehr gut stand, in seinen „Merkur“ zu geben. Am bedeutendsten war hier die Ausführung über

Naturnachahmung, Manier und Stil, welche die Grundsätze seiner Kunstansicht klar und entschieden aussprach.

Am 5. September fuhr er mit Herders Gattin, Fritz und Frau von Schardt bei schönstem Wetter nach Kochberg, wo sie von der Goethe seit 1783 bekannten einundzwanzig Jahre alten Lotte von Lengefeld aus Rudolstadt und von Charlotten empfangen wurden. Daß letztere ihm nicht herzlich entgegenkam, verstimmte ihn, aber auch der Gedanke, in welchem andern Zustand er jetzt nach Kochberg gekommen, warf einen Schatten auf seine Seele. Unmöglich wäre es ihm jetzt gewesen, noch einmal auf die Platte von Charlottens Schreibtisch „Ebenderselbe“ zu schreiben. Er zeigte verschiedene mitgebrachte Zeichnungen, las auch seine für den „Merkur“ ausgezogenen Reisebemerkungen. Am dritten Tage fuhr man nach Rudolstadt zur Oberhofmeisterin von Lengefeld, wo sich auch Schiller aufhielt, der eine Neigung zu Lotten gefaßt hatte. Dieser lernte hier den berühmten zehn Jahre ältern Dichter kennen, auf dessen Bekanntschaft er so lange neugierig gewesen, den er schon durch Frau von Stein einmal hatte grüßen lassen. Sie unterhielten sich freundlich sowohl im Hause wie auf einem Spaziergange an der Saale, doch kam es zu keinem eingehendern Gespräch. Goethe erzählte mit leidenschaftlicher Liebe von Italien, „fließend, geistvoll und belebt“. Schiller meinte, sie würden sich wohl nie nahe rücken, da Goethe ihm weit voraus und ihr Wesen zu verschieden angelegt sei. Abends auf dem Rückwege nach Kochberg trug Goethe seine „Geheimnisse“ vor, die er für seinen achten Band wieder vorgenommen, und erzählte von seinem „Tasso“. Als sie am folgenden Tage nach Weimar zurückfuhren, kam er auf Veranlassung von Schillers „Göttern Griechenlands“ auf die echten Ideale der alten Bildhauer in ihren Göttern und Heroen, zu denen er den Faden gefunden habe; in zehn Jahren wollte er in Rom, wenn man ihm jährlich zehn- bis zwölftausend Thaler gebe, diese darstellen.



Abb. 27. Charlotte von Lengefeld und Friedrich Schiller.
Nach gleichzeitigen Bildnissen in der Schrift „Schiller und Lotte“.

Der Besuch von Kochberg hatte Goethe noch mehr abgekühlt; wie glücklich fand er sich dagegen in Christianens Armen! Er liebte diese mit so warmer Neigung, daß er noch zehn Jahre später in einem auf der Reise an sie geschriebenen Briefe bedauert, nichts, wäre es auch nur ein Pantoffel, von ihr mitgenommen zu haben. Angenehme Unterhaltung bot ihm ein mit dem Prinzen August auf eine Woche gemachter Ausflug nach Gotha, wo ihm die Dichtung von „Künstlers Apotheose“ zu seinem achten Bande gelang. Bitter traf ihn die Kunde, daß sein Kayser es bei der Herzogin Mutter nicht habe aushalten können, da man ihm ungebührlich begegnet sei. So hatte er also diesen umsonst der Herzogin Mutter überlassen, ja durch den jähen Abbruch war dessen weitere Verbindung mit dem Hofe unmöglich geworden. Zuweilen fühlt er sich in Weimar so unbehaglich, daß er nur auf Zeit und Stunde harrt, es zu verlassen. Auf häufigen Ausflügen sucht er die innere Unruhe los zu werden; er fürchtet den nahenden Sturm. Das Bergwerk, wo man mit Mühe die Wasser gewältigt, zieht ihn auf einige Zeit nach Ilmenau. Nach der Rückkunft geht er ernstlich an „Tasso“. Von „Egmont“ hatte die Literaturzeitung eine Beurtheilung gebracht (er wußte nicht, daß sie von Schiller sei), die ihm den poetischen Theil sehr ungenügend gefaßt zu haben schien. Wie wenig Glück er auch mit seinen beiden so gewissenhaft und mit solcher künstlerischen Einsicht gearbeiteten Stücken gemacht, es drängt ihm auch dem ganz aus seiner Brust fließenden „Tasso“ die höchste Vollendung zu geben. Der Schmerz um die Trennung von Charlotten, die ihm einst dieses Drama eingegeben, verlieh ihm dazu die dichterische Glut.

Im Oktober ziehen ihn Geschäfte nach Jena, wo er sich mit dem Erbprinzen während der Weinlese zusammen findet. Daß der Herzog vor Dresden in Folge seiner hastigen Unvorsichtigkeit wieder einen Sturz gethan, darauf mit den Gores nach Dessau gegangen, ärgert ihn. Da-

gegen erregt ein Brief Mercks, der von dessen fast wahnwitziger Verzweiflung zeugt, sein tiefstes Bedauern; in edelster Weise bittet er diesen, ihm nur alles zu vertrauen, und er vermittelt des Herzogs Hülfe. Gleich darauf ist er selbst wieder so tief mißstimmt, daß ihm nichts gelingen will; um nur etwas zu thun, ordnet er seine landschaftlichen Skizzen. Christianens Liebe allein erheitert ihn; Zeuge seines Glückes ist das Gedicht „Morgenständchen". Die endlich von Kochberg zurückgekehrte Freundin bleibt kalt und verschlossen, da sie ihm Treulosigkeit Schuld gibt. Mit dem endlich zurückgekehrten Herzog ist er viel zusammen, aber sie können sich in ihren Bedrängnissen nicht helfen.

Auf der ersten adligen Freitagsgesellschaft zeigt sich Goethe, um die Augen von seinem geheimen Liebesglück abzuziehen, äußerst munter und liebenswürdig gegen die jungen Damen, zum Aerger der auf ihn erbitterten Schwägerin Charlottens; diese war darüber entsetzt, daß er mit keiner gescheidten Frau ein Wort gesprochen, allen Fräulein nach der Reihe die Hand geküßt und viel getanzt. Im Herzen war es ihm ganz anders gewesen. Den 9. November fährt er mit Fritz nach Jena, wo er länger verweilt, Loders Vorlesungen über Muskellehre beiwohnt, manches andere treibt und, um die in ihm sitzende Unruhe zu betäuben, sich einem lustigen Leben hingibt. Mit dem Herzoge geht er am 30. auf einige Tage an den Gothaer Hof. Dort bringt er die von Voigt und Frau von Stein betriebene Berufung Schillers als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Jena bei Karl August und dem Gothaischen Minister von Frankenberg zur Sprache. Der Herzog beauftragt ihn mit einem Bericht an das Conseil.

Zu seiner höchsten Freude trifft er bei seiner Rückkunft am 4. December den grundguten Moritz, der acht Wochen bei ihm wohnt und nicht allein so viele Römische Erinnerungen in ihm belebt, sondern auch auf alle seine Gedanken in frischem Austausche eingeht. Er macht ihn dem

Herzog bekannt, der große Freude an ihm hat und sich von ihm im Englischen unterrichten läßt. Bald war Moritz der Prophet der vornehmen Damen, vor allem, trotz seiner abgöttischen Verehrung Goethes, Charlottens. Erst seine Herders Gattin mitgetheilte Abhandlung „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" ergibt eine Spaltung; Charlotte und besonders Knebel erklären sich dagegen, Schiller vertritt eine mittlere Ansicht. Am 8. berichtet Goethe über Schiller an das Conseil. Durch diese vom Herzog gern gesehene Berufung, bemerkt er, werde man der Akademie Vortheil verschaffen. Schillers Betragen sei ernsthaft und gefällig, und man könne glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß habe. Der Herzog erläßt am 11. die Empfehlung der Berufung Schillers an die drei bei der Universität mitbetheiligten Höfe von Gotha, Coburg und Meiningen. Tags darauf empfängt Goethe den Besuch Schillers, der gewünscht hatte ihn allein zu treffen, um etwas daraus für sich nehmen zu können. „Der Herzog ist die Abende fast immer da", schrieb er seiner Braut, „und den Vormittag belagern ihn Geschäfte." Goethe nahm Schiller freundlich auf und sprach ihm zu, sich durch die Furcht, er besitze zu wenig Gelehrsamkeit, nicht von der Annahme der Stelle abhalten zu lassen; seine Anstellung werde ihm selbst und der Universität Vortheil bringen. Zu der von Schiller gehofften Verbindung kam es nicht: Goethe wollte Schillers Gönner, aber nicht sein Freund sein; fühlte er ja, wie weit sie aus einander standen. Damals schloß er seine Beschreibung des Römischen Carnevals ab, und hielt sich an „Tasso" so eifrig, daß er ihn während der Anwesenheit von Moritz zu vollenden gedachte, aber Mitte Januar 1789 trat eine Stockung ein. Den Geburtstag der Herzogin konnte er diesmal durch keine Dichtung feiern. Zu seinen Obliegenheiten war unterdessen die Sorge für den neuen Schloßbau getreten; die für diesen gebildete Kommission bestand aus ihm, Voigt und Wedel.

Am 1. Februar reiste der Herzog mit Moritz nach

Berlin, von wo er erst nach drei Wochen zurückkehrte. Goethe freute sich unterdessen mehr als je seines verborgenen Liebesglückes. Als Charlotte am 19. der Vorstellung von Gotters Posse „Der schwarze Mann" beiwohnte, überfiel sie in Folge einer sonderbaren Ideenverbindung das tief schmerzliche Gefühl, wie Goethes Untreue das Glück ihres Lebens grausam zerstört habe. Sie wurde darüber halb krank, so daß sie Goethe, der sie nach dem Theater besuchen wollte, nicht empfangen konnte. Auf ihre am folgenden Morgen ihm zugehende Erklärung antwortete er: „Es hat mir sehr leid gethan, daß Dich das geschmacklose, elende Stück durch Erinnerung an eine traurige Wirklichkeit so geschmerzt hat. Ich will Dich diesen Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden. — Lebe recht wohl und liebe mich." Aber wie hätte die Unterredung, zu welcher Charlotte sich diesmal bei ihm einstellte, zur Aussöhnung führen können! Die Entdeckung des Geheimnisses, das er ihr nicht gestehn konnte, erfolgte bald nachher, zunächst, wie es heißt, durch Fritz, der einmal die ihm fremde Christiane im Gartenhause fand. Schon am 8. März wußte Herders Gattin es von Charlotten selbst. Ihre Liebe schlug nun in grollendste Erbitterung um, in welcher sie sich Goethes Mädchen (denn wie hätte sie an eine dauernde Verbindung denken können?) nicht gemein und schlecht genug vorstellen konnte. Aber wie viel hatte sie auch verloren! Das Ideal eines tugendreinen, über der gemeinen Sinnlichkeit erhabenen Mannes, ein glückliches geistiges Leben an der Seite des einzigen Freundes und die Adoption ihres Fritz. Die ganze vornehme Frauenwelt bedauerte Charlotten und verdammte den Dichter, nur eine ließ ihn nicht fallen, die Herzogin: sie urtheilte menschlicher über den so hoch stehenden Mann, dessen edlen, sittlichen Sinn sie erkannte; sie fühlte, was er seit seiner Rückkehr gelitten; sie erkannte, daß die Fortdauer des Verhältnisses zu Charlotten ihn aufgerieben haben würde. Je heftiger der Haß gegen das arme Mädchen, dem er

Treue versprochen, von allen Seiten entflammte, um so liebevoller schloß er sich an die Erwählte an. Wunderbar erleichtert fühlte er sich jetzt, da sein Geheimniß enthüllt, der Sturm, dessen Ahnung sein Herz gedrückt hatte, ausgebrochen war: mochte er denn toben! In der vollen Wonne seiner Liebe gewann er die „Römischen Elegien", deren Hintergrund das Glück in der ewigen Stadt, deren Vorbilder die Römischen „Triumviren der Liebe", deren Geist sein vom Sonnenstrahl des jetzigen Liebesgenusses erwärmtes Herz war. Die ersten derselben hörte der Herzog, ehe dieser am 1. April zu seinem Regimente nach Aschersleben ging. Vorher hatte er Charlottens noch nicht sechzehn Jahre alten Fritz, wohl nicht ohne Goethes Anregung, zum Hofjunker und Kammerassessor ernannt. Für Goethe war es eine frohe Kunde, daß Merck damals sich aufgerafft und wieder einmal zu Frankfurt im Kreise seiner Mutter und seiner Freunde wohl gefühlt hatte. Während der Abwesenheit des Herzogs wurden weitere Elegien gedichtet, „Tasso" gefördert, ein glücklicher Versuch in der zu Rom erlernten Wachsmalerei gemacht, Kraus zu einer Landschaft nach einer besondern Weise veranlaßt, der Schloßbau und Universitätsangelegenheiten betrieben. Goethe dachte im Herbst nach Italien zur Herzogin Mutter zu gehn und erst im folgenden Sommer zurückzukehren.

Seine Ruhe wurde am 13. durch die zu frühe Niederkunft der Herzogin gestört; das Kind starb wenige Minuten nach der Geburt. Der Herzog, der sofort zurückkehrte, betrug sich sehr gut, aber seine Gattin fühlte sich äußerst niedergeschlagen. Damals trat Goethe entschieden dafür ein, daß man Herder, der einen Ruf nach Göttingen hatte, um jeden Preis halten müsse. Gleich darauf machte Kapellmeister Reichardt aus Berlin, der „Claudinen" in Musik gesetzt hatte, dem Dichter seinen einen Monat vorher angekündigten Besuch. Wie sehr Goethe auch gegen ihn eingenommen war, er gefiel ihm so gut, daß er ihn bei sich wohnen ließ, was ihm ganz Weimar äußerst verdachte. An

seiner Musik, mit welcher „Claudine" nächstens in Berlin aufgeführt werden sollte, hatte er große Freude. Auf den Vortrag der einzelnen Akte lud er die Weimarer Damen, auch Charlotten ein; man wollte aber nur einzelnes davon loben, da man Reichardt nicht leiden konnte. Auf einen in dieser Zeit erhaltenen vorwurfsvollen Brief der Freundin antwortete Goethe mit möglichster Ruhe, ohne auf den Hauptpunkt einzugehn, da er eben von Christianen nicht lassen konnte. Als Charlotte am 5. Mai nach den Rheinischen Bädern reiste, ließ sie ihm einen Brief zurück, dessen scharfe Anklagen ihn so widerwärtig berührten, daß er sich zu einer Antwort nicht entschließen konnte. In treuer Theilnahme widmete er sich der Herzogin, die er aus ihrem Schmerze zu erheben suchte, fuhr an „Tasso" fort, an welchem diese Gefallen fand, trieb auch sonst mancherlei, wobei er im Genusse seiner Liebe sich recht behaglich fühlte, nur daß Baumeister Arends aus Berlin, der des Schloßbaues wegen berufen war, so lange säumte, störte ihn. „Abends mache ich den Wirth Ihrer Promenaden", schreibt er launig an den Herzog, „und suche bald durch Thee, bald durch saure Milch die Gemüther der Frauen zu gewinnen." Diese waren noch immer gegen ihn bitter verstimmt. Auf jede Weise nahm er sich des Erbprinzen an. Mit ihm ging er am 20. auf einige Zeit nach Belvedere, wo er „Tasso" zu vollenden gedachte. Dort besuchten ihn am 31. Herders Gattin und Frau von Kalb, die einige gute Stunden mit ihm verlebten. Er las aus dem der Vollendung nahen „Tasso". Frau von Kalb war tief ergriffen. „Der Pan ist wieder erwacht", äußerte sie.

Am 1. Juni konnte Goethe es nicht unterlassen, endlich Charlottens Brief zu beantworten. Daß er seine Pflicht gegen sie und Fritz kenne, habe er durch seine Rückkunft aus Italien bewiesen, erwiderte er, aber die Art, wie sie ihn empfangen, sei ihm äußerst empfindlich gewesen; hartnäckig habe sie immer wiederholt, er hätte wegbleiben können, er nehme doch keinen Antheil an den Menschen; selten sei sie

in der Stimmung gewesen, über interessante Gegenstände mit ihm zu sprechen. Erst später habe er sich Christianen zugewandt, deren Namen er freilich nicht zu nennen wagt. Dieses könne sie ja nicht kränken, da sie keinen Anspruch an die Empfindungen mache, die er dem armen Geschöpf gönne, an die Stunden, die er mit ihr zubringe. Daß er weniger Antheil nehme, beruhe auf hypochondrischen Vorstellungen, die sie durch den Genuß des Kaffees noch verstärke, dessen Schädlichkeit sie eine Zeit lang wohl eingesehen und den sie auch aus Liebe zu ihm eine Weile gemieden. Charlotte hatte unterdessen Goethes Mutter in Frankfurt kennen lernen, die ihr ausnehmend gefiel; sie könnte sie recht lieb haben und mit ihr leben, meldet sie ihrem Fritz, der dieser nur fleißig schreiben solle; seinen Ring mit dem Kopfe ihres Sohnes trage diese am Finger. Tief schmerzte es sie, daß sie in Wiesbaden kein Wort Goethes fand. Erst in Ems, wohin sie nach langem, fast verzweifelndem Harren ging, erhielt sie Goethes Brief, der sie so tief verletzte, daß sie ein „O!!!" darüber schrieb.

Am 7. Juni kehrt Goethe nach Weimar zurück, wo er gleich am folgenden Tage Charlotten, über deren Besuch die Mutter ihm berichtet hatte, einen zweiten Brief schreibt, der gesteht, wie sehr es ihn geschmerzt, sie, bei den traurigen Verhältnissen Weimars, unter denen auch sie leide, noch so tief zu betrüben. „Hilf mir selbst", ruft er ihr zu, „daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehn bleibe, wie es steht." Was halfen alle guten Worte bei dieser entschiedenen Erklärung, von Christianen nicht lassen zu können! Wie ein Hohn traf sie die Mahnung, dieses Verhältniß aus einem natürlichen Standpunkt anzusehn. Der Bruch war entschieden.

Unterdessen hatte er mit Arends über den Schloßbau verhandelt; es freute ihn, wieder einmal einen Künstler in seiner Nähe zu haben. Einen andern suchte er jetzt von Rom heranzuziehen, den Zeichner und Kupferstecher Lips,

dem er freilich nur das Reisegeld bieten konnte. Er hatte diesem geschrieben, der Kunst werde er in Deutschland nicht abzusterben brauchen: da aber Lips auf dieses sein Wort kommen zu wollen erklärte, mochte er keine Verbürgung dafür übernehmen; er ließ ihm die in Leipzig gangbaren Preise für Kupferstiche zugehn, damit er darnach seine Rechnung mache. Trotz des Ende Juni einfallenden Regenwetters fand er sich stillbeglückt in seinem Hause. Da er auf die Freude der Vaterschaft zu Ende des Jahres hoffen durfte, entsagte er dem Plan, im Herbst nach Italien zu gehn. Auch wünschte er sich eine geräumigere, bequemere und freiere Wohnung; machte ja selbst die Nähe von Charlotten ihm die jetzige eben so widerwärtig, wie sie ihn früher erfreut hatte. Sein Wunsch war auf das schon im Jahre 1776 kurze Zeit von ihm bewohnte kleine Jägerhaus vor dem Thore gerichtet, das dem Herzog gehörte, aber wohl zur Zeit bewohnt war. Voigt scheint es vermittelt zu haben, daß Goethe im Spätherbst einziehen konnte. Jetzt ging er die zwei letzten Akte „Tassos" durch und sann auf den Schluß; auch den „Faust" bedachte er, den er jetzt als Fragment geben, auch die innern Lücken unausgefüllt lassen wollte. Am 5. Juli gelang ihm zu Belvedere, wo er an „Tasso" vor mehrern Wochen gedichtet, ganz unerwartet auch dessen Schluß. Tags drauf kehrte Charlotte zurück; jede Annäherung lehnte sie entschieden ab.

Drei Tage später stellte sich auch Herder wieder ein, dessen Mißstimmung gegen Goethe sich bald legte, als er sich von diesem so herzlich empfangen sah. Sich mit ihm über Italien, besonders über die Antiken und seine Entdeckung ihrer Ideale zu unterhalten, war ihm eine Wonne. Herders auch von Charlotten eifrig betriebene bessere Stellung in Weimar lag ihm sehr am Herzen. Er gab ihm die beiden letzten Akte „Tassos"; auch seine Römischen Elegien mußte er hören, und er ließ sie sich gefallen. Am 22. folgt der Dichter einer Einladung des Herzogs nach dem Schlosse

Wilhelmsthal; ihn begleiten der Erbprinz, dessen Erzieher und Herders August. Zwei Tage lang beschäftigt ihn hier das Profil eines bärtigen gelockten Jupiter, das er in Wachs macht. An die beiden von Herder belobten Schlußakte des „Tasso“ legt er jetzt die allerletzte Hand. Aus dem Bade Ruhla, wohin er dem Herzog folgt, meldet er Herder am 11. August, er habe wieder einige erotische Späße bearbeitet, die ihm behaglicher als eine so konsequente Komposition wie der glücklich vollendete „Tasso“. Der Herzog habe seinen August sehr lieb gewonnen, was für die Folge förderlich sein werde. Er selbst sehne sich herzlich nach Hause, um seine Freunde und ein gewisses kleines Erotikon wiederzufinden, dessen Existenz ihm wohl seine Frau verrathen haben werde. In Weimar betreibt er zunächst die Erledigung von Herders Angelegenheit, der zum Vicepräsidenten des Konsistoriums ernannt wurde, die Unterstützung des jungen Facius als Graveur und die Heranziehung seines Meyer aus Rom. Der Herzog versprach diesem zwei Jahre lang in Rom jährlich hundert Scudi; dann solle er nach Weimar kommen: für das Reisegeld wollte Goethe sorgen; könne er ihm auch keine hohe Pension bieten, so solle er doch haben, was er brauche. Christianens Bruder hatte er schon im Frühjahr gerathen, nach Leipzig zu gehn, und ihn an Göschen empfohlen, dem er einen Brief an ihn übersandte; sein Gemüth, schrieb er diesem, scheine nach seinen Briefen durch verdrießliche Schicksale gelitten zu haben. Im Juni gedachte er seiner von neuen bei Göschen, der ihn wohl in seinem Geschäfte irgend verwenden könne, wobei er sich zu einiger Unterstützung bereit erklärte. Als Vulpius im August zu Leipzig eingetroffen war, empfahl er ihn Breitkopf, der ihm einige Bekanntschaften verschaffen möge, daß er durch literarische Arbeiten etwas verdiene. Vulpius ließ nun wacker drauf drucken.

Die Vorgänge in Frankreich berührten Goethe wider-

wärtig; nichts lag ihm ferner, als mit Gleim, Klopstock und so vielen darin die Morgenröthe der Völkerfreiheit zu schauen. Die Halsbandgeschichte wollte er noch immer unter dem Titel »Il Conte« als komische Oper behandeln, wovon er auch Reichardt gesprochen hatte. Dieser hatte unterdessen bei Hofe und am Geburtstage des Kronprinzen auf der Nationalbühne „Claudinen" mit sehr glücklichem Erfolg zur Aufführung gebracht. Neben naturwissenschaftlichen Arbeiten wurde an „Faust" zurecht gerückt, was Goethe schwerer fiel als die noch immer heiter fortgehende Elegiendichtung. Am 15. September fuhr er mit dem berühmten Freiberger Mineralogen Werner nach Jena; dieser setzte ihm seine neue Lehre über die Vulkane auseinander, die er sehr scharfsinnig und durchdacht fand. Den 29. reiste er auf den Wunsch des Herzogs mit der Herzogin und Fräulein Waldner nach Aschersleben, wo er denn Karl August in seinem militärischen Glanze sehn konnte. Auch die Roßtrappe wurde bestiegen. Kaum nach Weimar zurückgekehrt, ging er am 10. Oktober auf ein paar Tage nach Leipzig, wo Vulpius war. In den Greueln zu Versailles sah er mit Entsetzen, wohin die entfesselte Leidenschaft eines lang unterdrückten Volkes führe. Zu Weimar empfing ihn ein Brief Kaysers, der nach längerer Krankheit „Scherz, List und Rache" zum drittenmal zu komponiren begonnen. Goethe wünschte, daß er damit bald zu Ende komme; dann könnte man gleich in dem zu Ostern erscheinenden siebenten Bande, der die Operette enthalte, das Erscheinen der Komposition anzeigen. Wegen des Verlages der von Kayser beabsichtigten „Römischen Nebenstunden" hatte er mit Breitkopf gesprochen. Das Bergwerk, das neuerdings Besorgniß erregt hatte, und der Durchstich der Saale bei Jena nahmen seine amtliche Thätigkeit in Anspruch. „Faust" war abgeschlossen. Und bei und trotz allem hat er nun auch wieder das Griechische begonnen, wozu er gute Hoffnung hat. Aber zunächst stand ihm der Umzug bevor, und schon

bedrängte ihn die Sorge wegen Christianens Niederkunft. Im November, mitten im Ausziehen, kommt aus Rom der ersehnte Lips. „Wir arbeiten uns beide zusammen ein“, meldet er am 20. dem Herzog. „Indessen bin ich auch angespornt worden, meine botanischen Ideen zu schreiben. Es hat den Anschein, daß ein auf Ostern angezeigtes Buch mir zuvorkommen könnte. So will ich wenigstens zugleich kommen“.

Am 23. kehrt der Herzog zurück, mit dem Goethe drei Tage später nach Erfurt zum Koadjutor Dalberg geht; sie fahren mit diesem am 4. December nach Jena, wo die Vorstellung der Professoren stattfindet; zu ihnen gehörte seit Ostern auch Schiller, von dessen Verlobung mit Lotte von Lengefeld Goethe wußte. Dalberg sucht ihn und den Herzog zur Unterstützung des neuen Professors zu bestimmen. Am 5. speist Goethe am Hofe zugleich mit Dalberg und Lotten, aber schon beunruhigt ihn Christianens Zustand. Doch kann er am 21. nach Jena gehn, um mit dem zum außerordentlichen Professor beförderten Batsch, dem er einen kleinen Gehalt und die Benutzung eines Theiles des Fürstengartens verschafft hat, seine botanische Abhandlung zu besprechen, die er noch in Jena auszuführen beginnt. Am Abend des 25. wollte er in seiner neuen geräumigen Wohnung einen großen Thee geben, aber gerade an diesem Tage, wunderlich genug an Charlottens Geburtstag, beschenkte Christiane ihn mit einem Sohne, dessen Pathe der Herzog wurde. Mit diesem freudigen Ereignisse war dem Dichter ein neuer Stern aufgegangen, aber tief fühlte er auch die ihm dadurch zugewachsenen Pflichten. Zwei Tage später vollzog Herder in seinem Hause die Taufe seines jungen Julius August Walther. Am 28. empfing Goethe Schillers Verlobte und Wilhelm von Humboldt, denen er schöne Gemmenabdrücke vorzeigte. Die sechs letzten Tage des Jahres speiste er mit Ausnahme des 28., dreimal zugleich mit Herder, bei Hofe. Man gönnte ihm dort das Glück, dessen er sich, ohne sich durch andere Rücksichten stören zu lassen, ganz rein freute;

hatte er sich ja endlich einen eigenen Herd gegründet, durfte Christianen und August sein nennen.

2.

Eine neue amtliche Thätigkeit und ein neues wissenschaftliches Feld brachten ihm die beiden folgenden Jahre, das nächste ein eigenes Haus als Geschenk seines Fürsten, dem er in das Getümmel des Krieges folgen mußte, wo ihm die lebendige Ahnung des dem westlichen Deutschland drohenden Unglückes aufging.

Schon bedurfte er wieder einer Erfrischung, da der Kampf mit der Gesellschaft trotz seines Liebesglückes ihn angegriffen hatte. Der Herzog eilte Anfangs 1790, da es sich um Krieg oder Frieden handelte, mit dem geschäftskundigen Voigt nach Berlin. In den beiden ersten Monaten hat Goethe manches zu besorgen. Mit dem geschickten und verständigen Baumeister Arends wird alles zum Schloßbau vorbereitet, so daß dieser gleich nach des Herzogs Rückkunft begonnen werden kann; leider sollten die alten Mauern stehn bleiben. Daneben beschäftigt ihn das Ilmenauer Bergwerk, bei dem noch eine zweite Maschine zum Gewältigen des Wassers gebaut werden mußte. Man erwartet dazu den Berggeschworenen Baldauf aus Schneeberg. Die Abschrift des „Faust“ wird druckfertig und die botanische Abhandlung abgeschlossen, die nach Auguste de St. Hilaire zu der kleinen Zahl Bücher gehört, die nicht bloß ihre Urheber unsterblich machen, sondern selbst unsterblich sind. Am 5. Februar dichtete er die erste Liebeselegie dieses Jahres. Bald darauf geht er nach Ilmenau, wo er mit dem endlich angekommenen Baldauf „den unterirdischen Neptun zu bezwingen hofft“. Auch die Steuersachen und manches andere hat er zu besorgen.

Die Herzogin Mutter, deren Aufenthalt in Neapel sich verzögert hatte, ließ ihm durch ihren Oberhofmeister Einsiedel die dringende, ihn Ende Februar treffende Einladung

zukommen, ihr nach Italien entgegenzugehn. Das schöne Wetter begünstigte den Ausflug. Sogleich bat Goethe den noch in Berlin weilenden Herzog um den dazu nöthigen sechswöchentlichen Urlaub. Ohne Kosten mache ihm dieser Ausflug Spaß; er müsse wieder einmal etwas Fremdes sehn, und gewiß sei er seiner Mutter nützlich. Dieses Jahr möchte er möglichst viel unter freiem Himmel zubringen, und so denkt er auch mit dem Herzog zu den Revuen und nach Frankfurt zur Kaiserkrönung zu gehn. Seiner Zustimmung gewiß, rüstet er sich zur Reise, die er mit seinem Diener Götz in dem Böhmischen Chaischen antritt, worin der Herzog so viele Reisen gemacht. In seiner leidenschaftlichen Reiselust hatte er vergessen, daß er Frau und Kind allein lasse. Der Abschied machte ihn „ganz mürbe"; auch die Trennung von Herders August schmerzte ihn. Leider hatte er vorab in Jena ein „verwickeltes Uebel" zu beseitigen. Christianen bat er, sich in dringenden Fällen an Herder zu wenden. Je länger ihn der „Greuel von Mißverhältnissen", die er nur „bemänteln" konnte, in Jena zurückgehalten, um so mehr beschleunigte er die Reise. Den Mittwoch vor Ostern, den 31. März, kam er in Venedig an, wo er die Herzogin Mutter erwarten sollte. Die Begeisterung für Italien war ganz verrauscht, er fühlte jetzt schärfer alles Unbequeme und alle Mängel des fremden Landes, wozu die Sehnsucht nach seinem häuslichen Glück wesentlich beitrug. Die bittere Laune trieb ihn zu Epigrammen in der Weise des Martial. Schon am 3. April versprach er dem Herzog einen »libellus epigrammatum«. Die so lange Verspätung der Ankunft der Herzogin ärgerte ihn, doch war, wie manches auch in diesem „Wasser- und Rattenneste" sein Mißbehagen erregte, der Aufenthalt sehr belehrend, ja er führte zu einer folgenreichen Entdeckung. Den 4. Mai schreibt er an Herders Gattin: „Ich habe [diesen Monat über] gesehen, gelesen, gedacht, gedichtet [die Epigramme waren zu hundert angewachsen], wie sonst nicht in einem Jahr, wenn die

Nähe der Freunde und des guten Schatzes mich ganz behaglich und vergnügt macht. — Durch einen sonderbar glücklichen Zufall, daß Götz zum Scherz auf dem Judenkirchhof ein Stück Thierschädel aufhebt und ein Späßchen macht, als wenn er mir einen Judenkopf präsentirte, bin ich einen großen Schritt in der Erklärung der Thierbildung vorwärts gekommen. Nun steh' ich wieder vor einer andern Pforte, bis mir auch dazu das Glück den Schlüssel reicht." Der von Götz gefundene Schafschädel war so glücklich geborsten, daß ihm hier die Wahrheit seiner Ahnung, die Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen gebildet, vor Augen trat. Auch an den Fischen und Meerungeheuern machte er schöne Beobachtungen. Fast krank sah er sich an Gemälden; auch machte er sich mit der Geschichte der Venediger Malerei bekannt. Die bei der Akademie der Gemälderestauration beschäftigten Künstler theilten ihm manches über das Verfahren der ältern Maler bei der Grundirung und Farbenauftragung mit. Angelikas Gatte, den er in Venedig fand, erklärte ihm die wunderliche Konstitution seiner Vaterstadt, über deren Geschichte er selbst sich einen Ueberblick verschaffte. Zur größten Freude gereichte ihm am 5. die Ankunft des wieder genesenen Meyer, dem Tags darauf die Herzogin in Begleitung seines lieben Bury folgte. In Venedig, Padua, Vicenza, Verona und Mantua sah man sich fleißig um. In letzterer Stadt blieb Bury, Meyer ging zur Erholung nach der Schweiz. In Augsburg empfing Goethe des Herzogs Einladung zum Preußischen Lager. Der König hatte sich dorthin begeben, um die stockenden Verhandlungen mit Oestreich unter dem Eindruck des schlagfertigen Heeres noch zu einem Friedensschlusse zu führen; der Herzog hatte die Inspektion der Magdeburgischen Kavallerie erhalten.

Goethe kehrte am 20. Juni mit der Herzogin Mutter nach Weimar zurück, wo er sich des Wiedersehens der Seinen herzlich freute. Trotz der wiederholten Einladung des Herzogs hielten ihn sein häusliches Glück, die Einrichtung der Herzogin Mutter, der Schloßbau und andere Geschäfte

längere Zeit zurück. Der letzte Band seiner Werke mit „Faust“ und die botanische Abhandlung lagen jetzt gedruckt vor; letztere freute ihn sehr, da er auf jedem Spaziergange neue Belege dazu fand, so daß er auf eine Fortsetzung sann. Jetzt sollte das, was er über Thierbildung gedacht, ausgeführt werden, doch auch hierin hoffte er von der bevorstehenden Reise eine Erweiterung seiner Begriffe. Beim Abschreiben seiner Epigramme fand er, daß manche nur in Venedig genossen werden könnten. Aus Kants eben erschienener „Kritik der Urtheilskraft“ strahlte ihm ein heiteres Licht entgegen. Hatte er von den frühern Werken des scharfsinnigen, mit fester Folgerichtigkeit vordringenden Weltweisen nur allgemeine Kenntniß genommen, so fühlte er sich von dem hier ausgesprochenen großen Hauptgedanken, daß Natur und Kunst zwei durchaus verschiedene Welten, deren Erzeugnisse um ihrer selbst wegen da seien, sowie von der Verwerfung der ihm widerwärtigen Endursachen lebhaft angezogen. Wie einst aus Spinoza, so las er sich auch aus Kant nur das heraus, was seiner Anschauung gemäß war, diese aufklärte und befestigte.

In dem herzoglichen Chaischen, das ihn nach Italien gebracht, trat er fünf Wochen später, am 26. Juli, mit seinem Götz die Reise nach Schlesien an. In dem seit dreiundzwanzig Jahren nicht mehr gesehenen Dresden erquickten ihn die Gemälde, die Antiken und Gipse; auch erfreute ihn in diesen zwei Tagen manche anziehende Bekanntschaft. Den Herzog, den er vor sieben Monaten zuletzt gesehen, traf er wohl und stark im Lager bei Grebischen vor Breslau. Von hier aus durchstreifte er nach allen Seiten das schöne Land, das ihm manche neue Ansichten und Begriffe bot. Da der König am 11. August nach Breslau kam, nahm der Herzog sein Absteigequartier in der Stadt, wo Goethe als Gast bei ihm weilte. Dieser schaute und horchte hier nach allen Seiten, um seine Kenntniß und Einsicht zu vermehren. Unter den Personen gefiel ihm vor allem der

geschäftsgewandte Oberbergrath von Schuckmann, an dessen Gewinnung für Weimar er schon damals gedacht haben wird. Allein machte er einen Ausflug nach der Grafschaft Glatz, mit dem Herzog eine Lustfahrt nach den Gruben von Tarnowitz, der immer mehr herabgekommenen Krönungsstadt Krakau, dem Salzbergwerk zu Wieliczka und dem Wallfahrtsorte Czenstochowa, wobei er seine Kenntnisse des Bergbaues erweiterte. In Tarnowitz tröstete er sich über ihre Arbeiten in Ilmenau, da man hier eine noch weit größere Wassermasse, wenn auch nicht aus so großer Tiefe, zu heben hoffte. Einzelne Epigramme hatte er die Zeit über gedichtet oder entworfen und an der komischen Oper »Il Conte« fortgearbeitet, auch seine Abhandlung über Thierbildung begonnen. Als er am 10. September mit dem Herzog nach dem dumpfen Breslau zurückkehrt, empfindet er die stärkste Sehnsucht nach Herder und seinem Mädchen; das politische Treiben ist ihm zuwider. Doch die acht Tage, die er auf der Rückreise in Dresden genießt, findet er sich ganz glücklich. Hier ziehen ihn jetzt die Thierskelette des Naturalienkabinets sehr an. Viel verkehrt er mit Schillers Freund Körner, gegen den er sich über Kants teleologische Urtheilskraft, über Natur und Kunst eingehend ausspricht; auch sagt er einige seiner Elegien her. Der mit Goethe heimkehrende Herzog wurde am 6. Oktober von der Herzogin und dem Hofe zu Jena festlich empfangen. Drei Tage später richtete man zu Weimar das Schloßdach. Gleich nach seiner Rückkehr begann Goethe an der in Breslau begonnenen Abhandlung zu diktiren; als es gegen Ende des Monats damit stockte, ging er mit Lips auf ein paar Wochen nach Jena, um bei Loder wieder Muskellehre zu hören. Damals besuchte er auch Schiller. Das Gespräch führte auf Kant. Goethes Vorstellungsart schien Schiller zu sinnlich, sie betastete ihm zu viel, doch hielt er ihn für einen großen Mann, weil sein Geist nach allen Richtungen hin forsche und sich ein Ganzes zu erbauen suche.

In Weimar beschäftigten Goethe die Elegien und Epigramme; die erstern dachte er in Druck zu geben, was ihm Herder widerrieth. Den Herzog bestimmte er, Schuckmann ins Conseil zu berufen. Noch am Ende des Jahres war er mit der Einrichtung der untern Räume seiner neuen Wohnung nicht ganz fertig. Damals bat ihn Loder auf das dringendste, er möge die vor längerer Zeit zur Beobachtung der Newtonschen Versuche von Büttner geliehenen Prismen dem rückgehenden Boten mitgeben, da dieser ganz unglücklich sei, trotz mehrfacher Mahnung sie nicht zurückerhalten zu können. Schon hatte er den Kasten, worin diese noch unausgepackt lagen, hervorgenommen, als ihm einfiel, wieder einmal durch ein Prisma zu sehn. Aber wie erstaunt war er, als die weiße Wand, auf die er das Prisma richtete, statt bunt gefärbt zu erscheinen, weiß blieb, nur da, wo etwas Dunkles daran stieß, Färbung, am lebhaftesten an den Fensterstäben zeigte. Sofort glaubte er zu erkennen, die gangbare Newtonsche Lehre sei falsch, zur Farbenerscheinung bedürfe es einer Grenze. Da war an keine Zurücksendung der Prismen zu denken; er bat dringend um weitern Ausstand. Es entging ihm, daß auch nach Newton das Farbenbild nur dann entsteht, wenn man in bestimmter Entfernung auf eine weiße Fläche von geringer Ausdehnung sieht. Bei seiner lebhaften Anschauung, wie bedeutend für den Maler die Vertheilung von Licht und Schatten und wie wichtig das trübe Mittel sei, mußte er glauben, Newtons Erklärung der Farbenerzeugung sei irrig. Wie vielen Genuß, aber auch wie viele Leiden hat ihm von da an sein halbes Leben lang die Farbenlehre bereitet, deren streng methodische Darstellung ihm so am Herzen lag, daß er diese seine Leistung in manchen Augenblicken über alles stellen konnte, was ihm sonst gelungen.

Bei aller amtlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit wurde das lustige Leben nicht vergessen, zu dem ihn Christiane zu stimmen wußte. Davon zeugt seine launige Erwiderung

an Reichardt, der eine große Oper von ihm verlangt hatte: er möge ihm, bittet er, ein Halbdutzend oder Halbhundert Tänze zu Englischen oder Quadrillen senden, nur recht charakteristische; die Figuren würden sie selbst dazu erfinden. Um ihn, bemerkt er, sei jetzt kein Sang und Klang, wenn es nicht noch die Fiedelei zum Tanze sei. Gehe es ihm im Tanze und Leben leidlich, so klinge ja auch wohl wieder einmal eine Arie an. An den Gesellschaftsabenden der Herzogin Mutter, bei denen manches von Shakespeare, Lessing, Wieland und auch Goethe selbst gelesen wurde, betheiligte er sich gern. Diese war es auch, die ihn bestimmte, wieder an „Wilhelm Meister" zu gehn, dessen erste Bücher sie besaß; aber nur zu bald wurde er davon wieder abgebracht. Auf freundlichstem Fuße stand er auch mit der Herzogin, die über die Erniedrigung der Französischen Monarchie und die zur Herrschaft gekommene wüste Demokratie, fast noch mehr über deren Deutsche Lobpreiser äußerst erbittert war. Auch Goethe und Frau von Stein verwünschten den tollen, schrankenlosen Freiheitsschwindel.

Am Anfange des Jahres 1791 trug sich der Herzog mit der Gründung eines Hoftheaters, dessen Leitung er vergebens dem damals mit Glück zu Weimar gastirenden Schauspieler Beck aus Mannheim antrug. Schon im vorigen Jahre hatte er in Berlin viel mit Reichardt über die Hebung des Deutschen Theaters verhandelt, für die beide gute Hoffnung hatten, während Goethe bei der herrschenden Geschmacklosigkeit blutwenig davon erwartete. „Von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks", schrieb er damals an Reichardt, „haben die Deutschen nicht den mindesten Begriff. — Den rohern Theil hat man durch Abwechslung und Uebertreiben, den gebildetern durch eine Art Honnetetät zum Besten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, ein redlicher biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. s. w. und durchaus eine wohl soutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter un-

serer Romane und Schauspiele.“ Als der Herzog ihm jetzt die Oberleitung seines Theaters anbot, dessen Verwaltungsgeschäfte der eben ins einunddreißigste Jahr getretene Landkammerrath und Assessor des Hofmarschallamts Franz Kirms besorgen sollte, glaubte er sich derselben nicht entziehen zu dürfen; konnte er ja hoffen, das unter Bellomo zuletzt sehr herabgesunkene Theater wenigstens in einen bessern Zustand zu setzen, und für sich erwartete er davon eine neue Anregung zur dramatischen Dichtung. Die Verhandlungen zur Bildung einer Truppe und die nothwendige Einrichtung wurden sofort begonnen und rasch gefördert, da man schon im Mai die Bühne eröffnen wollte, um einen Monat später in dem nahen Badeort Lauchstedt und dann in Erfurt die Truppe weiter im Zusammenspiel zu üben, im Herbste an die Lösung höherer Aufgaben zu gehn. Er selbst begann seinen »Conte«, wie bedenklich auch der Stoff schien, als Lustspiel zu bearbeiten. Neben dem Theater beschäftigte ihn besonders der Ilmenauer Bergbau. Leider war auch mit der von Baldauf gebauten Maschine das Wasser nicht gewältigt worden, und zu den zwei neuen von diesem für nöthig gehaltenen fehlte das Geld, das erst ein neuer Gewerkentag bewilligen mußte. Die „Vierte Nachricht“ schloß Goethe am Jahrestage der Eröffnung des Bergwerks ab. Auch die Farbenuntersuchungen ruhten nicht. Als er Anfangs März mit dem Herzog nach Jena ging, legte er seine neue Lehre dem Professor Voigt vor, der sie ihm vergebens auszureden suchte. Er besuchte auch den von schwerer Krankheit genesenden Schiller, dessen Gattin er sehr geneigt war; auch lag ihm seine Gesundheit schon der Universität wegen am Herzen.

Am 5. April schloß Bellomo seine Vorstellungen; einen Monat später sollten die des herzoglichen Theaters beginnen. Wie viel gab es da zu thun, daß dies einigermaßen würdig geschehe! Bei dem berühmten Theaterdirektor Schröder, welcher am 20. nach Weimar kam, unterrichtete Goethe sich über manches. Kurz darauf besuchte ihn der leider bedenk-

lich erkrankte Moritz, mit dem er einige vergnügte Tage verlebte; fast alles, was er in der Kunst, der Naturlehre und Naturbeschreibung vorhatte, besprach er mit ihm und zog aus seinen Bemerkungen manchen Vortheil.

Den 7. Mai wurde die Bühne mit Ifflands „Jägern“ und einem Goetheschen Prolog eröffnet. Zunächst mußte man sich auf allgemein bekannte Stücke beschränken. Schon am 30. konnte Goethe Reichardt melden: „Im Ganzen macht mir unser Theater Vergnügen; es ist schon um vieles besser als das vorige, und es kommt nur darauf an, daß sie sich zusammenspielen, auf gewisse mechanische Vortheile aufmerksam werden und aus dem Schlendrian, in dem die mehrsten Deutschen Schauspieler bequem hinleiern, nach und nach herausgebracht werden.“ Er werde selbst einige Stücke schreiben, äußerte er, worin er sich einigermaßen dem Geschmacke des Augenblicks annähere, und wolle sehn, ob man sie nach und nach an ein gebundenes, kunstreicheres Spiel gewöhnen könne. Leider waren die Mittel der Bühne so beschränkt, daß selbst die bedeutendsten Schauspieler oft mehrere Rollen übernehmen, auch als Statisten auftreten und alle in der Oper singen, selbst die Diener, der Theaterschneider und der Maschinist Rollen übernehmen mußten. Zum Chor dienten Gymnasiasten; auch die stummen Personen bestanden meist aus diesen und andern jungen Leuten.

Mitte Mai gelingt es ihm, die Theorie der blauen Farbe zu schreiben, die er in eine Zeitschrift einrücken lassen will, und zu seiner lebhaftesten Freude schlägt ein Widerspruch Herders den Funken heraus, der ihm die vollste Einsicht in das einfache Princip der Farbenbilder des Prismas, des Regenbogens, der Vergrößerungsgläser u. s. w. verschafft; in einem Vierteljahr hofft er seine neue Theorie des Lichtes, des Schattens und der Farben fertig zu haben. Damals kam Freund Knebel nebst Schwester aus seiner Heimat zurück. Goethe nahm beide freundlichst auf, doch war dieser aufs ärgste von den französischen Freiheitsideen angesteckt, die er mit aller Rücksichtslosigkeit selbst bei Hofe vorbrachte.

Am 6. Juni wohnte Goethe dem Gewerkentage in Ilmenau bei, der glücklich die Nachzahlungen zum Baue der neuen Maschinen bewilligte. Die Schauspieler begaben sich zunächst nach Lauchstedt, wo alles gut ging. Schon am 12. trug Goethe Schuckmann im Auftrag des Herzogs die durch seinen Austritt erledigte Stelle im Conseil an. Daß dieser den Preußischen Dienst nicht verlassen wollte, empfanden Goethe und der Herzog tief schmerzlich. Neben dem Schloßbau und den neuen Anlagen im Park mußte sich Goethe um die Unterhaltung der Herzogin Mutter bemühen. Zu einer im Winter an jedem ersten Freitag des Monats bei dieser sich versammelnden gelehrten Gesellschaft entwarf er schon jetzt den Plan. Unter allem, was ihn in Anspruch nahm, gewannen die optischen Studien den glücklichsten Fortgang; er erdachte und kombinirte wunderbare Versuche, brachte auch die Regenbogen zu großer Vollkommenheit; nur sollten ihm die zu seiner Abhandlung nöthigen zahlreichen Tafeln, die er zu größerer Bequemlichkeit auf besondern Kartenblättern geben wollte, viele Mühe machen, da er sich selbst mit dem Mechanischen der Fabrikation abgeben mußte. Aus der heitern Behaglichkeit seines Lebens störte ihn die Kunde fürchterlich auf, daß Merck, dessen Freundschaft ihn seit mehr als zwanzig Jahren so sehr gefördert hatte, von körperlichen Leiden und dem Wahne, die von ihm verwaltete Kriegskasse habe einen großen Defekt, schrecklich gequält, durch eine Kugel sein Leben geendet.

Ueber Erfurt und Gotha, wo ihm der große physische Apparat sehr zu Statten kam, ging er nach Eisenach und zum Besuche des Hofes nach Wilhelmsthal. Auf dieser Reise vollendete er den dritten Aufzug seines »Conte«. Nach der Rückkehr brachte er seine Abhandlung über die Farbenbildung rasch zur Vollendung; schon an seinem Geburtstage, an dem er gern etwas Bedeutendes unternahm, konnte er das baldige Erscheinen des ersten Stückes seiner „Beiträge zur Optik“ ankündigen. Der Druck der vier

Bogen, die er vorher Herder vorlegte, erfolgte in Weimar während des Septembers. Daneben beschäftigten ihn der Abschluß des „Großkophta", wie sein »Conte« jetzt heißen sollte, und die Absicht, seinem Theater einen Schwung zu geben. Zu der auf den 1. Oktober festgesetzten Eröffnung der Bühne dichtete er einen Prolog. Der „Großkophta", den Herder mit Vergnügen gelesen, ging nach Berlin zum Drucke. Gleich darauf traf ihn ein Unfall in seinem Hause, den er schwer verschmerzte. Am 14. kam Christiane mit einem todten Knaben nieder. Jammernd warf er sich zu Boden, an dem er sich in namenlosem Schmerze hinwälzte.

Die erste Freitagsgesellschaft bei der Herzogin Mutter ward am 4. November in Anwesenheit des Herzogs gehalten. Goethe eröffnete sie als Präsident mit neuen optischen Beobachtungen, die er, anknüpfend an seine vor kurzem erschienene Abhandlung, auf lichtvollste Weise vortrug; die dazu nöthigen Figuren hatte er vorher auf eine schwarze Tafel gezeichnet. Newtons Farbentheorie verwarf er und zeigte daran, wie Nachbeterei auch in guten Köpfen tiefe Wurzeln schlagen könne. Weitere Vorträge hielten Herder, Voigt, Hofmedicus Hufeland und die Jenaer Professoren Batsch und Lenz; auch der alte Büttner war zugegen und der seit einem Monat als Direktor am Gymnasium wirkende Oberkonsistorialrath Böttiger. Herder hatte die Berufung dieses kenntnißreichen und geistgewandten erst dreißigjährigen Mannes betrieben, die man als eine glückliche Bereicherung des wissenschaftlichen Lebens in Weimar begrüßen durfte, wenn man auch an die bewegliche Lebhaftigkeit des in tiefstem Baß sprechenden Mannes sich erst gewöhnen mußte.

Nun kam endlich auch der glücklich genesene Meyer in Weimar an. Dem Dichter ging hiermit ein ganz neues Leben auf; besaß dieser ja eine so feine und tiefe Kenntniß der Kunst und ihrer Geschichte, daß Goethe ihm darin niemand an die Seite stellen zu dürfen glaubte. Der treu-

herzige Mann, dessen breite Schweizersprache man in Weimar wohl bespotten, dem aber niemand feind sein konnte, bezog Goethes obern Stock und galt als Familienglied. Vielleicht malte er gleich in der ersten Zeit Christianen mit ihrem August im Arm in einer sinnig der Madonna della sedia nachgebildeten Stellung. Dieses Aquarellgemälde gefiel Goethe ungemein und ward unter einem Vorhang stets sorgfältig bewahrt. Von dem Erfolge seiner neuen Farbentheorie war er jetzt voll ergriffen, doch sah er, daß er allein dieses Gebiet nicht beherrschen könne. „Ich habe mich schon mit einem Maler [Meyer] und einem Mathematiker [Prof. Voigt in Jena?] innig associirt", schreibt er an Reichardt, „und hoffe für die übrigen Fächer auch nahe und reine Verbindungen." Reichardt sollte gemeinsam mit ihm die Akustik angreifen.

Auf der Bühne wagte er jetzt Shakespeares „König Johann" zu bringen, wozu er die im dreizehnten Jahre stehende Christiane Amalie Louise Neumann als Arthur einübte. Die Herzogin Mutter hatte das Mädchen, das schon in seinem neunten Jahre mit großem Beifall bei Bellomo aufgetreten war, dem Unterricht von Corona Schröter übergeben und sich seiner auch nach dem Tode des Vaters angenommen. Mit welcher leidenschaftlichen Künstlerneigung Goethe dieses „liebliche Talent" auszubilden suchte, ist aus seiner ihr Andenken verklärenden Elegie „Euphrosyne" bekannt. Mit dem von ihr wunderbar treu und künstlerisch vollendet dargestellten Arthur suchte er die übrigen Schauspieler möglichst in Einklang zu bringen, wie er überhaupt immer auf harmonisches Zusammenspiel ausging. Jetzt wagte er auch seinen „Großkophta" zu bringen, in welchem die Neumann die angreifende Rolle der Nichte mit größtem Erfolg spielte. Das Stück wurde zuerst am 17. December aufgeführt, wiederholt am 26., dann am 10. März 1792, auch zu Lauchstedt am 15. Juli, wo es Reichardt mit Antheil sah. „Ich werde es wenigstens alle Jahre

einmal als ein Wahrzeichen aufführen lassen", schrieb er diesem damals, „die übrigen Deutschen Theater werden sich freilich aus mehr als einer Ursache davor hüten." Den Epilog zur letzten Vorstellung des Jahres dichtete Goethe für die Neumann, welche ihn in der Mitte vieler Kinder sprach.

Im Beginne des neuen, den Krieg in seinem Schooße bergenden Jahres (1792) nahmen das Theater und die optischen Untersuchungen den Dichter auf das lebhafteste in Anspruch. Auch bei dem jetzt bearbeiteten zweiten Stücke der „Beiträge" ging er über die subjektiven Farbenerscheinungen nicht hinaus; er wollte, methodisch fortschreitend, nur Versuch an Versuch stellen, seine Lehre nicht eher vortragen, bis sie jeder aus seinen Versuchen nehmen könne. Meyer malte damals den Raub der Töchter des Leucippus, wobei er das Kolorit nach Goethes prismatischen Versuchen einrichtete. Bei der Freitagsgesellschaft, in welcher das Bild gezeigt wurde, fand es von allen Seiten zu Goethes Triumph die höchste Bewunderung, sowohl in der Farbengebung wie in der Auffassung und Darstellung. Ein bedeutender Erfolg für die Bühne war die Aufführung von Mozarts „Don Juan" am Geburtstage der Herzogin. Auch „Hamlet" und „Don Karlos" (in neuer Bearbeitung) fanden Beifall, dagegen gelang zu seinem Bedauern „Egmont" nicht.

Das zweite Stück der „Beiträge zur Optik" sollte zu Ostern erscheinen; aber die schwierige Verpackung der beigefügten kolorirten Karte verspätete die Sendung und das dritte, das gleichzeitig ausgegeben werden sollte, kam wegen der Beilagen gar nicht zu Stande. Gegen Ende April weilte Graf Christian Stolberg in Weimar; er wollte sich nach Karlsbad begeben, während er seine Gattin Luise bei der Gräfin Bernstorff zurückließ. Christian besuchte Goethe, bei dem er sein „goldgelocktes Knäblein" sah. Die Gräfin, die Goethes natürliche Ehe verabscheute, war ihm ihrer ungebändigten Tadelsucht wegen äußerst widerwärtig. Christian sah Goethe nie wieder.

Ehe der Herzog nach Aschersleben ging, hatte er Voigt beauftragt, das früher von Goethe bewohnte Haus auf dem Frauenplan, das freilich einer Herstellung bedurfte, anzukaufen, um es diesem zu schenken. Der Kauf wurde nach längerer Unterhandlung zu 6000 Thaler abgeschlossen. Preußen rüstete sich eben als Verbündeter Oestreichs gegen die Franzosen. Goethe hoffte noch immer, aus dem Feldzug solle kein Krieg werden, da „sie in diesen kalkulirenden Zeiten mehr solche Wetter vorüberziehen gesehen". Eine außerordentliche Freude machte dem Herzog die am 30. Mai erfolgte Niederkunft seiner Gattin mit einem starken Prinzen, dem er zu guter Vorbedeutung den Namen des großen Weimarischen Kriegshelden Bernhard gab; das ganze Weimarische Regiment stand in der Person des Obristwachtmeisters von Weyrach Gevatter. Bei der Anwesenheit des Herzogs wurde der auf dessen Kosten zu machende Umbau des Goethe geschenkten Hauses genehmigt, in welchem nach Italienischer Weise das sechsfensterige Unterhaus nur einen freien Raum mit Nischen an der Seite und eine große bequem ansteigende Treppe enthalten sollte. Im Gartenhäuschen dachte Goethe im Sommer zu wohnen, während seine Sammlungen in einen Theil des ersten Stockes kommen sollten, der zunächst einzurichten war. Hier legte er sich eine neue camera obscura an und baute zu seinen Versuchen allerlei Maschinen. Der ihm immer widerwärtigere Freiheitsschwindel regte ihn auch dichterisch auf; er begann seine „Reise der Söhne Megaprazons", die aber nicht weit gedieh, da er die Laune dazu verlor. Auch arbeitete er an ein paar Stücken, die sie freilich nicht aufführen würden, wie er an Reichardt schrieb, doch glaubte er seinen Zweck durch den Druck zu erreichen, da er sich auf diesem Wege mit dem denkenden Theile der Nation, der nicht klein sei, unterhalten könne. Ohne Zweifel waren es politische Stücke, wohl die Entwürfe zum „Bürgergeneral" und den „Aufgeregten". Leider täuschte ihn die Hoffnung, dadurch auf

den denkenden Theil der Nation wirken zu können, gar sehr; selbst seine meisten Freunde wußten den „Großkophta" so wenig zu würdigen, daß sie ihn nach „Iphigenien" und „Tasso" (und selbst diese hatten nicht gezündet) mit Achselzucken aufnahmen.

Die seit der Mitte Juni nach dem Rheine ziehenden Regimenter setzten Weimar in fieberhafte Bewegung. Durch die bevorstehende Abreise des Herzogs, der Goethe so manches aufzutragen hatte, und die Zerstreuung der Wohnungsänderung konnte dieser zu keiner Ruhe gelangen. Der Herzog verließ Weimar am Morgen des 22., nachdem er von Goethe das Versprechen eines Besuches in Koblenz erhalten. Später sprach er den Wunsch gegen ihn aus, statt am Rheine zu bleiben, möge er ihn auf dem Feldzuge begleiten; dieser suchte sich der ihm lästigen Anforderung zu entziehen. Daß die entscheidende Antwort des Herzogs sich lange verzog, quälte ihn. Mit schwerem Herzen verließ er, da Karl August auf seiner Einladung bestand, sein im Umbau begriffenes Haus, das er der Gnade seines Fürsten verdankte, Frau und Kind und seinen treuen Hausfreund, der den Umbau leiten und den Seinigen mit Rath und Hülfe zur Seite stehn sollte.

3.

Diesmal führte des Herzogs Böhmisches Chaischen den Dichter nebst seinem Diener Götz dem in Frankreich eingefallenen Heere zu; es begleiteten ihn seine optischen Papiere, der dritte Band von Gehlers „Physikalischem Wörterbuch" und eine genaue Karte des Kriegsschauplatzes. Zunächst ging es nach seiner Vaterstadt, wo er bis zum Ende des Monats zu bleiben, nur kleine Ausflüge in die Gegend zu machen gedachte. Mit unendlichem Jubel nahm die Frau Rath am 12. ihren lieben Wolf auf, dem sie so lange sich entgegengesehnt hatte; sie fand ihn stärker und voller. Ihr mütterliches Herz frohlockte, als sie ihren Liebling wieder um-



Warum stehen sie davor?
Ist nicht Thüre da und Thor?
Kämen sie getrost herein
Würden wohl empfangen seyn.
Goethe 1828.

Abb. 28. Goethes Haus in Weimar. Nach der Zeichnung von Otto Wagner 1827, mit dem Facsimile der von Goethe dazu gedichteten Verse.

armen konnte, welcher ihr so viele Fremden zuführte; wünschte ja alle Welt die Mutter des berühmten Dichters zu sehn, die selbst seine Größe nur für eine Gabe Gottes erklärte. Freilich war es ihr nicht ganz recht, daß er statt einer christlich angetrauten Frau nur ein „Liebchen" hatte und sie die Geburt seiner Kinder nicht ins Anzeigeblättchen setzen lassen durfte, aber ihre großmütterliche Liebe zu seinem August war deshalb nicht geringer und dem von Wolfgang herzlich geliebten anspruchslosen Mädchen konnte sie nicht gram sein. Goethe freute sich, seine zunehmende Vaterstadt und seine alten Freunde wieder zu sehn, nur erschreckte ihn das politische Lied, das er so lange hatte herabogeln hören, hier aber noch lebhafter vernehmen mußte, und die vielen wahre und falsche Nachrichten verbreitenden Zeitungen waren ihm zum Aerger. Er selbst verwünschte die aristokratischen sammt den demokratischen „Sündern". Schon am 16. traf ihn des Herzogs Ruf. Den 20. ging er nach Mainz, wo er zwei Abende bei seinen Freunden Forster und Sömmering heiter verbrachte.

Am Vorabend seines Geburtstages traf er in dem morastigen Lager bei dem rasch übergebenen Longwy ein, wo er zu seiner Freude den Herzog ganz wohl antraf. Die Stadt wurde an seinem Geburtstag in Begleitung des Herzogs und seiner Freunde besucht, im Gasthofe auf das Wohl des Herzogs und des Pathen des Regiments getrunken, aber auch wohl des heutigen Geburtstagskindes heiter gedacht. Als am 29. das Weimarische Regiment vor dem König von Preußen vorüberzog, fuhr Goethe in seinem Chaischen voran. Dieser ritt auf ihn zu und fragte in ganz knapper Weise, wem das Fuhrwerk angehöre, worauf der Dichter laut antwortete: „Herzog von Weimar." Doch bald verließ er sein Chaischen, schwang sich auf den für ihn bestimmten Schimmel und gesellte sich zum Vortrab. Vor Verdun beobachtet er in einer Wiesenquelle eine der anziehendsten Farbenerscheinungen. Als er zur Mitternacht

mit dem ihm längst bekannten Fürsten von Reuß zusammentrifft, trägt er ihm auf die Frage, was ihn neuerdings beschäftige, mit großer Lebhaftigkeit seine Farbenlehre vor. In das nach zweimaliger Aufforderung sich ergebende Verdun ritten sie am Geburtstage des Herzogs. Von hier aus sandte er an die Lieben daheim durch einen Kourier ein Kistchen köstlicher Dragées, Bonbons und Liqueurs. Leider hielt man sich bei Verdun zu lang auf. Ueber den kühnen Plan des Königs, gleich auf Paris loszugehn, siegte die Bedächtigkeit des Herzogs von Braunschweig; auf bodenlosem Wege zog man die Aisne herab bis nach Landres, Grandprée gegenüber, wo Dumouriez die Höhe besetzt hatte. Im schrecklichsten Regenwetter diktirte Goethe hier im Lager dem Kanzleisekretär Vogel seine Erklärung der Farbenerscheinung bei Verdun. Durch Clerfayts Hülfe gelang es, Dumouriez zum Verlassen seiner Stellung zu zwingen, aber statt ihn zu verfolgen, verlor man wieder ein paar Tage. Als das den Vortrab bildende Regiment des Herzogs von Weimar am 20. September von Somme-Tourbe aufbrach, gesellte sich Goethe zu der rasch vordringenden Leibschwadron, die aber bald den Befehl erhielt, zurückzugehn und sich dem Vorwerk La Lune gegenüber zu lagern. Sie waren über die Chaussée von Chalons nach Paris gekommen, wie Goethe an einem Wegweiser sah, der ihn unheimlich daran erinnerte, daß sie zwischen Paris und dem Französischen Heere sich befanden. Es war der Tag der Kanonade von Valmy, die ganz fruchtlos endete, weil sich der Herzog von Braunschweig den Vortheil, Kellermann anzugreifen, entgehn ließ. Da Goethe dem Verlangen, die eigentliche Beschaffenheit des Kanonenfiebers kennen zu lernen, nicht widerstehn konnte, ritt er, trotz der Abmahnung bekannter Offiziere, bis zu einem Punkte, wo die Kugeln vollkommen herüberspielten, aber, weil sie im feuchten Erdboden stecken blieben, weniger gefährlich waren. In der Nacht nach jener Kanonade sprach Goethe das weissagende Wort: „Von

hier und heute geht eine neue Epoche in der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, daß ihr dabei gewesen.“ Er ahnte, daß die Macht der Verbündeten gebrochen sei und die durch den Einfall gereizte Republik sich unwiderstehlich auf Deutschland werfen werde. Die Franzosen datirten später wirklich von diesem Tage ihren Kalender. Man machte sich in der Nacht Gräben in die Erde, in die man sich mit übergebreitetem Mantel legte; so ruhten damals auch der Herzog und sein Minister Goethe. Zu Hans, wohin das Hauptquartier zurückverlegt wurde, fand Goethe zu höchster Freude sein Chaischen wieder. Dumouriez wußte die Verbündeten mehrere Tage trotz des schlimmsten Wetters und des Brodmangels durch geschickt geleitete Unterhandlungen hinzuhalten. Am 27. schreibt Goethe an Knebel: „Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete, und, wie es zu geschehn pflegt bei solchen Uebergängen, für mehr zu halten, als recht ist. In kurzem wird sich zeigen, was man beschließt. Es sind nur wenig Wege, aus dieser Lage zu kommen. Der Herzog ist recht wohl; ich bin es auch, ob ich gleich täglich etwas von meinem Fette zusetze, wie meine Westen und Röcke zeigen. Ich bin nach meiner Art im Stillen fleißig und denke mir manches aus; in opticis habe ich einige schöne Vorschritte gethan. Ich lese französische Schriftsteller, die ich sonst nie würde gesehen haben, und so nütze ich die Zeit, so gut ich kann. Wäre es gut Wetter, so wäre alles anders, und man könnte manches versuchen und mehr Menschen sehn; so aber mag man Tage lang nicht aus dem Zelte.“ Als Abends beim Herzog ernstlich von der gefährlichen Lage die Rede war, erinnerte Goethe, der sich bei aller Noth immer zu ernsten oder launigen Bemerkungen aufgelegt zeigte, an den Kreuzzug Ludwig des Heiligen, bei dem der Graf von Soissons geäußert: „Von diesem Tag sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen“, und an die schlimmere von ihm auf der Karte gezeigte Lage Attilas in dieser Gegend, der sich doch noch gerettet. Später las er dem Herzog aus einem leichtfertigen Französischen Buche. Auf dem traurigen, am Abend des 29. begonnenen Rückzuge mußte er einmal,

da er sich vergebens nach den Reitpferden umgesehen, sich auf einen bloß von einer verdrießlichen Magd besetzten Küchenwagen schwingen, wo er in seinem Gehler las. Als er später sein Pferd fand, bestieg er es mit dem ärgerlichen Gelübde, sich so bald nicht mehr auf eine solche Fahrt einzulassen. Wegen seines Chaischens und seines Koffers mit Brieftasche, Papieren, Geld und Kleidungsstücken war er ernstlich besorgt. Am höchsten war die Noth gestiegen, als sie am 7. Oktober bei Consenvoy lagerten; er war damals so ganz erschöpft, daß er sich zum erstenmal zu keinem Worte aufgelegt fand. Der Herzog, den sein leidender Zustand dauerte, drang darauf, daß er im Lazarethwagen nach Verdun gehe, um sich einige Tage auszuruhen. Von hier aus meldete Goethe den Seinigen, daß er geborgen sei. Aber schon Tags drauf mußte er auch von hier weg, da man Verdun nicht halten konnte. In Luxemburg schrieb er launig den 16. an Herder: „Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöst hat, der mir bis an die Seele ging. Wenn Ew. Liebden Gott für allerlei unerkannte Wohlthaten im Stillen danken, so vergessen Sie nicht, ihn zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten im Großen zu begehn. — Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Aesern und Scherbhaufen gefangen hielt. Lebet wohl und haltet euch für so glücklich, als ihr seid."

Doch die Hoffnung auf seine Vaterstadt ward vereitelt. In Trier erhielt er die seine Weissagung nur zu sehr bestätigende Kunde, daß diese von Newinger besetzt und gebrandschatzt worden, nachdem Custine Mainz genommen. Auch traf ihn zu Trier ein sehr verspäteter Brief seiner Mutter, worin sie ihm den am 19. September erfolgten Tod seines Oheims anzeigte; zugleich meldete sie, daß man ihn zu der dadurch erledigten Stelle eines Rathsherrn ausersehen habe; sie solle bei ihm anfragen, ob er zur An-

nahme derselben bereit sei. Was aber hätte dem Dichter ferner liegen können als seine durch treues Ausharren so wohl gegründeten Verhältnisse zu verlassen! Während er des Herzogs Ankunft erwartete, beschäftigte er sich mit Betrachtungen über das aus der Zeit der Antonine stammende Denkmal zu Igel, das er jetzt zum zweitenmal gesehen, und über die in Trier so bedeutenden Reste Römischen Alterthums. Am 29. traf der Herzog ein; der von ihm Tags drauf gegebenen großen Tafel wohnte Goethe bei. Doch trieb es diesen stromabwärts, zunächst nach Koblenz, wo ihn wunderbare Erinnerungen an die in Thal Ehrenbreitstein verlebten Tage ergriffen. Er wohnte hier in dem für den Herzog von Weimar bestimmten Quartiere in der Post. Karl August langte in der Nacht vom 5. November an, konnte ihm aber nur wenige Stunden widmen. Da es Goethe widerstand, länger Zeuge des kriegerischen Treibens zu sein, mußte er dem Wunsche entsagen, seine Vaterstadt, in deren Nähe sich der Krieg zog, wiederzusehn, es trieb ihn zu seinem Jacobi, bei dem er sich herstellen zu können hoffte. Aus Furcht, auf dem Landwege Truppenzügen zu begegnen, machte er den ganzen langen Weg von Koblenz bis Düsseldorf auf einem Rheinkahne. In dunkler Winternacht traf er in Pempelfort ein. Seine unerwartete Erscheinung erfüllte Jacobi mit unendlicher Freude. Mochten auch ihre Ansichten in manchen Beziehungen nicht zusammenstimmen (Goethes Kunstanschauung war in Italien verklärt worden, Jacobi hatte das konstitutionelle England besucht), die Herzen der Freunde, die sich seit acht Jahren nicht mehr gesehen, fanden sich gleich wieder. Jacobi fühlte, daß er Goethe schonen müsse, der in diesen Monaten geistig und leiblich so sehr gelitten hatte. Seine Verdüsterung erhellte sich bald in Jacobis herzlich trautem Kreise; für die „seligen Familienscenen“, die er hier genoß, war sein Herz empfänglicher als je. Durch seine ergetzlichen Erzählungen aus Italien wußte er Alt und Jung zu gewinnen, wogegen

seine „Reise der Söhne Megaprazons“ keinen Anklang fand, auch die ihm so sehr am Herzen liegenden optischen Versuche wenig anzogen. Außer den für Jacobis häusliches Glück unentbehrlichen Halbschwestern, der ihm so lange bekannten Lotte und der sittenstrengen „Kirchenmutter“ Helene, einem Sohne und einer Tochter fand er hier den von Mainz geflohenen Hofrath und Bibliothekar Heinse und den lieben Hausfreund Heinrich Schenk. Häufig wurde Düsseldorf besucht, wo man sich in bedeutenden Gesprächen besonders mit Graf Nesselrode, dem Preußischen bevollmächtigten Minister am Kurkölnischen Hofe von Dohm und dem Kurmainzischen General von Coudenhoven erging; auch die Frauen der beiden letztern belebten anmuthig die Gesellschaft. Auf der Galerie zogen wieder die Niederländer ihn besonders an. Mit der bängsten Sorge für den Niederrhein, aber zugleich mit dem frohen Bewußtsein, den Freund ganz wiedergefunden zu haben, verließ er nach drei Wochen das gastliche Pempelfort in Jacobis schwerem Reisewagen.

Eine sehr glückliche Woche verlebte er zu Münster im kleinen Kreise der vor sechs Jahren zur katholischen Kirche übergetretenen Fürstin Galizin, die von des Dichters hoher Begabung, seinem edlen Herzen und der Harmonie seines Wesens angezogen wurde. Zum Vortrage von Gedichten fühlte er sich nicht gestimmt und mit seinen optischen Studien durfte er nicht hervortreten, aber auch hier ergetzten seine Erzählungen aus Italien alle Herzen. Die schöne von dem vor zwei Jahren hingeschiedenen Hemsterhuis hinterlassene Sammlung geschnittener Steine bildete einen anmuthigen Anknüpfungspunkt zu weitgehenden Gesprächen über bildende Kunst. Nur schwer entriß er sich diesem Kreise, an dem außer dem edlen Fürstenberg manche würdige katholische Geistliche und begabte heranstrebende Jünglinge Theil nahmen. Die Fürstin selbst gab ihm die Hemsterhuisische Sammlung zu genauerer Betrachtung mit, und begleitete ihn bis zur nächsten Station.

Als er nach viermonatlicher Abwesenheit in der Mitternachtsstunde zu Hause ankam, gab es eine Scene herzlichsten Familienglückes, wie er es in dieser Weise noch nicht erlebt hatte. Seine mit inniger Liebe an ihm hängende Christiane, seinen fast dreijährigen Knaben und den treubesorgten Freund, die noch nie so glücklich aus dem Schlaf erweckt worden waren, sah er froh und gesund wieder, und es beseligte ihn das volle Glück eines gegen das Wogen und Treiben der Außenwelt gesicherten Hausstandes. Vorhaus und Treppe fand er wohl gerathen, wenn ihm auch ein Mißverhältniß der letztern zur Größe der Zimmer aufgefallen sein soll; sonst war das Haus „noch ziemlich unwohnbar", nur „aus dem rohesten eingerichtet", so daß er die Freude hatte, manches selbst anzuordnen. Jetzt erst fand er Ruhe, den in Trier erhaltenen Brief der Mutter dankbar ablehnend zu beantworten und sich beim Herzog zu entschuldigen, daß er, ohne ihn wiederzusehn, nach Hause zurückgekehrt sei. Freund Meyer hatte mittlerweile manches, auch mit Rücksicht auf Goethes Farbenlehre, gemalt und gezeichnet.

Die nächste Sorge bildete das so lange seiner Aufsicht entbehrende Theater, da die meisten Schauspieler, unter ihnen der Regisseur Fischer, dasselbe Ostern verließen; dazu kam, daß der Herzog, da er seine Ausgaben möglichst einschränken mußte, den im vorigen Jahre gegebenen Zuschuß nicht weiter leistete. Besonders hielt Goethe auf Operetten, da diese am meisten zogen, er auch selbst daran Freude hatte. Bei seinem Widerwillen gegen die Welthändel fesselte ihn der ihm längst bekannte niederdeutsche „Reineke Fuchs", diese „unheilige Bibel"; er konnte nicht unterlassen, ihn in Deutsche Hexameter frei zu übertragen, wobei er zugleich eine Uebung in dieser Versart, und zwar in der für dieses Gedicht geeignetsten Behandlung, beabsichtigte. Innig verbunden blieb er mit Herder, auch mit Knebel stand er auf dem besten Fuße. Amtlich beschäftigten ihn außer dem Theater besonders der Schloßbau, das Römische Haus im Park, dessen

Einrichtung ihm der Herzog dringend aufgetragen, und der Ilmenauer Bergbau. Auch schenkte er den beiden Herzoginnen und den herzoglichen Kindern besondere Aufmerksamkeit. Die Herzogin Mutter nahm großen Antheil an der Hemsterhuisischen Sammlung. Trotz aller angestrengten Thätigkeit fühlte er sich sehr behaglich und wurde, nach Herders Ausdruck, jung, korpulent und rund. Seine „Kleine“, wie er Christianen nannte, war im Hauswesen gar sorgfältig und thätig, sein Knabe wuchs munter heran, Meyer war fleißig und theilnehmend, und ein Band inniger Liebe umschlang den kleinen Kreis. Schon Mitte Februar hatte ihn der Herzog aufgefordert, im Frühlinge nach Frankfurt zu kommen, von wo er ganz bequem der Belagerung von Mainz beiwohnen könne. Bereits Anfangs April war er dazu entschlossen. Vor seiner Abreise hatte er besonders für das Theater zu sorgen, wo wieder so viele neue Schauspieler einzuführen waren. Die Stelle eines Regisseurs, der ihm unbequem geworden, hatte er abgeschafft und dafür regelmäßig abwechselnde sogenannte Wöchner eingeführt. Da am 16. April der Schauspieler Beck die Rolle des Schnaps in den nach Florian gearbeiteten „Beiden Billets“ zu allgemeiner Freude gegeben hatte, entschloß er sich diesen und die andern darin auftretenden Personen zu einer launigen Verspottung der aus eigennützigen Zwecken in Deutschland französische Freiheitsideen einschmuggelnden Schwindler zu benutzen, wobei ein von seinem Götz an der französischen Grenze aufgefundenes Mantelsäckchen mit Jakobinermütze, Nationalkokarde und Uniform eine Rolle spielte. Das in drei Tagen geschriebene Stück, dem er den Namen „Der Bürgergeneral“ gab, ward schon am 2. Mai aufgeführt, und nahm sich sehr gut aus. „Reineke“, den Herder und Knebel bereits durchgesehen, bedurfte nur noch der letzten Hand. Für die Einrichtung von Jacobis Max in Jena hatte er bestens gesorgt, er selbst auch den jungen Freund, der in seinem Hause stets ein lieber Gast war, daselbst besucht.

Wenige Tage vor seiner Abreise machte er einen Federumriß, der seine Freude an der stillen Häuslichkeit hübsch bezeichnet.

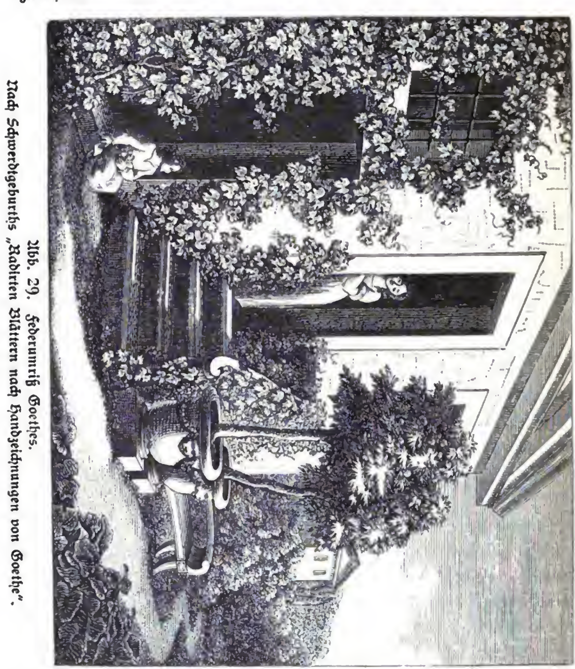


Abb. 29. Federumriß Goethes.
Nach Schwerdtgeburths „Radirten Blättern nach Handzeichnungen von Goethe".

Als er am 12. Mai Weimar verließ, begleiteten ihn seine optischen und anatomischen Papiere, „Reineke" und der „Bürgergeneral". Die Mutter freute sich herzlich, ihren Wolf wieder unter ihrem Dache zu bewirthen. In Frankfurt fand er Sömmerring, mit dem er sich eingehend über

Thierbildung unterhalten konnte. Da es bei Mainz nicht vorrücken wollte, begab er sich erst am 26. nach dem Lager des Herzogs bei Marienborn, wo er ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments bezog. Hier sah er die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg, die mit dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Louis verlobt waren, als sie das Lager besuchten, und freute sich dieser „himmlischen Erscheinungen". Er betrachtete sie vom Zelte aus; vorstellen ließ er sich nicht, obgleich sie bei seiner Mutter gewohnt hatten und dieser zugethan waren. Nachdem er längere Zeit die Lage der Verbündeten vor Mainz genau angesehen, fühlte er sich unbehaglich; der Mangel an Einheit und das Unzureichende der gemachten Anstalten fielen ihm auf. „Mein Leben ist sehr einfach", schreibt er den 15. Juni an Herder. „Ich komme nun fast nicht mehr vom Zelte weg, korrigire an „Reineke" und schreibe optische Sätze. Die Situation auf unserer Seite habe ich zu wiederholtenmalen gesehen, über das Wasser bin ich noch nicht gekommen außer bei einer schönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren [am 9. Juni] zu Wasser bis Rüdesheim, probirten die Keller durch, fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen, und zu Land nach dem Lager zurücke." Je unheimlicher es ihm beim Greuel der Zerstörung wurde, um so fester hielt er sich an seine Farbenlehre, von der er einzelnes aufschrieb, auch eine Uebersicht des Ganzen machte. Ein paarmal setzte er sich im Beinhause von Weisenau, wo er mit Gore und Kraus nach krankhaften Knochen suchte, den feindlichen Kugeln aus. Während der Unterhandlung wegen der Uebergabe schloß er die Abhandlung über die farbigen Schatten ab. Am Mittag des 24. Juli begann der Auszug, den Goethe aus den Fenstern des zum Quartier seines Herzogs gehörenden Chausséehauses mit Kraus und Gore ansah. Hier rettete er am dritten Tage einen dem Volke als Anzünder der Domdechanei verdächtigen Architekten durch das entschiedene Eintreten für den Burgfrieden vor dem herzoglichen Quartier; war ihm ja jede Volksjustiz

herzlich zuwider. Am 26. ritt er in die zerstörte Stadt. Gleich darauf bat er den Herzog um Urlaub, da er nicht länger Zeuge des eisernen Kriegsspiels sein mochte. In Heidelberg kam er im Hause der seit achtzehn Jahren nicht mehr gesehenen Vermittlerin seiner damaligen Verlobung, der Handelsjungfer Delf, mit seinem Schwager Schlosser freundlich zusammen; entging ihm ja bei aller Strenge desselben nicht der sehr zarte Grund seines Wesens. In Frankfurt erfreute er sich wieder eingehender Gespräche mit Sömmering. Hier wird ihn auch die Kunde von dem frühen Tode seines guten Moritz schmerzlich getroffen haben.

Zu Hause wurde der längst Entbehrte wonnevoll empfangen. Christiane, mit welcher die Mutter jetzt in briefliche Verbindung getreten, sein Knabe, der ein „glückliches Wesen" war und mit seinen schönen Augen so hell in die Welt blickte, und Freund Meyer gereichten ihm zur höchsten Freude. Während seiner Abwesenheit war das Haus weiter ausgebaut worden, an dessen Einrichtung und Ausschmückung er sich freute. In die alte amtliche Thätigkeit hatte er sich bald wieder gefunden; für sich arbeitete er an der chemischen Farbenlehre und feilte an „Reineke". Der Herzogin war er jetzt der treueste Berather, auch ihrer Schwiegermutter stand er nahe.

Doch das behagliche Glück wurde durch die Kunde vom Tode des Prinzen Konstantin, der am 6. September der Ruhr erlegen war, bald bitter gestört; dieser hatte eben jetzt zu den besten Hoffnungen berechtigt. Goethe sollte nach dem Wunsche des Herzogs alles anspannen, seiner Mutter in ihrem Schmerze beizustehn. Am 11. Oktober schreibt er an Jacobi: „Ich habe, als alter Nothhelfer, diese Zeit her der Herzogin Mutter mancherlei Zerstreuungen bereiten helfen und bin dadurch selbst zerstreut worden." Im Auftrage des Herzogs hatte er auch einen Riß zu dem Monumente gezeichnet, das bei Mainz den erschossenen Oestreichern gesetzt werden sollte; er gefiel dem Herzog, der nur wünschte, daß die Ausführung den Preis von 100 Ducaten nicht übersteige.

Nicht zur Eröffnung des Theaters Anfangs Oktober, sondern zu der am 15. stattfindenden Vorstellung des Goldonischen Stückes „Der Krieg" schrieb Goethe einen Prolog, in welchem die unterdessen an den Schauspieler Becker verheiratete Christiane Neumann das Glück des Friedens und den Jubel schilderte, mit welchem man den für das Land unentbehrlichen Herzog bei seiner Rückkehr überall empfangen werde. Wegen der Farbenlehre hatte Goethe sich nun mit dem Göttinger Physiker Lichtenberg in Verbindung gesetzt, der anfangs freundlich antwortete, da ihn des Dichters Darstellung der subjektiven Farbenerscheinungen erfreute. In seiner Uebersetzung des „Reineke" suchte er dem Verse immermehr „Aisance und Zierlichkeit" zu geben, er mußte ihn aber endlich zum Druck absenden, da er als zweiter Theil von „Goethes neuen Schriften" erscheinen sollte; als erster wurde der „Großkophta" mit Cagliostros Stammbaum und dem Römischen Karneval ausgegeben. „Um etwas Unendliches zu unternehmen", wollte er sich wieder einmal in Homer vertiefen, da er sich nach einer höhern idealen Kunstwelt sehnte, aber bald schlug ihn ein häuslicher Unfall nieder. Am 22. November gebar ihm Christiane ein Mädchen, aber schon am 3. December wurde es ihm wieder entrissen. Auch der Verlust dieses Kindes riß ihn zu wüthendem Schmerze hin und er ging ihm lange nach. Als er sich am 5. wegen eines Schauspielers an Jacobi wendet, faßt er sich ganz kurz und bemerkt entschuldigend, nach dem neuen Jahre sage er mehr; denn die trübe Jahreszeit habe ihm trübe Schicksale gebracht; „wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten." Gleich darauf begab er sich zu dem auf den 9. ausgeschriebenen Ilmenauer Gewerkentag, dem man die unerfreuliche Mittheilung machen mußte, daß der Ertrag des endlich am 3. September 1792 in Thätigkeit gesetzten Bergwerks und der Hüttenarbeiten ungünstig gewesen. Er war leider so schwach besucht, daß ein neuer auf nächsten Frühling ausgeschrieben werden mußte. Mit herzlichster

Freude begrüßte Goethe am 13. die Rückkunft des Herzogs vom Kriegsschauplatze. Von einer lange drückenden Last befreite ihn dessen Entschluß, den Dienst ganz zu verlassen und sich einzig der Regierung seines Landes zu widmen, da bei der herrschenden Uneinigkeit zwischen den beiden Deutschen Mächten kein Erfolg des Krieges zu erwarten sei. Dies blieb zunächst ein Geheimniß der Vertrautesten. Der König fertigte die Entlassung erst am 6. Februar 1794 mit dem Bedauern über den Verlust eines so geschätzten Generals aus.

Hatte das Theater schon vor kurzem Mozarts „Hochzeit des Figaro" gebracht, so folgten mit größtem Erfolge am 13. Januar „Die Zauberflöte" und am Geburtstage der Herzogin Paisiellos „König Theodor in Venedig"; auch an neuen bedeutenden Schauspielen im Geschmacke der Zeit fehlte es nicht. Schon im Februar lenkte Goethe die Aufmerksamkeit des Herzogs auf den Mißstand der Baumschule und der botanischen Anlagen im Fürstengarten zu Jena. Dieser befahl genaue Untersuchung nebst Bericht. Goethe verhandelte mit dem Professor Batsch, der im vorigen Jahre eine naturforschende Gesellschaft in Jena gegründet und zu deren Ehrenmitgliedern auch Goethe, Herder und Schiller ernannt hatte. Er bat den Herzog, um nachdrücklicher wirken zu können, um ein förmliches Kommissorium und um Voigt als Mitkommissar. Beide unterstützten die Wünsche von Batsch, vermochten diesem aber nur eine Wohnung und ein mäßiges Stück des obern Gartens zu erwirken, da der Hofgärtner auf die Nutzung des größern Theiles angewiesen war.

Das Theater, von dem zu Ostern wieder viele Schauspieler abgingen, der Schloßbau, die Vollendung des Römischen Hauses im Park, die wissenschaftlichen Arbeiten und anderes nahmen den Dichter so in Anspruch, daß er sagen konnte, er treibe „ein wahres Quodlibet von Fleiß". Den Herzog hielt er im Einverständnisse mit Voigt von der Zerschlagung der Güter ab; solle diese geschehn, so würde

sie in einiger Zeit viel mehr eintragen. Den auf den 28. April ausgeschriebenen Gewerkentag in Ilmenau konnte er zu seinem höchsten Bedauern nicht besuchen, da er einen Umbau in seinem Hinterhause begonnen hatte, der, wie sich herausstellte, seine Gegenwart nöthig machte, auch die Wortbrüchigkeit einer erwarteten Schauspielerin ihn in Noth setzte. In dem Hinterhause wohnte Christiane, bei ihr auch, wir wissen nicht, seit welcher Zeit, ihre Schwester und eine Tante. Der Gewerkentag faßte zweckmäßige Beschlüsse zur Hebung des Unternehmens, doch zogen sich manche Theilnehmer zurück. Sein treuer Meyer war nach Dresden gegangen, um die Galerie zu studiren und ein bedeutendes Gemälde für das Römische Haus zu kopiren. „Reineke" lag nun endlich gedruckt vor und erregte selbst Schillers Antheil. Viel wichtiger war es, daß Goethe sich entschlossen hatte, in den folgenden Bänden seiner „Neuen Schriften" endlich den völlig umgearbeiteten „Wilhelm Meister" zu geben. Diese Dichtung, deren erste sechs Bücher er in einer Reihe von Jahren gewonnen, für deren Fortsetzung und Bereicherung er so viel gesonnen und gedacht hatte, lag noch als eine schwere Last auf ihm, der er sich entledigen mußte, ehe er zu einer neuen Dichtung sich erheben konnte.

Nach der Mitte Mai stellte sich der auf Voigts warme Verwendung nach Jena berufene, auch von Goethe empfohlene freisinnige Fichte dem Dichter vor, der von seinem Wirken viel für Jena erwartete, aber ihm große Vorsicht empfahl. Auch Voß traf auf eine Einladung Wielands am 2. Juni in Weimar ein. Wieland bat Herder und Voß zu Mittag; Goethes Einladung hatte Voß selbst hintertrieben, da er sich vor seinem „Ministergesicht" und seinem „Hochmuth" fürchtete, doch drangen Herder und Wieland in ihn, daß er den Dichter, der mehr steif als hochmüthig sei, sehn müsse. Da Goethe die Bedeutung von Voß erkannte und gern von dem großen Homeriker,

dem Meister im Hexameterbau, lernen mochte, lud er, ehe dieser sich bei ihm angemeldet hatte, ihn nebst Wieland und Herder auf den 5. zu Mittage. Das „prächtige Haus, das mit Statuen und Gemälden des Alterthums prangte", überraschte den Eutiner Rektor. Bei Tische sprach man besonders von Italien und Griechenland, wobei Goethe seinen Gast zuweilen scharf ansah; allmählich ward man lebhafter. Der Kaffee wurde im Gartenzimmer getrunken. Goethe las Briefe von Meyer und zeigte einige Gemälde von ihm, die Voß „zum Entzücken schön" fand. Auf Goethes herzliche Bitte versprach Voß, noch einen Tag zu bleiben; am andern Morgen sollte er seine Kunstwerke sehn und Mittags in derselben Gesellschaft bei ihm speisen. Abends fand Voß bei Herder außer Wieland und Goethe auch Knebel und Böttiger. Er las auf Verlangen aus seiner neuen Odyssee, die in Weimar nicht gefallen hatte, aber, von ihm vorgetragen, bedeutenden Eindruck machte. Goethe drückte ihm die Hand für einen solchen Homer. Bei Tische saß er neben ihm und war außerordentlich munter; das Gespräch drehte sich um Homer. Den 6. verlebte Voß mit Wieland und Herder bei Goethe einen vergnügten Tag. Nachmittags führte dieser seinen Gast in das Fürstenhaus, wo er ihm Gemälde zeigte; zuletzt stellte er ihn auch der Herzogin vor. „Voß war hier", berichtet Goethe an Meyer; „ein recht wackerer, liebenswürdiger Mann, offen und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut; deswegen es auch mit seinen Sachen in Deutschland nicht recht fort will. Es war mir sehr lieb, ihn gesehen, gesprochen und die Grundsätze, wonach er arbeitet, von ihm selbst gehört zu haben. So läßt sich nun das, was im allgemeinen nicht mit uns harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen." Voß hatte sich über seine Hexameter in „Reineke" höchst ungünstig ausgesprochen, ja das ganze Unternehmen, das Gedicht in dieser Versart zu übertragen, mißbilligt. Goethes Absicht, der hier eines leichtern Verses bedurfte, mißkannte er; daß noch manches

zu feilen war, wußte dieser selbst und er hätte einzelne Verbesserungen des Meisters gern vernommen, doch ein solches Urtheil von oben herab schnitt jede weitere Verhandlung ab.

Gleich darauf theilte er Herder, welcher ihn eben durch den Anfang seiner Uebersetzung Baldes erfreut hatte, das erste umgeschriebene Buch seines „Wilhelm Meister" mit, das noch manches Federstriches bedürfe, nicht um gut zu werden, sondern „nur einmal als eine Pseudokonfession ihm vom Herzen und Halse zu kommen". Auch an Knebel schickte er eine Abschrift. Beide Freunde lud er auf nächsten Sonntag (den 15.) zu Tische ein. Aber vor dieser sonntäglichen Zusammenkunft eröffnete sich dem Dichter Aussicht auf eine Verbindung, welche seinem Leben und der Deutschen Dichtung einen so mächtigen Schwung geben sollte, wie keine von allen noch so bedeutenden frühern oder spätern; denn hier trat ihm ein ebenbürtiger Geist entgegen, der ihn nicht vornehm übersah, sondern von seinem unvergleichlichen Werthe voll durchdrungen wurde. Schiller war am 15. Mai aus seiner Heimat, wohin er sich zur Erholung im vorigen Jahre begeben hatte, hergestellt zurückgekehrt. Mit Cotta hatte er die Herausgabe einer Zeitschrift besprochen, von welcher er sich den außerordentlichsten Erfolg versprach. Schon waren Fichte, der eben nach Jena berufene Geschichtschreiber Woltmann und W. von Humboldt als Mitarbeiter dafür gewonnen, als er am 13. die Anzeige des beabsichtigten Unternehmens der „Horen" mit der Bitte um Betheiligung an Goethe sandte. Schillers persönliche Einladung war höchst ehrenvoll. Goethe hatte bereits die sittlich beschränkte Ansicht, die Herder seinem „Wilhelm Meister" entgegenhielt, erfahren und die ersten Bogen von Fichtes „Wissenschaftslehre" mit warmem Antheil gelesen, als er, freilich erst am 24., erwiderte, er werde „mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein"; eine nähere Verbindung mit so wackern

Männern werde gewiß manches, das bei ihm ins Stocken gerathen, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Er schloß mit der Hoffnung, bald mündlich über die Grundsätze zu sprechen, nach denen man über Form und Gehalt der Beiträge zu wachen haben dürfte. Schon sechs Tage vorher hatte Voigt an Hufeland geschrieben, Goethe werde künftig mehr und länger in Jena sein, und dieser selbst hatte gegen Frau von Kalb geäußert, Schiller zeige sich seit seiner Rückkehr freundlicher und zutraulicher gegen die Weimaraner. Eifrig hielt er sich unterdessen an „Wilhelm Meister" und seine naturwissenschaftlichen Studien. In der Farbenlehre machte er neue Versuche, die er einordnete, und schon begann das Ganze ihm nicht mehr unendlich zu scheinen. Außerordentlich litt er damals am Freiheitsschwindel Knebels, Herders und Wielands, deren Betragen ihm an Wahnsinn zu grenzen schien. Erst gegen den 21. Juli, als auch Herder zu den „Horen" getreten war, kam Goethe nach Jena, wo er mit Schiller ein eingehendes Gespräch über das Schöne und die Kunst hielt, das ihm einen seltenen geistigen Genuß bot. Zwischen ihren Ideen, schrieb Schiller an Körner, habe sich eine unerwartete Uebereinstimmung gefunden, die aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorgegangen; jeder habe dem andern etwas geben können und von ihm wieder empfangen. Auch Fichte ward besucht, dem Goethe sein eigenes System so bündig darstellte, daß er selbst nach seiner Aeußerung es nicht klarer hätte thun können.

Am 25. mußte Goethe mit dem Herzog nach Dessau. Von dort ging es nach Leipzig und Dresden; an letzterm Orte that er mit Meyer sich eine Woche „was Rechts auf der Galerie zu gut". Ein von innigster Verehrung und sehnlichstem Verlangen nach näherer Verbindung zeugender Brief Schillers begrüßte den Zurückkehrenden. Goethe hob in seiner freundlichen Erwiderung den Vortheil hervor, den ihm des Freundes Theilnahme bei seiner eigenen Art der

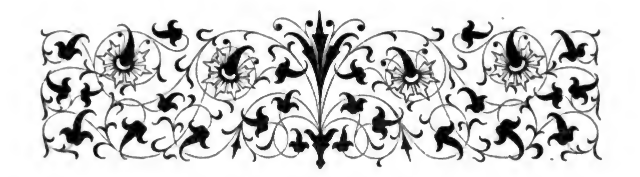
Dunkelheit und des Zauderns bringen werde. Bald denke er einige Zeit in Jena zu verweilen, wo er manches mit ihm durchzusprechen hoffe. Mittlerweile fehlte es nicht an vertraulichen gegenseitigen Mittheilungen. Die traurigen Nachrichten vom Rheine setzten Goethe damals in größte Sorge. Seine Mutter hatte schon eingepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. Zu ihrer Aufnahme machte er einige Zimmer zurecht.

Da der Hof nächstens nach Eisenach ging, bot er Schiller vom 14. an eine Wohnung in seinem Hause, wo er volle Freiheit haben solle. Er hatte in letzter Zeit auch die Jahre lang unterbliebene Verbindung mit Frau von Stein wieder aufgenommen, da er für ihren Fritz manches zu besorgen hatte. So kam er denn auch einmal zu ihr und bat sie, einen Schreibtisch, den er Schillers Gattin zum Geschenk bestimmt hatte, nach Jena besorgen zu lassen, damit er, da diese eben abwesend, in deren Zimmer gestellt werde.

Vom 14. bis zum 27. weilte Schiller in innigster Vertraulichkeit bei Goethe. Dieser las ihm seine „Römischen Elegien“ vor, sprach von manchen dichterischen Planen, von Beiträgen zu den „Horen“, auch vom Wesen dichterischer Komposition, zeigte schöne Gemälde, gedachte seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten, drang in ihn, die längst begonnenen „Malteser“ zu vollenden, auch „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ und seinen „Egmont“ für die Bühne zu bearbeiten, ging auf das Unternehmen eines Musenalmanachs ein und gewann durch reines Wohlwollen und herzliche Offenheit Schillers vollstes Zutrauen. So war der einzige Bund geschlossen und besiegelt, der länger als ein Jahrzehnt beiden Dichtern ein neues Leben verlieh. Jetzt, wo Goethe in Weimar sich seines Hauses, seiner Familie und seines treuen Kunstfreundes erfreute, Herder einer ganz andern ästhetischen Richtung folgte, der französische Freiheitsschwindel manche ihm entfremdete, konnte ihm kein größeres Glück zu Theil werden als die Verbindung mit einem so mächtigen Geiste,

die eine vollendete Kunstdichtung schaffen, die schönsten lyrischen Blüten in den mannigfachsten Kunstformen treiben, durch ein unvergängliches Epos den Deutschen Bürgersinn verklären, der Bühne einen idealen Schwung, der ästhetischen Würdigung in Dichtung und Kunst neuen Gehalt geben sollte.





Siebentes Buch.

Der Dioskurenbund.

1.

Dichtung, bildende Kunst, Theater, Naturwissenschaft, Familie, Hof und Amt durchschlangen, wie bisher, Goethes Leben, aber ein frischer Strom war jetzt in dieses geleitet, der es befruchtete und belebte, die sich immer mehr vertiefende Vereinigung mit Schiller, der, wenn er auch nicht in allem mit ihm einstimmig war, doch seine künstlerische, wissenschaftliche und menschliche Größe verehrte. Der daraus entsprossene reiche Briefwechsel hat sie verewigt.

Mit Herder wünschte Goethe auch des Herzogs und der „Horen" wegen freundlich verbunden zu bleiben, was aber bei der immer schärfer hervortretenden Verschiedenheit ihrer Ansichten und bei Herders Eifersucht auf Schiller kaum möglich. Wieland war durch Schillers „Horen" an seiner empfindlichsten Stelle verletzt, da sie seinen „Merkur" untergruben, doch war dieser leichter zu versöhnen.

Mitte Oktober wurde Goethe durch Meyers Rückkunft neu belebt. Am 2. November besuchte er mit ihm Jena. Er hatte hier freie Wohnung in den früher Knebel ein-

geräumten Zimmern auf dem ersten Stocke des Schlosses, der ersten in den Hof schauenden Stube links und ein paar Nebengemächern, die jetzt einen Theil des Mineralienkabinets enthalten. Diese sollten viele Jahre lang die geweihte Stätte seines Sinnens und Denkens werden. Das einfache Essen wurde ihm hierher gebracht. Diesmal kam es zu Jena mit Schiller und den beiden Humboldt (denn der Oberbergmeister Alexander von Humboldt aus Freiberg weilte jetzt auch hier) zu den mannigfachsten Unterhaltungen. Mit Schiller wurden die „Horen", für deren Förderung Goethe eifrigst bemüht war, aber auch schon der „Musenalmanach" besprochen, zu dem sich ein junger Buchhändler zu Neustrelitz unter günstigen Bedingungen als Verleger angeboten. Goethe hatte, um auch für die nach Unterhaltung verlangenden Leser zu sorgen, eine Reihe Erzählungen im Sinne, die durch einen durchgehenden Faden verbunden werden sollten; er dachte sie auch neben der Fortsetzung seines eben im Drucke begonnenen „Wilhelm Meister" liefern zu können. Der Hoffnung, Schillers „Malteser" zum Geburtstage der Herzogin aufzuführen, hatte er entsagen müssen, da diesen jetzt ganz anderes anzog.

In Weimar wurde seit dem 31. Oktober die Freitagsgesellschaft wöchentlich in Goethes Hause gehalten; dieser selbst las jedesmal einen Gesang der Vossischen Ilias, woran sich mancherlei Bemerkungen knüpften. Neben dichterischen Arbeiten beschäftigten die optischen Untersuchungen, zu denen er einen bedeutenden Apparat zusammengebracht, ihn um so lebhafter, als sie ihm eine so mannigfaltige Uebung des Geistes boten, wie er sie auf keinem andern Wege finden zu können glaubte.

Bei der Herzogin Mutter erschien er nicht selten als willkommener Gast. Hier zog ihn die im vorigen Jahre aus Stuttgart gekommene achtzehnjährige Hofdame Henriette von Wolfskeel-Reichenberg durch reizende Anmuth, zarte Empfindung, heitern Geist, seelenhaften Gesang und meister-

haftes Harfenspiel lebhaft an. Goethe scherzte mit ihr gern; er nannte die lustige Schwäbin scherzhaft „Kehle“, „Kehlchen“, auch „Kamerädle“. Noch im Jahre 1830 gedachte dieser der vergnügten Stunden, die er dort genossen, „wenn das artige Wesen, die Kehle, umhertrippelte und ‚Närrischer Geheimrath‘ sagte“; da habe er oft eine Erzählung improvisirt, die sich habe hören lassen. Wir geben S. 474 eine Abbildung der farbigen Zeichnung, welche Kraus von dem Abendkreise der Herzogin Mutter gemacht. Diese selbst und die ihr zur Linken sitzende Elise Gore malen, der Vater der letztern hat eben ausgelesen und sieht ihr zu; ihrer nähenden Schwester hält Herder eine Zeichnung vor, weiter vorn ist Fräulein Göchhausen eifrig im Nähen begriffen. An der andern Seite des Tisches schaut Meyer auf den wohl zeichnenden oder malenden Goethe, neben dem an der einen Seite Fräulein Wolfskeel sitzt, die eine heitere Bemerkung zu machen scheint, an der andern der gebückt lesende Einsiedel.

Zu vierwöchentlichem Aufenthalte kam Goethe am 11. Januar 1795 mit Meyer nach Jena. In dieser Zeit wurden nicht bloß die „Horen“, das dritte Buch „Wilhelm Meisters“ und manches Aesthetische mit Schiller besprochen, Goethe besuchte auch mit Meyer und den beiden Humboldt in den Stunden von 8 bis 10 in tiefstem Schnee Loders Vorlesungen über Bänderlehre in dem fast leeren anatomischen Theater, diktirte auf den Wunsch der Brüder Humboldt den Entwurf einer allgemeinen Einleitung zur vergleichenden Anatomie und wohnte Göttlings Versuchen mit dem in Stickstoff brennenden Phosphor bei. In Weimar fesselten ihn dann besonders das Theater und die Hofredouten. Erst Palmsonntag, den 29. März, konnte er sich auf längere Zeit wieder losmachen. „Wilhelm Meister“ und die Beiträge zu den „Horen“ bildeten den Hauptgegenstand der Unterhaltung, aber auch zu höherer Dichtung fühlte sich Goethe vorübergehend gestimmt; er schrieb

den sehr wirkungsvollen Anfang eines antik gehaltenen „befreiten Prometheus". Mit Batsch, Loder und Göttling



Abb. 30. Abendkreis der Herzogin Amalia. Nach einer farbigen Zeichnung von J. M. Kraus.

ward manches getrieben, ein Gewächshaus eingerichtet und die großen Wasserbauten geleitet. Von der traurigen Politik mochte er nichts wissen.

Am 2. Mai fand er die Seinen munter und gesund wieder; sein häusliches Wesen drehte sich damals, wie er rühmt, still um seine Achse, so daß ihm nichts zu wünschen übrig blieb. Zu besonderer Freude gereichten ihm Meyers Arbeiten, die immer besser gelangen. Eine Backengeschwulst verursachte ihm einige Tage viel Schmerzen; während der einsamen schlaflosen Stunden bedachte er den ganzen Kreis seiner Farbenlehre, und schon glaubte er die Hauptfäden ziehen zu können. Auch am Roman fuhr er fort und sah die „Elegien“, die nun doch in den „Horen“ erscheinen sollten, genau durch. Die Aufführung seiner „Claudine“ mit Reichardts Musik ward fleißig eingeübt und am 30. Mai, doch ohne bedeutende Wirkung, auf die Bühne gebracht.

Bei einem kürzern Aufenthalt in Jena macht er die Bekanntschaft des mit W. von Humboldt befreundeten berühmten Haller Philologen Friedrich August Wolf, dessen bahnbrechende »Prolegomena ad Homerum« wegen ihrer kritischen Schärfe und gründlichen Methode ihn sehr anzogen. Gleich nach der Rückkehr leidet er an einer neuen, sehr starken Backengeschwulst; die großen Schmerzen und die gegen das Uebel angewandten Mittel greifen ihn an, dennoch arbeitet er rastlos fort. Um sich gegen die Wiederkehr des Uebels zu sichern, beschließt er Karlsbad zu besuchen, das ihm vor zehn Jahren gegen dasselbe Leiden geholfen.

Auf der Durchreise genießt er in Jena ein paar Tage des lebhaftesten Austausches mit Schiller. Hier findet er auch die Idee zu seinem „Märchen“. Den bei schlechtem Wetter zurückzulegenden Weg nach Karlsbad verkürzt er sich durch Nachsinnen über einige ihm vorschwebende Märchen. Am Badeorte selbst kann er vor lauter Zerstreuung zu keiner andauernden Thätigkeit gelangen. So viele aus allen Deutschen Landen zusammengeflossene Menschen zu sehn thut ihm wohl. Mit der außerordentlich schönen Berlinerin Marianne Meyer, der Tochter eines reichen Jüdischen Bankiers, spielt er einen kleinen Liebesroman.

Auf der Rückreise verweilt er nur wenige Stunden in Jena, wo ihm Schiller des Herzogs mißfällige Aeußerung über die Veröffentlichung der „Elegien“ in den „Horen“ mittheilt. Sonderbar mußte es Goethe doch berühren, daß der Herzog diesen sorgfältig durchgefeilten Gedichten, weil er sie trotz seiner frühern Abmahnung herausgegeben, „den vollkommensten Grad der Ausbildung“ absprach und die Herausgabe für eine der Launen erklärte, welche diejenigen verbannen sollten, die „durch den Namen, den ihnen das Schicksal verliehen hat, zu Vorstehern und Stammhaltern des literarischen Volkes gestempelt sind“. Auch Herder, der gleichfalls ihre frühere Herausgabe verhindert hatte, war verletzt, und viele andere, die das Recht des Dichters ängstlich beschränkten, ärgerten sich. Für die „Horen“ übernahm Goethe Schiller zu Liebe die Uebersetzung des größten Theils von Benvenuto Cellinis Lebensbeschreibung, ja er dachte gar an Mittheilungen aus seinem „Faust“.

Zuerst stellte er die für den „Musenalmanach“ bestimmten „Venediger Epigramme“ zusammen und fuhr an „Wilhelm Meister“ fort. Meyer sollte nächstens nach Italien gehn, wohin er selbst ihm im nächsten August folgen wollte; denn er hatte sich mit ihm zu einem umfassenden Werke über Italien vereinigt, worin sie, ausgehend von der Beschaffenheit des Landes, die geschichtliche und geistige Entwicklung des Volkes im vollsten Umfange gleichsam naturgeschichtlich zu schildern gedachten. Da traf ihn die Kunde, daß zu Ilmenau ein neuer Durchbruch stattgefunden. Am 24. August eilte er mit Voigt und seinem sechsjährigen August an die Unglücksstätte, wo es für ihn außerordentlich viel zu thun gab, besonders als Voigt bald nach Weimar zurück mußte. Sehr erheiternd wirkte die Gegenwart seines Knaben, der alles, woran er sich selbst seit neunzehn Jahren fast müde gesehen und gedacht, mit frischem, kindlichem Sinne schaute, ihn durch seine naiven Fragen erfreute und belebte, wie Felix seinen

Wilhelm Meister. Goethe hatte ihm eine kleidsame ideale Bergmannstracht machen lassen, die er in der nächsten Zeit gewöhnlich trug. Am Geburtstage des Herzogs zog August mit den Bergleuten auf, nur in die Kirche wollte er nicht. Am 6. September kehrt Goethe nach Weimar zurück, wo außer dem Roman, dem Märchen und andern Beiträgen zu den „Horen" ihn besonders Meyers Sendung und der Plan des Werkes über Italien in Anspruch nehmen. „Meyer bereitet sich zur Abreise", äußert er am 14. gegen Schiller, „und arbeitet noch eine kolorirte Zeichnung von den drei Parzen aus, die Sie sehn sollen. Ich wünsche ihm nur Gesundheit, sonst geht er ausgestattet mit allen guten Gaben. Es ist ein herrlicher Mensch. Was mich betrifft, so habe ich, wie Sie wohl fühlen, auch nur diese Zeit auf einem Fuß gestanden und mit dem andern mich schon nach den Alpen bewegt. Die mineralogische und geologische Base, die anfängliche und fortschreitende und gestörte Cultur des Landes habe ich von unten herauf theils zu gründen, theils zu überblicken gesucht, und mich auch von oben herein, von der Kunstseite, noch mit Meyern auf alle Weise verständigt. Und doch sind das alles nur Schulvorbereitungen. Ein guter Geist helfe uns zum Schauen, zum rechten Begriff und zum fröhlichen Wiedersehen."

Kaum war das Märchen vollendet, als vom Rheine her die schlimmste Kunde erscholl. Der Fall Mannheims und der Rückzug der Kaiserlichen von der Lahn hatten allgemeinen Schrecken verbreitet. Der Landgraf von Darmstadt kam mit zweihundert Pferden nach Eisenach, wohin sich auch die dortigen Emigrirten zu werfen drohten, und schon erwartete man in Erfurt den in Aschaffenburg weilenden Kurfürsten von Mainz. Goethe erhielt vom Herzog den unangenehmen Auftrag, in kurzem auf einige Wochen nach Frankfurt zu gehn, um alles, was in der Nähe vorgehe und von den dortigen Friedensverhandlungen verlaute, sofort mitzutheilen. Die Zeit des Wartens auf nähere Anweisung benutzt er zur Fortsetzung des Romans, die der Verleger dringend verlangt, und zur Ausrüstung Meyers,

für welche der Herzog hundert Thaler gab. Als dieser am 2. Oktober abreist, ist er so beschäftigt, daß er ihn allein nach Jena gehn lassen muß. Erst drei Tage später kommt er doch auf einige Stunden zu Schiller. Den 11. reist er zum Herzog nach Eisenach, aber schon am 16. hat dieser von seinem Auftrage Abstand genommen, nur hält er ihn noch zurück. Das zerstreute Leben thut ihm nicht wohl, besonders widerwärtig ist ihm das Zuvorkommen des Herzogs und der Herzogin gegen die Französischen Ausgewanderten, das ihm lange den Hof verleidet. Am 21. treibt ihn die Furcht einer vorzeitigen Niederkunft Christianens nach Weimar zurück, wo er sich mit seinen Italienischen Papieren, besonders mit der Baukunst, beschäftigt. Auf die Mittheilung, daß er in den nächsten Tagen einen neuen Weltbürger in seinem Hause erwarte, antwortet Schiller: „Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern." „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen", meldet Goethe am 1. November, „und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen." Vier Tage später kommt er auf eine Woche nach Jena, wo er Schillers Geburtstag mitfeiert. Durch seine anschauliche Darstellung des Wesens der Baukunst fühlt der Freund sich lebhaft angezogen; auch von den optischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten, die er vor seiner Italienischen Reise abzuthun wünscht, ist viel die Rede. Der Griechischen Literatur und Kunst wird so lebhaft gedacht, daß Schiller wieder Griechisch zu treiben sich entschließt. Für die „Horen" stellt Goethe ein neues Märchen in Aussicht; über die vielfachen gegen diese gerichteten Angriffe beruhigt er den kleinmüthigen Freund. Schon am 17. verlor er seinen zweiten Knaben wieder. Wüthender Schmerz zerriß seine Seele. Schillers innige Theilnahme, die freundliche Aufnahme, welche der dritte Band des

Romans und das Märchen fanden, und die Aussicht auf Italien hoben und hielten ihn diesmal. Jede ästhetische Stimmung war zunächst geschwunden, aber der Aerger über des jüngern Stolberg christliche Vorrede zu der Uebersetzung Platonischer Gespräche und der Grimm über das Verhalten der Fachgelehrten gegen seine wissenschaftlichen Arbeiten wirkten reinigend. Hohe Freude bereitete ihm Schillers bahnbrechende Abhandlung über die sentimentalischen Dichter, die ihn selbst so ehrenvoll behandelte. Erst gegen Ende des Monats kehrt er zum Roman zurück, dessen Ausarbeitung sich ihm jetzt recht aufdrängt, nur raubt ihm das im December sehr belebte Hofleben manche Zeit. Die Leitung des Theaters, zu dem er vergebens Iffland für einige Gastvorstellungen zu gewinnen sucht, macht ihm so manche Unannehmlichkeit, daß er den Herzog in einem Anfalle übler Laune um Befreiung von dieser Last bittet, doch beruhigt dieser ihn durch das Versprechen, alle Mittel in Anwendung zu bringen, ihm die Sache so angenehm wie möglich zu machen. Herder grollte Goethe damals so sehr, daß er nicht einmal brieflich mit ihm verkehrte, sondern, was er von ihm zu wünschen hatte, durch Knebel anbringen ließ. Auch Wieland war den verbündeten Dichtern bitter gram, wie ehrenvoll sie ihn auch in den „Horen“ behandelten. Immer bedacht, Schillers Unternehmungen zu fördern, faßte Goethe den glücklichen Gedanken, statt auf die scharfen Kritiken der „Horen“ zu erwidern, auf alle Zeitschriften eine Anzahl Epigramme in der Weise der Xenia des Martial zu machen und eine Auswahl der besten im „Musenalmanach“ zu geben. Schon am 23. sandte er einige Distichen, drei Tage später ein neues Dutzend; mit hundert dieser Art, meinte er, werde man sich sowohl dem Publikum als seinen Kollegen auf das angenehmste empfehlen. Schiller ging leidenschaftlich darauf ein, nur müsse man auch über einzelne Werke herfahren, und wenn sie sich selbst nicht ganz schonten, könnten sie Heiliges und Profanes angreifen.

Sie brauchten nur, scherzte Goethe, dasjenige, was die albernen Burschen über sie sagten, in Verse zu bringen, so verstecke man sich gar noch hinter die Form der Ironie. So war noch vor dem Schlusse des Jahres das Gericht eingeleitet, durch welches die beiden in diesen Gedichten zuerst vereint auftretenden Dichter den Luftkreis reinigten, ehe sie mit ihren neuen größern Schöpfungen auftraten. Die allmähliche Ausbildung der „Xenien“ bildet eine eigene Geschichte. Zur lebhaften Freude gereichten Goethe die Mittheilungen des nun in Rom angekommenen Meyer. „Wir wollen unsern Weg recht still, aber auch recht eigensinnig verfolgen“, schreibt er diesem am Ende des Jahres. Was ihm in der Dichtung Schiller war, das bot ihm Meyer in der Kunst.

Gleich nach dem neuen Jahre (1796) gelang es ihm wieder „einige gute Zeit“ bei Schiller zuzubringen und den ganzen Kreis von dessen theoretischen Arbeiten zu durchlaufen, um sich zu seinen eigenen wissenschaftlichen Arbeiten dadurch zu stärken. Das Theater und die Geburtstagsredoute riefen ihn zurück; zu letzterer übernahm er diesmal wieder die Anordnung eines Aufzuges. Noch am 12. Februar, drei Tage nach Fastnachtdienstag, leidet er unsäglich am Karneval, da er immer Festordner ist. „Durch die abermalige Ankunft von fremden Prinzen werden unsere Theater- und Tanzlustbarkeiten verrückt und gehäuft“, klagt er. Die Vorliebe des Hofes für die Ausgewanderten, denen der Herzog jetzt das ganze Land geöffnet hatte, wurde ihm immer ärgerlicher. Enger als je schließt er sich an den leider von Krampfanfällen arg heimgesuchten Schiller an. Vom 15. Februar bis zum 16. März weilt er in Jena, wo über den Roman und bildende Kunst viel verhandelt wird, besonders aber bestimmt Goethe den Freund, ernstlich an den „Wallenstein“ zu gehn, dem dieser seine beste Zeit widmet. Frau von Stein, die Goethe bei Schiller sah, fand ihn „entsetzlich dick“ geworden; der leidende Schiller schien ihr gegen den „recht zur Erde gewordenen“ Goethe „wie ein himmlischer

Genius“. Nach der Rückkehr näherte er sich Wieland, dem er bei der Durchsicht seines „Oberon“ beistand. Dann kam Schiller mit seiner Gattin zu den Gastvorstellungen des ihm von Mannheim aus bekannten Iffland auf mehrere Wochen nach Weimar, wo erstere mit ihrem dreijährigen Karl bei Frau von Stein, Schiller bei Goethe wohnte. Bei dieser Anwesenheit kam Goethes August als Karls Spielkamerad häufig zu Frau von Stein, die großen Antheil an ihm nahm, wobei sie die vornehmere Natur des Vaters und die gemeinere der Mutter manchmal zu unterscheiden glaubte. Goethe ließ für Schiller aus Rücksicht auf dessen leidende Gesundheit, da das Theater keine Logen hatte, eine solche herrichten und ihn im Wagen hinfahren. Auf Schillers Namen gingen zum Theil die Gesellschaften, die er bei Ifflands Anwesenheit veranstaltete. Da Goethe den von allen bewunderten Schauspieler, der auch in Schillers „Räubern“ auftrat, gern in seinem „Egmont“ sah, so hatte er Schiller zu einer Bearbeitung des Dramas bestimmt, die freilich sehr grausam ausfiel. Von Ifflands sehr durchdachter und künstlerisch abgerundeter Darstellung seines Helden wurde er so befriedigt, daß er die Rolle keinem andern Schauspieler anvertrauen wollte. Goethes Antrag, die Leitung der Weimarer Bühne zu übernehmen, lehnte Iffland ab, erklärte sich aber unter gewissen Bedingungen zum Eintritte als Regisseur bereit. Er hatte Goethe „den gleichsam verlorenen Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig gemacht“. „Egmont“ entzückte die enthusiastische Frau von Kalb so sehr, daß sie nicht unterlassen konnte, dem Dichter ihren wärmsten Dank auszusprechen. Ein solcher von lebendigem Gefühl zeugender Antheil mußte Goethe um so mehr freuen, je kälter der sich den Ausgewanderten ganz hingebende Hof gegen ihn geworden.

Am 3. Mai trieb es ihn nach Jena, wo er in Ruhe seinen Roman vollenden wollte. Hier fand er Schillers

Freund Körner mit den Seinigen zum Besuche, mit denen er freundlich verkehrte. Als Körners Schwägerin, die Malerin Stock, ihn einmal gelegentlich fragte, warum er nicht heirate, erwiderte er ernst, er sei verheiratet, nur nicht mit Ceremonie, und vielleicht geschah es mit Rücksicht darauf, daß er während dieser Zeit auch Christianen mit August einmal nach Jena kommen ließ. Einige Wochen später, am 13. Juli, schreibt er an Schiller, der sich durch die Frauen gegen Goethes Gewissensehe hatte verstimmen lassen: „Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche; mein Ehestand ist eben acht Jahre und die Französische Revolution sieben Jahre alt.“ In demselben Briefe hatte er sein Nichterscheinen bei der Taufe von Schillers zweitem Sohne damit entschuldigt, daß diese Ceremonie ihn gar zu sehr verstimme. Da er sich auch mit würdigern Spenden als den Stachelversen der „Xenien“ am „Musenalmanache“ betheiligen wollte, sann er auf lyrische Gedichte verschiedenster Art; denn sein Gestaltungsdrang verlangte immer neue Formen und Töne. Die herrliche Idylle „Alexis und Dora“ gelang in wenigen Tagen, darauf die köstliche Parodie „Musen und Grazien in der Mark“; eine Ballade „Hero und Leander“ kam nicht zu Stande, dagegen eine Anzahl ernster und zarter Sprüche. Auch seine wissenschaftlichen, besonders die optischen Arbeiten und manches Geschäftliche förderte er. Zuletzt mußte er sich ernstlich dem Romane zuwenden, der so gut vorrückte, daß er länger in Jena verblieb; war ihm ja die lockende Aussicht, in diesem August Italien wiederzusehn, durch den Uebergang der Franzosen über den Mincio geschwunden. In Jena fand er auch W. Schlegel, der, wie er an Meyer schrieb, in ästhetischen Haupt- und Grundideen mit ihnen einig, ein sehr guter Kopf, lebhaft, thätig und gewandt war, nur eine demokratische Richtung zu haben schien. Die Gegenwart seines kleinen August erheiterte ihn häufig. Im Schloßhofe spielte dieser unter seinen Fenstern mit der drittehalb Jahr ältern Tochter des Universitäts-

stallmeisters Seidler. Diese, die bekannte Malerin Luise Seidler, erzählt, der Dichter habe mit unendlicher Liebe an dem wunderschönen, in seiner Bergmannstracht besonders reizenden Knaben gehangen, mit dem er die Tauben gefüttert; oft habe er ihre Kinderspiele dadurch versüßt, daß er aus seinem Fenster ein Stückchen Torte an einem Bindfaden herabgelassen, und er habe herzlich gelacht, wenn sie es endlich mit Mühe erhascht.

Nach Weimar zurückgekehrt, hält er sich ernstlich an den Roman, woneben seine naturwissenschaftlichen Arbeiten hergehen; auch fehlt es nicht an mancherlei Sprüchen. Zu seiner Freude war der Hof in Wilhelmsthal, so daß er völligen Urlaub genoß, da auch die in Tiefurt weilende Herzogin Mutter ihn nicht bemühen mochte. Am 17. lernte er Jean Paul kennen. Dieser war auf Einladung der für ihn schwärmenden Frau von Kalb nach Weimar gekommen. Von Knebel Goethe zugeführt, speiste er zweimal bei ihm zu Mittag. Seine Wahrheitsliebe und sein Wissensdrang nahmen Goethe für ihn ein, aber wie viel er auch im Theoretischen zu ihm und Schiller neige, im Praktischen, meinte er, werde er sich ihnen nie nähern. Am 26. sendet er endlich das letzte Buch des Romans an Schiller. In der nächsten Zeit hat er so viel Geschäftliches nachzuholen, daß er fast nicht aus dem Hause kommt. Doch bedenkt er die Ballade „Hero und Leander" weiter und ein schon seit mehrern Jahren ihn anziehender Stoff scheint ihm jetzt zur Bearbeitung in der bisher von ihm noch nicht versuchten Form einer bürgerlichen Idylle sehr geschickt. Mit dem Jenaer Freunde kommt es zu den eingehendsten Verhandlungen über das letzte Buch des Romans, die Goethe zu manchen Veränderungen veranlassen, freilich nicht immer zum Vortheil der Dichtung; besonders fügte er einzelne Hindeutungen auf eine Fortsetzung ein. Bei der bevorstehenden Niederkunft von Schillers Gattin wünschte Goethe, er solle ihnen für einige Zeit seinen Karl herüberschicken,

der seinem August willkommen und sich in Gesellschaft der vielen Kinder, die sich in seinem Hause und Garten versammelten, recht wohl befinden würde. Gern hätte er gesehen, daß Schiller das Vorurtheil gegen sein Haus ablege, aber dieser lehnte höflich ab. Den 11. kommt dessen Gattin mit ihrem zweiten Sohne nieder. Goethe weilt einige Tage in Jena. Nach seiner Rückkehr versetzen ihn die traurigen politischen Nachrichten in Sorgen. Seine Vaterstadt war nach heftigem Bombardement in französische Hände gefallen und stark gebrandschatzt worden. Das einzige, was jetzt für Thüringen erreichbar, war ein dieses einschließender Neutralitätsvertrag Kursachsens, der am 13. August glücklich zu Stande kam. Ueber naturwissenschaftlichen Studien und der letzten Umschrift des Schlusses des Romans hatte Goethe unterdessen die politischen Sorgen zu vergessen, auch die Sehnsucht nach Italien zu beruhigen gesucht. Meyer war nach Florenz gegangen, wo Goethe im nächsten Frühjahr ihn zu begrüßen hoffte. Ein anmaßliches Wort Jean Pauls über ihn in einem Briefe an Knebel trieb ihn zu den Spottversen „Der Chinese in Rom", deren Beziehung auf den Hofer Dichter niemand ahnte. Auch Ifflands Unentschiedenheit ärgerte ihn damals.

Aber welch ein Glück herzlicher Freundschaft und geistigen Zusammenklangs genoß er in den sechs Wochen, die ihm von der Mitte August an in Schillers Nähe beschieden waren! Hier entstanden binnen neun Tagen auf dem alten Schlosse die vier (jetzt fünf) ersten Gesänge seines aus einer Idylle zu einem Epos ausgeweiteten Gedichtes „Hermann und Dorothea". Das am Tage Gelungene wurde Abends bei Schiller vorgelesen und von den würdigsten Zuhörern begeistert aufgenommen. Goethe, der in der gehobensten Stimmung war, vergoß selbst bei wahrhaft dichterisch schönen Stellen Freudenthränen. Freilich gelangten auch hier allerlei Geschäfte an ihn, aber nur das Theater machte ihm Aerger, nicht allein wegen Ifflands, sondern

auch weil der Herzog das, was er für diesen beantragte, nicht billigte. Noch immer wünschte er, dieser möchte das Theater ganz übernehmen, da er, wie er in seiner Aufregung schrieb, weder von oben noch von unten eine Spur von Dank für seine Bemühungen zu erwarten habe und die noch immer äußerst beschränkten und abhängigen Verhältnisse des herzoglichen Theaters für ihn ganz unanständig seien.

Am 3. Oktober berief ihn der Herzog besonders wegen der dem Ende nahen Ausstellung der Zeichenschule zurück, der er diesmal gar keinen Antheil gewidmet hatte. Die Gesänge von „Hermann und Dorothea" wurden in Weimar durchgesehen, daneben besonders Naturwissenschaftliches getrieben. Ueber letzteres hielt Goethe auch Vorlesungen in den Freitagsversammlungen. Alle Hoffnung auf Iffland war jetzt geschwunden, da dieser an das Berliner Nationaltheater berufen worden. Ganz unerwartet mußte Goethe nach Ilmenau, wo in der Nacht vom 24. auf den 25. ein neuer Durchbruch erfolgt war. Er nahm wieder seinen August mit, der sich unterdessen sehr an Frau von Stein angeschlossen hatte. Diese schrieb ihrem Fritz, es sei ein recht besonnenes Kind, habe aber etwas Trauriges. In Ilmenau, wo Goethe trotz des schlechten Wetters so lange blieb, bis alle nothwendigen Anordnungen getroffen waren, zog ihn das Voigtische Mineralienkabinet wieder einmal ins Steinreich. Nach der Rückkehr halten ihn mancherlei Geschäfte, besonders das Theater, dessen Regie jetzt neu eingerichtet wurde, in Weimar zurück; daneben treibt er naturwissenschaftliche Studien und reinigt sein episches Gedicht, das bei allen, denen er es vorträgt, selbst bei Böttiger, begeisterten, ihm sehr wohlthuenden Beifall findet. Die gemeinen Angriffe, welche die verbündeten Dichter besonders wegen der „Xenien" erfuhren, entlockten ihm die herrliche Ankündigung seines epischen Gedichtes, in welchem er auch seines häuslichen Glückes zu gedenken wagte, das man so gemein besudelt hatte: aber Schiller wollte eben deshalb nicht, daß

es am Anfange des neuen Jahrganges der „Horen“ erscheine, weil er davon erneute persönliche Angriffe fürchtete. Goethe dachte damit ein neues Buch Elegien zu beginnen; die zweite Elegie sollte seine Sehnsucht nach Italien aussprechen, und er wollte so weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise, fortfahren.

Am 28. December mußte er wieder einmal den Herzog begleiten, diesmal zur Leipziger Neujahrsmesse. Schiller war gerade durch einen Angriff Reichardts in höchste Aufregung gesetzt, der bedauert hatte, daß ein so einziges Genie wie Goethe seine Größe durch Verleumdung entweihe, wogegen er das nichtswürdige und nichtige Betragen Schillers, dessen schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem echten Genie ständen, herzlich verachte. Goethe versprach ihm ein „Gegenmanifest“. Zu seiner Freude hatte Schiller sich ganz dem vielversprechenden „Wallenstein“ zugewandt und schon einige Scenen ausgeführt. Das Leipziger Leben erfrischte Goethe; manche bedeutende Menschen zogen ihn an, das Wiedersehen alter Bekannter erfreute ihn und einige vorzügliche Kunstwerke „wuschen ihm die Augen wieder aus“. Von Leipzig ging es auf Dessau, wo sie eine Woche blieben, da der Herzog sich der Jagd erfreute. Obgleich der Fürst, wegen der Angriffe der „Xenien“ auf Lavater, gegen Goethe verstimmt war, fand man sich doch sehr gut zusammen. Der einzige dichterische Ertrag, den er von der Reise zurückbrachte, war die vollkommene Schematisirung des Schlusses von „Hermann und Dorothea“.

Gleich nach der Rückkehr kam er auf einen Tag nach Jena, wo das Manifest gegen Reichardt und alles, was den Verbündeten am Herzen lag, besprochen, auch beide Humboldt begrüßt wurden. Das Theater nahm ihn jetzt außerordentlich in Anspruch. Für dieses gewann er eben die gerade ihr zwanzigstes Jahr vollendende, mit allen Gaben ausgestattete Sängerin Karoline Jagemann, die Tochter

des Bibliothekars der Herzogin Mutter, von welcher sie zu ihrer Ausbildung nach Mannheim gesandt worden war. Sein Gedicht verkaufte er damals durch Böttigers Vermittlung für 1000 Thaler in Gold an die Viewegische Buchhandlung, die auf seine Forderung eines festgesetzten bedeutenden Honorars, ohne dessen Höhe zu kennen, einging. In dieser Zeit betrat auch Frau von Stein, die sich gegen seinen August so freundlich gezeigt hattte, ihm selbst aber trotz aller seiner Zuvorkommenheit noch nicht verzeihen konnte, wieder einmal sein Haus. Am Mittag des 22. speiste sie hier in Anwesenheit des Erbprinzen und der Prinzessin Karoline, ihrer Schwester und zweier Nichten u. a. Auf den Abend war die Herzogin Luise geladen. Der Hof hatte sich Goethe wieder genähert.

Vom 22. Februar an verweilt er wieder länger als fünf Wochen zu Jena in lebhaftester, vielseitigster und erfolgreichster Thätigkeit. Schon am 21. März ist „Hermann und Dorothea" nicht allein neu durchgesehen, sondern auch mit Ausnahme der Schlußrede, unter lebhaftester Theilnahme Schillers, vollendet. Da dieser eben an seinem „Wallenstein" arbeitete, dabei Shakespeare und Sophokles las, wurden zwischen ihnen alle Ideen über epische und dramatische Dichtung lebhaft besprochen, und so bildete sich bei Goethe der Plan zu einem zweiten epischen Gedichte ganz anderer Art; zu diesem hatte er einen ihm schon längst vorschwebenden Stoff gewählt, für den er die passende Form bisher vergeblich gesucht hatte. Auch die Uebersetzungen des Aeschylus von W. von Humboldt und des Shakespeare von W. Schlegel regten Goethe an; daneben brachte die Thätigkeit A. von Humboldt, die, wie Goethe bemerkt, allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen, alles bei ihm in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch bedeutend sein kann. Endlich wurde auch Fichtes neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre Abends zusammen durchgenommen. Nur die bildende Kunst war hier

nicht vertreten. Oft sehnte er sich deshalb nach Italien zu seinem Meyer.

Am 31. März kam er mit den Brüdern von Humboldt nach Weimar, wo er mit beiden viel verkehrte, mit Wilhelm ein prosodisches Gericht über die letzten Gesänge seines Gedichtes hielt. Schon Ostermontag den 17. April ging der Anfang des Gedichtes zum Druck ab. Doch bereits hatte ihn wieder ein ganz anderer Stoff angezogen, der Zug der Kinder Israel in der Wüste, dessen ursprüngliche Ueberlieferung er entdecken wollte. Darüber kam er in das Studium der Bibel und des Homer, wobei ihm die wunderbarsten Lichter über das Wesen des Epos aufgingen, und so ward er wieder auf sein zweites episches Gedicht zurückgeführt, dessen Fabel er aufschrieb. Die Nachricht von dem endlich abgeschlossenen Frieden beruhigte ihn, mit wie schweren Opfern er auch erkauft war. In seinem Hause fühlte er sich glücklich. Seinen August ließ er jetzt von einem jungen Eißert unter Aufsicht des Professors Kästner unterrichten. Bloß die Kunde von Meyers angegriffener Gesundheit machte ihm große Sorge. Diesen bat er dringend, nur in die Schweiz zurückzukehren, von wo er ihn nach Italien abzuholen gedachte. Am 15. eilt er nach Jena, um die Stimmung zum Schlusse seines Gedichtes zu gewinnen. Die vier in innigster Verbindung mit Schiller hier zugebrachten Wochen waren für beide sehr fruchtbar. Der Abschluß von „Hermann und Dorothea" gelang und im schönsten Wetteifer schufen sie eine Reihe herrlicher Gedichte, besonders Balladen, welche zu den Perlen unserer Dichtung gehören. Goethe war es, der Schiller in dieses Feld gerufen.

Am 16. Juni mußte er nach Weimar zurück, wo er zunächst die Ankunft des Herzogs zu erwarten hatte, die nicht vor Anfang Juli erfolgen konnte. Erst am 7. Juli erfuhr er zu seiner Freude, daß Meyer nach seiner Heimat zurückgekehrt sei; was aus ihrem eigentlichen Unternehmen werden sollte, kümmerte ihn weniger, als daß der Freund

an dem schönen heimischen See seine Gesundheit pflegen und ruhig das in Italien Gesammelte ordnen konnte. Mit den Seinigen wollte er nach Frankfurt gehn, um sie seiner Mutter vorzustellen, dann allein ihm entgegeneilen. In der Zwischenzeit hatte er, nachdem er mancherlei angegriffen, dem Größten, was noch unvollendet vor ihm lag, seinem „Faust", sich zugewandt und dessen Schema und Uebersicht recht vorgeschoben, als die Ankunft des nach Berlin berufenen Römischen Freundes Hirt ihn zur Baukunst zog und die Zusammenstellung seiner schon alten Gedanken über Laokoon veranlaßte. Auf dringende Einladung kam Schiller zweimal nach Weimar, wo die Freunde über alles, was ihnen am Herzen lag, sich vertraulichst aussprachen, auch viel mit Hirt und Böttiger verhandelten. Schon damals trug Goethe sich mit dem Plane, an die Stelle der schlechten Bretterbude, in welcher man zu Lauchstedt spielte, ein anständigeres Gebäude zu setzen, wozu es zunächst der Erlaubniß des Kurfürsten von Sachsen als Landesherrn bedurfte. Sehr bekümmerte ihn der hoffnungslose Zustand der mit der Schwindsucht ringenden Christiane Becker, für die er schon auf einen Ersatz bedacht sein mußte. Erst eine Woche nach Schillers Entfernung, am 25., kam der Herzog zurück, mit dem er manches, besonders wegen des leidigen Schloßbaues, zu besprechen hatte. Fünf Tage später fuhr er mit Christianen und August seiner Vaterstadt zu.

Voll Jubel nahm die Mutter ihren Wolf mit Schwiegertochter und Enkel auf. Auch von ältern und jüngern Freunden wurde er herzlich empfangen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem Theater, den innern Zuständen seiner Vaterstadt und der herrschenden Stimmung. Schon hier entsagte er der Reise nach Italien, dessen politische Zustände ihm widerwärtig waren. Am 25. schied er von der Mutter, die er nie wiedersehn sollte. Während seines neuntägigen Stuttgarter Aufenthaltes nehmen ihn vor allem das Theater und die bildende Kunst in Anspruch. Mit dem

jungen Professor Thouret unterhält er sich eingehend über Dekorationen bei Schloßverzierungen mit Beziehung auf Weimar. Die ausführlichsten, von genauer und allseitiger Beobachtung zeugenden Berichte sendet er dem Herzog. Auch eine neue Dichtart trägt ihm die Reise ein, Lieder in Gesprächen. Hinter Schaffhausen, wo der gut studirte Rheinfall ihn an die naturgetreue Schilderung in Schillers „Taucher" erinnert, gibt der Anblick eines von Epheu umwundenen Apfelbaums ihm die Elegie „Amyntas" ein. In Zürich kehrt er in dem längst bekannten Gasthofe am See ein; er besucht hier niemand; am andern Nachmittage kommt Meyer. In Stäfa, Meyers Heimat, wird das von diesem Gesammelte durchgesehen, wobei es zu den eingehendsten Besprechungen über Beschreibung von Kunstwerken kommt. Die großen Naturscenen der Umgebung des Vierwaldstättersees drückt er sich auf einer kleinen mit Meyer unternommenen Gebirgsfahrt von neuem ein. Doch erschüttert ihn auf dieser die Kunde von dem längst gefürchteten Tode der vortrefflichen Schauspielerin und weckt den Gedanken an eine sie verklärende Elegie. Sonst fühlt er sich unendlich glücklich. Sein unterdessen erschienenes Gedicht „Hermann und Dorothea" entzückte alle Welt; seit „Werthers Leiden" war es die erste Dichtung, die durchschlug, weil sie ein in ihrer Art vollendetes Kunstwerk war. Auch ein neuer lebhaft aufgefaßter und wohl erwogener epischer Stoff, der überall im Lande begegnende Sagenheld, war ein Ertrag dieser seiner dritten und letzten Schweizerreise. Als endlich auch der Kasten, der die Abbildung der Aldobrandinischen Hochzeit brachte, von Rom angekommen, waren alle Schätze Meyers zusammen, und so konnte das seltene Freundespaar am 21. Oktober seine Rückkehr nach Weimar antreten, um sich dort im Bunde mit Schiller dem Dienste reinster Kunst zu widmen. Neun Tage fesselt sie das Altdeutsche Nürnberg. Am Mittage des 20. November sprechen sie auf kurze Zeit in Jena bei

Schiller ein, der zu Goethes Freude sich entschlossen hat, des Theaters wegen den Winter in Weimar zuzubringen. Abends war das Haus am Frauenplane Zeuge herzlichen Empfanges treuer Liebe.

2.

Die nachwirkende Zerstreuung der Reise und die gehäuften Geschäfte, besonders das Theater, das auf dem besten Wege war, die Redouten, der Schloßbau und neue Anlagen im Parke ließen Goethe zu keiner anhaltenden Thätigkeit gelangen. Er trug sich mit allerlei Planen, auch mit einem epischen Gedicht vom Lebensende des Achilles, ohne einen davon auszuführen, nur die systematische Darstellung der Farbenlehre und ihrer Geschichte ward unter Schillers und Meyers Theilnahme gefördert, und zur Geburtstagsredoute der Herzogin konnte er den zeitgemäßen Aufzug des Friedens bringen, zu dem er sechs Fräulein und eben so viel Kinder ausstatten und einüben mußte. Die Darstellerin des Friedens, Fräulein Wolfskeel, sprach die herrlichen von ihm gedichteten Stanzen. Schiller mußte leider seine Ueberkunft aus Gesundheitsrücksichten auf den März verschieben.

Ende Februar erhielt Goethe die von dem verstorbenen Schnauß geführte Aufsicht über die Jenaer Bibliothek und Münzsammlung. Er setzte es durch, daß Thouret zum Schloßbau berufen ward, da man sich in seiner Abwesenheit zu seinem Aerger an einen Leipziger gewandt hatte. Meyer arbeitete eifrig an der Ausführung ihrer Betrachtungen über bildende Kunst unter Goethes reger Theilnahme.

Anfangs März hielt der schon im vorigen Jahre beabsichtigte Gutskauf den Dichter in großer Spannung. Es handelte sich um ein Freigut bei dem freundlichen Pfarrdorf Oberroßla am rechten Ufer der Ilm, eine Stunde von Oßmannstedt, wo Wieland im vorigen April ein von ihm angekauftes Rittergut bezogen hatte. Der Kauf ward zum Preise von 14,000 Thaler, von denen gleich 6000 bezahlt

werden mußten, am 10. März abgeschlossen. Er selbst hatte das Gut nicht gesehen, sondern sich wohl ganz auf seinen treuen Seidel verlassen, der als Rentamtmann genaue Kenntniß der Verhältnisse besaß. Als er es am 11. besuchte, glaubte er noch einen ganz leidlichen Kauf gethan zu haben, obgleich der Preis nach dem bisherigen Ertrage zu hoch schien. Es war ihm besonders darum zu thun, sich und den Seinen einen behaglichen Landaufenthalt zu verschaffen. Aber auch an diesen Kauf hing sich der Weimarer Klatsch, der wissen wollte, er habe das Geld theils durch Schriftstellerei sich erworben, theils von seiner Mutter bekommen; man fand den Preis übertheuer und fabelte, das Mißverhältniß, in welches er durch Christianen zur Weimarer Gesellschaft gerathen, habe ihn zum Kaufe bestimmt. Aber Goethe begann gerade jetzt erst ein Haus in Weimar zu machen, und mochte es ihm auch unbequem fallen, daß seine Frau nicht als Wirthin die Gäste empfangen konnte, er wußte es so einzurichten, daß diese sich bei ihm wohl fanden. So hatte er am 20. Februar eine Gesellschaft auf den eben nach Paris gehenden Schwedischen Dichter und Legationssekretär von Brinkmann geladen, bei welcher dieser zwischen Frau von Wolzogen und der dichterisch und künstlerisch begabten Amalia von Imhof saß.

Erst am 18. März gelingt es ihm, auf drei Wochen nach Jena zu kommen. Schillers drei vollendete Akte des „Wallenstein" findet er vortrefflich, in einigen Stellen „erstaunend", nur werde es einer grausamen Schere bedürfen, um das Stück bühnenfähig zu machen. Schröders Darstellung der Heldenrolle schien ihm das Höchste, was man auf dem Deutschen Theater erleben könnte. Seine beiden eigenen epischen Plane werden mit Schiller eingehend besprochen, für den „Musenalmanach" die „Weissagungen des Bakis", welche die nach Räthseln gierige Welt in größte Spannung setzen sollten, begonnen und die Elegie auf die Becker bedacht, der Goethe auch ein Denkmal aus freiwilligen

Beiträgen und dem Ertrag einer Theatervorstellung setzen will. An dem mit Meyer beabsichtigten Werke denkt auch Schiller sich zu betheiligen; es soll einzelne auf Kunst bezügliche Abhandlungen in vier kleinen Oktavbändchen geben, an diese Goethes vollständige Uebersetzung des Cellini mit bedeutenden geschichtlichen Anmerkungen sich anschließen.

In Weimar nahmen ihn außer sonstigen amtlichen Geschäften und Zerstreuungen besonders die Vorbereitungen zu den von Iffland versprochenen sechs Gastvorstellungen in Anspruch. Dabei gelingt es ihm, den „Faust" weiter zu führen; zu dieser „barbarischen Komposition" (im Gegensatz zur „Achilleis") sollte Meyer Umrisse auf graubraunem Papier austuschen und mit dem Pinsel aufhöhen. Auch die camera obscura und den übrigen Apparat zur Farbenlehre nimmt er wieder vor. Schillers leidender Zustand hält ihn während des elftägigen Gastspieles in Jena zurück, selbst seine Gattin erscheint nur zur letzten Vorstellung. Den „Egmont" konnte Iffland nicht spielen, weil er ihn zu Goethes Aerger nicht mehr im Gedächtniß hatte. In dieser Zeit gab der Dichter bei sich freies Frühstück auf eigene Kosten, zu welchem Iffland mit seiner häßlichen Frau und eine Anzahl von 20 bis 30 der angesehensten Damen und Herren eingeladen waren. Dem ersten wohnte Frau von Stein mit allen Weimarer Fürstlichkeiten, dem Erbprinzen von Gotha und vielen Damen bei. Fräulein von Wolfskeel war zu ihrem Geburtstage, dem 1. Mai, geladen.

Während Goethe vergeblich Thourets Ankunft erwartet, wendet er sich vom „Faust" der „Achilleis" zu. Acht Tage später, am 20., eilt er, um der Trauung des ältern Sohnes der Frau von Stein und dreier andern Paare im Saale der Freundin zu entgehn, mit seinem August nach Jena. Dieser hatte an Schillers in schmuckem Jägerkostüm sich gefallenden Karl einen lieben Spielkameraden. Goethe selbst bringt die Abende meist in Schillers Garten zu. Ueber das mit

Meyer beabsichtigte Werk macht er Cotta nähere Mittheilung. Es sollte Betrachtungen harmonirender Freunde über Natur und Kunst enthalten; bei der Natur war zunächst nur an die Lehre vom Licht und von den Farben gedacht. Vor Ende Mai zieht ihn Thourets endliche Ankunft nach Weimar zurück, doch schon am 4. Juni kommt er wieder auf drittehalb Woche nach Jena zu dem seiner harrenden Freunde, da er außer den Aufsätzen zu den beabsichtigten Werke für den Musenalmanach sorgen muß, zu dem freilich schon mehrere Gedichte seiner vorjährigen Reise vorliegen; vom 13. bis 17. vollendet er die Elegie auf die Becker, „Die Metamorphose der Pflanzen", „Das Blümlein Wunderschön" u. a. Aber auch magnetische Versuche ziehen ihn sehr lebhaft an. Den 21. übernimmt er das Gut und führt den neuen Pachter ein. Von dort rufen ihn ganz unerwartet seine Geschäfte nach Weimar. Hier und während eines kurzen Aufenthaltes in Jena wird „Tell" näher bedacht. Dann beschäftigen ihn lebhaft der Umbau des Theaters, der schon am 16. Juli beginnt, und das von Cotta übernommene Werk, für welches nun der Name „Propyläen" endgültig bestimmt ist. Am 25. geht Goethes weihevolle Einleitung zum Druck ab. In Ilmenau hat er sich eiserne Körper gießen lassen, an denen er außer den erwarteten noch andere merkwürdige neue Phänomene entdeckt. Ein Schema aller auf Polarität bezüglichen Erscheinungen gelingt ihm. Die Anwesenheit des Holländischen Physikers von Marum ist ihm sehr belehrend. Auch freut er sich des gelungenen Versuches, den Holzstock in Kupfer nachzuahmen. Dagegen ärgert ihn der dem Lande nicht zuträgliche Wiedereintritt des Herzogs in Preußische Dienste.

Anfangs August liest ihm Schiller in Jena die beiden höchst wirkungsvollen letzten Aufzüge des „Wallenstein", so weit sie vollendet waren, doch an eine baldige Benutzung für die Bühne kann er nicht glauben, und so will er selbst zur Eröffnung des Theaters eine Art Vorspiel und Prolog

schreiben. Erst als Schiller nach Abschluß des Musenalmanachs am 10. September nach Weimar kommt, bestimmt er diesen, „Wallensteins Lager“ als selbständiges Vorspiel zur Eröffnung der Bühne zu geben und aus dem „Wallenstein“ selbst zwei Stücke zu machen. Doch nur mit Mühe gelingt es ihm, zeitig genug das Vorspiel nebst dem gleichfalls von Schiller übernommenen Prolog zu erhalten. Die Tage vor der am 12. Oktober erfolgenden Eröffnung waren für Goethe höchst mühselig, aber um so größer auch die Freude, daß sein neues Theater und Schillers Vorspiel allgemeinen Beifall fanden. Das vortreffliche Sprechen der Verse und das frische Leben des „Lagers“ entzückten alle Welt. Wohl nie hat ein Dichter das Werk eines andern mit solchem innigen Antheil auf die Bühne gebracht. Und nun mußte das erste Stück der Tragödie um jeden Preis am Geburtstag der Herzogin folgen, um Schillers Triumph zu steigern, von dessen dramatischen Arbeiten Goethe das Höchste erwartete, da er auf dem glücklich eingeschlagenen Wege mit der ganzen Ausdauer seiner kräftigen Natur fortschreiten werde. Freilich hatte er selbst daran wesentlichen Antheil. Er begleitet ihn nach Jena, von wo er eine Anzeige über die Eröffnung der Bühne für Cottas „Allgemeine Zeitung“ schickt, damit der in alle Welt schreibende Böttiger ihm nicht zuvorkomme. Als ihn die auf den 26. festgesetzte erste im neuen Theatersaal zu haltende Redoute nach Weimar zieht, muß er die Einrichtung des Schlosses betreiben, aber dabei wirft er sich leidenschaftlich auf die Farbenlehre, von der er nicht lassen will, bis er sie ganz abgethan. Zur innigen Freude gereicht ihm Schillers Lob des ersten Stückes der „Propyläen“, durch die er in ähnlicher Weise für die ideale bildende Kunst wirken will, wie Schiller für das ideale Drama, aber auch für ihn selbst sind sie eine wahre Wohlthat, da sie ihn nöthigen, seine so lange herumgeschleppten Ideen und Erfahrungen auszusprechen. Zu Roßla, wohin dringende Geschäfte ihn rufen,

überdenkt er die ganze Farbenlehre. Diese fördert er ernstlich am Anfange seines längern Aufenthaltes zu Jena, wohin er am 11. November kommt. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bilden die drängenden „Piccolomini“. Für die „Propyläen“ bereitet Goethe die romanhaft gehaltenen, höchst bedeutenden Briefe „Der Sammler und die Seinen“ vor. Am 29. beruft ihn der Herzog nach Weimar zurück, da sein alter biederer Straßburger Freund Lerse mit Graf Frieß angekommen, die beide mit dem Hofe in Verbindung standen. Lerse, der mit Pfeffel die Militärschule in Colmar geleitet, war in der Revolution zwei Jahre lang Kommandant der dortigen Nationalgarde gewesen, aber da er dabei kein Genüge fand, hatte er die Vereinigung der zerstreuten Colmarer Archive und Klosterbibliotheken mit Ausdauer, Geschick und Kenntniß betrieben. Goethes Römischer Freund, der Kunstfreund und Sammler Graf Frieß in Wien, hatte ihn dann zum Begleiter seines Sohnes gewählt, mit dem er zwei Jahre in Leipzig weilte. Lerse war ein bedeutender Kunst- und Alterthumskenner geworden, besonders aber zeichnete er sich durch große Münzkunde aus, wovon seine Beurtheilungen der Werke von Eckhel und Sestini zeugen. Wie mußte Goethe sich freuen, den so gerade und treu gebliebenen Freund mit alter Herzlichkeit zu empfangen und mit ihm jener seligen Jugendzeit treu zu gedenken!

In dem ihm meist ungünstigen December ist er bei der argen Zerstückelung seiner Zeit wegen der „polypenartigen“ Geschäfte zu nichts recht aufgelegt. Am 24. beglückt ihn Schillers Meldung, daß er seine „Piccolomini“ an Iffland gesandt und sie in dieser Woche auch für Weimar in Ordnung bringen lasse. Auf seinen Wunsch besorgt er ihm für die Zeit seiner Anwesenheit eine kleine Wohnung im Schlosse, die vor kurzem Thouret inne gehabt, der leider, da sich Schillers Schwager Wolzogen mit ihm überworfen, Weimar den Rücken gekehrt hatte. Trotz alles Drängens erhält Goethe das Stück erst am 31. December.

Während das Theater so einem höhern Schwung entgegenging, hatte eben ein anderes Unternehmen, das dem Dichter zwölf Jahre lang am Herzen gelegen, ein unglückliches Ende genommen. Ein neuer Durchbruch hatte zu Ilmenau alle Hoffnungen zerstört, so daß man nur noch die Stollen und Schachte in fahrbarem Zustand erhielt. Goethe, der diesen Mißerfolg tief empfand, kam die nächsten fünfzehn Jahre nicht mehr nach Ilmenau, nach welchem gerade in diesem Unglücksjahre Freund Knebel, dessen Vermählung mit einer frühern Kammersängerin seine Stellung zu Weimar unhaltbar gemacht, sich zurückgezogen hatte.

Am Neujahrstage 1799 gab Goethe den Schauspielern, da er sie wegen der ihnen bevorstehenden Anstrengung bei guter Laune zu erhalten suchte, ein kleines Frühstück. Erst am 4. kam Schiller, der Mittags meist bei Goethe speiste. Der Januar war für die Freunde so genußreich wie mühsam und durch gesellschaftliche Zerstreuungen bewegt. Den 16. fand bei Goethe großes Mittagsessen zu Ehren Schillers statt, an welchem unter andern Herder, Voigt, Meyer und Böttiger Theil nahmen. Herder war damals etwas milder gestimmt; die „Propyläen" hatten ihm eine „eigene reine und große Stimmung" gegeben. Die Leseproben der „Piccolomini" fanden in Goethes Hause statt, von den Hauptproben hielt Unwohlsein Schiller zurück. Schönster Erfolg krönte die am Geburtstage der Herzogin erfolgte Aufführung; die Geduldprobe, die Goethe bei dem Einstudiren des ungewohnten Sprechens in Jamben überstanden, war reichlich belohnt. Dem zu seinem Bedauern ästhetisch ganz nach französischen Ansichten urtheilenden Herzog gefiel nur die „ausnehmend schöne Sprache", sonst fand er im Stücke eine Menge Fehler; dennoch lud er den Dichter mit Goethe auf den 1. Februar zu sich ein, und er beschenkte die beiden Hauptdarsteller. Noch gelungener war die zweite Vorstellung, die Goethe, weil ihn die Geburtstagsredoute zu sehr angegriffen, versäumen mußte; bei einer spätern

dritten Vorstellung, meinte er, müsse man es noch weiter treiben.

Auf drei Wochen begleitete er den Freund nach Jena, wo ihn außer der Farbenlehre allerlei Geschäfte in Anspruch nahmen, er besonders die drohende Eisgefahr abwenden mußte. An den Aenderungen der „Piccolomini“ und dem sich bildenden dritten Stücke nahm er wieder warmen, einflußreichen Antheil. In Weimar fällt ihm in den trüben, zerstückten Wintertagen der Widerspruch seiner im allgemeinen äußerst günstigen Lage mit seiner Natur auf. Von Schiller gemahnt, wendet er sich wieder zur „Achilleis“, die er bis zum September zu vollenden hofft. Als er am 28. März den Schluß von „Wallensteins Tod“ empfängt, wünscht er dem Freunde zu der vortrefflich gelungenen Dichtung herzlich Glück, von seiner eigenen, den Musen abgetrotzten Arbeit wisse er noch nicht, ob sie etwas tauge. Mit voller Seele hängt er an der Hebung der bildenden Kunst. Er sinnt auf Preisaufgaben für Maler und Bildhauer, zur praktischen Verwerthung der in den „Propyläen“ aufgestellten Grundsätze. Der Herzog erklärte sich, da die Preisstücke in der Weimarer Kunstausstellung erscheinen sollten, zur Zahlung des größten Theiles der zu Preisen bestimmten 30 Dukaten bereit.

Als Goethe, um sich freier der „Achilleis“ zu widmen, nach Jena kommt, vernimmt er zu höchster Freude, daß Schiller, um seinen „Wallenstein“ zu fördern, vorab nichts Lyrisches dichten, sondern im nächsten Musenalmanach nur „Die Schwestern von Lesbos“ von seiner jungen Freundin Amalia von Imhof bringen will. Selbst die Last der Durchsicht des Dilettantengedichtes nimmt er Schiller ab und will dasselbe zur höhern Wirkung mit einer eigenen Elegie einleiten. Das Gelingen des ersten Gesanges der „Achilleis“ gibt ihm frischen Muth, aber leider stockt diese ganz, als er eine kurze Pause macht, um sich der zunächst zu bearbeitenden Motive zu versichern. Unterdessen hatte Fichte durch die unbesonnene

Drohung seiner Abdankung, welcher die mehrerer gleichgesinnten Freunde folgen werde, die ihm wohlwollende Weimarische Regierung zu Goethes Bedauern genöthigt, seine Entlassung auszusprechen.

Am 10. April kehrte Goethe mit Schiller nach Weimar zurück, wo an den beiden nächsten Tagen die Vorproben zu der Trilogie „Wallenstein" gehalten, die drei Stücke den 15., 17. und 20. nacheinander gegeben wurden. „Wallensteins Tod" reißt auch die Kältesten hin. Goethe freut sich aus vollem Herzen dieses ersten wahrhaft durchschlagenden Erfolges seines dichterisch und menschlich ihm eng verbundenen Freundes, der durch sein ideales Drama der Dichtung und der Schauspielkunst neue Bahnen eröffnet habe.

Vom 1. bis zum 27. Mai finden wir ihn wieder in Jena. Er hat einen eigenen Wagen bei sich, in welchem er täglich mit Schiller spazieren fährt. Ihm selbst gelingt unter dessen reger Theilnahme schon am 12. die Vollendung seines „Sammlers", der das Interesse der „Propyläen" in ein breiteres Publikum spielen sollte. Schiller hatte bereits den Druck einer Sammlung seiner Gedichte beginnen lassen. Jetzt entschloß sich auch Goethe, seine in den letzten Jahren entstandenen lyrischen Gedichte als siebenten Band der „Neuen Schriften" erscheinen zu lassen, wozu er die in Distichen geschriebenen einer prosodischen Feile unterwerfen wollte. Schiller sollte den Verleger veranlassen, sich seine neuen Gedichte zu erbitten, was auch geschah. In Weimar hinderten die auf ihm lastenden Geschäfte jede zusammenhängende Arbeit. Die Durchsicht des Gedichtes der Imhof nach strengern Anforderungen machte ihm viele Mühe. Die Ausführung des sinnig erfundenen Denkmals der Becker wurde Döll in Gotha übertragen. In Oberroßla, wohin er am 8. Juni mit den Seinigen ging, nahmen ihn Gutsangelegenheiten so sehr in Anspruch, daß er, als die Herzogin ihn nach Weimar berief, weil der Preußische Staatsminister von Haugwitz, Stolbergischen Andenkens, seine

Bekanntschaft erneuern wolle, sich entschuldigte, doch wurde bald darauf seine Rückkehr nöthig. Der Herzog hatte zu Goethes Bedauern den König von Preußen eingeladen, auf seiner Erfurter Reise nach Weimar zu kommen, das auf einen königlichen Besuch nicht eingerichtet war, da die herzogliche Familie selbst sehr enge wohnte. „Verhältnisse nach außen machen unsere Existenz und rauben sie zugleich", schreibt er mißvergnügt an Schiller, „und doch muß man sehn, daß man so durchkommt; denn sich, wie Wieland gethan hat, gänzlich zu isoliren, ist auch nicht rathsam." Damals fiel ihm auch sein wunderlicher Landsmann Johann Isaak Gerning wieder zur Last, der jetzt zweiundzwanzigjährige Sohn des bekannten Entomologen. Als der König und die Königin von Neapel bei der Kaiserkrönung des Herbstes 1790 in dessen väterlichem Hause wohnten, faßten sie so große Zuneigung zu dem dreizehnjährigen Knaben, daß sie ihn nach Neapel einluden. Bei seinem dortigen Besuche im Jahre 1794 soll die Königin ihn wie ihren Sohn behandelt haben. Vom Glanz dieser Gunst strahlend, kam er nach Weimar und Jena, wo er durch seine Bekanntschaft mit dem Neapolitanischen Königspaare, Goethes Landsmannschaft und seine Dichtergabe sich bestens empfohlen glaubte. Er fand bei der Herzogin Mutter, den Weimarer Heroen und dem guten Knebel Zutritt. Goethe zeigte sich ziemlich kalt, da er Gernings Absicht und Nichtigkeit durchschaute. Den Winter hörte dieser in Jena Vorlesungen. Später sandte er dichterische Beiträge an Musenalmanache und Monatsschriften; auch Schiller und Wieland wurden damit beglückt. Als er im Sommer 1797 wieder nach Italien reiste, bot er sich Goethe zum Reisebegleiter an; dieser konnte höflich ablehnen, da er wegen der Reise nichts zu bestimmen vermöge. Jetzt hatte er Freund Knebel in Ilmenau besucht, von dem er eben zu Goethe als seinem Musenbruder kam. Auf ihn geht dessen Aeußerung im Briefe an Schiller, er habe neulich einen poetischen Dilettanten bei sich gesehen, der ihn zur

Verzweiflung gebracht hätte, wäre er nicht in der Stimmung gewesen, von diesem Gezücht sich einen recht anschaulichen Begriff zu machen. Gerade gegen den dichterischen Dilettantismus war das Streben der verbündeten Dichter gerichtet. Bessere Aufnahme als bei Goethe fand Gerning bei Herder.

Am 30. Juni kam Schiller, der zu Goethes inniger Freude endlich seine „Maria Stuart" begonnen hatte, nach Weimar zur Aufführung von „Wallensteins Tod", welche der König sich vom Herzog erbeten hatte. Nach der Cour bei Hofe ward das Theater besucht. „Wallensteins Tod" gelang vortrefflich. Der König ließ den Dichter in seine Loge rufen und sprach sich beifällig über das Stück aus; die Königin unterhielt sich lange mit ihm wie auch mit Herder. Daß Goethe sich besonderer Gunst des königlichen Paares erfreut, hören wir nicht. Die Königin war ihm nicht gewogen, und seine äußere Erscheinung war damals nicht besonders anziehend, da er übermäßig dick geworden. Freilich ehrte sie außerordentlich seine Mutter, bei der sie im Jahre 1790 gewohnt; sie beschenkte sie vier Jahre später mit einem goldenen Halsbande. Erst in ihren Unglückstagen ward die Königin von der Tragik des „Wilhelm Meister" mächtig angezogen. Leicht verschmerzte es Goethe, daß die Sonne der königlichen Gunst ihn nicht beschien; leuchtete sie ja dem Freunde, dessen Anerkennung als erster Deutscher Dramatiker ihm so sehr am Herzen lag. Dagegen drückte ihn gewaltig die gerade in dieser Zeit ihm zukommende Meldung Cottas, daß er kaum 450 Exemplare der „Propyläen" abgesetzt und bereits 2500 Gulden Schaden habe. Goethe verschwieg dies dem Freunde, um ihm das Glück dieser Tage nicht zu trüben. Als Schiller bei seiner Rückkehr aus einem Briefe Cottas ersah, wie mißlich es mit einem Unternehmen stehe, von dem beide Freunde sich das Beste versprochen hatten, wurde er über diese „unerhörte Erbärmlichkeit" des Publikums leidenschaftlicher aufgeregt als Goethe, der nur herzlich bedauerte, daß dieser edle

Same auf einen so unempfänglichen Boden gefallen. Suchte dieser auch zunächst die Fortsetzung möglich zu machen, das begeisterte Vertrauen, womit er die „Propyläen“ begonnen, war geschwunden. Da der Herzog wegen der beabsichtigten Verbindung des Erbprinzen mit einer Russischen Großfürstin den Schloßbau möglichst rasch vollendet sehn wollte, hielt er Goethes Anwesenheit für dringend nöthig. Bei seiner argen Verstimmung, daß es den Menschen nicht um Einsicht, sondern um Unterhaltung zu thun sei, fühlte dieser sich zu nichts aufgelegt. Bei solcher geistigen „Erniedrigung“ konnte er der bei Wieland zu Besuch gekommenen alten Mama Laroche und ihren Enkelinnen, zwei Töchtern seiner schon vor sechs Jahren hingeschiedenen Max Brentano, mit ruhiger Fassung, ja mit voller Freundlichkeit begegnen. Er war mit Wielands alter Jugendfreundin in Tiefurt zusammen, kam bei einem kurzen Aufenthalt zu Oberroßla nach Oßmannstedt zu Mittag und lud sie und die Ihrigen auf den 26. Juli bei sich zu Mittag ein. Die gute alte Freundin, die Goethe nichts mehr sein konnte, wurde von diesem „empfindsamen Diner“, bei dem auch Wieland, Frau von Stein, Frau von Wolzogen und Amalia von Imhof zugegen waren, wie berauscht, und liest man ihre ausführliche Beschreibung des Festes, so muß man gestehn, das Ganze war meisterlich ausgedacht, um die alte Freundin in den dritten Himmel zu entzücken. Zuletzt erschien sogar während einer aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönenden Musik ein Amorino, der niemand anders war als — Goethes zehnjähriger August. Tags vorher hatte er die Dichter Tieck, Hardenberg und W. Schlegel zu Tische, da er allen wirklichen Talenten freundlich entgegenkam.

Um der mancherlei Unruhe in seinem Hause zu entgehn, flüchtet er, da er wegen der länger andauernden Abwesenheit des Herzogs und Voigts sich nicht entfernen kann, Ende Juli in seinen Garten, wo er ganz allein lebt, da er Christianen und August nach Jena gesandt hat.

Letzterer zeigte, wie Wilhelm Meisters Felix, viel Geschick zum Schreiben, zu Sprachen und allem, was angeschaut werden muß; auch erfreute er sich eines guten Gedächtnisses. Nur das, was wirklich in ihm lag, zu entwickeln und alles, was er lerne, ihn gründlich lernen zu lassen, war Goethes Grundsatz. In seinem Garten versucht er eine besondere Art der Ballade, die für den Tonsetzer berechnete dramatische „Erste Walpurgisnacht", er arbeitet an der Zusammenstellung und Nachbesserung seiner Gedichte für den Druck, sieht für den Musenalmanach „Die Schwestern von Lesbos" durch und beschäftigt sich mit Winckelmann und der Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Nachts macht er durch ein Teleskop Mondbetrachtungen. Der Schloßbau, mit dessen Plan er nicht einverstanden ist, zieht ihn oft in die Stadt, wo er auch für Schiller, der des Theaters wegen den Winter in Weimar zubringen will, eine Wohnung miethet. Die allmählich in großer Zahl einlaufenden Preiszeichnungen und ihre Aufstellung bespricht er mit Meyer. Auch nach der Rückkunft des Herzogs wird er noch durch Geschäfte zurückgehalten. Gegen den 10. September kam Schiller auf einige Tage nach Weimar, wo über die Preiszeichnungen verhandelt wurde. Damals erhielt er das von der Herzogin ihm zum Danke für den „Wallenstein" verehrte Silbergeschirr. Der Herzog gab ihm auf seine Eingabe eine jährliche Zulage von 200 Thaler, wobei er die Hoffnung aussprach, Schiller werde den Weimarer Theaterliebhabern künftig seine Dramen vor der Vollendung vorlegen. Dabei dachte er besonders an sich selbst, obgleich Schiller an Goethe den besten Berather hatte. Karl August hatte durch sein näheres Verhältniß zu der bedeutenden, sich auch als Schauspielerin auszeichnenden Sängerin Karoline Jagemann ganz besondere Neigung für die Bühne gewonnen. Seine Leidenschaft für das französische Theater ließ ihn gegen Goethe den Wunsch aussprechen, Voltaires „Mahomet" auf der Bühne zu sehn.

Erst am 16. kommt Goethe auf vierzehn Tage nach Jena, wo er mit W. Schlegel seine Gedichte durchgeht. Gegen Ende des Monats greift er endlich die Uebersetzung „Mahomets" an, zu deren Fortsetzung er um Urlaub bis zum 13. Oktober bittet. Seine nähere Verbindung mit den beiden Schlegel, die ihn häufig besuchten, war vielen ärgerlich, selbst Schiller etwas darüber verstimmt; doch ging Goethe zu niemand als zu diesem und seinem alten Landsmanne, dem geheimen Kirchenrath Griesbach. In der Nacht auf den 12. ward Schiller eine Tochter geboren, unter deren Pathen auch Goethe sich befand.

In Weimar erschreckt den von Geschäften Zerstreuten die Kunde der gefährlichen Erkrankung von Schillers Gattin; ihm selbst ist es zu schmerzlich, den Freund in dieser Noth zu sehn. Zur Ablenkung seiner Gedanken geht er mit den Seinigen zur Kirchweihe nach Niederroßla, wo ihn bessere Nachrichten von der Kranken beruhigen. Als die Krankheit vorüber, zeigt sich leider, daß der Kopf gelitten habe. Während Goethe mit dem Bericht über die Preisvertheilung und mit der Stellung einer neuen Preisaufgabe sich beschäftigt, erfreut ihn die Ankunft seines Römischen Freundes Bury, der auch bei Hofe freundliche Aufnahme findet. Den 6. kommt Schiller auf einige Stunden nach Weimar, wo er seinen Karl bei August zurückläßt. Tags drauf stellt sich Professor Döll mit dem Denkmal der Becker ein, das Goethe übernimmt und zunächst im Schloßhof niedersetzen läßt. Zur Aufstellung gibt der Herzog einen Beitrag.

Am 9. geht Goethe auf mehrere Wochen nach Jena, wo er den Gedanken des noch immer um seine Gattin besorgten Freundes wenigstens eine wohlthätige Ableitung zu geben hofft. Hier gelingt ihm die Vollendung „Mahomets", aber viel bedeutender war es, daß er durch den ersten Band der »Mémoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon Conti« zu der Dichtung seiner „Eugenie", der später sogenannten „Natürlichen Tochter" getrieben wurde. In dieser,

die ihm schon am 18. aufging, dachte er sich endlich von dem ungeheuern Stoffe der Französischen Revolution zu befreien, indem er die wunderbare Herstellung der durch Schuld des Königs und des Adels gestürzten Monarchie auf der sichern Grundlage der Achtung des Volksrechtes von Seiten des Fürsten wie seiner Diener und des Vertrauens und einträchtigen Zusammenwirkens mit der Regierung von Seiten des Volkes zur Darstellung bringen wollte. Die Dichtung lag ihm so am Herzen, daß er selbst Schiller seinen Plan verheimlichte. Die Verbindung mit W. Schlegel bringt ihn auf die Sonettenform, die er zunächst zur derben Verspottung des Kunstdilettantismus verwendet. Diesmal gelingt ihm auch das Schema der ganzen Farbenlehre. Sogar als Schiller am 3. December mit seiner genesenden Frau nach Weimar zieht, hält es Goethe noch mehrere Tage in Jena zurück, um den Plan und das Schema der beiden ersten Stücke der Trilogie seiner „Eugenie“ zu entwerfen.

In Weimar benutzt er seine durch Geschäfte sehr zerstückelte Zeit zur letzten Reinigung des „Mahomet“. In seinem Hause verkehrte damals viel der in der Nähe wohnende eben seine Abhandlung über die Anatomie der Mäuse schreibende Mediziner Nikolaus Meyer aus Bremen, der im vorigen Jahre nach Jena gekommen war und seit dieser Zeit von Goethe gern gesehen ward. Er benutzte jetzt dessen anatomische Sammlungen und durfte seine Mäusepräparationen auf dem Küchenherde anstellen. Mit Christianen und August stand Meyer auf vertraulichem Fuße; mit ersterer besuchte er häufig die Tanzplätze, was denn von der Klatschsucht ausgebeutet wurde. Schiller, der seine neue Wohnung bezogen hat, während seine Gattin sich noch bei Frau von Stein erholt, ist Abends viel bei Goethe. Am 17. liest dieser ihm, dem Herzog und der Herzogin „Mahomet“ vor, über dessen Aufführung der Herzog eingehend mit ihm verhandelt. Den 18. ladet Goethe zuerst Schillers Gattin zu sich ein. Am 23. hat er eine große Abend-

gesellschaft, darunter auch Herder, auf eine Vorlesung des „Mahomet“ geladen. Vier Tage später ißt er mit Schiller beim Herzog zu Mittag. An den drei ersten Akten der „Maria Stuart“ nimmt er freudigen Antheil. Fühlt er sich auch am Schlusse des Jahres unwohl, so verbringen doch die Freunde den Silvesterabend in herzlichster Vertraulichkeit.

Im letzten Jahre des Jahrhunderts sehen wir beide auch in der Leitung des Theaters vereinigt. Schiller übt nicht blos seine eigenen Stücke ein, sondern vertritt Goethe auch bei den Proben anderer, in der Noth selbst bei Opern, obgleich er von Musik keine Kenntniß hat. Den schon im vorigen Jahr nach Weimar gekommenen Kotzebue, der auch bei der Herzogin Mutter in Gunst stand und nichts für seine Stücke verlangte, können sie nicht ausschließen. Besondere Sorgfalt erfordert zunächst der vom Herzog so bewunderte „Mahomet“, der am Geburtstage seiner Gattin gegeben werden soll. Einen Prolog dazu, welcher ausspreche, nicht als Muster zur Nachahmung, nur als ausgeprägte nationale Kunstform trete das klassische Französische Drama auf die sich hebende Deutsche Bühne, übernahm Schiller; auch sollte dieser „Macbeth“, Goethe seine „Iphigenie“ bearbeiten. „Macbeth“ wurde von Schiller gefördert, da der herrschende niedrige Barometerstand diesem zuträglich war, während Goethe nur bei hohem sich wohl befand. Mit der Bearbeitung der „Iphigenie“ wollte es nicht gelingen. Mochte die Aufführung „Mahomets“ auch die Gegner zu tollem Gerede aufreizen, Goethe war überzeugt, Dichter, Schauspieler und Zuschauer könnten aus dieser Vorstellung manche gute Lehre ziehen. Der Herzog, der sein Lieblingsstück zweimal wiederholen ließ, suchte die spätern Vorstellungen durch seine Bemerkungen zu verbessern.

Nach der Mitte Februar erkrankt Schiller so heftig, daß er noch in der sechsten Woche die Folgen davon spürt. Goethe, der ihn fleißig mit Meyer besucht und besorgten Antheil an ihm nimmt, ist so unpoetisch und unkritisch,

daß ihm die Durchsicht seiner distichischen Gedichte nicht gelingen will, die er deshalb W. Schlegel sendet; an „Eugenien“ zu gehn, fehlt ihm aller Muth. Sein von Bury gemaltes etwas idealistisches, aber höchst ähnliches Brustbild, ein wenig über Lebensgröße, ward allgemein bewundert, aber dieser begann ihn nun auch sitzend mit den Attributen der Bühne zu malen. Endlich am 8. April schickt Goethe den Schluß seiner Gedichte, bei deren Anordnung ihn Schillers Theilnahme wesentlich gefördert hat, zum Druck ab. Um sich neu zu erfrischen, folgte er am 28. dem Herzog zur Leipziger Messe. Mit dem berühmten Metriker Hermann hielt er damals ein langes Gespräch. Eine Deutsche Metrik wollte dieser erst schreiben, wenn Goethe sie geschaffen. Auch mit Cotta traf er zusammen, dem er zu den weibliche Karrikaturen darstellenden Kupfern seines Damenkalenders einen ausgleichenden Text versprach. Seine Christiane und August ließ er am 9. Mai nachkommen, damit sie sich des bunten Meßgetriebes, dieser „Welt in nuce“, erfreuten. Mit ihnen kehrte er am 16. nach Weimar zurück, das Schiller eben, nachdem er die Bearbeitung des „Macbeth“ glücklich auf die Bühne gebracht, verlassen hatte, um in Ettersburg seine „Maria Stuart“ zu vollenden. Bei Schillers Rückkehr am 9. Juni nahmen ihn sofort die Proben derselben in Anspruch. Die am 14. stattfindende Aufführung war ein neuer Triumph des Dichters, der auch gegen die Bedenken des Herzogs, die Goethe nicht mißbilligen konnte, die Kommunion auf der Bühne durchgesetzt hatte. Goethe verlor in dieser Zeit durch einen plötzlichen Tod seinen treuen Lerse, den gerade in den letzten Tagen noch ein herzlicher Gruß seines berühmten Straßburger Freundes beglückt hatte.

Lange fühlte er sich zu nichts recht gestimmt; kaum kam der Aufsatz für Cotta zu Stande; mit Faust rückte es nicht recht vor, während Schiller schon einen neuen Stoff ergriffen hatte. Am 22. Juli floh er nach Jena, wo er freilich auch manches Geschäftliche zu besorgen hatte. Hier übersetzt er,

um etwas zu thun, die drei letzten Akte von Voltaires „Tankred“, von dem er schon Schiller gesprochen, aber er dachte ihn freier zu bearbeiten, auch mit Chören auszustatten. Daneben bedenkt er die Einführung der Helena im „Faust“, die ihm so gut gelingt, daß er diesen Theil des Stückes in vierzehn Tagen weit zu bringen hofft. In Weimar, wohin er sich am 4. August gezogen fühlt, beschäftigen ihn der Schloßbau und die nach und nach einlaufenden Preisstücke. An dem für ihn so bedeutenden Geburtstage des Herzogs treibt es ihn nach Jena, um die „Helena“ zu beginnen. Den 21. September besucht ihn Meyer mit Schiller wegen der Beurtheilung der Preisstücke. Die Preisvertheilung und die Fassung der neuen Preisaufgabe werden hier festgestellt. Der Anfang der „Helena“ ergreift Schiller mächtig. Die Ausführung der Beurtheilung der Preisstücke für die „Propyläen“, die Unterhaltungen über höhere Physik mit Ritter, die philosophischen Gespräche mit Niethammer und Fr. Schlegel ziehen Goethe bald von der Dichtung fast ganz ab. Seine Natur trieb ihn, aus den Gesprächen mit tüchtigen Männern jeder Art das ihm Förderliche zu gewinnen, wie er ja auch aus den großen Philosophen sich nur das herauslas, was ihm gemäß war. In Weimar fühlt er sich jetzt vom Kreise der Herzogin Mutter angezogen; zu der Aufführung eines Gotterschen Lustspiels in Masken dichtet er einen Prolog, diktirt Fräulein Wolfskeel ein Festspiel auf den Jahrhundertwechsel, das zum Geburtstag der Herzogin Mutter in Masken gegeben werden soll, und betreibt dessen Einübung. Allgemeinster Beifall lohnte den Dichter und die Darsteller. Lebhaft wendet er sich dem Theater zu; er entschließt sich, eine dramatische Preisaufgabe im Verein mit Schiller zu stellen und zur Feier des Jahrhundertwechsels eine Reihe von Festvorstellungen zu geben. Das letzte Stück der „Propyläen“ (III, 2) war nun ausgedruckt, ohne Andeutung, daß es das letzte sein solle. Mitte November eilt er wieder

nach Jena, wo ihn gleich wieder Naturforscher und Philosophen, unter ihnen der dorthin zurückgekehrte Schelling, ganz in Anspruch nehmen. Der Schloßbau und das Theater ziehen ihn auf kurze Zeit nach Weimar. In Jena geht er zunächst an „Faust", als aber Iffland schreibt, er wolle am nächsten Krönungsfeste seine Uebersetzung des „Tankred" aufführen, sucht er diese mit Aufwendung seiner ganzen Kraft zu vollenden, wobei er leider vorab auf eine freie Bearbeitung und auf die Ausstattung mit Chören verzichten muß. Das Stück sollte denn auch in Weimar zum Geburtstage der Herzogin aufgeführt werden. Um seinen Zweck zu erreichen, muß er sich ganz allein in seinem Zimmer halten; nur einmal geht er an einem schönen Tage spazieren. Und so gelang es ihm; schon am 25. sandte er den Schluß an Iffland zugleich mit einem Vorschlage zu lyrischen Episoden. Einen heftigen Katarrh, den er sich in dem alten kühlen Schlosse zugezogen, hatte er, um nicht gestört zu werden, auf den Rath eines jungen Mediziners durch Peruvianischen Balsam mit Opium und Myrrhen zurückgeworfen. Der Herzog hatte indessen zu Schillers und Goethes Aerger, als er von den beabsichtigten Festlichkeiten zum Jahrhundertwechsel vernahm, sich scharf dagegen erklärt, besonders sein Mißfallen geäußert, daß man nicht mit der Theaterdirektion darüber verhandelt habe, worauf Schiller sich gleich zurückzog.

Am 26. kehrte Goethe mit dem für die Weihnachtsferien in sein Haus geladenen Schelling nach Weimar zurück, wo sie ihre Ansichten über Natur und Kunst frei aussprachen. Zu der Redoute am Schlusse des Jahrhunderts hatte Goethe einen Aufzug angeordnet. Nach Mitternacht zog er sich mit Schiller, Schelling und dem ihm gleichfalls befreundeten, von ihm begeisterten Naturphilosophen Steffens (später kam auch der Mediziner Hufeland) in ein Nebenzimmer zurück, wo er bei fließendem Champagner lustig, ja übermüthig den Schluß des Jahrhunderts mit den Freunden feierte. Hufeland gegenüber, der einen Ruf nach Berlin

angenommen, sprach sich eine entschiedene Abneigung wider Preußen in launiger Unbefangenheit aus.

Schon am 2. Januar, an demselben Tage, der Lavater, den treuen Vertreter von Recht und Ordnung, durch den Tod von seinen langen Leiden befreite, wurde Goethe von einem Katarrh befallen, den er sich am vorigen Abend im Theater zugezogen, wo man mit Haydns „Schöpfung" und Goethes „Iphigenie" das Jahrhundert würdig eröffnet hatte. Es war nur eine Rückkehr des ungeschickt zurückgeworfenen Uebels. Blatterrose mit Fieber und Krampfhusten traten hinzu; um nicht zu ersticken, mußte der Kranke in stehender Stellung bleiben, wie vor einunddreißig Jahren in Frankfurt; die den ganzen Hals und Kopf ergreifende Geschwulst zog sich auch auf das linke Auge. Man fürchtete einen Gehirnschlag. In seinen Fieberphantasien brach der alte Heide in die beweglichsten, herzergreifendsten, wahrhaft begeisterten Reden an den Erlöser aus. Fünf Tage war er ohne alle individuelle Empfindung. Frau von Stein und Schillers Gattin vergossen die bittersten Thränen. Ganz Weimar war von ängstlichster Trauer hingerissen; jetzt erst empfand man, was man seiner Aufopferung zu danken habe. Am 13. konnte Goethe selbst melden lassen, alles scheine wieder auf gutem Wege zu sein. Der Genesende war äußerst betrübt, besonders seinen August konnte er nicht ohne Thränen sehn. Der Gedanke, in welchem Unglück er die nicht angetraute Christiane und seinen nicht anerkannten August hinterlassen haben würde, ergriff ihn; beider Liebe hatte er nie so voll und rein erkannt wie in diesen Tagen. Schon am 15. sandte er Frau von Stein seinen Dank für ihre innige Theilnahme; bald hoffe er ausgehn zu können. Vier Tage später dankte er schriftlich dem Herzog, der ihn darauf besuchte. Da er nicht ganz unthätig sein konnte, wandte er sich gleich zur Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins über die Farben. Meyer, Schiller, Voigt, Einsiedel und Loder leisteten ihm Gesellschaft. Bald empfand er

das Bedürfniß nach Musik. Am 22. war bei ihm ein kleines Konzert, in dem wahrscheinlich die Jagemann und deren jüngere Schwester sangen, wie bei einem im April in seinem Hause veranstalteten. Erst am 24. öffnete sich das linke Auge. Jetzt hatte er auch die Freude, die Herzogin Mutter mit Fräulein Göchhausen und Wolfskeel bei sich zu empfangen. Die Herzogin fand sich selbst unwohl. Als am 26. Frau von Stein und Schillers Gattin ihn besuchten, bat er aufs neue um ihre Freundschaft, als wenn er eben in die Welt zurückgekehrt wäre. Die Proben des am Geburtstage der Herzogin aufzuführenden „Tankred" leitete Schiller, nur ging Goethe selbst die Rolle der Amenaide mit Fräulein Caspers durch. Am Abende nach der Probe aß Schiller bei ihm. Vom glücklichen Erfolge der Aufführung benachrichtigte ihn der Freund noch an demselben Abend.

3.

Ungemeine Freude bereitete dem Genesenden der herzliche Glückwunsch von Kapellmeister Reichardt, den die „Xenien" so scharf getroffen hatten. „In den letzten vierzehn Tagen", schrieb er diesem am 5. Februar, „habe ich Zeit und Gelegenheit gehabt, mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen; keiner ist, wie es scheint, abgerissen, die Kombination geht wie vor Alters fort und die Produktion scheint in einem Winkel zu lauern, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen." Tief empfand er jetzt, wie günstig seine Lage in Weimar sei trotz allem, was ihn dort drückte. Daß er durch seine Verbindung mit Christianen in eine schiefe Stellung zur Gesellschaft gerathen, entging ihm nicht, eben so wenig daß diese bei allem Werthe, den sie für ihn habe, ihm doch nicht das Glück inniger Seelengemeinschaft biete, und sie auf seinen August nicht so fördernd wirken könne, wie es eine geistig höher stehende Mutter vermocht hätte: aber an eine Lösung seines Ehebundes konnten seine Liebe und sein

edler Mannessinn nicht denken, vielmehr trieb es ihn, seine „liebe Kleine", deren „unermüdete Thätigkeit" er nicht genug rühmen konnte, und die, wie er seiner Mutter schrieb, mit ihrem Knaben ihm beim Wiedereintritt in das Leben viel Freude gemacht, mehr zu heben, ja in einem günstigen Augenblick durch eine Trauung der verletzten Sitte genugzuthun. Auch die Nothwendigkeit, August rechtlich als seinen Sohn anzuerkennen und ihn durch gemeinschaftliche Ausflüge eng an sich anzuschließen, stellte sich ihm lebhaft dar.

Schon am 7. geht er wieder an den „Faust". Außerordentliche Freude machen ihm die drei ersten Akte der „Jungfrau", die Schiller ihm vorliest. Theater und Schloßbau treten wieder an ihn heran. Mit der Jagemann geht er die Rolle der Amenaide in seinem Zimmer durch; am 20. hält er selbst im Theater Probe des „Tankred". Leider sollte die Bühne ihm bald Aerger genug bereiten; nicht allein, daß ein Hader zwischen der Jagemann und dem Kapellmeister Kranz mit dessen Entlassung endigt, gegen die Herzogin selbst muß er die Würde der Theaterleitung in einem Rollenstreit wahren, ja leicht wäre es, da Schillers Gattin sich ungebührlich einmischte, zu einem Bruche mit dem eng verbündeten Dichter gekommen, hätte nicht Goethe trotz aller von der Krankheit ihm gebliebenen Reizbarkeit, die weder die Herzogin noch Schillers Gattin achteten, sich zurückgehalten. Am 25. März geht er mit den Seinigen nach Oberroßla. Gab es hier auch unangenehme Verhandlungen mit dem verschwenderischen, zahlungsunfähigen Pachter, der das Gut räumen soll, so bekommt ihm doch dieser durch manche Besuche belebte Frühlingsaufenthalt sehr gut. Auch an „Faust" wird gearbeitet. Erst auf wiederholte Einladung des Herzogs, der manches mit ihm zu verhandeln hat, kehrt er nach drei Wochen zur Stadt zurück, wo ihn Schiller mit dem Schlusse seiner „Jungfrau" erfreut. Jetzt wagt er auch mit seiner Christiane auszugehn, und bei einem Mittagessen, das er der Hofmarschallin Gräfin Egloffstein

und den Hofdamen der Herzogin gibt, empfängt diese die Gäste. Schon nach zehn Tagen eilt er wieder nach Oberroßla, wo er endlich den alten Pachter los wird, aber, da der neue erst zwei Monate später anzieht, gibt es manches zu besorgen. Die Zeit benutzt er zur Anlage eines Spazierganges, wobei ihn seine Parkspielerei etwas zu weit führt. Zu seinem Aerger hintertrieb der Herzog damals seiner Jagemann zu Liebe die Aufführung von Schillers „Jungfrau".

Mit dem aus Berlin angekommenen Professor Gentz verhandelt er in Weimar über den Schloßbau und die neuen Parkanlagen. August wird jetzt rechtlich als sein Sohn anerkannt. Den 5. Juni tritt er mit diesem die ihm verordnete Reise nach Pyrmont an. Wie früher Fritz Stein und Herders August, so erheiterte und unterhielt ihn jetzt Augusts Begleitung, und zu seiner Freude sah er, wie viel derselbe dadurch gewann. In Göttingen, wo dem Dichter der Antheil der Studenten an ihm sehr wohlthut, verlebt er mehrere belehrende und angenehme Tage. Die Pyrmonter Kur greift ihn sehr an; kaum kann er sich mit der Farbenlehre beschäftigen. Als am 9. Juli der sehr leidende Herzog ankommt, hindert ihn seine fieberhafte Aufregung sich mit ihm zu unterhalten. Um so angenehmer und unterrichtender sind ihm die vier Wochen, welche er darauf in Göttingen genießt, wo das ganze corpus academicum auf ihn zuströmt. Seinen Hauptzweck, zur Geschichte der Farbenlehre zu sammeln, erreicht er vollkommen, aber auch seine alte osteologische und botanische Neigung findet hier Nahrung und August wird ein leidenschaftlicher Mineralog. Christiane und Meyer holen ihn zu Kassel ab; er verläßt sie zu Gotha, wo er in dem angenehmen Sommeraufenthalt des Prinzen August im engsten Kreise mehrere freundliche Tage verlebt, auch sein Geburtstag liebevoll gefeiert wird.

Wohlgemuth kehrt er den 30. August nach Weimar zurück. Hier findet er den Baumeister Rabe, der den Schloßbau zu führen unternommen hat und ihn nach dem end-

lich einmal endgültig festgesetzten Plane tüchtig fördert. Die Preisstücke werden mit ältern Werken in zwei Zimmern des Theaters aufgestellt; die Ausstellung ist trotz des diesmal erhobenen Eintrittsgeldes gut besucht. Die Vorbereitung zu den am 21. September beginnenden Gastvorstellungen der berühmten Unzelmann und den für diese zu veranstaltenden Gesellschaften nahmen Goethe sehr in Anspruch, nicht weniger die Anwesenheit der Künstlerin selbst. Das Gastspiel wirkte bildend auf Schauspieler und Zuschauer.

Am 8. Oktober starb Hofrath Büttner in Jena; die Ordnung des Nachlasses und der an die Universität fallenden Bibliothek fiel Goethe zu. Schon den 18. ging er deshalb nach Jena, von wo ihn die Feier des Geburtstages der Herzogin Mutter am 24. auf kurze Zeit nach Weimar zurückzog. In seiner heitern Stimmung traf er damals Anordnungen zu einem jeden zweiten Mittwoch in seinem Hause stattfindenden Abendkränzchen, an welchem außer ihm noch dreizehn Personen, sieben Damen und sechs Herren, theilnahmen, besonders die Gräfin von Egloffstein, welche Goethes Hälfte bildete, Schiller und Frau, dessen Schwager und Schwägerin, Amalia von Imhof, die Hofdamen Göchhausen und Wolfskeel, Voigt, Meyer und Hauptmann von Egloffstein. Auch der Herzog, die Prinzen und die Prinzessin wurden geladen, doch sollte es ganz lustig hergehn. Nach Jena zurückgekehrt, verkehrte er mit seinem dort studirenden Neffen, der den guten geraden Sinn seines vor zwei Jahren verstorbenen Vaters nicht verleugnete, und mit dessen beiden Vettern, den Söhnen von Hieronymus Schlosser, von denen der jüngere ein „Enragé für die neueste Philosophie war, so daß er und Schelling daran ihr Wunder sahen". Auch die beiden Söhne von Voß studirten dort, von denen ihm der eine etwas überspannt, der andere etwas dunkel schien. An Schillers Geburtstag kehrte er zurück; den folgenden Abend war das erste Kränzchen, zu welchem Goethe das burleske „Stiftungslied" im besten Volkston dichtete. Lei-

der mußte schon das nächste wegen der in Weimar herrschenden Masern ausfallen. Am 28. betrat Lessings von Schiller bearbeiteter „Nathan" mit großem Erfolg die Bühne. Da Goethe Zuschauer und Schauspieler an alle Kunstformen gewöhnen und sie dadurch bilden wollte, wagte er es jetzt mit W. Schlegels antikisirendem „Jon". Am 1. December wurde auch Schillers Haus von den Masern befallen, so daß dieser erst am 14. wieder mit Goethe spazieren fahren konnte. Außer den mit großer Sorgfalt geleiteten Proben des „Jon" beschäftigte ihn der Bericht über die Preisstücke und die neue Preisaufgabe. Da Goethe die „Propyläen" aufgegeben, sollten die betreffenden Mittheilungen in Zukunft in der „Literaturzeitung" erscheinen. Für das nächste Jahr konnte man den Preis verdoppeln. Aber auch dichterisch war Goethe trotz des Decembers gestimmt; der erste Akt der vor allen verheimlichten „Eugenie" wurde vollendet. Schiller schloß am 27. seine für den Geburtstag der Herzogin bestimmte Bearbeitung der „Turandot", doch ein Unwohlsein hinderte ihn, auf dem zweiten, am Silvesterabend stattfindenden Kränzchen zu erscheinen. Goethe stiftete dazu ein munteres, gedanken- und schwungvolles Lied auf den Jahreswechsel.

Heiter begann er das zweite Jahr des Jahrhunderts. Zum Aerger der Frau von Stein ließ er sich mit seiner Christiane im Schlitten fahren, wogegen er bei großen Schlittenfahrten einer adligen Dame den Platz neben sich anbot. Auf schlimmen Widerstand stieß der am 7. die Bühne betretende „Jon", den die Gegner als unsittlich verschrieen. Da Goethe vernahm, der von den Gebrüdern Schlegel so übel zugerichtete Böttiger wolle einen gegen das Stück gerichteten Bericht ins Modejournal geben, ließ er sich denselben vom Herausgeber mittheilen und erklärte diesem, daß er, wenn diese Anzeige erscheine, sofort die Leitung der Bühne niederlegen werde; er selbst sei bereit, die Theaterberichte zu liefern. Das Mittel wirkte. Mit Schiller, der freilich

auch ein Gegner Schlegels und des „Jon" war, brachte er meist die Abende zu. Er übertrug ihm die Leitung der Theaterproben und forderte ihn zur Bühnenbearbeitung der „Iphigenie" auf, ehe er am 17., zunächst wegen der Büttnerschen Bibliothek, nach Jena ging. Die Ordnung dieses Wustes wurde dadurch noch erschwert, daß der Herzog ohne weiteres Büttners Wohnung dem neu anziehenden Kommandanten von Hendrich überwiesen hatte. Goethe wollte jetzt seinen frühern Plan eines gemeinschaftlichen Kataloges der Weimarischen Bibliothek und der beiden Jenaischen ausführen. Er begann die Grundsätze der Weimarer Theaterleitung für das Modejournal darzustellen; auch dichtete er zu dem von ihm angegebenen Aufzuge der Geburtstagsredoute schöne an die Herzogin gerichtete Stanzen. Schon den 28. leitete er zu Weimar die Hauptprobe der „Turandot". Am folgenden Abende überreichte in dem Aufzuge der Geburtstagsredoute zum Entsetzen der vornehmen, Christianen verabscheuenden Welt sein August der Herzogin die schönen Stanzen; er war als Amor gekleidet, der von Momus und Satyr durch den Saal getragen wurde. Der Erbprinz stellte das Epos, die erst im vorigen Jahre am Hofe eingeführte Prinzessin Karoline die Fama dar. Nach Auflösung des Zuges suchte die Prinzessin Goethe auf, dem sie den Kranz überreichte. Mit welchen Augen schaute die vornehme Welt auf Christianen, die sich des schönen Aufzuges herzlich freute! Den 30. ward „Turandot" mit großem Beifall aufgeführt, am 2. Februar mit neuen Räthseln wiederholt. Das leidige Schloßbauwesen ließ Goethe auch jetzt nicht in Ruhe. Schlimmer war der Bruch mit Kotzebue. Dieser wollte die Aenderungen, die Goethe in seinen „Deutschen Kleinstädtern" für die Aufführung gemacht hatte, nicht billigen; sonderbar genug rief er Schillers Vermittlung an. Als dieser Goethe zustimmte, bestand er auf der Beibehaltung von fünf Stellen, aber Goethe war nicht der Mann, sich etwas abtrotzen zu lassen, und so brach

Kotzebue mit dem Weimarer Theater. Zu dem endlich für dieses Jahr beschlossenen neuen Lauchstedter Theaterbau wurden die Vorbereitungen getroffen. Das Kränzchen hatte Goethe jetzt geschlossen, da er sich wieder auf sich zurückziehen wollte. „Sprecht, ich sei der Bär", erwiderte er den ihn deshalb Befragenden. In Jena, wohin er bald zurückkehrte, nahm ihn die durch Mangel an Raum erschwerte Ordnung der Bibliothek stark in Anspruch, sonst war der Aufenthalt ihm sehr erfreulich, ja er fühlte sich auch zu einigen Liedern gestimmt, die noch immer frisch, reich und kunstvollendet aus seiner reingestimmten Brust flossen. Besonders erfreute ihn eine heitere Verbindung mit der gesangkundigen Gattin des Professor Hufeland. Auch der reizenden, damals siebzehnjährigen Silvie von Ziegesar im nahen Drakendorf war er freundlich zugeneigt. Zuletzt konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehn, dem Erbprinzen, der in Begleitung des zum Geheimerath ernannten von Wolzogen nach Paris reiste, ein Abschiedskränzchen bei sich zu veranstalten, bei dem auch die Prinzessin Karoline anwesend war. Zwei Gesellschaftslieder Goethes und ein Abschiedslied von Schiller wurden dabei gesungen. Zu besonderer Freude gereichte ihm damals ein Besuch des längst mit ihm in freundlicher Verbindung stehenden vierundvierzigjährigen Berliner Maurermeisters und Direktors der Singakademie Karl Friedrich Zelter, der schon mehreres von ihm komponirt hatte. Der trotz der kurzen schwarzseidenen Beinkleider, der seidenen Strümpfe und der Schuhe mit großen silbernen Schnallen, in denen er auftrat, derb auf sich selbst stehende und doch so zart empfindende Mann zog ihn so an, daß selbst seine ihm sonst so widerwärtige Brille ihn nicht zurückstieß. Er mußte bei ihm wohnen und ihm so manches mittheilen; auch gab er ihm mehrere seiner Lieder mit. Zelter fühlte sich durch die persönliche Bekanntschaft des Dichters wunderbar gehoben.

Kotzebue, der längst Goethes Mittwochskränzchen durch

ein jeden Donnerstag stattfindendes reicher ausgestattetes auszustechen gesucht hatte, wollte jetzt einen entschiedenen Trumpf gegen den seines höhern Geistes und seines mächtigen Einflusses wegen ihm verhaßten Dichter ausspielen, ja womöglich Schiller von ihm trennen. Zu des letztern Namenstag, den 5. März, ersann er sich eine Festfeier auf dem Stadthause. Nur Schillersche Dichtungen sollten hier zum Vortrag kommen, zuletzt, am Schlusse des Liedes von der Glocke, in der vom Meister, Kotzebue selbst, zerschlagenen Form dessen Büste von Dannecker sich zeigen. Sogar die Gräfin von Egloffstein und Amalia Imhof konnten dem Kitzel nicht widerstehn, sich hier in ihrem Glanze zu zeigen. Die mit großem Aufwand vorbereitete Feier scheiterte kläglich an der Weigerung des Bürgermeisters, den neudekorirten und neugebühnten Stadthaussaal herzugeben. Goethe verlebte indessen in Jena angenehme Tage, und Schiller, der für ihn die Theaterproben leitete, hielt sich fern von seinem Judasverehrer.

Während eines kurzen Aufenthaltes zu Weimar wurde Herder von Goethe gebeten, seinen August in seinem Hause zu konfirmiren. Herzlich dankte er dem Freunde, daß dieser seinen Sohn auf eine liberalere Weise in die christliche Versammlung einführen wollte; dieser sollte sich mit seinem Lehrer nächstens vorstellen. Nach Jena nimmt er darauf seinen unterdessen zum Bibliotheksekretär beförderten Schwager Vulpius mit. Hier gelingt ihm alles, ja auch zu frischen Liedern fühlt er sich gestimmt. Am 15. Mai kommt er zu der von Schiller vorbereiteten Vorstellung seiner „Iphigenie“, die einen sehr würdigen Eindruck macht. Aber auch das Aeußerste zu wagen ist er jetzt entschlossen, trotz Schillers Bedenken will er Fr. Schlegels Antikes und Romantisches wunderlich vermischenden „Alarkos“ mit seinen wechselnden Versarten, Reimen und Assonanzen auf die Bühne bringen. Es war ein tollkühnes Unternehmen des durch seine bisherigen Erfolge gehobenen, um Gelingen und Mißlingen

unbekümmerten, seinen Willen durchsetzenden Meisters. Nur eines machte ihm damals Sorge, Christianens Gesundheit.

Eine Woche verweilt er in Lauchstedt, wo man den Theaterbau begonnen hatte. Nach seiner Rückkunft wird „Alarkos“ gegeben, den auch die kunstvollendetste Darstellung nicht zu halten vermochte. Ohne sich durch diesen Mißerfolg beirren zu lassen, eilt Goethe eine Woche später, am 6. Juni, nach Jena, um das Vorspiel zur Eröffnung der Lauchstedter Bühne zu dichten. Mit diesem kehrt er am Morgen des 13. zurück, an welchem August konfirmirt wird. Christiane und August begleiten ihn nach Lauchstedt, wo die Eröffnung der Bühne am 27. erfolgt. Nach Beendigung des Vorspiels riefen die Haller Studenten: „Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!“ Der Dichter hatte Reichardt, der ihn vor kurzem besucht, und den Philologen Fr. Aug. Wolf zur Eröffnung eingeladen. Mit letzterm und den Seinen geht er nach Halle, wo er die meisten Professoren kennen lernt, mit denen auch Christiane und August bekannt werden. Letzterer lernt hier schwimmen. Reichardt wird im nahen Giebichenstein von der ganzen Familie besucht. Goethe selbst fühlt sich länger in Halle gefesselt; die Seinigen gehen nach Lauchstedt zurück, um das Bad zu gebrauchen und sich des Lebens zu freuen, dessen höchste Wonne für Christianen der Tanz ist. Am 25. Juli kehrt der Dichter nach Weimar zurück; aber schon den 4. August zieht ihn die Bibliothek nach Jena. Hier, wo er von den Museen und allem, was ihn früher zu den Naturwissenschaften getrieben, umgeben ist, reizen ihn die diesen gewidmeten Studien, besonders die vergleichende Anatomie und die Metamorphose der Insekten; auch die Farbenlehre zieht ihn an und der wichtige Anhang zu „Cellini“; dabei unterhält und fördert ihn der heiterste Umgang in den Familien des Buchhändlers Frommann, des Theologen Paulus, des Juristen Hufeland, des Anatomen Loder u. a. Die diesmal weniger glänzende Kunstausstellung ruft ihn nach Weimar zurück. Am 25. Sep-

tember beginnt die Bühne mit dem Lauchstedter Vorspiel. Der unvermuthete Tod von Batsch ist für ihn und den botanischen Garten ein großer Verlust. Bei einem dadurch veranlaßten kurzen Besuche Jenas begrüßt er freundlichst den seit kurzem hier angesiedelten Voß.

Meyer, der Weihnachten heiraten wollte, verließ damals Goethes Haus, um eine eigene Wohnung zu beziehen. August kam auf dessen Wohnzimmer, wo er seine Sammlungen besonders von Mineralien und Münzen ausbreiten konnte. Er stand mit Schillers Kindern in genauester Verbindung; ja sie hatten untereinander eine Ordensgesellschaft gegründet, die auch an Erwachsene ihre Orden vertheilte. Goethe sieht im November seine seit dem vorigen Jahre entstandenen geselligen Lieder durch und arbeitet an dem Bericht über die Preisstücke; aber auch der zweite Akt der „Eugenie" bildet sich. Vom Hofe hält er sich zurück. Dieser suchte jetzt Schiller näher an sich heranzuziehen, den er deshalb hatte adeln lassen. Damals beklagte sich Herder beim Herzog über den Nachtheil, welchen das Gymnasium durch den Schulchor leide, der zu den Opervorstellungen und den vielen Proben herangezogen wurde. Goethe konnte nur erwidern, daß er ohne ihn keine Opern aufführen könne, doch habe man schon Einrichtung getroffen, daß die Proben nicht in die Zeit des Schulunterrichts fallen sollten. Einen Chor konnte er nicht schaffen und die Mittel reichten zu einer Anstellung von Choristen nicht hin. Große Sorge machte dem Dichter um dieselbe Zeit Christianens bevorstehende Niederkunft. Eben wollte er nach Jena, wo er Voß näher zu treten suchte, als diese von einer Tochter genas, die aber schon am folgenden Tage zu Goethes bitterstem Schmerze starb; war es ja das vierte Kind, das er so rasch verlor, und er hatte sich so sehr darauf gefreut. Dauerte der leidenschaftliche Ausbruch des Schmerzes auch nur kurze Zeit, um so nachhaltiger wirkte der Verlust.

Im ersten Viertel des neuen Jahres (1803) hielt sich

Goethe, da er unwohl, abgespannt und mißmuthig über seine äußere Stellung war, abgesperrt zu Hause. Solche leidige Quarantänen hielt er von jetzt an häufig; es waren Zeiten, wo er sich zum Leben in der Welt wieder sammelte, indem er ganz sich, seinen Gedanken und Gefühlen lebte. Diesmal benutzte er sie, um ungestört seine aus tiefstem Herzen stammende „Eugenie" zu vollenden, in welcher er zunächst den in ihm selbst nachzitternden Schmerz eines Vaters über den Verlust der Tochter in seiner ganzen Tiefe darzustellen hatte. Daneben trieb er manches; so war er noch mit dem Anhange zu „Cellini" beschäftigt und ordnete seine Münzen. Nur bedeutende Fremde ließ er in der ersten Zeit zu. So nahm er den Besuch des berühmten Akustikers Chladni an, dessen Ansichten er sich nach seiner Weise zurecht legte und zur wesentlichen Förderung seiner Farbenlehre benutzte, da die Bezüge der Töne und Farben sich in manchem Sinne kreuzen. Zuweilen ließ er sich durch Musik erheitern. Vergeblich sah er einem Besuche Zelters entgegen, den er auch wegen der bevorstehenden Erweiterung ihres Orchesters und der Oper befragen wollte. Selbst Schiller, der Zeit und Kräfte zu Rathe halten mußte, kam nicht, obgleich er das Theater und die Redoute besuchte. Auf Goethes Bitte sendet er ihm am 5. Februar seine „Braut von Messina"; am folgenden Tage kommt er selbst, wo dann über das Stück eingehend verhandelt wird. Der Herzog schickt ihm in seine Einsamkeit Kotzebues und Merkels „Freimüthigen", den man mithalten müsse, um im Laufe der Impertinenzen zu bleiben. Diese unsaubere Bekämpfung von Seiten des eben von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in die Klasse der schönen Wissenschaften aufgenommenen seichten Kotzebue war nicht geeignet, seinen Mißmuth zu verbessern, wenn auch die „Zeitung für die elegante Welt" für ihn eintrat. Der Angriff erbitterte ihn, wenn er sich auch dadurch auf seiner Bahn nicht beirren ließ; nur durch einige Spottgedichte rächte er sich im Stillen.

Von jetzt an sah er zuweilen eine kleine Gesellschaft bei sich, auch ließ er die Schauspieler oft zu sich kommen. Am 10. März hielt er eine Probe von Schillers „Braut", dann auch eine Leseprobe seiner „Eugenie", wobei den Schauspielern eingeschärft wurde, nichts vom Inhalt zu verrathen. Selbst Schiller kannte nur den Namen des Stücks, und welche Memoiren dabei zu Grunde lagen. Um der Aufführung der „Braut" beizuwohnen, verließ er am 19. seine Einsamkeit, in der er sich aber dann wieder hartnäckig hielt, nur Schiller, bedeutende Besuche und die Schauspieler empfing, zuweilen kleine Konzerte und Abendessen gab. So lud er auf den Abend des 28. den eben zurückgekehrten Erbprinzen ein. Am 2. April wurde seine neue Tragödie, in welcher er ein Muster höchsten Stils gab, in seiner Abwesenheit aufgeführt. Das Stück that eine schöne Wirkung. Schiller glaubte, es werde, da es eine große weibliche Debutrolle habe, auch auf der Deutschen Bühne lebhaft ziehen. Noch immer wagte Goethe nicht auszugehn. Wahrscheinlich war er bei der mit ungeheuerm Beifall am 23. endlich in Weimar zuerst gegebenen „Jungfrau", und blieb von jetzt an in der Gesellschaft. Auch zur Herzogin Mutter kam er. Auf die Verlobung ihrer Hofdame von Wolfskeel an ihrem Geburtstage, den 1. Mai, schrieb er ein heiteres Lied. Zu den Sachen, die ihn amtlich auch die Zeit über beschäftigt hatten, gehörten außer dem Theater besonders die Einrichtung des Schlosses und die Besetzung der Stelle von Batsch. Das Theater und vor allem die Oper mußten wegen der im Spätherbst erwarteten Ankunft der mit dem Erbprinzen vermählten Russischen Großfürstin sehr gehoben werden. Mit Schiller ward die Herausgabe eines „Deutschen Theaters" verabredet, das Bühnenbearbeitungen bedeutender Stücke bringen sollte. Goethe übernahm leider die seines „Götz".

Am 14. ging er mit August nach Jena, um seine „geselligen Lieder" und „Eugenien" durchzugehn und an der Farbenlehre zu arbeiten. Mit Voß verkehrte er sehr freund-

lich; er legte ihm auch „Eugenien“ vor, aber der starre Metriker ging damit so unverständig um, daß Goethe es bei der ersten Probe bewenden ließ. Auch die Stunden, die Voß seinem August gab, versiegten bald im Sande. Ein Glück war es, daß er jetzt ohne Verlust sein Gut zu Oberroßla an den bisherigen sehr ökonomischen Pachter los wurde. Das Haus, worin er so manche vergnügte und bedeutende Stunden verlebt, ist längst verschwunden. Bei seiner Rückkehr nach Weimar erfreut ihn endlich ein höchst anregender vierzehntägiger Besuch Zelters. Darauf begleitet er Christianen nach Lauchstedt, von wo er nach Halle geht.

In seinem lieben Jena, das er darauf besuchte, stand es leider schlecht, da viele bedeutende Professoren einem glänzenden auswärtigen Rufe nicht widerstanden; da mußte er die Lücken zu ergänzen, weitere Abgänge zu verhüten suchen. Zum Unglück war dem Herzog selbst die Universität jetzt verleidet, besonders da ihm die Mittel zu den von andern Regierungen gebotenen höhern Gehältern abgingen. Für das Theater war es ein wahrer Glücksfall, daß sich am 21. Juli der einundzwanzigjährige Augsburger Pius Alexander Wolff dem von ihm bewunderten Dichter und Theaterleiter als Schauspieler vorstellte. Mit ihm kam ein Landsmann Grüner, der sich gleichfalls diese Bahn wählen wollte, aber nicht Ausdauer genug hatte, sich Goethes gründlicher Leitung lange zu fügen. Kurz vorher hatte sich ein anderer junger Schauspieler Grimmer gemeldet. Da Goethe an diesen drei jungen Leuten glückliche Anlagen entdeckte, so gab er ihnen vor der Rückkunft der Schauspieler aus Lauchstedt besondere, eifrig betriebene Lehrstunden.

Am 1. August ward endlich das neue Schloß bezogen, das Goethe seit fünfzehn Jahren so viele Noth gemacht hatte. Aber noch viel größere bereitete ihm jetzt die von Kotzebues „Freimüthigem“ schadenfroh ausgeplauderte Kunde, daß die für Jena so wichtige Literaturzeitung mit Professor Schütz nach Halle auswandern werde. Einen solchen Ver-

lust konnte er nicht ruhig ansehn; und so griff er gleich zu den wirksamsten Gegenmitteln, was ihm, obgleich vielen, selbst Schiller, das Unternehmen völlig aussichtslos schien und sie mit ihrer Mitwirkung zurückhielten, glücklich gelang, freilich nur mit wahrhaft bewundernswerther Anstrengung aller Kräfte, die vielleicht förderlicher hätten verwandt werden können: aber doch war das Unternehmen nicht allein der Jenaer Universität und der Literatur sehr nützlich, sondern auch für Goethe selbst in mancher Beziehung fördernd. Die erste Verabredung mit dem zur Leitung bestimmten Professor Eichstädt fand an seinem Geburtstag statt; erst als die Zeitung nach drei Jahren ganz gesichert schien, trat er mehr zurück. In Weimar kam jetzt ein Bibliothekanbau zu Stande; auch über den Bau eines neuen Schießhauses ward lebhaft verhandelt. Unterdessen hatten Goethes Berliner Gegner, unter ihnen der von Kotzebue gefesselte, der idealen Richtung feindliche Schadow, es durchgesetzt, daß seine „Eugenie" auf der Preußischen Nationalbühne förmlich ausgepocht wurde. Was half es ihm, daß Fichte diese für sein höchstes Meisterwerk erklärte und sie nicht genug bewundern konnte! Das Mißwollen war offen hervorgetreten, mochte Berlin auch noch in demselben Jahre seine Schuld durch eine günstige Aufnahme zu sühnen suchen. Daß Schiller hoher Ehren genoß, auch der junge Schwedenkönig „Wallensteins Tod" in Weimar zu sehn verlangte und den Dichter mit einem Brillantring ehrte, ertrug er neidlos, wenn ihn auch sein eigener Mißerfolg zuweilen drückte.

Einen beabsichtigten Besuch seiner Mutter in Frankfurt hatte er nicht ausführen können. Diese hatte er vor ein paar Jahren in Schutz nehmen müssen, als ein Verwandter seines 1799 verstorbenen Schwagers sie, weil sie zu viel ausgebe, unter Kuratel gestellt wissen wollte. Goethe erklärte, er gebe ihr das Recht, alles zu verzehren, da sie mit edelster Duldung so lange unter schwerem Druck gelitten. Wie hätte er die, deren warme Liebe sein höchster Schatz war,

durch eine Beschränkung ihrer Freigebigkeit und ihres sorglosen Lebens verletzen können! Eine sehr glückliche Erwerbung machte er damals an dem neunundzwanzigjährigen Glatzer Friedrich Wilhelm Riemer, der mit dem für Jena gewonnenen Fernow eben aus Rom zurückkehrte. Den tüchtigen in Wolfs Schule gebildeten Philologen, der Hauslehrer bei W. von Humboldt gewesen, nahm er in gleicher Eigenschaft in sein Haus. Diesem konnte nichts erwünschter sein, als sich von der Nähe eines solchen Geistes anwehn zu lassen, besonders da er, wenn Goethe ihm auch manches in die Feder diktirte, viel freie Zeit fand. Nach der Rückkehr der Schauspieler von Lauchstedt erweiterten sich die theatralischen Lehrstunden zu einer bald ein ganzes Dutzend Mitglieder zählenden Theaterschule. Während Goethe die Lust an einer Fortsetzung seiner „Eugenie" verloren, hat Schiller einen neuen dramatischen Stoff im „Tell" gefunden. Eifrigst betreiben beide zusammen die Aufführung von Shakespeares „Julius Cäsar", der am 1. Oktober mit großem Erfolg gegeben, am 8. wiederholt ward. Auch Schillers Uebersetzung des „Parasiten" hatte sich beifälligster Aufnahme, besonders beim Herzog, zu erfreuen.

Während der letzten Monate des Jahres finden wir Goethe häufig in Jena, wo er besonders gegen Voß, den er für dieses zu gewinnen sucht, sich innig theilnehmend zeigt. Hier gelingt ihm die köstliche Parodie auf Kotzebue „Der neue Alcinous", die er natürlich geheim hält. Seine ausgezeichneten „der Geselligkeit gewidmeten Lieder" gingen trotz der Taschenbuchform und der zum Theil beigegebenen Chitarrabegleitung fast spurlos vorüber. Die „Literaturzeitung", deren bevorstehendes Erscheinen ihn leidenschaftlich erregt, und der eine bedeutende Abhandlung über Polygnot bringende Bericht über die Kunstausstellung greifen in dem ihm ungünstigen December ihn so stark an, daß es ihm unmöglich scheint, wegen der in Weimar erwarteten Frau von Staël nach Weimar zu kommen und sich

dort an der Gesellschaft zu betheiligen. Der Herzog billigt, daß er sie nur in Jena empfangen will, doch am 18. läßt er ihn durch einen Eilboten dringend nach Weimar einladen, wo die Staël seit dem 15. alle Welt in Bewegung setzte. Auch diesmal sagte er ab; erst als diese sich bereit erklärte, ihn am 24. in Jena aufzusuchen, schien es ihm doch unhöflich, die Dame seinetwegen den schlimmen Weg machen zu lassen, und so lud er sie auf eben diesen Tag zum Mittagsessen in sein Weimarer Haus ein, zugleich mit Schiller und dessen Gattin. Durch das Wetter war er damals so mißstimmt, daß er fast Herder beneiden wollte, den man eben in Weimar begrub. Am Mittag des 24. erschien wirklich Frau von Staël mit Schiller und dessen Gattin an Goethes Tisch. Dieser zeigte sich höchst freundlich, ließ sich aber von der geistreichen Französin, die ihn zu übersehn meinte, nichts gefallen; doch gerade sein bald offener, bald schalkhaft gewendeter Widerspruch reizte diese, so daß sie trotz seiner ihm launig vorgehaltenen Wohlbeleibtheit, an der es ihr selbst auch nicht fehlte, in ihn verliebt wurde. Der Dichter machte ihr seinen Gegenbesuch, aber ein von Jena mitgebrachter Katarrh fesselte ihn darauf wochenlang an das Zimmer, so daß jede weitere persönliche Berührung mit der berühmten Schriftstellerin unterblieb, die auch seine Mutter begrüßt, aber sehr gedrückt hatte. Doch erfreute ihn die Zeit über ein längerer Besuch von Wolf. Auch Johannes von Müller fand bei ihm Zutritt. Aeußerst erfreute ihn der erste Aufzug von Schillers „Tell“. Aber so lange von Goethe geschieden zu sein, hielt die Staël nicht aus; sie bat am 22. um eine Unterredung, die am folgenden Morgen in Begleitung ihres deutschkundigen Benjamin Constant erfolgte. Auch diesmal blieb Goethe der geistreichen Dame, die bei aller Artigkeit doch zudringlich und grob genug gegen die, wie sie meinte, geschmacklosen Deutschen sich betrug, nichts schuldig. Am Morgen des 24. besuchte ihn auf seine Einladung Frau von Stein mit ihrer jetzt an

den Oberstlieutenant von Helvig vermählten Nichte Amalia, wo er ihnen seine Münzsammlung zeigte. Zwei Tage später traf die Staël mit dem Herzog und Müller bei Goethe zusammen. Sie soll ihn damals über seine Zurückgezogenheit und seine Verschlossenheit zu Rede gestellt haben; ein solches unzartes Eingreifen in seine Selbstbestimmung konnte er sich natürlich nicht gefallen lassen, und an einer Deutschen Erwiderung der Französischen Zudringlichkeit wird es nicht gefehlt haben. Am Abend des 27. besuchten ihn Benjamin Constant und Schiller. Gleich darauf brach Goethe seine Quarantäne, doch den Hof mied er noch immer.

Anfangs Februar kam Voß mit seiner Gattin nach Weimar; Goethe hatte für sie eine Wohnung in seiner Nähe besorgt; in seinem Hause wurden sie auf das herzlichste aufgenommen. Ja Goethe wagte, weil er auf Voß so hohen Werth legte, das strenge Recht zu verletzen, indem er ihm für seinen Sohn Heinrich, der seine Lehrfähigkeit noch nicht bewährt hatte, eine von Herder längst verlangte neu zu gründende Professur am Weimarer Gymnasium anbot; dieser sollte in kurzem kommen und bei Goethe wohnen, um sich mit den Verhältnissen seines neuen Berufs allmählich bekannt zu machen. Schiller stellte sich gewöhnlich Nachmittags ein und blieb bis zum Abend. Neun Tage lang weilte der junge Voß bei dem Dichter, der sich mit väterlicher Liebe seiner annahm; täglich war er Morgens ein paar Stunden bei ihm und Abends erfreute er sich seiner vertraulichsten Unterhaltung. An den Sonntagmorgen las Goethe abwechselnd mit jungen Schauspielern Dichtwerke vor, wozu jetzt die „Luise“ seines Vaters gewählt war. Am Abend des 16. war die Staël mit Constant bei Goethe, wo dieser sie durch seine Gegenbemerkungen so in die Enge trieb, daß sie nur durch eine geistreiche Wendung sich zu retten wußte. Einmal war er mit ihr bei der Herzogin Mutter, am 23. bei ihr selbst zu Tische; den 24. machte sie ihm einen Besuch, den folgenden Tag sandte er ihr seinen August,

damit sie etwas in dessen Stammbuch schreibe, in welches er selbst und Schiller sich eingetragen hatten. Den 29. gab er der Scheidenden einige Zeilen an Zelter und an W. Schlegel, dessen Bekanntschaft sie zu machen wünschte. Goethe war froh, die anspruchsvolle Französin los zu sein, die ganz esprit war und durch ihre zudringlichen Behauptungen ihn zum Widerspruch aufrief, den er nicht selten neckisch auf die Spitze trieb.

Nach ihrer Abreise zeigte sich Goethe mit seiner Christiane auf dem Schlitten. Die Proben und Vorbereitungen zu Schillers „Tell" nahmen ihn darauf lebhaft in Anspruch; die Aufführungen am 17. und mit mehrern Abkürzungen am 19. hatten durchschlagenden Erfolg. Schiller fühlte sich jetzt des Theatralischen erst recht mächtig; auch hatte er schon einen neuen Stoff, diesmal einen Russischen, ergriffen. Doch von Weimar, das ihm täglich schlechter gefiel, sehnte er sich weg, während Goethe sich trotz allem an dieses gefesselt fühlte. Er litt damals an der Bearbeitung seines „Götz". Gegen Ende des Monats heiterte sich seine Stimmung auf, und so bat er Frau von Stein, ihn jeden Donnerstagmorgen um 11 Uhr zu besuchen, wo er ihr und einer Freundin, die sie mitbringe, einzelnes aus seiner Kunstsammlung zeigen wollte. Auch Konzerte fanden Sonntags bei ihm statt, wobei er Zelters Melodien bevorzugte. Ende März kam wieder der junge Voß zu längerm Besuch; Goethe zeigte sich damals noch liebenswürdiger. Am Geburtstage stellte er demselben das ohne sein Wissen von Jena erbetene Doktordiplom auf heiter launige Weise beim Nachtische zu. Seine Anstellung entschied sich jetzt. Von Berlin aus meldete ihm die Staël in lustiger Laune, sie werde bald auf drei Wochen zurückkehren, um alles, was sich von ihm stehlen lasse, zu stehlen. Aber die Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Vaters führte sie vor der Zeit nach Weimar zurück, wo sie die Todeskunde traf. Der von Schmerz Rasenden konnte Goethe nur tiefstes Mit-

leid bezeigen. Am 30. verließ sie Weimar. Schon vier Tage früher war Schiller, um dem engen Weimar zu entfliehen, mit den Seinen nach Berlin gereist. Goethe näherte sich jetzt wieder dem längst gemiedenen Hofe, zunächst der Herzogin. Zu dem jungen Voß, der ganz in seiner Nähe wohnte, bildete sich das herzlichste, diesen beglückende Verhältniß. Die Eltern fanden bei Goethe gastliche Aufnahme, der, da Voß ein Jahrgehalt vom Herzog anzunehmen sich weigerte, diesem eine Naturalienanweisung verschaffte, deren Werth sich auf 200 Thaler belief. Am 21. Mai kehrte Schiller von Berlin zurück, nicht übel geneigt, unter den glänzenden ihm gebotenen Bedingungen dorthin überzusiedeln. Wie schwer auch ein solcher Verlust für Goethe sein mußte, so wenig wie früher bei Herders Ruf nach Göttingen, suchte er den Freund zu überreden, er rieth nur die beiderseitigen Vortheile gegen einander abzuwägen, und keinen Schritt vor der Rückkehr des auf der Inspektionsreise begriffenen Herzogs zu thun. Schon nach einer Woche war Schiller entschlossen, den Ruf abzulehnen, wenn er einen irgend bedeutenden Ersatz vom Herzog erhalte. Dieser bewilligte ihm vier Tage nach seiner Rückkehr die von ihm selbst beantragte Verdoppelung seines Gehaltes, versprach auch deren baldige Erhöhung auf 1000 Thaler und äußerte den Wunsch, daß ein längerer jährlicher Aufenthalt in Berlin ihm auch dort einen ansehnlichen Gehalt verschaffe. Goethe ist jetzt vielfach an der Hoftafel, sieht auch ein paarmal die Herzogin und die Prinzessin Karoline mit Frau von Stein an seinen Donnerstagmorgen. Häufig geht er nach Jena; auf vierzehn Tage besucht er Lauchstedt, wo endlich die Bühnenbearbeitung des „Götz“ zu Ende geführt und schon Leseprobe davon gehalten wird. Als er am Geburtstag des Herzogs zurückkehrte, mußte er sich dem Hofe, der Vorbereitung des „Götz“ und der Kunstausstellung widmen. Voß war jetzt geneigt, einem Ruf nach Würzburg zu folgen, aber den Sohn hielten Goethes hohe Bedeutung und sein unendlich

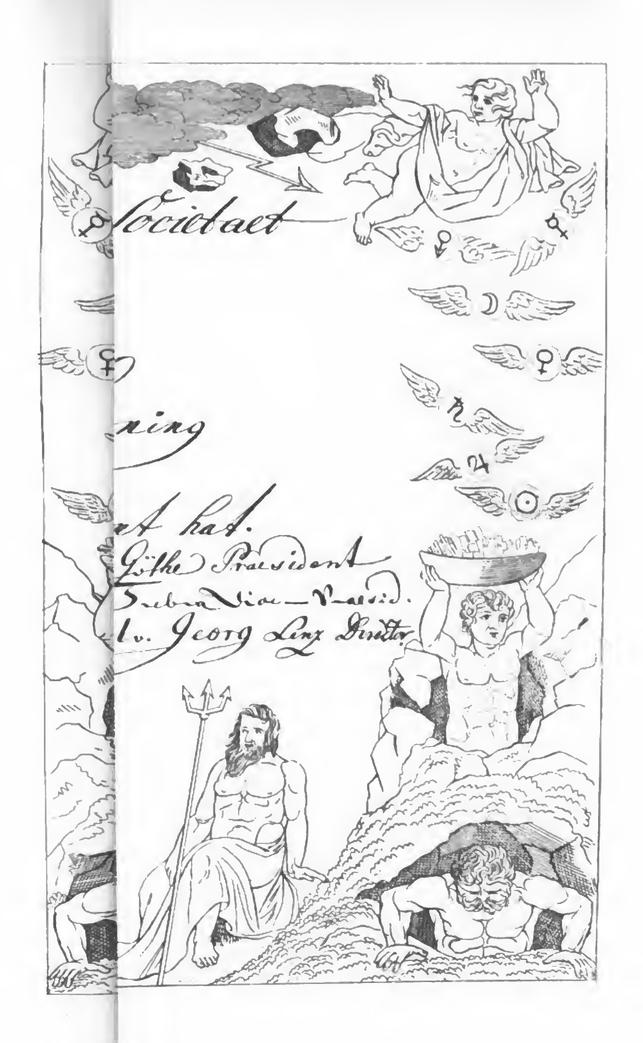
liebevoller Antheil so gebannt, daß er von dem Manne, dem er fast so viel wie seinen Eltern verdanke, nicht lassen wollte. Täglich war er bei ihm, oft halbe Tage; fleißig wurde Griechisch gelesen. Am 22. September kam „Götz" zur ersten Aufführung; da diese aber von halb 6 bis 11 gedauert hatte, gab man am 29. bloß die zwei ersten Aufzüge, denen die drei letzten am 13. Oktober folgten. Die neue Bearbeitung war auf den Geschmack der gewöhnlichen Zuschauer und die gangbare Theaterroutine berechnet, an einzelnen gelungenen Eindichtungen fehlte es nicht, aber der einheitliche Ton und das dichterische Leben hatten große Einbuße erlitten. So manches hielt Goethe jetzt in Weimar fest, daß er gar nicht nach Jena kommen konnte, wo man ihn zum Präsidenten der naturforschenden Gesellschaft erwählt hatte. Auch die mineralogische Gesellschaft, die durch den Tod des Fürsten Galizin ihren Ehrenpräsidenten verloren hatte, ehrte ihn durch Verleihung dieser Würde.

Ganz Weimar rüstete sich indessen zum Empfange des Erbprinzen und der ihm vermählten Russischen Großfürstin. Da Goethe sich vergebens zu einer dichterischen Begrüßung von Seiten des Theaters zu stimmen gesucht hatte, übertrug er diese Schiller. Binnen vier Tagen wurde dessen „Huldigung der Künste" gedichtet und einstudirt. Am Nachmittag des 9. fand der feierliche Einzug statt. Die Festlichkeiten und der Jubel des Volkes wollten nicht enden. Erst am 12. beehrte das erbprinzliche Paar das Theater, wo denn Schillers Festspiel sich lebhaftesten Beifalls erfreute. Auch Goethe wurde von der durch ihre unendliche Liebenswürdigkeit alle Welt bezaubernden Erbprinzessin auf anmuthigste Weise aufgenommen, obgleich sie ihm nicht wie Schiller einen Brillantring von der Kaiserin mitbrachte. Auch kein Russischer Orden schmückte ihn wie Voigt, dagegen hatte ihn der Herzog zugleich mit Voigt und Schmidt zum wirklichen geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt. An den Donnerstagmorgen erschien jetzt regelmäßig Frau von Stein

mit ihrer kleinen Schwägerin bei Goethe; den 29. kam auch die Großfürstin in Begleitung der Herzogin und der Prinzessin Karoline. Lebhaft beschäftigte den Dichter damals die Herausgabe der von der Herzogin Mutter erhaltenen Briefe Winckelmanns an Berendis, wozu er selbst eine Charakteristik des bedeutenden Mannes lieferte, der ihn seit fünf Jahren wieder besonders angezogen hatte. Auch hatte ihn Schiller zu einer Uebersetzung des noch ungedruckten Diderotschen Romans „Rameaus Neffe" bestimmt, wobei es ihn anzog, über die damaligen Zeit-, Musik- und Literaturzustände sich und andere zu belehren; denn eine Reihe ausführlicher Anmerkungen über Personen und Sachen sollte der Uebersetzung beigegeben werden. Nach der Mitte December fühlte er sich wieder äußerst angegriffen, so daß er seinen Donnerstagempfang aussetzen mußte. Doch zeigte er schon am 27. der Herzogin, Frau von Stein und andern Freundinnen den von Paris erhaltenen Abguß der Minerva von Velletri. Schiller, der an den Folgen eines starken Katarrhs litt, hielt sich an der dem Herzog zu Liebe unternommenen Uebersetzung von Racines „Phädra", die zum Geburtstage der Herzogin aufgeführt werden sollte.

In der ersten Woche des neuen Jahres (1805), das den einzigen Bund gewaltsam trennen sollte, konnte sich Goethe wieder in der „hohen und schönen Welt" zeigen, doch bekam ihm dieser Versuch so übel, daß er sich darauf länger zu Hause halten mußte. Zwar sah er am 10. die Erbprinzessin und die andern Damen wieder bei sich, aber die beiden folgenden Male mußte er sich entschuldigen. Zu seinen „Mitschuldigen" und dem „Bürgergeneral", die auf der Bühne mit Beifall erschienen, hielt er die Proben zu Hause, auch die der „Phädra". Sonst beschäftigten ihn noch bedeutende Beiträge zur Literaturzeitung. Schiller litt anfangs selbst, später war seine Familie erkrankt. Goethe wagte sich am Ende des Monats wieder heraus, mußte sich aber bald wieder zurückhalten. Am 1. Februar unterhielt

ihn die Ausfertigung eines Ehrendiploms für Gerning als Mitglied der mineralogischen Gesellschaft. Wir geben hier dessen Facsimile. In den Federumrissen sieht man das Gewitter, die Planeten, den Gott des Erdbebens, Vulkan und Neptun, als Vertreter der entgegengesetzten geologischen Ansichten. Bei dem Gott des Erdbebens schwebt eine Darstellung in Raphaels Cartonen vor. Nur die Unterschriften sind nicht von Goethe. Gegen den 7. befiel diesen ein arges Uebel, das in den drei folgenden Monaten alle vier Wochen wiederkehrte, so schreckliche Schmerzen verursachte, daß man sein Jammergeschrei weithin hörte, und ihn äußerst schwächte. Es war eine mit starken Krämpfen verbundene Nierenkolik, die fast jedesmal sein Leben in Gefahr brachte. Schiller litt gleichzeitig an bedenklichen Fieberanfällen. Goethe fuhr bald wieder täglich aus, aber zu einem Besuche des Freundes fühlte er sich nicht stark genug, wenn er auch geistig thätig war, besonders an den Anmerkungen zu „Rameaus Neffen" diktirte. Wie lebhaft er sich auch nach dem Freunde sehnte, er mußte eine ihrer Gesundheit schädliche Aufregung fürchten. Aber Anfangs März konnte Schiller der Sehnsucht nicht widerstehn, doch ließ er sich durch Voß anmelden. „Sie fielen sich um den Hals", berichtet dieser, „und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe einer von ihnen ein Wort hervorbringen konnte. Keiner von ihnen erwähnte weder der seinen noch des andern Krankheit, sondern beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein." Goethe wagte, da die „Mitschuldigen" gefallen, auch mit seinem ältesten Stücke, der „Laune des Verliebten", aufzutreten, das auf die, um den großen Dichter Besorgten einen eigenen Eindruck machen mußte. Alles schien wieder auf gutem Wege. Schiller kehrte zu seinem „Demetrius" zurück, Goethe freute sich seines nähern Einblicks in die französische Literatur und Kunst des achtzehnten Jahrhunderts. Von einem neuen am 8. März erfolgten starken Anfall war er bald wieder so weit hergestellt, daß der zu seiner Freude jetzt in Jena ange-


Societaet
ning
at hat.
Göthe Praesident
Vice-Praesid.
Georg Lenz Director

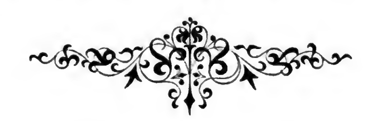
siedelte alte Freund Knebel ihn eine Woche später schon in seinem Hausgarten fand. Täglich war der junge Voß bei ihm und theilte ihm in herzlichster Vertraulichkeit alles mit, was er fühlte und dachte. Die verbündeten Dichter sahen sich zuweilen. Aber der am 20. eintretende scharfe Nordost hielt beide zu Hause und erschwerte ihre Erholung. Anfangs April fand Goethe sich so wohl, daß Christiane, als August am 10. in guter Gesellschaft zur Frankfurter Messe reiste, diesen bis Erfurt begleiten durfte, aber kaum war sie einige Stunden dort, als sie durch einen Boten zurückgerufen wurde, da ihr Gatte wieder einen schweren Anfall erlitten hatte. Die längere Anwesenheit ihres Enkels, der schon einen halben Kopf Christianen überragte, beseligte die gute Frau Rath. Wir geben hier die Abbildung ihrer damaligen Silhouette, welche die mit Goethes Mutter sehr befreundete Frau Senator Stock von ihr selbst erhielt. Auch diesmal war Goethe bald wieder hergestellt. Das vom Arzte verordnete Reiten bekam ihm wohl, doch immer ängstigte ihn die Wiederkehr des Uebels. Am 19. sandte er seine, Meyers und Fr. Aug. Wolfs Skizzen Winckelmanns als Schluß seiner Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert“ zum Druck ab. Ernstlich dachte er an eine Herausgabe seiner Werke. Da Cottas Ankunft nächstens erwartet wurde, schickte er Schiller seine Verträge mit frühern Verlegern. Dieser hatte schon im vorigen Oktober Goethes Bedingungen Cotta mitgetheilt, der im allgemeinen damit einverstanden war. Zunächst aber waren noch die Anmerkungen zu „Rameaus

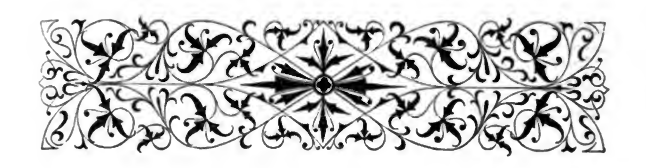


Abb. 31. Silhouette von Goethes Mutter aus dem Jahre 1805. Nach den „Gedenkblättern an Goethe“.

Neffen" zu vollenden, deren Schluß Goethe den 24. an Schiller sandte. Zwei Tage später besuchte er ihn, wo er leidlich hergestellt war und schon an eine Reise nach Dresden dachte. Aber sehr drückte ihn die arge Abnahme Jenas. Die meisten bedeutenden Lehrer waren weg, und nun dachte auch Voß, für den der Herzog und Goethe alles zu thun bereit waren, nach Heidelberg zu ziehen. Als Goethe am Abend des 29. Schiller besuchte, wollte dieser eben ins Theater gehn, wo man des Vielschreibers Spieß Ritterschauspiel „Clara von Hoheneichen" gab; da er ihn davon nicht abhalten mochte, schieden sie von einander — um sich nie wiederzusehn. Schon in seiner Loge ward Schiller von einem Fieber befallen, das ihn bald niederwarf. Mit traurigster Ahnung hörte Goethe die Berichte des jungen Voß. „Das Schicksal ist unerbittlich, der Mensch wenig", sprach er traurig. Am 1. Mai stellte er für Cotta den Inhalt der zwölf Bände seiner Werke auf. Ein neuer Anfall, den er gleich darauf erlitt, wurde bald abgewandt, doch fühlte er sich außerordentlich schwach und gebrochen. Zu seiner Freude war jetzt August von der immer heitern und herzvollen Großmutter zurückgekehrt. Sobald es ihm möglich war, sprach er dieser seinen innigsten Dank aus. „Dieser erste Versuch, in die Welt hineinzusehn, ist ihm so gut gelungen", schrieb er am 6., „daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinübergehe. Seine Schilderung Ihres fortdauernden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen, er muß sie oft wiederholen. Auch ich befinde mich bei mehrerer Bewegung in diesen bessern Tagen wohl." Mit Schiller hatte es sich damals so gebessert, daß er selbst neuen Muth faßte. Aber Abends ward sein Kopf wieder angegriffen. Noch am Nachmittag des 9. hatte man gute Hoffnung, doch gegen 6 Uhr machte ein Nervenschlag ganz unerwartet seinem Leben ein Ende. Als die Todeskunde in Goethes Haus kam, war gerade Meyer anwesend. Man rief diesen hinaus; er wagte nicht mehr ins Zimmer

zurückzukehren. Goethe ahnte, daß es mit Schiller schlechter stehe, doch erst am andern Morgen theilte ihm Christiane die schreckliche Kunde mit; da wandte er sich ab und brach in Thränen aus. Er konnte weder die Leiche sehn noch die Nächsten Schillers, dagegen zog es ihn zur alten in seiner Nähe wohnenden Freundin, die auch den Heimgegangenen so hoch verehrt hatte. Frau von Stein schreibt am 11.: „Goethe ist völlig wieder hergestellt und kommt jetzt öfter zu mir. Schiller ist ihm ein unersetzlicher Verlust. Er sprach heute so schön und original über den physischen und geistigen Menschen.“ Als sie ihn bereden wollte, die Leiche zu sehn, rief er: „Nein, die Zerstörung!“ Erst zwei Tage später wagte der junge Voß Goethe wiederzusehn. Als er mit diesem am 18. den Park besuchte, klagte er laut, daß ihm jetzt auch Voß genommen werde, nachdem das Schicksal ihm Schiller entrissen. Auch zur Herzogin Mutter kam er jetzt mehrfach. Dem Verewigten suchte er, als die erste Wucht des Schmerzes überwunden war, eine Trauerfeier auf der Bühne zu weihen, die „den Schmerz nur aufrege, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen“, die nicht das, was sie verloren, sondern das, was ihnen geblieben, darstellen solle. Nach dem Verlust der Hälfte seines Daseins, schreibt er an Zelter, sollte er eigentlich eine neue Lebensweise anfangen; da aber dazu in seinen Jahren kein Weg mehr sei, so sehe er nur jeden Tag unmittelbar vor sich hin und thue das Nächste, ohne an eine weitere Folge zu denken. Aber ihm selbst war ja noch so viel geblieben, die Seinen, treue Freunde, eine wirksame Stellung, vor allem seine eigene Dichter- und Forschergabe und seine mächtige Willenskraft.





Achtes Buch.

Die politischen Nothjahre.

1.

Auch die wenigen Monate der Erholung und Ruhe, die Goethe zunächst gegönnt sein sollten, wurden durch Krankheitsanfälle gestört. Vierzehn Tage erfreute ihn die Anwesenheit Fr. Aug. Wolfs und seiner reizenden Tochter. Als Voß mit seiner Gattin zum Abschied nach Weimar kam, fühlte er sich schon wieder angegriffen. Dieser gedachte mit keinem Worte seines Entschlusses, nach Heidelberg zu gehn. Wie wäre bei einer solchen Zurückhaltung und bei Goethes Unmuth, daß alle seine Freundlichkeit an dem starren Manne verschwendet sei, eine herzliche Ergießung möglich gewesen! Bald erlitt er einen neuen, aber schwächern Anfall, von dem er schon am nächsten Morgen leidlich hergestellt war, so daß er Jacobi mit seiner Schwester Helene freundlich empfangen konnte. Das Wiedersehen des Freundes nach fast dreizehn Jahren versetzte ihn in froheste Stimmung. Einmal war Wieland, der jetzt wieder mit verehrender Liebe an dem Einzigen hing, bei Goethe zu Mittag, welcher gegen seine als Hausfrau waltende treue Christiane sich sehr zärtlich zeigte. Jacobi, der in den beiden letzten Tagen fast ganz den alten Freund wieder

hatte, schied am 1. Juli. Tags drauf begab sich Goethe mit Christianen, August und Riemer nach Lauchstedt. In Halle, wohin es ihn bald zog, wohnte er Galls Vorlesungen über die Schädellehre mit großer Theilnahme bei; da er aber während derselben wieder von seinem Uebel befallen wurde, hielt dieser ihm die versäumten Stunden vor dem Bette. Nach Lauchstedt zurückgekehrt, bat er Zelter, ihn sofort zu besuchen, da er Schillers „Glocke" dramatisch aufführen lassen wolle; bei ihm solle er wohnen. Seine Ankunft verspätete sich, doch konnte er noch einigen Theil an dem Arrangement der „Glocke" nehmen. Manches wurde mit ihm verhandelt. Erst als er dem Heimgegangenen den Zoll der Verehrung dargebracht, war Goethes sehnsüchtiger Schmerz beruhigt. Christiane und August kehrten jetzt nach Weimar zurück, um der Einweihung des Schießhauses und dem Vogelschießen beizuwohnen; er selbst hatte mit Wolf eine Reise nach Helmstedt zu dem wunderlichen Hofrath Beireis verabredet, die er in Begleitung seines Sohnes am 14. August antrat.

Geistig und körperlich hergestellt, sieht er am 5. September Weimar wieder. Eine Woche später erfreut ihn ein Besuch der Großfürstin und der Prinzessin Karoline. Von jetzt an hielt er regelmäßig an den Mittwochmorgen vor dem auserlesenen Kreise der Prinzessin und ihrer Erzieherin, der Frau von Stein und ihrer Schwägerin Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, über die Farben, Magnetismus und Elasticität, die er mit sittlichen Bezügen zu durchweben wußte. Der durchdachte, so seelenhafte wie klangvolle Vortrag riß die Damen hin, trotz Goethes Gewohnheit, sich, wie Gall, oft mit der Hand über die Stirn zu fahren. Jetzt erst wagte er Schillers Wittwe zu besuchen, was ihm zugleich wohl und weh that; er sprach mit ihr meist über Naturwissenschaftliches und lud sie auch zu seinen Vorlesungen ein. Die Kunstausstellung war diesmal weniger bedeutend. Da seine auf

ideale Kunst gerichteten Bestrebungen von der frömmelnden sowohl wie von der naturalistischen Richtung gelähmt wurden und er sich nicht gestimmt fühlte, einen aussichtslosen Kampf zu wagen, so wurde keine weitere Preisaufgabe gestellt. Im letzten Bericht heißt es einfach: „Für das laufende Jahr bleibt unsere Kunstausstellung geschlossen. Inzwischen gedenken wir uns mit Freunden der Kunst und Natur über die Farben zu unterhalten. Vielleicht richten wir künftig unsere Preisaufgaben gegen diese nicht genugsam bearbeitete Seite der Kunst."

Schon von Lauchstedt aus hatte er sich mit Cotta über das Erscheinen seiner Werke verständigt. Nach Einsendung des Anfangs der Handschrift sollte er 1000, zur Ostermesse 1806, 1807 und 1808 je 3000 Thaler empfangen, das Verlagsrecht bis Ostern 1814 dauern, aber Cotta dann das Vorzugsrecht haben. Schon am 30. September schickte er den durchgesehenen „Wilhelm Meister", den zweiten und dritten Band der Werke, zum Druck ab; der erste, der die Gedichte enthalten sollte, forderte größere Mühe. Doch näher als seine neue Ausgabe lag seinem Herzen die Vollendung der Farbenlehre, welche schon im nächsten Frühjahr erscheinen sollte. Sie beschäftigte ihn neben den Universitätsangelegenheiten bei seinem Oktoberaufenthalt zu Jena. Herzlich willkommen war er immer in dem Familienkreise des Buchhändlers Frommann, wo neben dessen gebildeter Gattin deren siebzehnjährige Pflegetochter, Minchen (Wilhelmine) Herzlieb, die er seit acht Jahren, nach dem Tode ihres Vaters, der Superintendent in Züllichau gewesen, hier hatte heranwachsen sehn, ihn freundlich ansprach.

Aber schon warf der Krieg seine Schatten vor sich her. Preußen, das sich in Erfurt befestigte, überzog das Weimarische Land mit seinen Truppen, deren Einquartierung und Treiben es Monate lang drückten. Bei der Anwesenheit des persönlich liebenswürdigen Kaisers Alexander war Goethe, zuerst in diesem Jahre, zweimal an der Hoftafel. Der Kaiser sandte Wieland und Goethe seine Visiten-

karte. Im December eilte der Dichter wieder nach Jena, wohin auch mit Prinz Louis Ferdinand der ins Hauptquartier nach Ronneburg gehende Herzog kam. Weihnachten erkrankte Goethe, und in den ersten fünf Monaten des Jahres 1806 wurde er alle drei bis vier Wochen von seinem ihn oft hart mitnehmenden Uebel befallen. Die beständige Sorge vor der Wiederkehr solcher schmerzvollen und entkräftenden Anfälle verstimmte ihn sehr. Doch wurden die Vorlesungen vor den Damen, soweit es seine Gesundheit zuließ, regelmäßig fortgesetzt. Der einstimmige Beifall that ihm sehr wohl; daß die Damen vorher ein Viertelstündchen über Politik sich unterhielten, konnte er nicht hindern. Am 8. Januar starb Christianens Schwester, die Goethe beweinte. Seine von Schiller bereits bearbeitete, aber jetzt mit einem tragischen Schluß erscheinende „Stella“ betrat in ausgezeichneter Besetzung am 15. die Bühne, aber der neue Schluß störte durch seinen abweichenden Ton, und sittlich fühlte man sich auch jetzt nicht befriedigt. Auf der Bühne glänzten damals Wolff und seine Gattin, geborene Malcolmi. Durchmärsche und Einquartierungen dauerten fort. Auch Goethe sah an seiner Tafel viele Offiziere. Zum Geburtstage der Herzogin dichtete er ein den Wunsch nach dem Glücke des Friedens aussprechendes Lied, das nach der Melodie von »God save the King!« vor Corneilles „Cid“ von allen Zuschauern gesungen ward, während das Trompetercorps des Regiments Owstien die Melodie spielte. Mitte Februar verließen die Preußen das Land. Goethe hatte unterdessen eine höchst eingehende Anzeige der Volkslieder in Arnims und Brentanos Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ geschrieben, und sich mit der neuen Anordnung und Durchsicht seiner Gedichte, zu denen auch einzelnes Neue jetzt entstand, unter Riemers Beistand beschäftigt. Auch dachte er bereits an die Ausführung seines vor acht Jahren ersonnenen „Tell“. Für die erste Lieferung der Werke hatte er zunächst nur noch den vierten Band zu liefern,

der wenig Mühe machte. Am 10. Mai (der 9. war Schillers Todestag) kam dessen „Glocke“ mit dem etwas veränderten Epilog zur Aufführung. Heilung seines Uebels erwartete er wieder von Karlsbad; doch in Weimar erlitt er vorher einen neuen Anfall.

Im Juni geht er mit August und Riemer nach Jena, wo er den Abgang des Physikers Voigt mit seinem physikalischen Apparat zu verhindern suchen muß. August kehrte nach Weimar zurück, dessen Gymnasium er besuchte. Man erzählt, daß dieser einst, als Direktor Lenz von den Schülern verlangte, sie sollten die klassischen Dichter in Deutsche Verse übersetzen, sich dessen geweigert, weil sein Vater ihm Verse zu machen verboten. Schon vor mehrern Jahren hatte Goethe einmal auf Veranlassung der Meldung eines jungen Mannes, dem die Kenntniß des Französischen abging, ärgerlich geäußert: „Verse machen können sie alle.“ Seinen Sohn davon abzuhalten, hatte er ganz besondern Grund.

Karlsbad, wohin Riemer ihn begleitete, weckte auch zwei alte Neigungen wieder, das mineralogische Studium und das landschaftliche Zeichnen, welche während der acht Jahre, die er den Badeort von jetzt an besuchte, immerfort eifrig gepflegt wurden. Der ihm längst bekannte Steinschneider Joseph Müller hatte in diesen Jahren die Verschiedenheiten der Gebirgs- und Gangarten der Umgegend genau verfolgt und sich eine vollständige Sammlung derselben angelegt. Hierdurch und durch die Mittheilung seiner Ansichten, sowie durch Gespräche mit Werner und mit August Herder wurde Goethe wieder in die mineralogischen Untersuchungen gezogen, für welche gerade Karlsbald entscheidend werden sollte. Von seinen landschaftlichen Zeichnungen dachte er der Prinzessin Karoline, deren Zeichentalent er gern auf jede Weise förderte, ein Dutzend vollendet mitzubringen. Auch ein dichterischer Plan wurde in Karlsbad wieder in ihm lebendig. Er hatte sich ein Festspiel in der

Weise Calderons vorgesetzt, den Goethe schon seit mehrern Jahren durch W. Schlegel kennen und verehren gelernt hatte; in dieser reich entwickelten Form sollte der Gedanke, daß nur die Verbindung dichterischer Glut mit besonnener Uebung ein wahres Kunstwerk hervorbringe, in Pandorens Wiederkunft dargestellt werden. Ein Bild zu der herrlichen Erscheinung seiner Pandora fand er in Karlsbad in einer Frau von Levezow, einer geborenen von Brösigke. Aber auch in das friedliche Bergthal drangen die politischen Sorgen. Fürst Reuß ließ den Dichter einen Blick in das nahende Unglück thun. Napoleon war es gelungen, sechzehn Deutsche Fürsten zur Gründung eines unter seiner Schutzherrschaft stehenden sogenannten Rheinbundes zu verleiten. Auf der Rückreise empfing Goethe in Jean Pauls Geburtsort die Nachricht von der Auflösung des Deutschen Reiches.

Von Weimar begibt er sich Mitte August nach Jena, wo er an den beiden Bänden seiner „Farbenlehre" zu gleicher Zeit drucken läßt, da der erste seine neue Lehre und die Bekämpfung der gangbaren, der andere die Geschichte dieser Wissenschaft bringen sollte. Zur Freude gereichte ihm die Kunde, daß eben die Berliner Akademie der Wissenschaften ihn nebst Cuvier zu ihrem auswärtigen Mitglied ernannt hatte. Die bedrängte politische Lage zog ihn rascher, als er gedacht, nach Weimar zurück. Der Herzog schloß mit Preußen einen Vertrag, der Weimar in den drohenden Krieg zog. Mit dem zum Abzug bereiten Herzog hält Goethe ein „prägnantes" Gespräch im Hauptquartier zu Niederroßla, wo der Herzog seine Hoffnung und die Nothwendigkeit seiner Theilnahme am Krieg aussprach, das Land und die Seinigen dem alten Freunde vertrauensvoll empfahl. Am 26. September eilt er wieder nach Jena, um zunächst die angekommene Karlsbader Gebirgsfolge aufstellen zu helfen. Da der Preußische Heerführer Fürst von Hohenlohe im Schlosse wohnt, muß er in einem Seitenflügel vorlieb nehmen. Mittags ist er meist an

der fürstlichen Tafel, wo er nur von Politik hört; um so lieber suchte er Abends den friedlichen, ihm immer näher getretenen Frommannschen Kreis auf, wo er stets seine angefangene Zeichnung und alles zum Zeichnen Nöthige bereit fand; denn er pflegte gern beim Sprechen zu zeichnen.



Abb. 32. Johanna Schopenhauer.
Nach einem Oelgemälde der Weimarer Bibliothek hier zum erstenmal gegeben.

Am 6. Oktober fand er zu Weimar alles in Unruhe und Bestürzung. Hier weilte seit kurzem die siebenunddreißig-jährige, anmuthige, feingebildete, wohlhabende Danzigerin Johanna Schopenhauer, die, da sie ihren Gatten in Hamburg verloren, sich Weimar zu ihrem Wohnsitz erwählt hatte. Schon vor mehrern Monaten bei einem kurzen

Besuche Weimars hatte Goethe sie in der Bibliothek herumführen wollen, war aber durch Unwohlsein abgehalten worden. Am 12. ließ sich ein Unbekannter bei ihr melden; es war ein hübscher, ernsthafter Mann in schwarzem Kleide, der sich mit vielem Anstande tief vor ihr verneigte. „Erlauben Sie mir", sprach er, „Ihnen den Geheimerath Goethe vorzustellen." Nach dem, was man ihr von Goethes Steifheit gesagt, konnte sie in ihm nicht den berühmten Dichter vermuthen, bis dieser sich deutlicher zu erkennen gab. „Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß", berichtet sie selbst ihrem Sohne. „Wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen." Auch Frau von Stein besuchte er denselben Tag. Am frühen Morgen des 14. flohen die Herzogin Mutter, der Erbprinz und Prinzessin Karoline. Goethe und die Seinen vernahmen im Hausgarten schon um 7 Uhr die Kanonade. Nachmittags gegen vier Uhr kam es hinter dem Hausgarten zwischen den sich zurückziehenden, durch ihre Bagagewagen gehinderten Preußen und den vordringenden Franzosen zum Kampfe. Später drangen französische Jäger in die Stadt, die bald von tobenden und plündernden Feinden überschwemmt war. Ein Husarenoffizier, Wilhelm von Türkheim, Lilis Sohn, kam zu Goethe und begleitete ihn aufs Schloß. Dieser ließ sagen, der Marschall Augereau mit Begleitung und noch einige Kavalleristen würden ins Quartier kommen; sonst möge man niemand einlassen. Wirklich erschienen sechzehn Elsässische Reiter, die so müde waren, daß sie unten in der Bedientenstube bald zur Ruhe kamen. Ins Hinterhaus hatten sich viele Leute aus der Nachbarschaft geflüchtet. Goethe kam später zurück. Riemer berichtet ausführlich, wie es zwei Tirailleurs gelungen, heimlich in Goethes Schlafzimmer zu dringen, wo eben Christiane sich befand, die durch ihre Geistesgegenwart, in-

dem sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der ins Hinterhaus Geflüchteten zu Hülfe rief, ihn von den Wüthenden befreite. Als endlich am Morgen der Marschall ankam, trat eine Sauvegarde vor das Haus. Christiane hatte bei der Bewirthung von dem Uebermuth der sie als Haushälterin behandelnden Offiziere manches zu leiden, was sie in Verzweiflung setzte. Goethe, dem dies nicht verborgen blieb, erkannte, nun sei der Augenblick gekommen, wo er die Mutter seines Sohnes, die ihm das Leben gerettet, rechtlich zu seiner Frau erhebe und so die Forderung der durch die Gewohnheit geheiligten Sitte auf dem einzig möglichen Wege der kirchlichen Ceremonie befriedige. Am Nachmittag des 15. kommt Napoleon an, den die großherzige Willenskraft der Herzogin überwindet. Den 16. befiehlt er, von der Plünderung der Stadt abzulassen. Am Morgen des 17. verläßt der Gewaltige die an den Rand des Verderbens gebrachte Stadt; wenn der Herzog binnen drei Tagen das Preußische Heer verlasse, sein Kontingent zurückziehe und nach Weimar zurückkehre, solle er sein Land behalten. An demseblen Tage, wo alles noch auf der Spitze stand, schrieb Goethe an den Oberkonsistorialrath und Hofprediger Günther: „Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebt, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag oder vorher, getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten? Ich wünschte, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn sichs trifft, Antwort. Bitte.“ Sonntag den 19. fand die Trauung in Gegenwart des Sohnes und Riemers, aber in der Sakristei der Hof- und Garnisonkirche statt, da Günther über die Stadtkirche nicht verfügen konnte. Den folgenden Tag speiste Goethe mit dem Kommandanten Dentzel bei Hofe, das erste und letztemal in diesem Jahre. Am nächsten

Tage ließ er sich durch Riemer bei der Schopenhauer nach ihrem Befinden erkundigen; Abends besuchte er sie mit seiner nun angetrauten Frau. Da er voraussah, wie erbittert der vornehme Damenkreis, an den er sich bisher gehalten, über diese für ihn nothwendige, dazu die verletzte Sitte sühnende Anerkennung seiner Frau sich zeigen werde, nahm er seine Zuflucht zu der an großstädtisches Leben gewohnten, ihm gewogenen Fremden. „Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen", berichtet Frau Schopenhauer ihrem Sohne. „Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiele folgten. Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremder und Großstädterin traute er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch." Vier Tage später machte sie ihren Gegenbesuch. Goethe fühlte sich persönlich jetzt von einem Alp befreit, wie schwer ihn auch der traurige Zustand der geplünderten, mit Verwundeten und Kranken überfüllten Stadt drückte. Er zeigte sich gemüthlicher, theilnehmender und milder als je. Besonders nahm er sich der Jenaischen Freunde an. Frau von Stein zu besuchen, wagte er noch nicht. Abends kam er häufig zur Schopenhauer, die auch von dem rein ausgeplünderten Meyer und einer jungen, aber häßlichen Malerin Bardua aus Ballenstedt, an welcher er selbst Antheil nahm, viel besucht wurde. Zu seiner Beruhigung nahm er die Farbenlehre vor, deren Druck durch das Unglück Jenas unterbrochen worden war. Ende des Monats wurde Weimar schon ruhiger. Auch kehrte die Herzogin Mutter bald zurück. Am 9. November war Goethe bei der Bestattung des an den Folgen seiner bei der Plünderung erlittenen Mißhandlung gestorbenen Landsmannes Kraus trotz seiner Scheu vor Begräbnissen. Meyer

trat jetzt als Direktor an die Zeichenschule. Den 10. aß die Schopenhauer mit Meyer, Knebel, Bertuch und Frau bei Goethe, den sie nicht genug bewundern konnte. Einmal schreibt sie von ihm: „Es ist das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußern. Eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisirt und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind." Der Ton seiner Stimme war ihr Musik. Am Abend des 11. war Goethe, der sich mit Meyer, Fernow, Riedel und dem Dichter Dr. Stephan Schütze bei der Schopenhauer befand, von ausgelassenstem Humor. Damals wurden die Sonntage und Donnerstage als stehende Gesellschaftsabende festgesetzt, an denen Goethe nun regelmäßig erschien. Er war die Seele dieser Abende, an denen nur Thee gegeben wurde; für ihn stand ein eigener Tisch mit Zeichenmaterialien bereit. Jetzt erst wagte Goethe auch Frau von Stein zu besuchen, die während der Plünderung so sehr gelitten; aber seine Trauung bildete noch immer eine Scheidewand zwischen ihnen, so daß er es nicht wagte, die von bitterm Groll über ihr Unglück erfüllte Freundin zu sich einzuladen, wie er es bei Frau von Schiller that. Auch die Herzogin Mutter besuchte er zuweilen, wo er gleichfalls zeichnete. Aber nirgends war er gemüthlicher und heiterer als bei der Schopenhauer, der er wegen der freundlichen Aufnahme seiner Frau sich dankbarst verpflichtet fühlte.

Am 15. December mußte Weimar sich im Posener Frieden zum Eintritt in den Rheinbund und zur Zahlung von 220,000 Francs verstehn. Goethe ließ indessen, da man auch vom schlimmsten Verluste sich zu erheben suchen müsse, am 26. December das Theater wieder beginnen. Schon am 13. hatte er den didaktischen Theil der Farbenlehre beendigt und sich zu dem leidenschaftlichen polemischen gewandt. Aber auch die Durchsicht der folgenden

Bände seiner Werke beschäftigte ihn, besonders die Vervollständigung und Zusammenarbeitung seines „Faust“, von dem er sich in dieser Gestalt große Wirkung versprach.

Auch im neuen Jahre (1807), wo er sich zuweilen etwas angegriffen fühlte, erhielt sich die Verbindung mit der Schopenhauer in ihrer vollen Innigkeit. Seine Gattin nahm zuweilen an der Gesellschaft Theil, ohne daß ihre Thüringische Naivetät besondern Anstoß erregt hätte. Eine große Freude bereitete dem Dichter Wolffs Versuch, mit seiner Gattin den „Tasso“ zur Aufführung zu bringen; sie überraschten ihn eines Tages mit einer Probe, die so weit gelang, daß er sich der öffentlichen Erscheinung auf der Bühne nicht widersetzte, die am 16. Februar mit ganz einziger Wirkung erfolgte. Großen Jubel erregte es auch, daß Goethe am Anfange Wielands Herme statt der Ariosts bekränzen ließ. Die Leseübungen der Schauspieler dauerten fort.

Allgemeinen Schmerz erregte im ganzen, schwer unter der Kontribution leidenden Lande der am 10. April erfolgte Hintritt der Herzogin Mutter. Goethe verfaßte binnen drei Tagen eine kurze Darstellung des Lebens und Wirkens der Verewigten, die bei ihrer kirchlichen Gedächtnißfeier am 19. von allen Kanzeln des Landes verlesen ward.

Schon am 1. April hatte er wieder seine Mittwochgesellschaft mit einer Vorlesung über die Geographie der Pflanzen mit Bezug auf eine von A. von Humboldt ihm gewidmete Schrift eröffnet; in der dritten, am 15., hielt der eben anwesende Wolff einen Vortrag über die Alterthumswissenschaft und Goethe machte einige sinnige Bemerkungen über die Blumen. Aber in der Nacht auf den 17. erlitt er einen äußerst schweren Anfall seines alten Uebels, in Folge des niedrigen Barometerstandes und zu großer Anstrengung. Am 1. Mai finden wir ihn endlich wieder einmal bei der Herzogin; er war dort mit Wieland und Frau von Stein. Zwei Tage später hielt er noch eine Mittwochgesellschaft. Gleich darauf erlebte er ein wunderliches Phänomen, die

leidenschaftlichste Zudringlichkeit der jüngsten Tochter seiner Max Brentano, der eben ins zweiundzwanzigste Jahr getretenen Bettine (Elisabeth), die ihre Großmutter vor ein paar Monaten verloren hatte. Schon vor fast fünf Jahren hatte sie Goethe durch Frau von Kalb sagen lassen, sie sei in ihn entbrannt wie Mignon. Diese Mignonphantastik spukte immer toller in ihrem Kopfe. Goethes Mutter, zu der sie tagtäglich kam, hatte ihre Noth mit dem Mädchen, das ihr sagte, sie wolle in Knabenkleidung zu ihrem Sohne nach Weimar laufen. Jetzt kam sie mit Schwager und Schwester. Goethe nahm die enthusiastische Tochter seiner Max, die seiner Mutter so viele Unterhaltung bot, mit liebevoller Freundlichkeit auf, wenn er auch ihr stürmisches Wesen etwas zurückhalten mußte. Er nannte sie, wie andere junge Damen, sein Kind, sein artig gut Mädchen, lieb Herz, staunte aber nur ihre Wunderlichkeit an. Sie kam auch in den Abendkreis der Schopenhauer, wo sie durch ihr drolliges, phantastisches Betragen anzog. „Ein heiterer, gutmüthiger Kobold sprach aus ihrem ganzen Wesen, wobei noch eine Schwärmerei über die Musik sie ins Geisterhafte erhob", berichtet Stephan Schütze. In anderer Weise wurde Goethe um diese Zeit durch einen Brief von Frau von Staël überrascht, die, da Frau von Schardt ihr seine Krankheit mitgetheilt hatte, ihn beschwor, zu ihr nach Coppet zu kommen. Goethe merkte die Absicht und hielt sich mit aller Höflichkeit zurück. Das Theater wurde diesmal früher geschlossen. Die Schauspieler gingen zunächst nach Leipzig, wo die Vorstellungen mit einem trefflichen Prolog Goethes eröffnet wurden. Durch Freund Rochlitz hatte er hier dem Weimarer Theater eine gute Stätte bereitet.

Ehe er nach Jena ging, waren bis auf einen sämmtliche Bände seiner Ausgabe der Werke zum Drucke abgegangen. Die in der einst so blühenden Universitätsstadt vorgegangene Veränderung machte ihm nicht wohl, und so eilte er bald mit Riemer nach Karlsbad, wo er sich beim

gewöhnlichen Gebrauch des Wassers sehr übel befand, erst auf eine Verordnung des Dr. Kapp von Leipzig besserte es sich. „Seit zehn Wochen und darüber", schreibt er am 10. August, „habe ich in meinem stillen Leben schon mehrere Epochen gehabt. Erst diktirte ich kleine romantische Erzählungen [die er schon längst im Sinne gehabt], dann ward gezeichnet, dann kam das Stein- und Gebirgsreich an die Reihe, und nun bin ich wieder zur freiern Phantasie zurückgekehrt, eine Region, in der wir uns zuletzt immer noch am besten befinden." Seine Erläuterung von Müllers Sammlung der Karlsbader Gebirgsarten wurde am Orte gedruckt. Unter den manchen bedeutenden Männern, die er damals kennen lernte, waren der Französische Resident Reinhard, mit dem er in nahe Beziehung trat, und der Oberhofprediger gleichen Namens aus Dresden, mit dem er in sittlichen Fragen übereinstimmte. In der letzten Zeit ließ er seinen August kommen, dem er auch den Anblick des ihm so heilvollen Ortes gönnen wollte.

Der zwischen Frankreich und Preußen geschlossene Friede schien wenigstens vorab eine Zeit der Ruhe zu versprechen. Die Rückkehr der Erbprinzessin in Begleitung ihres Gemahls wurde in Weimar mit großem Jubel gefeiert. Zu ihrem Empfange im Theater dichtete Goethe binnen acht Tagen ein gedankenvolles, reich belebtes Festspiel, dem die Idee zu Grunde liegt, der wahre Patriotismus bestehe darin, daß jeder in seinem Kreise tüchtig wirke, wodurch er die Fähigkeit gewinne, das allgemeine Beste zu fördern. Diese Anforderung war es auch, die Goethe von seiner Seite zu erfüllen eifrig bestrebt war. Als Staatsbeamter hatte er zunächst den Jenaer wissenschaftlichen Anstalten seine Sorge zuzuwenden und für die weitere Ausbildung des Theaters zu wirken, während er als Schriftsteller die Farbenlehre auf einer neuen Grundlage aufzubauen und eine lebendige Anschauung der einfachen Entwicklungsgesetze der Natur in allen ihren Reichen zur Anerkennung zu bringen suchte; schon zu Ostern hatte der

Meßkatalog eine Schrift „Ideen über organische Bildung“ von ihm angekündigt. Jede den Boden unterwühlende, das Land neuen Stürmen, ja vielleicht dem völligen Untergange zuführende Politik war seiner alles von stillem, ruhigem, folgerechtem Wirken erwartenden Natur widerwärtig.

2.

Goethe war jetzt dem Hofe wieder näher getreten. Dienstags kam er Morgens zur Prinzessin Karoline, wo er „ohne Vorlesung die geistreichsten Dinge sehr angenehm auseinanderwickelte“. Abends las er bei der Herzogin in Gegenwart der Erbprinzessin, der Prinzessin Karoline, der Frau von Stein und der beiden Oberhofmeisterinnen; hier entzückte er besonders durch die neuen eben im Druck befindlichen Scenen seines „Faust“. Zu Hause hatte er Sonntags einen kleinen Singchor, der freilich kaum über vier Stimmen hinausging, doch dachte er ihn immer weiter zu entwickeln. Das Bruchstück der „Achilleis“, das diesmal zuerst in den Werken erscheinen sollte, forderte eine neue Durchsicht, und auch seine „Pandora“ hatte er auszuführen, die er Leo von Seckendorf für die von ihm in Verbindung mit einem Sohne des berühmten Arztes Stoll herauszugebende Zeitschrift „Prometheus“ versprochen.

Vom 1. bis zum 10. November wurde er wieder von Bettinen umschwärmt, die mit Schwestern und Bruder nach Weimar gekommen war. Sie hatte ihm vier Monate vorher in einem dithyrambischen Brief ihr Herz eröffnet, dem ohne seine Liebe das Schönste und Heiligste fehle. Goethe war sehr freundlich gegen das schon große „artige Kind“, lehnte aber ihre Zudringlichkeit mit heiter beschwichtigender Laune ab. Eines Morgens beklagte sich Bettine gegen Riemer, Goethe zeige sich gegen sie so wunderlich und sonderbar. Gern gestattete er, daß sie an ihn schreibe, aber besonders von Frankfurt und seiner Mutter.

Als er am 11. mit Riemer nach Jena fuhr, wo eben am polemischen Theile der Farbenlehre gedruckt wurde, trug er ihm die ganze Idee und Tendenz seiner „Pandora“ umständlich vor. Schon am 19. las er ihm den Anfang des Gedichtes, an dem er zehn Tage später fortdiktirte. Denselben Tag, es war Adventsonntag, aß er in größerer Gesellschaft bei Frommann zu Mittag, wo die nun in vollster Jugendblüthe entfaltete, wunderbar schöne Minchen Herzlieb mit ihrem still in sich verschlossenen, auf ein tiefes Gemüth deutenden Wesen einen mächtigen Eindruck auf ihn übte, aber ohne ihn in eine mehr als vorübergehende leidenschaftliche Aufregung zu versetzen. So konnte er denn an seiner „Pandora“ ruhig fortdichten. An den „fast unüberwindlichen trüben und langen“ Abenden war er meist bei Knebel. Der Dichtung weihte er nur die Morgenstunden.

Am Abend des 1. December führte der Postwagen den Dichter des in Berlin, freilich sehr verkürzt, mit großem Beifall gegebenen „Martin Luther“ nach Jena. Der eben ins vierzigste Lebensjahr getretene Königsberger Zacharias Werner, der sich für Schillers berufenen Vertreter hielt, hatte sich schon früher mit Goethe in Verbindung gesetzt, der seine dramatische Kraft erkannte, aber die „widerlichen Entgegenstellungen“ in seinen von der Mystik stark angehauchten Stücken deuteten ihm auf große Unreife. Damals war er so heiter gestimmt, daß er über der mächtigen dichterischen Glut das Abstoßende der persönlichen Erscheinung des Cynikers übersah. So nahm er denn am Morgen des 2. den Besuch des leicht sich anschmiegenden „Dr. Luther“, wie er ihn launig nannte, freundlich auf. Abends war er mit ihm bei Knebel, den folgenden Abend in größerer Gesellschaft bei Frommann, wo Werners mit feuriger Innigkeit von ihm vorgelesene Sonette großen Eindruck machten. An den nächsten Tagen fand er sich viel um Goethe, dem er von seinem fast vollendeten Drama „Wanda“ sprach. Durch die zahlreichen ihm mitgetheilten anziehenden Sonette kam

Goethe in den Sonettengeschmack; er las manche Deutsche und Italienische Sonette und bedachte das Wesen dieser Reimform, ja begann selbst solche zu dichten. Das erste, einem liebenden Mädchen in den Mund gelegte las er am Abend des 6., und so entstand bis zum 18. eine größere Reihe von Sonetten, von denen zwei sich persönlich an Minchen wenden, aber gerade diese zeigen keine Spur von wirklicher Leidenschaft, welche er am wenigsten in dieser Form ergossen haben würde, die ihm nur für dichterisch zugespitzte Liebesempfindungen passend schien. Es reizte ihn, sich in ihr in Wettstreit mit Werner und andern zu versuchen, obgleich seine „Pandora" darunter litt. Werners „Wanda" schien ihm in ihrer Art so bedeutend, daß er sie als Prachtstück am Geburtstag der Herzogin aufzuführen beschloß.

Am 18. kam er ganz heiter und wohlgemuth nach Weimar zurück, wo es zunächst galt, alles zur Aufführung der „Wanda" vorzubereiten, sonst ward sein gewohntes Leben fortgesetzt. Weihnachten sendet er Süßigkeiten mit einem galanten Sonett an Minchen. Frau Frommann überrascht ihn durch das Geschenk einer von ihr gestickten prächtigen Brieftasche. Augusts Geburtstag wurde durch ein kleines Stück der befreundeten Schauspieler gefeiert. Mittwochs trug Werner dem erwählten Damenkreise, in dem auch die Herzogin und die Prinzessin sich befanden, „Das Kreuz an der Ostsee" vor, dem später sein „Attila" folgte. Auf die Damen machte der äußerlich abstoßende Dichter doch einen ungeheuern Eindruck, wie er bei seiner ungemeinen Schmiegsamkeit alle Welt für sich einzunehmen wußte; selbst der Herzog hatte an dem wunderlichen Heiligen seine Lust. Am 16. Januar 1808 kam Goethe mit seiner Frau nach Jena zum Balle auf der Rose; dabei wollte er Christianen als seine Frau der ihm wohlwollenden Frau Frommann und dem Jenaer Gesellschaftskreise vorstellen. Er hatte sich eben eine kleine Wohnung nahe beim Schlosse gemiethet, da er wegen der beabsichtigten Herstellung des Schlosses auf diesem nicht

wohnen konnte. In Weimar machte die kunstvollendete Aufführung der „Wanda", die Goethe wegen ihrer unendlich zarten, freilich oft ins Geheimnißvolle sich verlierenden Ausführung liebte, großen Eindruck. Der Herzog gab Werner 60 Dukaten; eine Anstellung, auf welche dieser sann, konnte Goethe ihm nicht verschaffen. Gar bald kam man hinter das unsittliche Treiben des „Liebesgesellen".

Goethe hatte nicht allein an „Pandora" fortgearbeitet, deren Anfang zum Druck abging, sondern auch die heitere Ballade „Wirkung in die Ferne" gedichtet. Seit Mitte Februar war er wieder ein paar Wochen leidend. Am 17. März kam er auf einige Tage nach Jena, wo es so manches zu besorgen gab. Ende des Monats schied endlich Werner noch zu rechter Zeit, voll von Goethes menschlicher und dichterischer Größe.

Schwer fiel dem noch immer krankhaft angegriffenen Dichter die Trennung von seinem August, der Anfangs April nach Heidelberg reiste, wo er zwei Jahre Rechtswissenschaft studiren sollte. Mit Jubel empfingen Goethes Mutter und Bettine, welche die briefliche Verbindung mit ihrem Idole entzückte, den „schwarzäugigen und braunlockigen Jüngling". „Lassen Sie seine väterliche Stadt ihm zur Vaterstadt werden, so daß er glaube sich mitten unter den Seinen zu befinden", schrieb er ihr. „Stellen Sie ihn Ihren lieben Geschwistern und Verwandten vor, und gedenken Sie mein, wenn Sie ihn freundlich aufnehmen." Große Freude machte es ihm, daß der Fürst Primas, der jetzige Landesherr von Frankfurt, der frühere Statthalter Dalberg, seiner Mutter und August ein Fest gab.

Unterdessen hatte er eine Fortsetzung seines „Wilhelm Meister" begonnen, auf die er nach Schillers Vorschlag schon im achten Buche des Romans hingedeutet hatte; dazu waren eine Reihe von Erzählungen bestimmt, die er schon viele Jahre mit sich herumgetragen, theilweise ausgeführt hatte. Im Begriffe, nach Jena zu gehn, wurde

er wieder von seinem alten Uebel befallen. Nach seiner Genesung erfreute er Frau von Stein und die Herzogin mit Vorlesung einiger Stücke aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren". Mit der alten Freundin stand er jetzt sehr gut. Erst am 12. Mai konnte er sich nach Karlsbad begeben. Während seiner Abwesenheit kam Frau von Staël in Weimar an, die stark auf Goethe gerechnet hatte; trotz der freundlichsten Aufnahme von Seiten des Hofes blieb sie nur neun Tage, da zu ihrem Aerger Goethe ihretwegen das Bad nicht verlassen wollte.

In Karlsbad, das ihm sehr wohl bekam, gelang es ihm, „Pandora" bis zu einem bedeutenden Abschnitt zu führen und die aus einer kleinern Erzählung sich erweiternden „Wahlverwandtschaften" zu beginnen, in welchen die schmerzlichste Entsagung als Sühne für die auch nur in Gedanken verletzte Heiligkeit der Ehe hervortritt. Er selbst war sich so mancher bittern Entsagung bewußt, die wie geheilte Wunden ihn von neuem schmerzten. Von der Herzlieb nahm er nur einige Züge zu seiner Ottilie. Besonders heitere Wochen genoß er zu Karlsbad im Kreise der Ziegesarschen Familie, zu welcher sich eine Frau von Seckendorf aus Dresden und die liebenswürdige Pauline Gotter, Tochter des verstorbenen Dichters, gesellten. Auch nach der Entfernung der Drakendorfischen Freunde hielten sich Goethe und Riemer mit der Seckendorf und Paulinen zusammen. Gegen letztere zeigte er sich äußerst freundlich; er las ihr Abends beim Thee kleine Gedichte, gab ihr Morgens früh botanische Stunden, wie er zuletzt in Weimar die Damen durch Vorträge über Pflanzen entzückt hatte, und holte sie zu weiten Spaziergängen ab. Am 11. machte er einen Abstecher nach Franzensbrunn, wo er noch die Familie Ziegesar wußte. Hier zog ihn besonders der Kammerberg an. Nach Karlsbad zurückgekehrt, erfreute er sich der Anwesenheit zweier Maler, seines treuen Bury, der die Frau Erbprinzessin von Hessen-Kassel begleitete, und des Land-

schaftsmalers Kaaz aus Dresden, dessen Behandlung seiner Skizzen ihn zu einer reinern Behandlung brachte. Zu großer Freude gereichte ihm der bedeutende Absatz seiner Werke. Der Verleger mußte eine neue Auflage veranstalten, wofür er dem Dichter freiwillig 705 Thaler nachzahlte. Ostern waren die sechs letzten Bände erschienen; der hier vervollständigte „Faust“ erregte großes Aufsehen und mit Staunen gemischte Bewunderung. An seinem Geburtstag entschloß er sich auf Riemers Mahnung, zu einer Darstellung seines Lebens als Erläuterung zu seinen Werken. So bildeten sich ihm immer wieder neue Plane, während er noch mit der Ausführung älterer beschäftigt war; ja wie viele mußte er unausgeführt lassen! Zwei Tage später ging er wieder nach Franzensbrunn, wo er den Aufsatz über den Kammerberg entwarf, dessen vulkanischen Ursprung er nachzuweisen suchte. Von seiner Heiterkeit auf der Rückreise zeugt der am 12. September zu Hof gedichtete „Goldschmiedsgesell“.

Aber in Weimar empfing ihn die ihn tief erschütternde Kunde von dem am 13. nach kurzer Krankheit erfolgten Tode seiner Mutter, deren Werth er voll empfand, der eine Freude zu bereiten seine höchste Wonne gewesen, deren Beifall ihn immer beseligt hatte: und nun sollte er kein gutes Wort mehr von ihr vernehmen; was ihm auch gelang, die geliebte Mutter sollte es nicht mehr erfreuen! Der Schmerz war ihm zu heilig, als daß er ihn hätte äußern können, und so mied er fast jede Erwähnung seines unersetzlichen Verlustes. Von seiner tiefen Ergriffenheit zeugt ein Brief an Silvie von Ziegesar. Karl von Stein, dem er lange fern gestanden, fragte er damals mit ernstem Blick und innerer Herzlichkeit: „Lieber Karl, haben Sie denn kein gutes Wörtchen für mich?“ Einige Zeit dachte er an eine besondere Verherrlichung der Heimgegangenen. Zur Regelung der Erbschaft sandte er Christianen nach Frankfurt. In ihrer Begleitung befand sich die anmuthige, muntere, höchst liebenswürdige Karoline Ulrich, die als

Waise eine Zuflucht in Goethes Hause gefunden hatte, und der Hausfrau eine erwünschte Stütze und freundliche Gesellschafterin war. Auch Goethe hatte seine Freude an dieser lieblichen Erscheinung, die auf seine Frau einen günstigen Einfluß übte. Christiane traf in Frankfurt mit dem von Heidelberg herübergekommenen August zusammen. Sie wohnten in dem Hause der Wittwe des Schöffen Hieronymus Schlosser, deren Sohn, der Stadtgerichtsrath Johann Friedrich Heinrich, ihnen rathend zur Seite stand. Christiane erfüllte in bester Weise Goethes Auftrag, die Angelegenheit möglichst „glatt und nobel" abzuthun. J. G. Schlossers Tochter Henriette schreibt von Christianen: „Wir haben Sie alle herzlich gerne, und sie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch und war ganz offen und mit dem vollsten Vertrauen gegen alle gesinnt. Ihr äußeres Wesen hat etwas Gemeines, ihr Inneres aber nicht. Sie betrug sich liberal und schön bei der Theilung, bei der sie sich doch gewiß verrathen hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach Verdienst zu urtheilen und sie bei andern vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht." Von August schreibt dieselbe: „Er ist ein sehr lieber, braver Junge, gescheidt, herzlich und treu. Alle Menschen lieben und loben ihn, die ihn kennen. Genialisch wie sein Vater ist er nicht; auch freut es ihn gewaltig, daß seine Mutter nun auch seines Vaters Frau ist; er scheint dergleichen gar nicht zu lieben wie sein Vater, und wird gewiß ein bürgerlicher wackerer Geschäftsmann werden, ohne doch trocken zu sein; er ist äußerst lebhaft und lustig, und hat Freude an schönen Wissenschaften, hängt kindlich an seinen Eltern und ist gegen uns alle zutraulich, und wir ganz charmirt in ihn." Das Vermögen hatte durch das gute und freigebige Leben der Mutter und die schweren Zeiten sehr gelitten. Goethe erhielt an Kapital etwas über 20,000 Gulden, die in Frankfurt stehn blieben.

Fast gleichzeitig mit der schmerzlichen Todeskunde empfing Goethe die Nachricht von dem bevorstehenden leidigen Zusammentreffen der Kaiser Napoleon und Alexander in dem jetzt französischen Erfurt, wodurch das unter seinen Lasten

seufzende nahe Weimar, wo Alexander seinen Sitz nahm, in fast unerschwingliche Kosten gesetzt wurde. Am Abend des 25. kam Alexander dort an, wo schon viele Fürstlichkeiten sich eingefunden; der Herzog war bereits Napoleon nach Eisenach entgegengefahren, um ihn nach Weimar einzuladen und ihm eine Hirschjagd auf dem Ettersberg anzubieten, zu welcher Napoleon im bittersten Hohn auf Preußen noch eine Besichtigung des Jenaer Schlachtfeldes und eine — Hasenjagd befahl. Am 27. umarmten sich die Kaiser auf der Hälfte des Weges; Abends zogen sie in Erfurt ein. Zwei Tage später berief der Herzog Goethe. Dieser sah Abends Racines „Andromache" von den Schauspielern des Théâtre Française. Den 30. war beim Herzog große Tafel, am 1. Oktober Lever bei Napoleon. Auf den Morgen des 2. um 11 Uhr war Goethe zur Vorstellung bei Napoleon beschieden. Nachdem dieser, der eben beim Frühstück in dem Goethe von Dalbergs Zeit her wohlbekannten Kabinet saß, ihn lange angeblickt, sprach er das den vollen Eindruck treffend bezeichnende Wort: »Voilà un homme.« Nach einigen Fragen über sein Alter und seine Trauerspiele brachte Daru die Rede auf die Uebersetzung des „Mahomet". Napoleon setzte weitläufig auseinander, weshalb dieses kein gutes Stück sei. Dann kam er auf „Werther", in welchem er das Hineinspielen des gekränkten Ehrgefühls für fehlerhaft erklärte, worauf der Dichter sich zu bemerken erlaubte, er habe dadurch eine besondere Wirkung zu erreichen gesucht. Dasselbe hatten schon Herder und die Staël getadelt, aber Goethe alles mit Recht Beanstandete schon 1786 ausgeschieden. Der Kaiser kam dann wieder auf das französische Drama, über das er scharfsinnige Bemerkungen machte. Sodann spottete er über die Schicksalsstücke; die Politik sei das Schicksal. Nachdem er sich einige Zeit mit Daru und Soult unterhalten, trat er auf Goethe zu und erkundigte sich in theilnehmender Weise nach seinen persönlichen Verhältnissen. Häufig hatte er seinen Bemerkungen

in den verschiedensten Wendungen beigestimmt und nach seinen eigenen Auseinandersetzungen immer gefragt: »Qu'en dit Mr. Göt?« Ohne von ihm entlassen zu sein, verabschiedete sich Goethe, nachdem er sich durch Winke mit dem dienstthuenden Kammerherrn verständigt. Da die Französischen Schauspieler in den nächsten Tagen in Weimar spielen sollten, so mußte Goethe mit diesen darüber verhandeln. Um die Bühne dazu einzurichten, kehrte er am 4. nach Weimar zurück. Den 6. brachen die Kaiser Mittags von Erfurt auf; der Herzog empfing sie in Stedten und geleitete sie vor den prächtigen auf einem freien Platze beim Ettersburger Schlosse errichteten großen Jagdschirm, wo die Könige und Fürsten sich schon versammelt hatten. Um 4 Uhr hatte das Morden der 47 Hirsche ein Ende; dann ging es ins Weimarer Schloß, wo um 6 das große Diner stattfand. Die kaiserliche Tafel bestand aus 16 Couverts; außerordentlich zahlreich war die Marschallstafel; 550 Personen wurden an diesem denkwürdigen Tage im Schlosse gespeist. Um 7 Uhr fuhr man ins Theater. Vor dem Schlosse strahlte ein sechzig Fuß hoher Obelisk in hellen Flammen. Die von Voigt gemachte, mit einem Chronodistichon endende Lateinische Inschrift besagte: „Die sehr glückliche Ankunft der Kaiser, Könige und Fürsten, den Trost des unglücklichen (afflictae) Vaterlandes, ewigen Andenkens würdig, hat Karl August, Herzog von Sachsen, hier bezeichnet." Der Obelisk sollte in Stein ausgeführt werden.

Im Theater gab man Voltaires »La mort de César«. Die Kaiser und Könige saßen wie in Erfurt vorn im Parterre. Auf dem Balle sprach Napoleon mehrfach mit Goethe, zuletzt sehr lebhaft und lange, ehe er sich um 1 Uhr zurückzog, nachdem er den alten Wieland gnädig entlassen. Diesmal erging er sich im Nachweis, das auf dem Theater gegebene Drama sei ein schlechtes Stück. Er forderte Goethe auf, den Gegenstand in würdigerer Weise darzustellen, so daß daraus hervorgehe, Cäsar würde Roms Glück ge-

gründet haben, hätte man ihn nicht vor der Zeit gemordet. In dieser Weise hatte Goethe schon in seiner Jugend den Stoff gefaßt. „Kommen Sie nach Paris", fügte er endlich hinzu; „ich verlange es. Dort werden Sie einen weiten Kreis für Ihren Beobachtungsgeist und ungeheuren Stoff für Ihre dichterischen Plane finden." Am andern Morgen um 9 Uhr fuhren die Kaiser zur Besichtigung des Jenaer Schlachtfeldes und zur Hasenjagd bei Apolda. Goethe hatte sich der Anwesenheit bei dieser für Deutschland schmachvollen Besichtigung und Jagd entzogen; er gab dem bei ihm wohnenden Minister Staatssekretär Maret und dem Marschall Lannes ein Frühstück. Die Kaiser kehrten, ohne sich in Weimar aufzuhalten, nach Erfurt zurück. Am 12. verlieh Napoleon Goethe und Wieland den Orden der Ehrenlegion. Die in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßten Schreiben theilte Maret dem Weimarischen Gesandten Geh. Regierungsrath von Müller mit. An demselben Tage machte Napoleon außer den Schenkungen für die katholische Kirche zu Jena und für die Verluste der Stadt eine zu Gunsten der Universität; er wies ihr ein Gut in der Herrschaft Blankenhain zu. Goethe hatte Talma und seine geistreiche Gattin zu sich eingeladen. In vertrauter Unterhaltung besprach er manches mit dem begabten Künstler. Am 14. kam Alexander nach Weimar zurück, wo Goethe diesen und den folgenden Tag bei der Hoftafel war. Abends fand Ball statt, auf dem am 15. Weimars beide Dichter auch mit dem ihnen verliehenen Russischen St. Annenorden erschienen. Am 16. schied Alexander. Goethe mußte freilich Napoleon wegen seiner schnöden Mißhandlung des Deutschen Ehrgefühls grollen und bitter bedauern, daß dieses Scheingepränge das arme, so tief gedrückte Land ganz unerschwingliche Summen kostete, aber in dem dämonischen Helden erkannte er den geborenen Weltherrscher, der im Herrschen und Befehlen seine einzige Seligkeit findet, der, immer er selbst, jedem Augenblick und Zustand gewachsen, durch nichts

beirrt, fest und sicher auf sich und seinem klar entschiedenen Willen ruht. Allen zeitigen Kaisern, Königen und Feldherren gegenüber hielt er ihn für unüberwindlich.

3.

Auch in den folgenden vier Jahren suchte Goethe trotz der traurigen äußern Verhältnisse und körperlichen Leidens eine gedeihliche amtliche Thätigkeit zu entfalten, den idealen Forderungen seiner Natur zu genügen, in engerm und weiterm Kreise wohlthätig zu wirken.

Schon im December 1808 fühlte er sich sehr angegriffen; im Frühling erlitt er zu Jena einen argen Anfall des Uebels, von dem er seit einem Jahre befreit geblieben, was ihm um so widerwärtiger, als er eine baldige Wiederholung fürchten mußte und die Kriegsverhältnisse den Besuch Karlsbads bedenklich machten, auch der sehnliche Trieb, die ihn schmerzlich ergreifenden „Wahlverwandtschaften" in einsamer Ruhe zu vollenden, ihn von der zerstreuenden Badereise abhielt. Noch vor dem Herbst erfolgte ein neuer Anfall, der das Schlimmste fürchten ließ; die frühere Frische wollte sich nicht wieder einstellen. Im Mai 1810 war er außerordentlich angegriffen, so daß er eilen mußte, nach Karlsbad zu kommen, von wo er, leidlich hergestellt, noch Teplitz besuchte. Auch im folgenden Jahre that ihm ein kurzer Aufenthalt in Karlsbad sehr wohl. Aber im nächsten März regte ihn die bedenkliche politische Lage krankhaft auf; er flüchtet nach Jena, wo ihn ein solches Verlangen nach seiner Heilquelle befällt, daß er schon am 1. Mai nach Karlsbad geht. Aber hier trifft ihn sein altes Uebel mit besonderer Gewalt; ziemlich hergestellt, besucht er Teplitz auf vier Wochen, zur Nachkur kehrt er nach Karlsbad zurück.

Wenden wir uns zu seinen häuslichen Verhältnissen, so machte ihm sein August große Freude. In Heidelberg hatte sich dieser an das Vossische Haus, besonders an Hein-

rich Voß, gehalten. Auch Thibaut nahm sich seiner mit Rath und That an; er hielt viel auf ihn, fürchtete nur, daß etwas Hektisches in seiner Natur liege. Ende September 1809 kehrte er, nachdem er den Rhein bis Coblenz gesehen, von Würzburg zu Fuße nach Weimar zurück. Einen Monat später ging er nach Jena, um dort das Kameralfach zu studiren, das ihm sehr behagte. Er aß beim Kommandanten Hendrich. Knebel, den er, da er sich an seine jüngern Freunde hielt, selten besuchte, war mit ihm sehr zufrieden: er habe etwas Bestimmtes, Vernünftiges und Charaktermäßiges, sei im Gemüth redlich und bescheiden, dabei ernst und aufmerksam auf sein Geschäft. Als am 2. Februar 1810 der außerordentlich glänzende, von Goethe angeordnete Aufzug auf dem Stadthause gegeben wurde, bei welchem die erscheinenden Gestalten durch zwei von einem Herold eingeführte und zur Seite der Herrschaften geleitete Personen, einen Minnesinger und einen Heldendichter, in einzelnen Stanzen erklärt wurden, machte Präsident Fritsch den erstern, Goethes Sohn den andern. Augusts höchst glückliches, dem des Vaters sehr ähnliches Organ wirkte äußerst erfreulich. Den durch die Verlobung und Vermählung der Prinzessin Karoline veranlaßten Bällen und Festlichkeiten wohnte er mit seiner Mutter bei. Im Oktober gab ihm der Herzog den Charakter eines Kammerassessors, doch brachte er den Winter noch in Jena zu. Am 1. Januar 1811 war er zuerst, ohne den Vater, an der Hoftafel, wie später mehrfach. Im Frühjahr ging er der Landwirthschaft wegen nach dem eine Meile von Weimar gelegenen Capellendorf. Daß die Jenaer Studenten sich gegen seine auf den Bällen sich ganz ihrer Tanzlust hingebende Mutter schlechte Späße erlaubten, wurmte ihn, und er scheint sich damals mehr auf sich zurückgezogen zu haben, wovon er sich selbst den Namen des Mönches beilegte. Bei seiner dem Realen zuneigenden Natur war es natürlich, daß er den Vater bestimmte, sein in Frankfurt stehen-

des, mit Steuern beschwertes Vermögen an sich zu ziehen, um es besser zu verwerthen. Deshalb wandte er sich im März 1812 an Schlosser. Da sein Vater, schrieb er, nach seiner Denkweise mit solchen Geschäften sich weniger abgeben könne, halte er es für seine Schuldigkeit, sich der Sache anzunehmen. Der Fürst Primas werde wohl auf eine Eingabe seines Vaters die zehn Prozent betragenden Abzugsgelder erlassen; zur persönlichen Betreibung der Sache sei er bereit nach Frankfurt und Aschaffenburg zu kommen. Schlosser suchte die Angelegenheit durch den Finanzminister zu vermitteln, aber den guten Willen des Fürsten, die Summe selbst zu zahlen und dabei Goethe durch eine ihm zu weihende Medaille eine Ehre zu erzeigen, vereitelten die ihn selbst beseitigenden Ereignisse.

Goethe wollte seine Frau, die sich bei der Erbtheilung so gut benommen, jetzt auch in die Kreise adliger Damen bringen. Deshalb wandte er sich an Frau von Wolzogen, die sich bereit erklärte, mit ihr in gesellschaftliche Verbindung zu treten. Er lud sie auf den 17. zu Thee und frugalem Abendessen und bat sie, auch Frau von Stein und Frau von Schiller zur Annahme der Einladung zu bestimmen. Diese scheinen darauf eingegangen zu sein. Erstere schreibt ihrem Fritz: „Angenehm ist es mir freilich nicht, in der Gesellschaft zu sein; indessen, da er das Kreatürchen sehr liebt, kann ichs ihm wohl einmal zu Gefallen thun." Auf den Abend des 10. Januar 1809 hatte Frau von Schardt Christianen und Frau von Stein eingeladen. Aber zu näherer Verbindung kam es nicht, obgleich Goethe noch, als er im Mai 1810 nach Karlsbad ging, Frau von Stein bat: „Wollen Sie mir eine Wohlthat erzeigen, so thun Sie in meiner Abwesenheit den Meinigen etwas zu Liebe, die ich abermals länger als billig allein lasse."

Besser als mit den Weimarer Damen gelang es ihm zunächst mit Bettinen, welche auch seine Frau, die während ihrer Abwesenheit in Frankfurt gewesen, durch hübsche Sendungen erfreute, so daß diese sie freundlich nach Weimar

einlud. Goethe erwiderte Bettinens Briefe, Sendungen und Gefälligkeiten mit erkenntlicher Freundlichkeit. „Du übertriffst die Freunde mit Wort und That, mit Gefälligkeiten und Gaben, mit Liebe und Unterhaltung", schreibt er ihr im November 1809; „das muß man sich dann also gefallen lassen und dir dagegen so viel Liebe zusenden als möglich, und wenn es auch im Stillen wäre. Deine Briefe sind mir sehr erfreulich; sie erinnern mich an die Zeit, da ich vielleicht so närrisch war, wie du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt." Am Anfange des Jahres 1810 beglückte Bettine Christianen mit einem Maskenkleid, wofür diese bestens dankte. Ehe Goethe nach Karlsbad geht, bittet er die in Landshut weilende „liebe" Bettine, deren Briefe er dahin mitnehme, um ein Lebenszeichen. Sein Brief war mit einem kleinen Amor gesiegelt. In Teplitz wird er von ihr überrascht; hier schillert denn ihr wunderliches Wesen wieder in den buntesten Farben. Ein phantastisches Tagebuch ihres Liebeswahns läßt sie ihm zurück. Auf einen von der Reise ihm geschriebenen Brief erwidert er: „Kannst du so fortfahren, dich selbst zu überbieten, so thue es." Ihre geistreichen Blitze mutheten ihn seltsam an.

In Weimar hatte indessen die Vermählung der Prinzessin Karoline die großartigsten Bälle veranlaßt, für die Christiane, wie so viele, Tanzstunden nahm. Mit ganzer Seele gab sie sich der Tanzlust hin. Den Bräutigam, den Erbprinzen von Mecklenburg, und dessen Bruder hatte sie schon im Januar in ihrem Hause als geistreiche Männer kennen lernen; diese hatten es an Achtung für Goethes Frau nicht fehlen lassen. Kaum waren die Festlichkeiten zu Ende, so eilte Christiane mit ihrer lustigen Begleiterin nach Lauchstedt, wo es so viele Gelegenheit zu fröhlichem Tanz gab. Goethe gönnte ihr gern jede Freude, da ihre Natur nur in heiterm, unbefangenem Genusse Befriedigung fand; ihr natürlicher, unerschütterlicher Frohsinn, ihr neckisches Geplauder, ihre herzliche Gutmüthigkeit und ihre liebevoll besorgte, auf reinem Wohlwollen beruhende Neigung erfreuten, ja selbst ihre kleinen Schwächen erheiterten ihn.

Bettinens irrlichtelirenden Phantasien gab der Dichter nach seiner Rückkehr eine bestimmte Richtung, indem er sie bat, alles, was sie von seiner Mutter aus seiner Jugend vernommen, getreu zu berichten, da er seine Bekenntnisse zu schreiben im Begriff stehe. Ihre belangreichen Mittheilungen, in denen freilich manches phantastisch aufgestutzt war, erfreuten ihn sehr, aber auch sie selbst kam wieder nach Weimar, wo sie von Goethe und den Seinigen freundlichst aufgenommen wurde. Die junge Malerin Luise Seidler, die frühere Gespielin seines August, an der Goethe, seit er sie im September auf der Dresdener Galerie hatte kopiren sehn, warmen Antheil nahm, traf sie damals bei ihm; sie saß munter und neckisch allerlei durcheinander schwatzend auf niedrigem Fußbänkchen; ihr Schuhwerk bestand aus einem grünen und einem rothen Stiefelchen. Die Seidler fand einige Zeit bei Goethe freundliche Aufnahme, da er ihr gestattete, zu ihrer Uebung sein Bild zu malen. Ihr verdanken wir auch einige Mittheilungen über Goethes häusliche Zustände. Man speiste nach ihr in einem kleinen mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückten Zimmer; die Zahl der Gäste überstieg niemals acht. Das Mahl war von gediegener Einfachheit; man trank trefflichen Burgunder. Beim Dessert zogen sich die Damen und sein bei Tisch am Gespräch theilnehmender Sohn zurück. Die Herren unterhielten sich bis zum Abend; meist fuhr man an den drei Tagen, wo gespielt wurde, ins Theater, zuweilen in Begleitung der Damen. In der geschlossenen Parterreloge, unterhalb der herzoglichen, wurde in den Zwischenakten kalte Küche und Wein gegeben. Zu Hause ging es Abends oft patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und der Ulrich eine Partie Whist mit dem Strohmann spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte.

Je harmloser sich Christiane dem Lebensgenusse hingab, um so mehr erbitterte sie die Weimarer Damen, die es besonders ärgerte, daß Goethe im Mai 1811 seine Frau

mit der Ulrich nach Karlsbad kommen ließ. Selbst Frau von Schiller spottete, er habe seine dicke Hälfte in Karlsbad unter die Obhut der Frau von der Recke und der Fürstin von Hohenzollern gestellt, unter deren Aegide ihr Ansehen und Ruf trefflich geblieben (also doch!), wogegen sie in Weimar einen Russischen Kourier und Sekretär (Levandofsky) zum Cicisbeo gehabt, der sie oft in ihrer Loge besucht und allein mit ihr auf den Schießplatz gegangen. Vor allem aber wütheten die Damen gegen die arme Christiane, als die unterdessen mit Arnim verheiratete Bettine im September 1811 mit ihrem Gemahl nach Weimar gekommen war und bei der Ausstellung mit Christianen, auf die sie nicht ohne geheime Eifersucht schaute, einen Streit angefangen. Da diese sich eine verächtliche Abfertigung ihres über ein Gemälde geäußerten Urtheils nicht gefallen lassen wollte, schalt die gebildete Baronin die tief unter ihr stehende, aber doch als Goethes Gattin Achtung fordernde Geheimeräthin eine Blutwurst, worauf diese nach Gebühr antwortete und Bettinen ihr Haus verbot. Goethe war Manns genug, dieses Verbot in vollstem Maße zu bestätigen. Die vornehmen Damen sahen so wenig die Nothwendigkeit dieser Entscheidung ein, daß sie der ungezogenen Bettine gegen die „Kugelgestalt der Frau Geheimräthin" Recht gaben, und bei allen Versuchen, Bettinen wieder zu Gnaden kommen zu lassen, nicht an den einzig möglichen Weg der Versöhnung dachten, den der gute Meyer angab,



Abb. 33. Bettine von Arnim.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

daß diese bei der beleidigten Christiane sich entschuldige. Auch im Jahre 1812 ließ Goethe Gattin und Sohn nach Karlsbad kommen. Bei ihrer Rückkehr gab er ihnen einen Brief an Frau von Stein mit, in welchem er bemerkte, diese würden erzählen können, daß ihm bisher „manches Gute mit eingestreuten Uebeln widerfahren“. Diesmal hatte nicht Riemer, sondern ein neuer Sekretär, der kleine John, den Dichter begleitet, da jener seit Ostern als Professor am Gymnasium sein Haus verlassen hatte.

Den ersten Winter las Goethe in seiner Mittwochgesellschaft aus den „Nibelungen“, die ihn schon seit vielen Jahren beschäftigt hatten, gab auch die nöthigen Erklärungen und seine Ansicht über das Gedicht, die zu Grunde liegenden Zustände und Anschauungen in lichtvoller und geistreich lebhafter Weise. Als er statt seiner einmal Riemer lesen ließ, war der Unterschied außerordentlich; denn obgleich er, weil er eben die Vorderzähne verloren hatte, anstieß, so war doch sein Organ von unvergleichlichem Wohlklang. Einmal ließ er auch durch den etwas cynischen Skandinavischen Reisenden und Alterthumsforscher Martin Friedrich Arendt aus Altona einen Vortrag über seine Reisen, Island und die Edden halten. Dieser seltsame, bettelhaft aussehende Gast machte sich im Goetheschen Hause zuletzt so unbequem, daß man ihn gern weiter ziehen ließ. Der gleichzeitig wieder in Weimar angelangte Zacharias Werner kam diesmal zu keiner Vorlesung; sein immer tieferes Versinken in den Mystizismus ärgerte Goethe, der sich einmal in einer größern bei ihm zu Mittag versammelten Gesellschaft zu einer scharfen Erklärung gegen diese schiefe Religiosität hinreißen ließ, die er nie unterstützen und stets von der Weimarer Bühne fern halten werde. Nach den „Nibelungen“ wurden die Dichtungen von Fierabras, König Rother, Tristan und Isolde vorgeführt. Im zweiten Winter traten an die Stelle seiner Mittwoche die Mittwochfrühstücke in dem Erkerzimmer der Prinzessin Karoline, wo Goethe

meist erschien. Zu besonderer Freude gereichte diesem sein kleines Singkonzert; dessen Leiter, den jungen Eberwein, hatte er zu Zelter geschickt, daß dieser ihm durch Rath, Lehre und Beispiel forthelfe. An den Donnerstagabenden wurden die Proben gehalten, an die ein frugales Abendessen sich anschloß; Sonntagmorgens fanden die Aufführungen statt, zu denen immer gewählte Gesellschaft auf ein Frühstück geladen war. Ein paarmal trat dieses Hauskonzert auch öffentlich im Theater auf; besonders glänzend war eine Aufführung seiner von Zelter gesetzten „Johanna Sebus". Aber schon Anfangs 1811 hatte die Jagemann Zwietracht unter die Theilnehmer gesät. Goethe ließ das Konzert im nächsten Winter eingehn, erst im December 1812 versuchte er es damit von neuem.

Zu der Herzogin kam er seit dem 14. April 1809 regelmäßig an den Freitagabenden, wo der Anfang der „Wahlverwandtschaften", die „neue Melusine", Stücke aus „Dichtung und Wahrheit" u. a. mit wärmsten Beifall aufgenommen wurden. Auch bei einem Damenkränzchen, das sich an den Montagmorgen versammelte, und an den Abendgesellschaften der Schopenhauer betheiligte er sich. Als der von Napoleon zum Gesandten für alle Sächsischen Höfe ernannte St. Aignan am 7. Februar 1812 bei Hofe eingeführt wurde, fand sich Goethe zu dem schlichten, ernst würdigen, vielseitig gebildeten, schwermüthigen, sichtlich leidenden Manne hingezogen. Obgleich man ihn allgemein für einen Spion Napoleons hielt, lud Goethe ihn auf jeden Sonntagmorgen zur Beschauung von Kunstwerken ein. Dabei erbat er sich denn auch die Gegenwart der Damen, deren Gegenwart ihn an den Mittwochmorgen erfreut hatte.

An der Hoftafel erschien er in den beiden ersten Jahren selten. Bei dem Aufzug des 3. Februar 1809 war er wohl zugegen; sein August erschien dabei als Sterndeuter, seine Gattin unter den Landleuten; die Verse, die ersterer sprach, waren von Goethe. Einen großen Festzug dichtete

er zum 2. Februar 1810; als dieser am 16. zum Geburtstage der Erbprinzessin wiederholt wurde, erschien er selbst unter den Masken. Sehr häufig war er seit dem 5. Oktober 1810 an der Hoftafel. Damals schenkte der Herzog ihm ein paar Polnische Pferde zum Fahren nebst Futter und gab August den Titel Kammerrath.

Außerordentlich erfreulich wurde ihm der Besuch der Böhmischen Bäder. Eine wunderbare Erscheinung war ihm der gewesene König Ludwig von Holland, mit dem er zu Teplitz 1810 in nähere Berührung kam. Er schien ihm die geborene Güte und Leutseligkeit, wie sein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt. Ludwigs rein sittliche, nur ihren angeborenen sanften Trieben folgende Natur machte auf ihn einen höchst erbaulichen Eindruck. Ein inniges Verhältniß bildete sich zur Kaiserin von Oestreich. Da im Juni 1810 Karlsbad das Glück haben sollte, seine junge Kaiserin zu begrüßen, so bat die Bürgerschaft den berühmten Dichter um ein Lied zu ihrem Empfange; auch auf das Trinkglas der Kaiserin wünschte man ein solches. Goethe willfahrte mit großer Freude, ja als man einen hübschen Platz nach dem Namen der Kaiserin benannte, schrieb er ein drittes Lied. Aber die höchst anmuthige, geistreiche, ihm gnädig gewogene Kaiserin wünschte auch, der Dichter solle bei ihrem Scheiden in ihrem Namen allen ein gutes Wort sagen, was er in gelungenster Einkleidung that. Zwei Jahre später kamen während seiner Anwesenheit zu Karlsbad der Kaiser, die Kaiserin und ihre Tochter, die Kaiserin von Frankreich. Auch diesmal leistete er, obgleich er noch nicht ganz von einem Anfalle seines Uebels genesen war, der Bitte der Karlsbader um eine dichterische Ansprache gern Folge, wie bedenklich auch die Begrüßung der Französischen Kaiserin scheinen mochte, der er neben ihrem Vater gedenken mußte. Sehr glücklich half er sich, indem er in einem besondern Gedichte die Tochter Habsburgs, die einst den Frieden gleichsam vermittelt, auch als diejenige feierte, die be-

wirken werde, daß ihr Gatte, der alles wollen könne, auch den Weltfrieden wolle. Aus eigenem Antrieb dichtete er zu den beiden den hohen Kaiserlichen Gästen übergebenen Gedichten noch ein auf seine geliebte Kaiserin von Oestreich bezügliches, das als Einleitung gelten konnte. Diese, die sich sehr angegriffen fühlte, ging nach Teplitz. Durch den dort anwesenden Herzog legte sie ihm ihren Wunsch nahe, ihn in Teplitz zu sehn. Er kam wirklich am 14. Juli dorthin, wo ihm, wie er sagt, mehr Gutes und Glück widerfuhr, als er verdiente. „Der Begriff, den ich mir von dieser außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von vier Wochen vollständig bilden konnte, ist ein reicher Gewinn fürs ganze Leben", schreibt er. „Eine solche Erscheinung gegen das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist." Zwischen dem Dichter und seiner hohen Gönnerin waltete das herzlichste schön menschliche Verhältniß. Er las manches vor. Zu einer dramatischen Vorstellung dichtete er eine Strophe, welche den unvergleichlichen Werth der Kaiserin aussprach. Auf ihren Wunsch schrieb er in zwei Tagen ein kleines von ihrer vornehmen Umgebung aufzuführendes Lustspiel, dessen Gegenstand sie angegeben hatte. So wunderbar anziehend die Kaiserin, so widerwärtig erschien dem Dichter der geniale Beethoven, dessen unwirsches Wesen er zum Theil durch seine Taubheit entschuldigte. „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt", schreibt er, „allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch weder für sich, noch für andere genußreicher macht." Der Meister der Töne that sich etwas auf seine schroffe Verletzung der gesellschaftlichen Formen zu Gute, und so ließ er sich selbst von der Kaiserin zuerst grüßen; er glaubte damit die Großen in Respekt halten zu müssen, sie sollten dadurch lernen, daß sie keine großen, über das Weltge-

schmeiß hervorragenden Geister machen könnten. Eine solche im polternden Tone als etwas Hohes vorgetragene Lehre konnte Goethe natürlich nur als eine Wunderlichkeit belächeln.

Wenden wir uns zu Goethes amtlicher Thätigkeit, und zunächst zum Theater, so erlebte er gerade hier am Ende des Jahres 1808 eine seiner bittersten Erfahrungen. Die mit dem Bassisten Stromeyer verbündete Jagemann hatte ihm schon manchen Aerger bereitet, als des Herzogs rücksichtslos die Theaterkommission bloßstellendes Vorgehen gegen den Sänger Morhard ihn zur Bitte veranlaßte, ihn von einem Geschäft zu entbinden, das seinen sonst so wünschenswerthen und dankenswerthen Zustand zur Hölle mache. Das Gesuch wurde vorläufig angenommen, ohne daß der Herzog eine Vermittlung versucht hätte. Goethe war froh, einen so unangenehmen Dienst los zu sein, da er nicht mehr zur Förderung der Kunst wirken konnte, dazu mit Mangel an Mitteln zu kämpfen hatte. Doch endlich fühlte der Herzog, wie schwer sein Verlust doch für die Bühne sei und daß er sich leidenschaftlich habe hinreißen lassen. Meyer mußte, wohl auf Voigts Vorschlag, die Vermittlung übernehmen. Aber Goethe, der wohl sah, daß die Sache „eigentlich bloß hinter dem Mantel gespielt“ werde, bestand darauf, daß seine Ehre ihm verbiete, sich mit einer bloß scheinbaren Direktion abzugeben, er den nöthigen unmittelbaren Einfluß und die Disciplin haben müsse; die Jagemann wolle er nicht geniren, dieser solle, wie bisher, überlassen sein, ob und wie sie auftreten solle; wolle man die Oper von der Direktion absondern, so habe er nichts dagegen. Die vornehme, über jede schuldige Achtung gegen den treuen Freund und einzigen Dichter sich hinwegsetzende Art, wie die Verhandlung weiter betrieben wurde, griff diesen so an, daß Voigt den ganz umgewandelten Herzog daran erinnern mußte, Goethe werde über der Theatersache an Geist und Leib krank, und vorschlug, sie vor der Hand ruhen zu lassen. Goethe sollte nun nach Ostern eine Theaterkonstitution einreichen und über

die zur Erhaltung des Ganzen zu ergreifenden Maßregeln von Zeit zu Zeit mündlich berichten. Voigt hatte diesen Erlaß entworfen, den der Herzog am Schluß in weniger günstiger Weise änderte. Diese ihm von Voigt mitgetheilte Aenderung machte Goethe wieder stutzig; es sei recht schön, andere zu schonen, meinte er, aber er habe bei dieser Gelegenheit alle Ursache, sich selbst zu schonen. Doch war es ihm recht, daß die Sache einstweilen beigelegt schien; durfte er sich doch sagen, daß er seine Würde gewahrt, von seiner Forderung, das Kunstfach beim Schauspiel allein und unbeschränkt zu führen, kein Haar breit gewichen.

Talma und das Französische Schauspiel war auf Goethe nicht ohne Einfluß geblieben; ihre Vorzüge wollte er auch seinem Theater verschaffen, wie auch Wolff, der viel mit Talma verkehrt hatte, sich diese anzueignen suchte. Sonst war er mehr als je bestrebt, die verschiedensten dramatischen Formen auf der Weimarer Bühne vorzuführen, gleichsam ein Welttheater zu gründen, wie er eine Weltliteratur anstrebte, und im allgemeinen eine ideale Schauspielkunst zu fördern. Aber leider fehlte es noch immer an den zu bedeutenden Leistungen nöthigen Mitteln. Die Oper lag größtentheils in den Händen der Jagemann, die 1809 Freifrau von Heygendorf wurde und drei Jahre später zum allgemeinen Aerger das Palais bezog, in welchem vor fünf Jahren die Herzogin Mutter gestorben war. Zum Geburtstag der Herzogin wurde die Bearbeitung der Sophokleischen „Antigone“ von Rochlitz in Griechischem Kostüm mit schönem Erfolg aufgeführt. Den größten Triumph feierten Wolff als erster Chorführer und seine Gattin als Antigone. Zu welcher Höhe der Kunst das Schauspiel gelangt war, zeigte auf das glänzendste die Aufführung „Tassos“ am 14. Februar 1810. „Es hieße Gott versuchen“, äußerte Goethe, „wollte man verlangen, das Stück solle noch einmal so gut gegeben werden.“ Zum Geburtstage der Erbprinzessin erschien in ausgezeichneter Darstellung Voltaires „Zaire“. Werners

grausenhafter „vierundzwanzigster Februar“ folgte an seinem Tage; der zuletzt von dem Herzog und der Jagemann begünstigte Dichter hatte diesen im vorigen Jahre auf Goethes Wunsch gedichtet, einmal ein rein menschliches, durch einfache Mittel wirkendes Stück zu versuchen. Die Darstellung war das Höchste, was in dieser Weise erreicht werden konnte; das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung. Goethe gestand den Schauspielern, sie seien jetzt da, wohin er sie gewünscht, Natur und Kunst auf das engste mit einander verbunden. An Schillers Todestag ward dessen Andenken würdig mit einzelnen Scenen seiner Stücke, der „Glocke“ und dem „Epilog“ gefeiert; zu letzterm hatte er eine Strophe hinzugedichtet, welche aussprach, daß auch die, welche früher unwillig Schillers Verdienst anerkannt, jetzt willig ihm huldigten. Im September wirkte wieder ein Gastspiel Ifflands, des Meisters realistischer Darstellung, sehr anregend. Eine ganz neue Provinz, wie Goethe sagt, wurde der Bühne durch Calderons „Standhaften Prinzen“ erobert, womit man das folgende Geburtsfest der Herzogin beging. Goethe hatte sich bei der Einübung die peinlichste Mühe nicht verdrießen lassen; dafür wirkte aber auch die Vorstellung überwältigend. Goethe selbst und die neben ihm sitzende Frau von Schiller weinten laut. Man wagte jetzt auch Rousseaus „Pygmalion“ und Alfieris „Saul“. Den folgenden Sommer spielte die Weimarer Truppe in Halle, wo man die Universitätskirche zu einem Theater eingerichtet hatte. Zur Eröffnung derselben schrieb Goethe einen Prolog. Das folgende Jahr brachte die von Goethe nach theatralischem Gesichtspunkte umgestaltete Verklärung der Liebe, Shakespeares „Romeo und Julie“, die trotz mancher Anfechtungen Beifall fand und sich erhielt, Calderons durchschlagendes Drama „Das Leben ein Traum“, einige Stücke des eben auftauchenden Körner, auf die Goethe große Sorgfalt verwandte, endlich zum Schlusse des Jahres ein für Zuschauer und Schauspieler bedeutendes

Gastspiel Ifflands. So suchte Goethe das Schauspiel zu heben, indem er ihm hohe Ziele steckte und allen schlendernden Naturalismus verbannte.

Seine sonstige amtliche Thätigkeit war, abgesehen von einzelnen besondern Aufträgen des Herzogs, auf die Anstalten für Wissenschaft und Kunst gerichtet. Mit der Universität Jena war es freilich schlecht bestellt, doch suchte Goethe auf einsichtige Weise das Mögliche zu erreichen. In Erwartung besserer Zeiten hielt er es für seine Pflicht, alle seine Sorge den wissenschaftlichen Anstalten zuzuwenden. Für die Aufstellung der Museen war zunächst der erste Stock des Schlosses wieder herzurichten, doch säumte er damit absichtlich, weil er fürchtete, man werde die hergestellten Räume für das Militär fordern. Schon 1808 wurde ein osteologisch-zoologisches Kabinet gegründet, zwei Jahre später das mineralogische Kabinet durch den Ankauf der geologischen Sammlung des Bergraths Voigt vermehrt und das anatomische Kabinet gefördert, 1811 Döbereiners so erfolgreiches chemisches Laboratorium eingerichtet, 1812 eine Sternwarte in Schillers Haus gegründet, das physikalische Kabinet fortdauernd durch die Unterstützung der Erbprinzessin vermehrt. Die Zeichenschule in Weimar ward mit der Bibliothek in nähere Verbindung gebracht. Goethes Versuch, schon jetzt die sämmtlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaften in Jena und Weimar unter einer einzigen Oberaufsicht zu verbinden, kam nicht zur Ausführung.

Auch der dichterische und wissenschaftliche Ertrag dieser Jahre war nicht unbedeutend. Wir übergehen die schon genannten Gelegenheitsdichtungen. In den „Wahlverwandtschaften" gab er einen Roman, der durch Tiefe des Gefühls, Fülle eindringender Welt- und Menschenkenntniß und hohe Kunstvollendung mächtig wirkte, ein Meisterstück seiner Art, wenn er auch vielfachem Mißverständnisse nicht entging. Die beiden ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit", ein Werk lebendigsten Versenkens in seine Jugend-

zeit, ausgezeichnet durch hohe Einsicht und Kunst der Darstellung, brachten den Dichter seinem Volke näher. Am Ende des Jahres 1812 war schon der dritte begonnen. Den Anfang der „Wanderjahre" und des dazu gehörenden „Nußbraunen Mädchens" schrieb er in den Jahren 1809 und 1810, und theilte sie im Cottaischen „Taschenbuch für Damen" mit. Und auch an den schönsten lyrischen Blüten von dem einfachen Liede bis zur Kantate fehlt es in diesen vier Jahren nicht.

Als geologischer Schriftsteller trat Goethe mit seinem Aufsatz „Der Kammerberg" in Leonhardts „Taschenbuch" auf. In Staunen aber gerieth die Welt, als der berühmte Dichter mit den zwei stattlichen Bänden „Zur Farbenlehre" mit erläuternden Tafeln auftrat, einem Werke zwanzigjähriger treuer methodischer Beobachtung, unendlichen Fleißes und glücklichster Darstellung. Der schon vor der Jenaer Schlacht begonnene Druck ward erst im Mai 1810 vollendet. Freilich hat die Wissenschaft, wie viele bedeutende Philosophen auch auf Goethes Farbenlehre geschworen, die Richtigkeit der physikalischen Sätze nicht anerkannt, aber Goethe wurde durch die erste Abtheilung der Gründer einer neuen Wissenschaft, der physiologischen Optik, was schon die Zeitgenossen allgemein anerkannten, und die „Geschichte der Farbenlehre" wurde als ein Meisterwerk selbst von den Gegnern gepriesen. Auch haben manche einzelne feine Beobachtungen bleibenden Werth und in der Darstellung und Anordnung bleibt dieses großartige Werk reiner Naturbeobachtung und eindringenden Scharfsinnes unübertroffen.

Leider hat der Widerspruch, den seine Ableitung der Farben fand, ihm manche böse Stunden gemacht, aber doch wußte er sich darüber im Bewußtsein, die einzig wahre und fördernde Ansicht zu besitzen, und im stetigen treuen Verfolgen derselben hinwegzusetzen, und es reute ihn nie, diesem wichtigen Theile der Naturanschauung so viele Zeit zugewandt zu haben; schlimmer war es, daß die Wissenschaft das

durch die Farbenlehre hervorgerufene Mißtrauen auch gegen Goethes später mitgetheilte Entdeckungen der organischen Natur wandte und so diesen lange Zeit die verdiente Anerkennung entzog.

Die übrigen naturwissenschaftlichen Studien traten diese Zeit zurück, aber in Schellings scharfem „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen", die durch Jacobis Verketzerung seiner Lehre hervorgerufen war, fand er die schönste Begründung seiner eigenen Ansicht von der Natur. Sie „erschreckte und betrübte" ihn wegen Jacobis, der hier wahrhaft zermalmt wurde, aber „erbaute ihn auch wieder auf", da Schelling sich hier deutlicher als je und recht in seinem Sinne ausgesprochen hatte. An Jacobi, gegen den er als einen Verketzerer der Naturphilolosophie äußerst erbittert war, schrieb Goethe: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt."

Auch die Betrachtung alter und neuer Kunst ging nicht ganz leer aus, nur weniges wurde darüber veröffentlicht. Mit Meyer betrieb und verhandelte er manches. Mehrere bedeutende Maler, wie Friedrich, Kaaz, Kügelgen, Runge, traten mit ihm in Verbindung. Tischbein, der sich ihm im Jahre 1806 wieder genähert, hatte bald wieder abgebrochen. Die Dresdener Galerie zog Goethe wiederholt an. Auch fehlte es nicht an eigenen Versuchen in landschaftlicher Zeichnung.

Höchst bedeutend wurde sein Verhältniß zu Sulpiz Boisserée. Dieser 1783 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geborene Kölner hatte sich mit einem drei Jahre jüngern Bruder den Besitz einer großen Anzahl bedeutender Altdeutscher, aus dem Schiffbruch der Kirchen, Klöster und Familien geretteter Gemälde verschafft, aber daneben sich der genauesten Betrachtung des Kölner Domes, als des vollendetsten Erzeugnisses der Gothischen Baukunst, zuge-

wandt, auch schon zu einer Beschreibung und Geschichte desselben eine Anzahl Zeichnungen anfertigen lassen, die er Goethe, dem er durch den ihm befreundeten Reinhard empfohlen war, zur Einsicht sandte. Wie sehr dieser auch den Werth der Zeichnungen anerkannte, so mußte er doch die übermäßige Bewunderung des Gothischen Baustils für eine Verirrung halten, und in Boisserées Bestreben, ihn selbst für die Sache zu gewinnen, nur kluge Berechnung sehn. Dieser aber ließ sich nicht abhalten, ihn im Mai 1811 zu besuchen, um mit aller Kraft der Ueberzeugung ihn zu seiner Ansicht zu bekehren. Dem Dichter entging nicht, daß der junge Kölner die Sache mit Ernst betrieben und nicht zu den leeren Phantasten gehöre, ja so manches, was er ihm über die Niederdeutsche Kunst mittheilte, zog ihn um so mehr an, als Boisserée sich hütete, die Griechische Kunst herabzusetzen. Er lud ihn auf den folgenden Tag ein und es bildete sich bald ein vertrauliches Verhältniß. Boisserée meinte schon den alten Herrn überredet zu haben, ohne zu ahnen, wie wenig er in dessen Seele zu blicken vermöge, daß dieser sich seiner gründlichen Tüchtigkeit und seines frischen, gemüthlichen Wesens freue, die Gothische Baukunst aber nur für eine zu ihrer Zeit und an ihrer Stelle nothwendige Entwicklungsstufe halte, die mit der Vollendung der Griechischen Kunst nicht verglichen werden dürfe. Doch versprach er seinen Wunsch einer öffentlichen Empfehlung des kostbaren Domunternehmens zu gelegener Zeit, nur nicht in einem Tageblatt, zu erfüllen. Gern gestand er, daß Boisserées allgemeine Richtung ihm ganz gemäß sei und sein besonderes Studium unter diejenigen gehöre, die er liebe und über die er sich gern von andern unterrichten lasse, da er sie selbst zu behandeln durch Zeit und Umstände abgehalten sei. Doch Boisserée grollte dem Dichter, weil von der Empfehlung seines Domwerks keine weitere Rede war. Um so freudiger fand er sich überrascht, als dieser im zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit“ bei Gelegenheit seiner

eigenen Bestrebungen in Bezug auf das Straßburger Münster des „wackern" Boisserée, seines „thätigen jungen Freundes", ehrenvollst gedacht hatte. So war Goethe einer eingehenden Würdigung der Gothischen Baukunst gewonnen, als Moskaus Brand die Welt in neue Bahnen trieb.

4.

Am 15. December führte der Schlitten Napoleon so rasch durch Weimar, daß der Gesandte St. Aignan ihn erst in Erfurt erreichte. Dieser brachte Goethe vom „Kaiser der Nacht", wie der Herzog sagte, schöne Grüße. Karl August hatte längst insgeheim den Haß gegen den französischen Unterdrücker genährt. Dazu hatte er von Müffling als Landschaftsvicepräsidenten nach Weimar berufen, das er zum Mittelpunkt der auf Deutschlands Befreiung gerichteten Plane machte, wovon freilich Goethe und Voigt, die in allen solchen Bestrebungen nur die größte Gefahr für das Land erkannten, nichts wußten. Mit wie ängstlicher Spannung unser Dichter auch der Entwicklung der Dinge entgegensah, er suchte sich der bösen Gedanken möglichst zu entschlagen und sein häusliches Leben heiter zu gestalten. Die seit 1805 dem Theater angehörende Schauspielerin Fräulein Engel aus Berlin, eine besondere Freundin seiner Frau, erfreute ihn jetzt auch oft bei Tische durch ihre zur Guitarre vorgetragenen Lieder. Am Abend nach Dreikönigen (1813) war bei ihm wieder Singkonzert, in welchem sein von Zelter gesetztes Dreikönigenlied vorgetragen wurde. Den folgenden Mittag, wie schon vier Tage vorher, nahm er an der Hoftafel Theil. Doch erlitt er gleich darauf wieder einen Krankheitsanfall, an dessen Folgen er lange litt. Dies hielt ihn indeß nicht ab, sich dem Theater und besonders den bevorstehenden Hoffesten mit besonderer Theilnahme zu widmen, da man gerade in solchen trüben Tagen einer sinnigen Heiterkeit pflegen müsse. Aber ein schwerer Schlag

war für den Leidenden der am 13. erfolgende Tod des alten edlen Freundes Wieland, bei dessen Bestattung sein Sohn ihn vertreten mußte. Er selbst suchte, wie nach Schillers Tode, bei der alten Freundin Trost. Doch bald raffte er sich wieder auf und wandte sich trotz körperlicher Leiden frischer Thätigkeit zu. Zum Abendfeste des 30. dichtete er eine Idylle; er schrieb die Rede zum Andenken Wielands und leitete die Feier des Geburtstages der unter den Zeitereignissen sehr leidenden Erbprinzessin. Zu letzterer wurden Bilderscenen nach Gemälden aufgeführt; eine Darstellung Arkadiens mit einem den Namen der Erbprinzessin tragenden Muschelwagen hatte er selbst erfunden. Obgleich er kurz vorher bettlägerig gewesen, war er bei der Hauptprobe und der Vorstellung am 16. Februar zugegen. Zwei Tage später hielt er in der Trauerloge auf eine alle ergreifende Weise die Rede zu Wielands Andenken. Der Herzog hatte ihn am Anfange des Monats dadurch erfreut, daß er seinen Sohn zum Hofjunker beim Erbprinzen ernannt.

Die durch Weimar kommenden traurigen Reste der französischen Armee brachten ansteckende Krankheiten, und alles deutete auf einen neuen furchtbaren Krieg, unter dem das arme Weimar wie vor sieben Jahren leiden werde. Goethe sann unterdessen auf die Fortsetzung des dritten Theils von „Dichtung und Wahrheit", den er im Sommer vollenden wollte. Aber immer drohender gestaltete sich die Zeit; man fürchtete Freunde wie Feinde. Die Erbprinzessin floh am 7. April. Fünf Tage später nahm ein Preußisches Streifkorps in Weimar das dortige Kontingent gefangen. Goethe wurde durch die ewige Aufregung fürchterlich erregt und zerrüttet; deshalb drangen die Seinigen darauf, daß er am andern Tage, ohne irgendwo Abschied zu nehmen, nach Teplitz reise; seine Frau selbst kam zu Frau von Stein, um ihr in seinem Namen Lebewohl zu sagen. Kurz vorher hatte man das völlige Aufhören des Ilmenauer Bergbaues beschließen müssen, was Goethe mit der tiefsten Rührung erfüllte, da

ein solcher Aufwand von Kraft, Zeit und Geld nichts gefruchtet hatte, aber dankbar erkannte er, welchen Einfluß das Zusammenwirken mit Voigt auf ihn geübt. Ein früherer Preußischer Paß verschaffte ihm und dem ihn begleitenden Schreiber John noch den Durchgang. In Meißen war er in einen Russischen Generalsmantel mit rothem Kragen gehüllt und hatte die Militärmütze tief ins Gesicht gedrückt; dennoch erkannte ihn der Dichter der von ihm sehr geschätzten „Undine“, der mit einer Kompagnie schwarzer Jäger auf dem Marsche nach Leipzig war. Wie er Goethe militärisch begrüßt, die Kompagnie ihm das Gewehr präsentirt und den „Dichter aller Dichter“ mit einem Hoch geehrt, dieser endlich den gewünschten Segen auf Hirschfänger und Büchse gesprochen, hat Fouqué selbst berichtet. In Dresden sah Goethe den Kaiser von Rußland und den König von Preußen einreiten, hörte aber zugleich, daß die Franzosen die Preußischen Husaren am 18. aus Weimar geworfen. Auf der Galerie zog ihn manches an, obgleich das Beste geflüchtet war. Bei Körner, dessen Sohn unter Lützows Freikorps gegangen, traf er Stein und Arndt. Ihre feste Siegeshoffnung reizte ihn zu heftigem Widerspruch. „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! der Mann ist euch groß!“ rief der Bewunderer von Napoleons Heldengeist. „Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern noch tiefer ins Fleisch ziehen.“ Den 26. war er in Teplitz, wo er die Erbprinzessin fand.

Von dort berichtete er den 11. Juni an Fritz Schlosser: „Den 6. Mai wegen Weimar beruhigt. Nun zog sich der Krieg in die Nähe. Einige wollten Kanonendonner gehört haben, alle sahen aber Nachts die Feuerzeichen in den Wolken. Russische und Preußische Blessirte bestätigten das Vorgegangene. — Ankommende neue Flüchtlinge setzten alles in Bewegung, viele der frühern entfernten sich tiefer ins Land, und zu aller dieser äußern Noth noch die innere des Parteisinns.“ Nach dem Waffenstillstand vom 4. Juni ward die Verbindung mit Weimar frei. An Zelter, dem er seit der Kunde vom Selbstmorde seines hoffnungsvollen Sohnes

das brüderliche Du gegeben, das ihm weder Meyer noch Schiller entlockt, schreibt er: „Die Meinigen sind wohl und helfen sich entschlossen durch. Ich bin gesund und kann arbeiten. Was verlang' ich noch mehr?" Besonders gern flüchtete er aus der Unruhe des Tages in die Darstellung seines eigenen Lebens. Selbst ein paar bedeutende Balladen entstanden in der ersten Zeit. Sehr störend war ihm die Erkrankung seines Schreibers. Ende Juni kam der Herzog nach Teplitz; von ihm erfuhr er manches über die politische Lage, was ihn keineswegs beruhigte. Die naturwissenschaftlichen Studien gingen nicht leer aus. Ein gefährlicher Ausflug nach Zinnewalde und Altenberg gereichte ihm zu höchster Förderung.

Als Oestreich den Krieg gegen Frankreich erklärt hatte, verließ Goethe Teplitz, wo er zuletzt in großer Ruhe den dritten Theil von „Dichtung und Wahrheit" zu Ende geführt. In Dresden verlebte er äußerst lebhafte und stürmische Tage. Von Weimar, wo er die Seinigen gesund wiederfand, ging er zum Herzog nach Ilmenau, das er seit 1796 nicht mehr gesehen hatte. Hier genoß er sieben sehr vergnügte Tage in Erinnerung der alten Zeit, deren Gutes ihm allein vorschwebte. Heiter feierte man seinen Geburtstag. Die Geologie übte hier wieder ihre alte Anziehung.

Die Siege Blüchers an der Katzbach und der Verbündeten bei Kulm erhoben die Gemüther; aber Goethe hielt die Entscheidung noch immer für zweifelhaft und selbst der von den Deutschen im Bunde mit den Kosaken und Baschkiren errungene Sieg konnte Weimar beim Rückzug der Besiegten in äußerste Noth bringen. Trotzdem stellte sich zuweilen ein guter Humor ein, in welchem er das neckische Gesellschaftslied „Offene Tafel" dichtete. Am meisten zog ihn die Geologie an, besonders seine Sammlung der Zinnformationen. Aber auch dem Theater mußte er seine Aufmerksamkeit zuwenden, und so dichtete er gerade an den Tagen der Leipziger Schlacht auf den Wunsch von Wolffs Gattin zum Schlusse des „Essex" von Banks und Dyk den herrlichen

Epilog, in welchem eine Aeußerung den Sturz Napoleons vorzudeuten scheint. Der 21. Oktober war für Weimar ein Schreckenstag, da es nicht allein von dem Kampfe der Verbündeten mit der eindringenden französischen Nachhut und von den Kanonen der Feinde, sondern auch von der Plünderung der Befreier zu leiden hatte. Auch Goethe war bedroht, aber die vielen anziehenden Bekanntschaften, die er in den folgenden Tagen machte, unter denen Metternich und sein Leipziger Studiengenosse Hardenberg, betrachtete er als reichlichen Ersatz des ihm widerfahrenen Uebels.

Um sich zu zerstreuen, befaßte er sich mit den Zuständen Chinas, wobei ihm Hofrath Klaproth förderlich war; auch beschäftigte ihn die Ordnung seiner Kunstsachen. Bei der Durchsicht des dritten Theiles von „Dichtung und Wahrheit" unterstützte ihn Riemer, den er gern wieder zum Hausgenossen gehabt hätte. Weimar, in welchem zwei Hauptlazarethe waren und alle Ergänzungsmannschaften zusammen kamen, litt gewaltig. Allgemein erwartete man des Herzogs offenen Uebertritt zu den Verbündeten. Am 13. November kam endlich „Essex" mit dem wunderbar ergreifenden Epilog zur Aufführung. Acht Tage später war bei Goethe wieder ein Singkonzert. Indessen hatte die Begeisterung für die heilige Sache des Vaterlandes eine Anzahl ältere und jüngere Männer zum Entschlusse getrieben, als Freiwillige den Freiheitskampf mitzumachen. Unter ihnen war der außerordentliche Jenaer Professor der Medizin Kieser. „Bei Goethe war ich eben eine halbe Stunde", berichtet dieser am 24. „Er redete mit mir brav, wünschte, ich möchte in Weimar bleiben, statt mitzuziehen." Goethe war mit Voigt der Ansicht, die Beamten könnten besser an ihren Stellen wirken als im Kriege, und in Weimar herrschten die bösartigen Nervenfieber, die ärztlicher Hülfe so sehr bedurften. Am 27. speiste Kieser Abends bei Goethe und unterhielt sich zwei Stunden mit diesem über die großen Welthändel, wobei sie sich darüber verständigten, daß Frankreich im Kampfe mit Eng-

land untergehn müsse, weil das Meer gewaltiger und lebendiger als die Erde sei. Wie tief Goethe von den großen Ideen von Freiheit, Volk und Vaterland ergriffen und wie sehr er überzeugt war, daß auch die Deutschen noch eine große Zukunft haben würden, beweist das Gespräch, das er mit Luden führte. Goethes August hatte sich damals noch nicht unter die Freiwilligen eingeschrieben; er schwankte, da der Vater dawider war. Der Herzog hatte unterdessen den Rheinbund aufgegeben und einen Aufruf an die Freiwilligen erlassen.

Auch in dem Goethe so ungünstigen December suchte er sich zu halten; selbst zu ein paar witzigen Gedichten und einzelnen Spruchversen fühlte er sich gestimmt, und er sah sich in seinen Papieren nach ungedruckten Gedichten um, da er zu Ostern 1814 das Recht einer neuen Auflage hatte. An den Freitagabenden las er bei der Herzogin aus „Dichtung und Wahrheit" vor; auch speiste er ein paarmal bei ihr, am 18. mit dem von Frankfurt zurückgekehrten Herzog. Aber die gewaltige Spannung und der Zweifel an einem wirklichen Erfolge der Verbündeten regten ihn oft gewaltig auf. Am Abend des 12. fand ihn Kieser in wunderbarer Bewegung. „Mit dem engsten konfidentiellen Zutrauen theilte er mir große Plane mit und forderte mich zur Mitwirkung auf", berichtet dieser. „Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen. — Er sprach über sein Leben, seine Thaten, seinen Werth mit einer Offenheit und Bestimmtheit, die ich nicht begriff. Ob ihn der große Plan, den ich Ihnen nur mündlich sagen kann, so ergriff? Dann muß ich ihn noch mehr schätzen und sein Zutrauen gegen mich ehren." Wahrscheinlich hatte ihn augenblicklich der Gedanke ergriffen, Napoleon, der so viel auf ihn hielt, vor dem Marsche der Verbündeten über den Rhein zu bestimmen, sich auf Frankreich zu beschränken. Auch Rochlitz, der sich drei Wochen

lang seiner freundlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte, hielt ein sehr ernstes Gespräch mit ihm über Napoleon, das mit Goethes Aeußerung endete, nur schweigend dürfe man Gottes moralische Weltregierung anerkennen, die ja niemand aussprechen könne. Auch sein August meldete sich jetzt als Freiwilliger, doch durfte der Vater hoffen, der Herzog, der wußte, wie tief die Sorge um den einzigen Sohn in sein Herz greife, werde ihn davon abhalten. Dieser gab ihn dem Kammerrath Rühlemann mit, der wegen der Verpflegungsgelder nach dem Hauptquartier zu Frankfurt gehn mußte. Aber auch dadurch war er noch nicht beruhigt, sondern Karl August sollte ihm zusichern, daß er ihn „in der angetretenen seiner Natur und Eigenschaften ganz angemessenen Karriere fernerhin belasse", so daß er ihm „in seinem kleinen Geschäfts- und Hauskreise behülflich sein könne, wo man eines angeborenen vertrauten Beistandes bedarf, da es mit denen, die man sich anzueignen gedenkt, nicht immer gelingen will und man unversehens wieder verlassen dasteht". Das betreffende Bittgesuch, das er am 30. auch Voigt mittheilte, verräth die krankhafteste Aufregung eines ganz außer sich gesetzten Gemüthes. Am folgenden Abend speiste Kieser bei Goethe; „er war sehr verstimmt, weich, wie er sagte, und kam nicht zu Tische", berichtet dieser.

Auch im Anfange des Entscheidungsjahres 1814 suchte Goethe seiner tiefen Bewegung möglichst zu widerstehn. Am 7. Januar finden wir ihn bei der Hoftafel, nach welcher der Herzog als Generalissimus des Sächsischen Heeres nach den Niederlanden zog. Kieser kam damals viel zu ihm, da die Kammerfrau das Nervenfieber hatte. „Unser Goethe gefällt mir gar nicht", schreibt er am 18. „Er war gestern Abend wieder so bewegt, so feierlich, so weich, daß mir himmelangst wurde. Er suchte alle alten Kupferstiche zusammen, um sich Geschäfte zu machen, ist sehr heiter, aber auf so eigene Weise. Ich fürchte sehr für sein Leben." Doch war er mehrmal an der Hoftafel, auch bei der Ankunft der Kaiserin von Rußland am 28. und

am Geburtstage der Herzogin, dem er ein kleines Festgedicht widmete, wie er auch zu „Wallensteins Lager", das als Abschied für die am 31. ausziehenden freiwilligen Jäger gegeben werden sollte, einen hübschen Schluß dichtete. Bitter ärgerte ihn, daß sich der faule Mystizismus einnistete. Die selbständige Poesie, meinte er, habe auf lange keine Aussicht mehr, da man nur stoffartige Wirkungen verlange. Damals scheint ihn von Hammers „Hafis" näher angezogen zu haben, der ihm schon im vorigen Frühjahr in die Hände gekommen war; in diese so fremde und doch auch in Bezug auf den politischen Umsturz so ähnliche Welt flüchtete er sich gern. Im Februar, wo er viel an der Hoftafel sein mußte, fühlte er sich bei aller Spannung beruhigter. Am 14. schrieb er das lustige Lied „Kriegsglück". Die Sorge für die Jenaer Anstalten nahm ihn fortwährend in Anspruch. Sein August war unterdessen von Frankfurt, wo er sich nützlich erwiesen, zurückgekehrt. Im März erregten die Nachrichten von den durch Napoleon erzwungenen rückgängigen Bewegungen der Verbündeten ernste Sorgen. Das erneute Winterwetter hatte den Dichter auf einige Zeit „ins Innere des Hauses und Sinnes zurückgeführt". Im vierten Theile von „Dichtung und Wahrheit" war er schon weit vorgerückt, aber da die Darstellung des Abbruches des Verhältnisses zu der noch lebenden Lili ihm bedenklich schien, hielt er inne und sprang sofort zu der Italienischen Reise über, in der er bis Venedig kam. Auch die neue Ausgabe der Werke beschäftigte ihn. Mit Spannung sah er der Ankunft des Hofrathes Sartorius von Göttingen entgegen, dessen politisches Urtheil er sehr schätzte; die Großfürstin Katharina hatte diesen zu einer Darstellung seiner Gedanken über eine neu zu bestellende Reichsverfassung veranlaßt.

Als am 9. April die Kunde von dem Einzuge in Paris ganz Weimar in lautesten Jubel versetzte, litt Goethe an starken rheumatischen Anfällen, so daß er das Haus nicht verlassen durfte. Die sichere Neugestaltung des Reiches

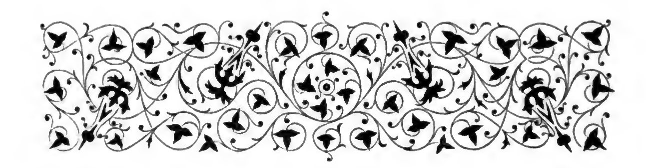
lag ihm schwer auf dem Herzen; die Sorge, ob die Einigkeit der siegreichen Mächte Bestand haben werde, drückte ihn und die maßlosen Freiheitsforderungen der Freunde des Volks, das mit solcher Begeisterung in den Kampf gestürzt war, sah er voraus. Am Morgen des 15. erfuhr man zu Weimar Napoleons Abdankung. Goethe erfreute sich damals der ersehnten Anwesenheit von Sartorius, mit dem er eingehend Deutschlands Zukunft besprach. Sonst mied er jede politische Unterhaltung, und erschien deshalb bei der allgemein gehobenen Stimmung kalt; aber auch ihm war eine drückende Last von der Brust genommen, doch schwebte er wegen der weitern Entwicklung in Sorgen.

Schon längst hatte er sich vorgenommen, das eben unter seiner Mitwirkung im Entstehen begriffene kleine Schwefelbad Berka bei Weimar zu besuchen, von dem er Linderung seiner rheumatischen Zustände hoffte. Doch erst am 13. Mai konnte er sich dorthin begeben. Hier, wo er im obersten Stock des sogenannten Edelhofes wohnte, beschäftigte ihn zunächst ein Vorspiel für die Eröffnung der Vorstellungen in Halle, welches zugleich eine Feier des um das dortige Bad und Theater sehr verdienten Arztes Professor Reil bilden sollte, der im Winter dem Hospitalfieber zum Opfer gefallen war. Da traf ihn am 17. Ifflands Antrag, ein Vorspiel zur Feier der Rückkehr des Königs, den man etwa in vier Wochen mit dem Russischen Kaiser erwarte, für die Berliner Bühne zu liefern. Goethe fand anfangs die Frist zu einer würdigen Dichtung zu kurz, aber schon am folgenden Tage war ihm eine dazu passende Erfindung aufgegangen. Den 24. sandte er Iffland das Programm von „Des Epimenides Erwachen". Der Schlaf des Epimenides sollte auf ihn selbst deuten, der sich von der großen Sache des Vaterlandes abgewandt, weil er nicht an die Wunderkraft begeistert sich aufschwingender vaterländischer Gesinnung geglaubt. Der Wunsch, seine Schuld zu sühnen, mehr als die Ehre, die Siegesfeier der Preußischen Königsstadt zu verherr-

lichen, trieb ihn zur leidenschaftlich raschen Vollendung des Stückes. Aber gerade in dieser Zeit drückte ihn ein Ehrenhandel seines August mit dem Rittmeister von Werther. Als der geheime Regierungsrath von Müller, ein für Weimar in den Kriegswirren so außerordentlich bedeutend gewordener Mann, der schon im Jahre 1808 mit Goethe in nähere Verbindung getreten war, ihm Pfingsten einen Besuch machte, fand er ihn wegen des drohenden Zweikampfs in großer Sorge. Auf seinen Wunsch unternahm er, die Sache auszugleichen, was ihm gelang. Auf Ifflands Mahnung, die Aufführung müsse zwischen dem 20. und 24. Juli erfolgen, ließ Goethe das Vorspiel für Halle durch Riemer zu Ende führen und hielt sich so eifrig an sein Stück, daß er, obgleich er einen zehntägigen, heiter verlaufenden Besuch seines Freundes Wolff hatte, schon am 15. das Ganze nur mit einigen leicht auszufüllenden Lücken absenden konnte. Jetzt erst fühlte er sich völlig frei und neu belebt, so daß ihm manche heitere Gedichte gelangen, ja sogar die ersten Divanslieder in Nachbildung von Hafis sich bildeten. Auch erfreute ihn Zelters Besuch, den der Berliner Kapellmeister Weber hier traf; Iffland hatte diesen zu näherer Besprechung einzelner Stellen des „Epimenides" an den Dichter gesandt. Den Sommer wäre er gern nach Wiesbaden gegangen, aber seine Aerzte riethen ihm wieder die Böhmischen Bäder aufzusuchen. Zelter begleitete ihn nach Weimar. Die Stadt sah damals der Ankunft des Herzogs entgegen, für welche sie sich auf das glänzendste schmücken wollte. Goethe ging messend und rechnend, rathend und belehrend, aufmunternd und lobend oder humoristisch scheltend von Straße zu Straße; er stellte auch zur Festfeier eine Anzahl Gedichte von Freunden aus Weimar und Jena unter dem Titel „Willkommen" zusammen, zu denen er selbst mehreres lieferte. Doch die Blumenkränze und Guirlanden verwelkten, der Ersehnte kam nicht, sondern ging ins Aachener Bad. Goethe fühlte sich trotz seiner Aerzte unwiderstehlich

zum vaterländischen Strome gezogen, wo er in heimischer Luft und heimischem Leben ganz zu genesen hoffte, wenn auch in seiner jetzt wieder zur alten Freiheit gelangten Vaterstadt der herzliche Jubel seiner guten Mutter ihn nicht mehr begrüßen sollte.





Neuntes Buch.

Neues Leben.

1.

Auf der am 25. Juli in Begleitung seines Dieners angetretenen liederreichen Reise traf er in der Nacht des 27. in seiner Vaterstadt ein, die seit den siebzehn Jahren, die er sie nicht mehr gesehen, sich sehr verändert hatte. Er stieg im Gasthofe ab und durchwanderte allein die Stadt, ohne einen seiner Verwandten und Freunde aufzusuchen. Die Fahrt nach Wiesbaden in der warmen Nacht des 29. trug ihm das schöne Lied „Allleben" ein. In dem Heilorte, wo er das Bad sehr regelmäßig benutzte (nur die Sonntage brachte er in Biebrich bei dem Herzog von Nassau-Usingen zu), fand er Freund Zelter. Dieser überreichte ihm einen Brief des Staatsrath Schultz aus Berlin, der den physiologischen Theil seiner Farbenlehre durch eigene Versuche vervollständigte. Einen bedeutenden Mineralogen lernte er im dortigen Oberbergrath Cramer kennen. Mit beiden Freunden wohnte er der zur französischen Zeit verbotenen Feier des Rochusfestes in Bingen bei. Den 22. kam sein Herzog nach Mainz. Goethe holte ihn dort ab und besuchte mit ihm den Minister Stein in Nassau, auch Schlangen-

bad und andere Punkte. Vom 1. bis zum 5. September machte er von Winkel aus, wo er im Landhause von Franz Brentano wohnte, die vergnüglichsten Ausflüge ins Rheingau. Am 8. kehrte er nach Wiesbaden zurück. Einzelne Hafislieder fallen in diese Zeit, auch die Beschreibung des



Marianne Willemer.

Abb. 34. Nach einem Miniaturbilde auf Elfenbein von 1819, wiedergegeben in der zweiten Auflage des „Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer".

Rochusfestes ward entworfen. In Frankfurt wohnte er auf wiederholte Einladung von Fritz Schlosser im Hause von dessen Mutter, deren wohlwollende Theilnahme ihm seine heimgegangene Mutter zu ersetzen suchte. Bei dem zehn Jahre jüngern, ihm längst befreundeten bildungsreichen Geheimerath von Willemer lernte er die am 30. November ihr dreißigstes Jahr vollendende höchst anmuthige und

künstlerisch begabte Maria Anna Jung aus Linz an der Donau kennen. Willemer hatte sie als junges Mädchen der Bühne, auf der sie alle bezauberte, entzogen, sie als Familienglied in sein Haus genommen und die lieblich sich entwickelnde Jungfrau immer mehr schätzen gelernt; eben stand er im Begriffe, mit ihr seine dritte Ehe zu schließen. Auch Boisserée traf hier mit dem Dichter zusammen, den er „recht von Herzen freundlich, liebevoll und vertraulich“ fand. Mit Christian Schlosser sollte dieser in nächster Zeit nach Heidelberg kommen und bei den Brüdern Boisserée wohnen. Hier genoß er vom 24. September bis zum 8. Oktober die vergnügtesten Tage mit den jüngern und ältern Jenaer Freunden, Paulus, Thibaut, Voß u. a. Die herrliche Gemäldesammlung riß ihn zur Bewunderung hin; über diese und den Werth Altdeutscher Malerei und Baukunst wollte er mit Beihülfe der Besitzer eine eigene Schrift ausarbeiten und nächste Ostern, wo er nach Heidelberg zurückkommen werde, daselbst drucken lassen. Auch Mannheim ward besucht, auf der Rückreise der Darmstädter Hof. In Frankfurt genoß er wieder die behaglichsten Tage im reichen Freundeskreise. Bei Willemer, der sich unterdessen mit Mariannen vermählt hatte, war er ein lieber Gast. Auf einem Thurme in dessen Weinberg sah er am Abend des 18. die rings auf allen Höhen zur Siegesfeier der Leipziger Schlacht strahlenden Feuer. Nach der am 19. erfolgten glänzenden Beleuchtung verließ er seine Vaterstadt, wo er so viele Freundschaft genossen. Nur hatte weder das Theater noch der Senat sich veranlaßt gesehen, auf die Anwesenheit seines berühmten Landsmanns Rücksicht zu nehmen, was den guten Willemer so wurmte, daß er sich den Spaß machte, einen rein erfundenen Bericht über eine dem Dichter zu Ehren im Theater veranstaltete Aufführung des „Tasso“ in das „Morgenblatt“ einrücken zu lassen.

In Weimar, wohin er am 24. zurückkehrte, nahmen ihn vorab die Geschäfte in Anspruch. Während seiner

Abwesenheit war die Bühne mit Müllners „Schuld“ eröffnet worden, die unter den neuern wirklich dichterischen Dramen das einzige war, was theatralischen Erfolg versprach. Mit größtem Eifer betrieb er die Einübung seiner „Proserpina“, mit welcher Frau Wolff einen großartigen Triumph feiern sollte. Der neue treffliche Dekorationsmaler Beuthen kam ihm bei dieser Vorstellung, welche alle Mittel scenischer Darstellung geschickt vereinigte, sehr zu Statten. Calderons „Zenobia“ wurde für den Geburtstag der Herzogin bestimmt. Bei der letztern las er in auserwähltem Kreise jeden Freitagabend Eigenes oder Fremdes, zunächst einen Bericht über seine Reise. „Die unendlichen Schätze des Anschauens und der Belehrung vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unsere Zeiten“, die er auf der Reise gesehen, hatten ihn so zerstreut, daß er zu keiner wissenschaftlichen oder dichterischen Thätigkeit gelangen konnte; nur der Orient und die neue Ausgabe seiner Werke beschäftigten ihn anhaltender. Für letztere, die auf 20 Bände berechnet war, gab ihm Cotta 16,000 Thaler, obgleich das Verlagsrecht auf acht Jahre beschränkt war. Im December ging Goethe der wissenschaftlichen Anstalten wegen wieder einmal auf einige Zeit nach Jena, wo er alles in gutem Stande fand, nur die Uneinigkeit der Dozenten bedauern mußte. Nach der Rückkehr versenkte er sich ganz in den Orient, dessen genaueste Kenntniß er zu seinem ihm schon vorschwebenden „Divan“ bedurfte; aber neben der Ueberschwänglichkeit des Hafis stärkte er sich an Homers ewiger Naturwahrheit. Gleichzeitig bearbeitete er für die neue Ausgabe seine stark vermehrten Gedichte. Auch die Italienische Reise beschäftigte ihn.

Die sehr schlecht gehenden Verhandlungen des Wiener Kongresses, über die er geheime Mittheilung erhielt, erregten ihm bittern Aerger; doch sein altes Mittel, sich durch Thätigkeit über alles Drückende hinwegzusetzen, half ihm auch

jetzt, als ihn die Krampfanfälle Christianens, die in der Nacht auf den 5. Februar schon für todt galt, in arge Noth versetzten. An dauernde Herstellung war nicht zu denken. Er selbst lebte und webte diese Zeit ganz im Morgenland. Im Februar dichtete er eine Reihe Hafislieder. Bei der Herzogin las er an den Freitagabenden aus Persischen und Arabischen Gedichten. Selbst die erste Kunde von Napoleons Rückkehr und ein schrecklicher Katarrh, der ihn Anfangs März befiel, konnten zunächst seiner Hafisdichtung keinen Abbruch thun, erst nach der Mitte März hörte diese auf, und er begann nun die Briefe seines ersten Römischen Aufenthaltes zu bearbeiten. Sein „Epimenides" betrat endlich zur allerungünstigsten Zeit am 30. März die Berliner Bühne, wo er natürlich keine Wirkung thun konnte, da der Tyrann, dessen Sturz er feierte, wieder aufgestanden war. Geistig und körperlich fand er sich so angegriffen, daß er statt seiner August nach Jena senden mußte, um die dortigen Anstalten zu besichtigen. Er selbst entwarf den betreffenden Bericht und eine Instruktion für den Custos der dortigen Museen. Die vier ersten Bände der neuen Ausgabe wurden abgesandt. Obgleich seine Stimmung die allerbitterste war, wollte er doch nicht versäumen, den Schluß des zweiten Lustrums seit Schillers Tode zu begehn, doch sollte gleichzeitig das Andenken des im vorigen Herbste hingeschiedenen Iffland gefeiert werden. So mußte denn Regierungsrath Peucer ein Nachspiel zu Ifflands „Hagestolzen" dichten, das mit einem Epilog auf den berühmten Schauspieler schloß; diesem gingen Schillers „Glocke" mit Goethes wiederum vermehrtem Epilog und die zwei letzten Akte des Ifflandschen Stückes voran. Die an Schillers Todestag erfolgende Vorstellung wirkte ergreifend. Aber Goethe selbst war so leidend, daß alle Freunde und selbst die Herzogin darauf drangen, daß er sofort ins Bad gehe. Die Aerzte entschieden für den Rhein. Dort fand er außer seiner Heilung eine innige Liebesneigung, die dem „Divan" seinen Abschluß und seine Hauptwürze gab.

Doch erst am 24. konnte er die Reise antreten, die wieder eine Fülle von Divansliedern eintrug. In Wiesbaden wartete man mit ängstlicher Spannung der schicksalsvollen Entscheidung des neu ausgebrochenen Weltkampfes. Nach dem Schrecken über die Kunde vom Verlust der großen Schlacht des 18. Juni wirkte die Gewißheit des Sieges um so berauschender. Eine freudige Ueberraschung bereitete dem Dichter die Ernennung seines August zum Kammerrath und seine eigene zum Kommandeur des Leopoldordens. Da Minister von Stein ihn zu sich nach Nassau eingeladen, benutzte Goethe den Hinweg zu einer Bergwanderung mit Cramer. Stein veranlaßte ihn, mit nach Köln zu fahren, um sich dort von den Zuständen der auf Kunst und Alterthum bezüglichen Anstalten und den Wünschen der Einwohner zu unterrichten. Am 25. fuhren sie in einem großen Kahne von Koblenz nach Köln, wo alles Bedeutende besichtigt und mit Kundigen besprochen wurde. Ueber Bonn, Andernach, Niedermendig, wo Goethe keine Spur vulkanischer Wirkungen finden wollte, Koblenz und Nassau kehrte er nach Wiesbaden zurück. Stein hatte ihn aufgefordert, einen Bericht über Kunst und Alterthum im Rheinlande an Hardenberg zu senden. Deshalb beschied Goethe sogleich den in Schlangenbad weilenden Boisserée zu sich. Dieser sollte einen Entwurf machen, dessen Ausführung Goethe sich vorbehielt. Erst am Morgen des 11. fährt er mit Boisserée nach Mainz, am 12. nach Frankfurt, wo er diesmal bei Willemer auf der Gerbermühle am jenseitigen Mainufer vier Wochen wohnt. Die Heiterkeit und Anmuth der jungen Hausfrau, deren Gesang ihn entzückte, und der reine Antheil, den sie an allem, selbst an seiner Farbenlehre nahm, auch ihr entschiedenes, selbstbewußtes Anordnen und Durchführen, vor allem ihre innige Neigung und ihr volles Verständniß seines Wesens zogen ihn an. Besonders sein Divan, aus dem er manches mit Vorliebe las, erfreute Mariannen. Auch Willemers sehr gebildete Tochter Wittwe Städel und

Willemer selbst zeigten herzlichste Freude und Theilnahme. Zu seinem festlich gefeierten Geburtstag erhielt er unter andern auf den Divan bezüglichen Geschenken einen mit Lorbeer umkränzten Turban von feinstem Musselin, mit Beziehung auf sein Lied: „Komm, Liebchen, komm, umwinde mir die Mütze.“ Marianne und Frau Städel wetteiferten, ihn durch heitere Beziehungen auf den Divan und die Persische Geliebte zu ergetzen. In Frankfurt, wo er seit dem 8. September in Willemers Hause wohnte, begann das heitere Liederspiel zwischen dem alten Dichter und der seinem Herzen theuer gewordenen Suleika von der Gerbermühle. Am 12. sandte er ihr das schöne Gedicht „Nicht Gelegenheit macht Diebe.“ Marianne erwiderte sofort mit dem herrlichen Liede: „Hochbeglückt in deiner Liebe.“ Goethe schickte ihr auch ein Blatt der Gingo biloba als Sinnbild herzlicher Freundschaft. Im Meßgetümmel begegnete Marianne am Arme ihres Gatten einmal zu herzlichster Freude dem geliebten Dichter. Mit Boisserée besuchte Goethe manche Gemäldesammlungen und freute sich seiner alten Freunde. Als er am 15. zur Gerbermühle zurückkehrte, überreichte er Mariannen einen auf der Messe gekauften Shawl, wogegen diese ihm einen Türkischen Orden mit Sonne und Mond unter der neckischen Versicherung schenkte, ein Türkischer Kaufmann habe ihr denselben für den großen Dichter gegeben. An den folgenden Tagen erfreute sie ihn durch den unendlich „schönen und innigen“ Vortrag einiger seiner Gedichte, mancher hübschen Volkslieder und der Arie Don Juans „Gib mir die Hand mein Leben.“ Er selbst gab in dem Zwiegespräch: „Als ich auf dem Euphrat schiffte“ dem Gefühle, daß er diese Tage nie vergessen werde, einen anmuthigen Ausdruck. Gar heiter ging es am letzten Abend zu, wo Marianne ihren Turban aufsetzte und sich in den Türkischen Shawl hüllte, der Dichter Persische Liebesgedichte, vielleicht auch Divanslieder, vortrug. Die Denkschrift Goethes, welche den Titel „Von Kunst und Alterthum am

Rhein und Main" führen sollte, war indessen zu einem starken Hefte herangewachsen. Beim Abschiede versprach Willemer mit Mariannen und seiner Tochter nach Heidelberg zu kommen. Goethe verkehrte dort wieder mit Paulus, bei dem er sich in Nachbildung kunstreicher Arabischer Schrift versuchte, und es kam zwischen ihm und der kleinen muntern Frau, die ihn deshalb neckte, zu manchen geselligen Scherzen. Besondern Antheil wandte er außer der Gemäldesammlung dem Kölner Dom zu; die Risse der Thürme ließ er in sein Zimmer hängen. In Erinnerung an Mariannen dichtete er einige Lieder auf dem Schloßberge, wo er ihre Chiffre an dem Springbrünnchen in der Nähe der Terrasse einschrieb oder einritzte. Willemer hatte sich indessen zum Besuche aufgemacht. Am Morgen des 23. dichtete Marianne zu Darmstadt das herrliche Sehnsuchtslied an den Ostwind. Mittags überraschten die Reisenden Boisserée und Goethe. Bis zum Nachmittage des 26., wo die Freunde von der Gerbermühle Heidelberg wieder verließen, entstanden mehrere Divanslieder, unter ihnen „Wiedersehen", welches in schwungvollster Weise das Glück der Wiedervereinigung schildert. Bei dem letzten Spaziergange auf dem Schloßberge brach Goethe für Mariannen ein Blatt der Gingo biloba und er drückte einen warmen Kuß auf ihre Stirn. Die in herzlicher Unterhaltung sich Ergehenden wurden durch einen Schwarm Russischer Soldaten gestört. Neuerdings hat man diese Stätte einziger Liebe durch ein Erinnerungszeichen geweiht. Damals verabredeten die Liebenden Chiffrebriefe, die in morgenländischer Weise bloße Verweisungen auf Hammers Hafis enthalten sollten, und sie gaben sich das Versprechen, beim Vollmonde, welchen sie in Heidelberg erlebt haben, einander zu gedenken. Am Abend des 26. dichtete Marianne zu Darmstadt das herrliche Erinnerungslied an den Westwind.

Den 28. kam Karl August, der unterdessen Großherzog worden, nach Heidelberg. Zwei Tage später ging Goethe

mit diesem nach Mannheim, von wo er allein am 1. Oktober zurückkehrte. Auch an diesen Tagen entstanden schöne Suleikalieder. Mit Boisserée fuhr er am 3. nach Karlsruhe. Nach der Rückkehr wurde der Dichter durch die Einladung der ihm äußerst widerwärtigen Jagemann-Heygendorf, zum Anschauen von Tableaux und Attituden nach Mannheim zu kommen, in höchste Unruhe versetzt, da er fürchtete, auch der Großherzog werde ihn dazu bestimmen wollen. Er fühlte sich davon so angegriffen, daß es ihn nach Hause zurücktrieb. Den Domriß nahm er mit. Boisserée wagte nicht, den krankhaft Angegriffenen allein reisen zu lassen, doch in Würzburg hatte dieser sich wieder so hergestellt, daß er seiner Begleitung nicht mehr bedurfte. An diesem und dem folgenden Tage dichtete Goethe, obgleich ihm noch zuweilen „die Dämonen einige Gesichter schnitten", zwei Divanslieder, die auf Mariannens hohe dichterische Begabung deuteten.

Sehr unruhig waren die ersten Tage nach der Rückkehr. Was ihn zunächst drückte, war die Entlassung seines besten, durch ihn hochgebildeten Schauspielerpaares. Schon auf seiner Reise hatten ihn die Verhandlungen mit Wolff beunruhigt. Die Verlängerung seines Urlaubgesuches hatte er nach dem Bericht von Kirms verweigert, aber auf wiederholte, entschieden dringende Bitte genehmigt. Die Unsicherheit der Verhältnisse in Weimar, wo man immer Goethes Niederlegung der Theaterleitung fürchtete, die Feindschaft von Kirms und seine wenig günstige äußere Stellung bestimmten Wolff und dessen Gattin, auf die von Berlin aus gestellten günstigen Bedingungen einzugehn, und so kündigten sie in einem am 28. September an Goethe gerichteten Briefe, worin sie dankbar anerkannten, was sie dem Meister schuldeten. Aber diesen wurmte es, daß Wolff, ohne ihm ein Wort zu sagen, diesen Schritt gethan. Ein Versuch, eine solche förmliche Kündigung rückgängig zu machen, schien ihm gegen die Ehre der Theaterkommission zu gehn, wie er dem Erbgroßherzog erklärte, der eine Vermittlung

von Goethes Seite wünschte. Der Großherzog überließ die Sache der Theaterkommission. Goethe bestimmte Voigt zu einem letzten Versuche: aber Wolff glaubte auf seinem Entschluß bestehn zu müssen; es drängte ihn nach einem weitern Wirkungskreise.

Aber auch seine eigene Zukunft beunruhigte Goethe, da bei der bevorstehenden Neugestaltung des Staatsministeriums seine künftige Bestimmung und Stellung in Frage kam. Da man seinen Rath nicht verlangt hatte, hielt er sich ganz zurück; um so erfreulicher war es ihm, als er durch Voigt am 30. November vernahm, daß er unter Belassung des bisherigen Wirkungskreises zum ersten Staatsminister mit einem Gehalte von 3000 Thaler und einem Zuschusse für eine eigene Equipage bestimmt sei. Die Anordnung des Staatsministeriums ward am folgenden Tage vollzogen. Bald darauf ging Goethe zur Besichtigung der wissenschaftlichen Anstalten nach Jena, wo er schon im vorigen Monate eine Woche gewesen war.

Unterdessen war das Heft „Von Kunst und Alterthum am Rhein und Main“ trotz mannigfacher Abhaltungen fortgeschritten, der „Divan“ vielfach bereichert, auch die Verbindung mit Willemer und Mariannen auf das anmuthigste gepflegt worden. Gegen Ende des Jahres fand sich Goethe wieder sehr leidend. Am Theater hatte er beim bevorstehenden Verluste seiner besten Schüler und den Quängeleien von Kirms wegen der von Frau Wolff zurückzuliefernden Kleider ziemlich die Lust verloren. Unter den Schauspielern selbst herrschte Zwietracht, obgleich die Leute, wenn sie auf die Bühne traten, ihre Gemeinsamkeit fühlten, wie es sich auch bei der Aufführung des für Weimar veränderten „Epimenides“ zeigte, der 1816 am Geburtstage der Großherzogin hier zuerst gegeben wurde und immer eine bedeutende Erscheinung war, wenn auch bei aller Schönheit und Wirksamkeit des einzelnen das Ganze schwer zu fassen war. Die Jenaer naturwissenschaftlichen Anstalten nahmen ihn sehr

in Anspruch, da der der Naturwissenschaft eifrigst ergebene Großherzog deren Hebung leidenschaftlichst betrieb. Auch an Goethes schon im vorigen Jahre begonnenen meteorologischen Bestrebungen nahm dieser lebhaften Antheil.

Am Geburtstage der Großherzogin wurde der Orden des weißen Falken von der Wachsamkeit feierlichst neu hergestellt, dessen Großkreuz Goethe und Voigt erhielten. Sein alter Wahlspruch: Vigilando ascendimus, war Goethes eigenste Ueberzeugung. Voigt hatte dazu einen Prolog gedichtet; die kurze Dankrede hielt Goethe. Mit dem Februar verstummte die Divandichtung, doch wurden die Lieder geordnet und durchgesehen, das Studium des Morgenlandes fortgesetzt und schon in der Mitte des Monats eine Ankündigung des „Westöstlichen Divan" an das „Morgenblatt" gesandt. Mit dem schon Anfangs März ausgedruckten Heft „Kunst und Alterthum" glaubte Goethe eine vaterländische Pflicht erfüllt zu haben, wenn er auch bei der Deutschen „Vielmeinerei" sich wenig Erfolg davon versprach.

Der Großherzog hatte eine landständische Verfassung versprochen, welche die vor sieben Jahren gegebene erweitern sollte. Auf den 7. April wurde die Huldigungsfeier bestimmt, bei welcher Goethe und Voigt zur Rechten des Thrones stehn sollten. „Den 2. April wurde ich von einem wunderlichen, nicht gefährlichen, aber doch starken rheumatischen Uebel befallen, daß ich mich zu Bette legen mußte", berichtet er selbst. „Nach meiner Einsicht schien es beinahe unmöglich, den 7. an meinem Platze zu sein. Da fiel mir glücklicherweise ein Napoleonischer Spruch ins Gedächtniß: ‚L' Empereur ne connait autre maladie que la mort', und ich sagte daher, daß ich, wenn ich nicht todt wäre, Sonntag um 12 bei Hofe erscheinen würde. Es scheint, daß der Arzt und die Natur sich diesen tyrannischen Spruch zu Gemüthe genommen haben; denn ich stand Sonntag zur rechten Stunde an meinem Platze, rechts, zunächst am Thron. Zugleich konnt' ich noch bei Tafel allen mir obliegenden Schuldigkeiten genugthun. Nachher zog ich mich wieder zurück und legte mich ins Bette." Tiefen Schmerz bereitete ihm die Kunde vom Tode der guten Kaiserin von Oestreich, die

ihm der Herzog am 18. mittheilte. Am 5. Mai ward das mit den Abgeordneten vereinbarte freisinnige Grundgesetz



Abb. 35. Goethe mit dem Großkreuz des Falkenordens von Jagemann gezeichnet. Nach einem Stiche von C. Müller.

der Verfassung veröffentlicht. Goethe war kein Freund der Preßfreiheit und der konstitutionellen Volksrechte, die ihm eine kräftige Regierung zu behindern schienen.

2.

Die nächsten sieben Jahre auf dem Höhepunkte von Goethes Leben zusammenfassend, gedenken wir zuerst der häuslichen und persönlichen Verhältnisse. Gleich in der ersten Zeit setzte ihn das schwere Leiden seiner Christiane, die von den schrecklichsten Krämpfen heimgesucht war, in bittere Noth. Schon am 3. Juni gedenkt er seiner „häuslichen schweren Unbilden". Drei Tage später befreite der Tod die Arme von unsäglichen Qualen. Wie tief den Dichter der Verlust der herzlich geliebten, wenn auch nicht ebenbürtigen Gattin erschütterte, hat er in Vers und Prosa rührend ausgesprochen. August, der gleichfalls schmerzlich ergriffen war, suchte dem Vater „in häuslichen und geselligen Verhältnissen nützlich und angenehm zu sein"; er übernahm die Leitung des Haushalts. Wenige Tage später sah der Dichter des „Werther" zu Weimar seine Wetzlarer Lotte wieder, die schon vor sechzehn Jahren ihren Gatten verloren hatte; sie kam zum Besuche ihrer Schwester, der Frau Kammerrath Riedel. Sie nahm noch vollen Antheil an der Welt und fand sich mit Goethe freundlich zusammen. In ihrer weißen Kleidung machte sie mit ihrer schlanken Gestalt, ihren bedeutenden Augen, ihrem schönen Profil und ihrem geistreichen, gebildeten Wesen einen anziehenden Eindruck, nur wackelte leider der Kopf, wie Frau von Schiller bemerkte.

Nach dem Tode seiner Gattin mußte ihm der ernste Wunsch nach einer freundlichen Schwiegertochter näher als je liegen. Sein Auge fiel auf Ottilie von Pogwisch, die ältere Enkelin der durch ihre derbe Munterkeit bekannten Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin, Gräfin Henckel von Donnersmark, die im Gefolge der Großfürstin mit ihrer Tochter, der verwittweten Majorin Henriette von Pogwisch, und zwei Enkelinnen Ende 1804 nach Weimar gekommen war. Ottilie hatte durch Anmuth, Freundlichkeit, schöne Stimme und

gründliche musikalische Kenntniß sich Goethes Neigung im Singkonzert erworben. Sie war gefühlvoll und geistreich; sie schwärmte für Goethe, aber auch für Jean Paul. Ihr Familienleben war dadurch gestört worden, daß sie bei der Großmutter wohnte, bei ihrer Mutter, die Hofdame der Großherzogin war, nur einige Stunden zubrachte, anderswo zu Mittag speiste. August fühlte sich ihr nicht abgeneigt, und schon am 1. Januar 1817 meldete Goethe seinem Zelter die Verlobung. Hof und Stadt billige die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründe. Die Großmutter und deren Söhne hatten ihre Bedenken gegen die natürliche Geburt bald fallen lassen, aber neidischer Klatsch hing sich an die Verbindung des schönen jungen Paares. Goethe rieth launig der Braut, ja seinem Sohne, der immer gelobt sein wolle, nicht zu widersprechen; habe sie Lust zu zanken, so solle sie zu ihm kommen. August neigte schon damals zu ausschweifendem sinnlichen Genusse hin, eine Leidenschaft, die ihn endlich ganz zerrüttete. Goethe hoffte, die geistreiche Ottilie werde ihn auf andere Wege bringen, gerade der durchaus verschiedene Charakter des jungen Paares ein wahres häusliches Glück begründen. Später fabelte man in Weimar von einer frühern Verbindung Augusts mit einer Statistin, die durch einen Fußfall in Goethes Loge des Vaters Einwilligung zu der ihr von seinem Sohne versprochenen Ehe zu erflehn gewagt. Erst am 17. Juni fand die Vermählung im allerengsten Familienkreise statt, da alle Aeußerlichkeiten dieser Art Goethe drückten. Das junge Paar mußte sich leider mit dem Dachstocke begnügen, der freilich auf das hübscheste und gemüthlichste ausgestattet wurde. Ottilie aber dünkte sich, wie Frau von Schardt berichtet, im Himmel, daß sie nun auf festem Boden im eigenen Hause lebte. Nach derselben feinen Beobachterin waren beide damals glücklich, wie die Kinder, nachdem man so viel um sie besorgt gewesen; ihre neu eingerichteten Stuben athmeten Blumengeruch und Frieden. „Der Papa hat

die Schwiegertochter sehr lieb", berichtet dieselbe; „noch in Jena mußte sie ihm jede Woche schreiben, und so er an sie. Er theilte ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt oder hervorbringt." Goethe verweilte meist in Jena, zuerst im Schlosse, dann im verfallenen Gärtnerhause des botanischen Gartens, wo er selbst im Winter blieb. Im Frühling bezog er zu Camsdorf, einer Vorstadt von Jena, die Mansardstuben des Gasthofes zur Tanne, die ihm die schönste Aussicht boten; hier blieb er bis Ende Juni. Nur zuweilen kam er herüber, wie zum Maskenballe des 18. Februar 1818, wo er sich aber so stark erkältete, daß er sich lange sehr angegriffen fühlte. Zu Jena wurde er am 9. April durch die Kunde von der glücklichen, wenn auch harten Geburt seines Enkels Walther Wolfgang erfreut. „Der arme junge Papa hat viel ausgehalten", schreibt Frau von Schiller, „und ich glaube noch mehr durch die weiblichen Umgebungen [die Familie Ottiliens und Adele Schopenhauer, welche in große Aufregung geriethen] als durch die Lage der Frau. Sein heiteres, gerührtes Gesicht hat mir ihn noch lieber gemacht." Goethe sah den Enkel erst nach der Taufe, am 14. Seine Freude sprach er in einem launigen mineralogischen Wiegenliede aus.

Er hatte unterdessen, da die Deutsche Verfassung Freizügigkeit gewährte, sein Vermögen aus Frankfurt möglichst an sich gezogen, und um der Zahlung des Bürgergeldes und sonstiger Lasten zu entgehn, durch einen Rechtsanwalt erklären lassen, daß er sein Bürgerrecht aufgebe. Statt, wie manche erwarteten, den berühmten Landsmann zum Ehrenbürger zu ernennen, verfuhr man in rücksichtslosester Weise, indem man am 9. December 1817 im Bürgerbuch nicht allein den Austritt bemerkte, sondern wider Gebrauch die Eintragung seines Namens durchstrich. Auch machte man ihm später bei einem Hausverkauf Schwierigkeit. Dies konnte ihm freilich den Besuch seiner Vaterstadt nur verleiden. Hatte im Jahre 1816 ein Unfall, der ihn auf der schon angetretenen Reise traf, ihn vom Besuche des Rheines ab-

gehalten, im folgenden Jena ihn gefesselt, so daß er nur an seinem Geburtstage die herrlichen Klostertrümmer von Paulinzelle besuchte, wo ihn sein Sohn mit einem insgeheim veranstalteten Festmahle überraschte, so hielt ihn von jetzt an trotz aller freundlichen Einladungen eine geheime Stimme von der Heimat zurück. Diesmal führte ihn die Reise wieder nach Karlsbad, wo die Geologie von neuem ihre Anziehung bewährte; aber zum Schlusse befiel ihn ein böser Katarrh, von dem er sich erst in Weimar wieder herstellte. Hier erfreute ihn ein Besuch seines lieben Zelter. Sein häusliches Verhältniß war damals äußerst angenehm. Mittags aß er mit den Seinigen, zu denen jetzt auch Ottiliens jüngere Schwester, die etwas leidende, aber heitere und herzliche Ulrike, getreten war, während er Abends von Freunden besucht wurde, die auch Mittags abwechselnd bei ihm aßen, besonders Meyer, Riemer, der Ende 1815 als Kanzler an die Spitze der Rechtspflege getretene Geheimerath von Müller und die siebzehnjährige Gräfin Julie von Egloffstein, deren geistreiche Anmuth und schöne Anlage zur Malerei ihn entzückten. Auch der vom Großherzogthum Frankfurt übernommene Rheinländer Oberbaudirektor Coudray, der in Weimar manche Gegner fand, war ein willkommener Gast. Da bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland der Hof sich wieder einmal wegen eines Aufzuges an ihn gewandt hatte, vermochte er sich diesem Antrage nicht zu entziehen. Um ungestörter zu arbeiten, begab er sich ins nahe Berka, wo ihm die umfangreiche Arbeit wunderbar rasch und glücklich gelang. Dorthin mußten die Damen und Herren zum Einüben kommen. Die Aufführung am 18. December war einer der höchsten Triumphe des anwesenden, von allen herzlich begrüßten Dichters.

Diesmal blieb er längere Zeit in Weimar, wo er am 22. März 1819 einen der tiefgreifendsten Verluste durch das Hinscheiden seines als Geschäftsmann und Mensch ihm so nahe stehenden Voigt erlitt. Für die Oberaufsicht wurde ihm

jetzt sein eigener Sohn beigeordnet. Zwölf Tage vorher war Jacobi in München, an dem sein Herz trotz allem noch mit inniger Liebe hing, rasch verschieden. Zuletzt hatte er ihn vor zwei Jahren begrüßt, als er ihm Luise Seidler empfahl. Im Mai ließ er Sohn und Schwiegertochter seinen Neffen Staatsrath Nicolovius und die übrigen Freunde in Berlin besuchen. August wurde bald darauf durch Ernst Schillers Scheiden, der, da er in Weimar keine feste Anstellung fand, als Assessor nach Köln ging, seines besten Freundes beraubt. Fortwährend stand Goethe mit Mariannen, deren Gatte ihn im März auf kurze Zeit besucht hatte, in freundlichster Beziehung. Einmal fühlte er sich zu der gemüthlichen Freundin so hingerissen, daß er in das leidenschaftliche Du fiel und ihr auf das wärmste versicherte, jedes ihrer Gefühle erwidere er herzlich und unablässig. Ihres längern Schweigens bedurfte es kaum, ihn an sein bewährtes „Nicht weiter!" zu erinnern. Ein Exemplar des „Divan", der Mariannen noch mehr als die wenigen von ihr gedichteten Lieder verdankte, ging vor der Karlsbader Reise an Willemer ab. In Frankfurt wurde diesmal Goethes Geburtstag von den Freunden des ausgeschiedenen Mitbürgers in würdigster Weise gefeiert; auch sandte man ihm einen goldenen Lorbeerkranz mit Smaragden. Zugleich vereinigten sich bedeutende Männer zu einem Vorschlag eines ihm in Frankfurt zu setzenden Denkmals; es sollte aus einer auf einem Hügel gelegenen Halle mit einem hochstehenden Brustbilde des Dichters bestehn und mit Bildern, besonders aus „Hermann und Dorothea", geschmückt sein. Der am 5. December erfolgende Tod Fr. Stollbergs berührte Goethe um so schmerzlicher, als der ungeschlachte Voß kurz vorher durch seinen wüthenden Angriff auf den einzigen Freund die heiligsten Gefühle der Freundschaft verletzt hatte. Goethes Herz hatte sich vor dieser öffentlichen Entweihung der heiligsten Jugendgefühle entsetzt. Am Ende des Jahres erlitt er selbst wieder einen bedenklichen Krankheitsanfall, dessen

Folgen ihn zu strenger Abgeschiedenheit nöthigten. Vom Hofe hatte er schon im vorigen Jahre sich fast ganz zurückgehalten.

Um diese Zeit war August immer düsterer und verwilderter geworden. Seine Stellung zu Weimar, wo man ihm zutraute, er wolle den Sohn seines Vaters spielen, als dessen Anhängsel er galt, brachte ihn zur Verzweiflung, und so gab er sich im Unmuth immer mehr einem ausschweifenden sinnlichen Leben hin. Am Vater hing er mit inniger Liebe und treuem Gehorsam; jeden Morgen kam er, um seine Aufträge in Empfang zu nehmen, speiste Mittags mit ihm, wenn er nicht bei Hofe sein mußte, aber die Abende folgte er meist seiner Neigung. Die Aufsicht über das Naturalien- und Münzkabinet übte er mit großer Sorgfalt, wie er in allem ein Muster der Ordnung war. Schwärmerisch verehrte er Napoleon, von dem er alles sammelte, dessen er habhaft werden konnte. Sein Herz schlug für wahre Freundschaft, die er aber nicht fand. Die Verwilderung dauerte immer nur kürzere Zeit. Für die Kunst hatte er wenig Sinn, aber feines Gefühl für geniale Dichtung, wie er die großen Schöpfungen seines Vaters und Schillers hoch ehrte. Er selbst ergoß sich in tief empfundenen Dichtungen, denen aber meist die Formvollendung fehlte.

Das Jahr 1820 trieb Goethe sehr früh nach Karlsbad, da der Winter ihm stark zugesetzt hatte. In Eger lernte er den Magistrats- und Polizeirath Grüner kennen, der ihm persönlich den ihm zugesandten Paß zurückstellte. Seine verehrende Liebe, seine mineralogische und geschichtliche Neigung und sein treues Beobachten zogen ihn so an, daß er bei seiner Rückkehr länger zu verweilen versprach, wo sich denn eine nähere Verbindung knüpfte. „Goethe war von hohem Wuchse“, schreibt Grüner, „von starkem, robustem Körperbau, das bräunliche Haar wenig gebleicht, die Stirne hoch gewölbt, das Auge noch frisch und feurig, die Gesichtsfarbe weiß und geröthet. Die Züge im Gesichte waren stark, das Kinn

etwas hervortretend, der Hals bedeutend fleischig. — Gewöhnlich trug er einen dunkelblauen, bis an die Waden reichenden Ueberrock, zuweilen auch schwarzen Frack und Beinkleider von gleicher Farbe. Eine feine weiße oder schwarzseidene Weste, ein weiß battistenes Tuch, um den Hals schmal zusammengelegt und beide Enden durch eine Vorstecknadel verbunden, durften nicht fehlen. Seiner Vollblütigkeit wegen hatte er sich angewöhnt, das Halstuch sehr locker zu tragen."

Nach der Rückkunft aus Karlsbad hielten ihn seine Geschäfte länger in Jena fest, wo er wieder im botanischen Garten wohnte. Hier erfreute ihn der Besuch von Schultz, der mit Schinkel, Tieck und Rauch kam; die beiden letztern modellirten seine Büste. Am 18. September wurde ihm sein zweiter Enkel Wolfgang Maximilian geboren. Ottilie hatte lange und schwer gelitten, so daß man für ihr Aufkommen besorgt war. Vor Mitte Oktober nach Weimar zurückgekehrt, erfreute er sich eines vierzehntägigen Besuches von Schlosser und dessen Gattin. Ihr Uebertritt zur katholischen Kirche hatte dem freundlichen Verhältnisse zu ihnen keinen Abbruch gethan. Den Winter kam er nicht aus dem Hause.

Im Frühjahre 1821 zog die Musik ihn wieder an. Eberwein gab mit seiner Gattin bei ihm kleinere und größere Konzerte. Im Juni schaffte er sich einen Streicherschen Flügel an. Der in Frankfurt gebildete Verein zur Errichtung eines Goethedenkmals, konnte schon im Mai berichten, die Stadt habe einen Platz geschenkt, das Bildniß sei bestellt, ein Riß zum Gebäude entworfen und eine bedeutende Summe am Orte selbst zusammengekommen. Er forderte Deutschlands Regenten und ihre Völker zu Beiträgen auf; die einfache Einlage ward auf 10 Gulden bestimmt. Goethe fürchtete, die Sache sei zu großartig angelegt; er wünschte, man hätte das Denkmal mit dem neuen Bibliotheksbau verbunden. Die Sache war von Anfang an verkehrt angelegt und verlief zu Goethes Aerger auf sonderbare Weise im Sande, nicht einmal die Aufstellung

eines Bildnisses in der Bibliothek kam zu Stande; die Beiträge wurden zurückgezahlt, und da manche Geber darauf verzichteten, für die gebliebene Summe dem Dichter an seinem Geburtstage regelmäßig edle heimische Weine geschickt.

Da Goethe sich im Sommer sehr angegriffen fühlte, schickten ihn die Aerzte Ende Juli zunächst nach Marienbad, einem neuen vom Stift Tepl abhängigen Heilorte. Hier wurden trotz des Regenwetters viele Steine geklopft und mitgeführt. Die am 9. September Karlsbad verheerende Ueberschwemmung hinderte die dortige Nachkur, und so kehrte Goethe schon am 15. nach Jena zurück, wo er bis Ende Oktober blieb. Auf Zelters Meldung, er werde mit seiner Tochter Doris und seinem Schüler, dem zwölfjährigen Klaviervirtuosen und Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy, ihn besuchen, eilte er nach Weimar zurück. Ueber diese ungemein belebten, höchst genußreichen Tage liegen die Berichte des genialen Knaben vor. Goethe fühlte sich wunderbar gehoben und zu heiterster Lust gestimmt. Das Bad hatte ihm so wohl gethan, daß er den Winter nicht zu leiden hatte, doch stellte sich zuletzt ein lang anhaltender, ihn sehr angreifender Katarrh ein. Schon damals, wo das Verlagsrecht der zweiten Ausgabe der Werke bald zu Ende ging, sann er auf eine neue, die letzte, welche er zu erleben hoffen durfte. Den Bibliotheksekretär Kräuter ließ er seine Papiere und Briefe ordnen. Auch sah er sich nach jungen Männern um, die ihm bei der Herausgabe zur Seite ständen. Schon im vorigen Jahre hatte er den jungen Schubarth, der durch seine Schrift „Zur Beurtheilung Goethes" seine ernste Neigung bekundet hatte, sich anzueignen gesucht, aber dieser wünschte eine Staatsanstellung. Für die mineralogischen Studien fand er jetzt einen kundigen Theilnehmer an dem zur Erziehung des Erbprinzen berufenen siebenundzwanzigjährigen Petersburger Soret, der in seinem fünften Jahre nach Genf gekommen war.

Der Sommer 1822 brachte ihn wieder nach Marien-

bad. Hier und von da bis zum Fichtelgebirge wurden jetzt viele Steine geklopft. In Marienbad erfreute ihn die persönliche Bekanntschaft des bedeutenden Mineralogen Graf Caspar von Sternberg, aber auch das Herz des Dichters wurde hier noch einmal entzündet. Die unendlich liebreizende fünfzehnjährige Ulrike von Levezow, die mit ihrer Mutter (seiner Pandora) und zwei Schwestern den geistlichen Badeort besuchte, zog durch Blick, Stimme und seelenhaftes Wesen den Dreiundsiebzigjährigen wunderbar an, was ihm erst beim Abschiede auf das Herz fiel. Hinter Eger dichtete er die „Aeolsklagen", in welchen die sehnsüchtige Empfindung der von einander getrennten Geliebten erklingt. Auf die muntern, herzlichen Briefe Mariannens schwieg er und Alwine Frommann in Jena wollte an ihm einige schwermüthige Augenblicke bemerkt haben. Doch faßte er sich bald und nahm am geselligen Leben seines Hauses freundlichen Theil. Da er nicht mehr an den Hof kam, so besuchte ihn dieser; der Großherzog kam wöchentlich einmal Morgens, Dienstagmorgens stellte sich die Großherzogin, Donnerstagmorgens die Erbgroßherzogin ein, denen er Bedeutendes in Wissenschaft und Kunst vorlegte. An den Dienstagabenden war bei ihm meist großer Thee, zu welchem viele der in Weimar sich umhertreibenden jungen Engländer, Schotten und Irländer Zutritt hatten. Goethe selbst erschien dabei wenigstens auf kurze Zeit. Am 14. December hatte er zum erstenmal wieder seit langer Zeit einen musikalischen Abend. Der harte Winter aber griff ihn an. Auch die Liebesneigung zu Ulriken dürfte ihn beunruhigt haben.

Am 17. Februar 1823 ward er von einer Entzündung des Herzbeutels, wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, befallen, die das Schlimmste befürchten ließ; erst am 26. war die Gefahr vorüber. Nur allmählich stellten sich die Kräfte wieder ein. Lange Zeit war er ohne Bewußtsein gewesen, der Gebrauch von Arnica hatte ihn geheilt. Außerordentlich erfreut war er, daß das Theater zur Feier

seiner Genesung mit einem auf dieselbe bezüglichen Prolog seinen „Tasso“ gab, von dessen glücklicher Aufführung er gleich nach der Vorstellung benachrichtigt wurde. Nach seiner Genesung sandte er auch der frommseligen Gräfin Auguste von Bernstorff, seiner nie gesehenen Jugendfreundin, seine bisher zurückgehaltene Erwiderung auf ihre warme Mahnung zur Bekehrung. Diese hatte ihn beschworen, von allem abzulassen, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes habe, Blick und Herz zum Ewigen zu wenden und jetzt, wo es noch Zeit sei, das wieder gut zu machen, wodurch seine Schriften den Seelen anderer Schaden zugefügt. In ernst würdiger Weise hatte er erwidert, sein Lebelang habe er es redlich mit sich und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt. „In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.“ Das Blatt hatte er nicht abgeschickt, weil er mit einer ähnlichen Aeußerung ihren Bruder wider Willen verletzt hatte, aber nach seiner Genesung von der tödtlichen Krankheit trieb es ihn, die ferne Freundin von seiner Gesinnung zu überzeugen, die auch durch die Nähe des Todes nicht erschüttert worden, ihr seine besten Wünsche zu senden und mit dem schönen Wunsche zu schließen, daß „sich alles, was in frühern Zeiten noch vereint gewirkt, aber nachher sich getrennt, in den Armen des alliebenden Vaters wieder zusammen finden möge.“

Im Mai erhielt Goethe die Handschrift von Eckermanns „Beiträgen zur Poesie“, mit der Bitte um einige empfehlende Worte an Cotta. Vor zwei Jahren hatte der durch wunderliche Schicksale durchgegangene, damals dreißigjährige Student Johann Peter Eckermann ihm von Göt-

tingen aus seine Gedichte mit einem kurzen Bericht über seinen Lebensgang geschickt, worauf der Dichter einige freundliche Zeilen erwiderte; auch vernahm dieser, daß Goethe sich vortheilhaft über ihn geäußert. Da die Antwort sich verzögerte, reiste der nach einer Entscheidung sich Sehnende selbst zu Goethe hin. Am 9. Juni erhielt dieser in Weimar die Anfrage, zu welcher Zeit er ihm willkommen sein würde. Der Dichter empfing ihn am andern Mittag höchst freundlich. Schon am zweiten Tage äußerte er den Wunsch, daß er bis zu seiner Rückkehr von Marienbad in Jena bleibe, wo er nebenbei auch seine Zwecke fördern könne. Zunächst sollte er aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ die von ihm geschriebenen Beurtheilungen herauszufinden suchen, dann auch die Gegenstände bezeichnen, welche in den bisherigen Heften „Von Kunst und Alterthum“ nicht abgeschlossen seien.

Ehe er sich nach Marienbad begab, sprach er öffentlich in dem durch seine Krankheit verspäteten Hefte von „Kunst und Alterthum“ seinen herzlichen Dank für alles Gute aus, was ihm nach seiner Genesung im In- und Auslande zu Theil geworden. So große Beweise von entschiedener Theilnahme werde er auf eben die Weise zu erwidern suchen, wie er sie gewonnen, durch eine ernste, treue, redliche Wirkung nach außen, die sowohl seinem Vaterlande als dem Auslande zu Gute komme. „Da es scheint, daß aus diesem schweren Kampfe mich der Allwaltende hat mit genugsamen Geistes- und Gemüthskräften wieder hervorgehn lassen, so ist es meine Pflicht, an sorgfältige Verwendung derselben fortwährend zu denken.“

In Marienbad, wohin auch der Großherzog kam, fühlte er sich außerordentlich wohl. In dem Hause, wo er ein allerliebstes Quartier fand, wohnten außer ihm nur ganz ruhige Frauenzimmer, unter ihnen auch die Levezows. Ulrike entzückte ihn wieder; mit dieser seiner geliebten „Stella“ verlebte er die wonnigsten Tage. Sobald er nur

ihre Stimme in der Brunnenallee hörte, eilte er zu ihr herab; kein Augenblick wurde versäumt, wo er ihre Nähe genießen konnte. Doch erst Anfangs August stieg die Liebe zu dem einzig reizenden Mädchen zu einer glühenden Leidenschaft; die Neigung des greisen Dichters ward auch äußerlich so auffallend, daß die Badegäste schon von einer ehelichen Verbindung sprachen. Die Mutter brach durch ihre Abreise rasch ab, Ulrike aber konnte sich nicht enthalten, nach dem Abschiedskusse noch einen letzten auf die Lippen des Dichters zu drücken. Er war damals in seiner außerordentlichen Empfindsamkeit ungemein empfänglich für Musik. Bei den Liedern der berühmten Sängerin Milder aus Berlin konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Das wundervolle Spiel der durch seltene Schönheit hervorstrahlenden Polin Frau von Szymanowska, der ersten Klavierspielerin der Russischen Kaiserin, löste ihn in Thränen auf, in denen er sich selbst wiederfand, die Kraft, den unendlichen Entsagungsschmerz beherzt zu ertragen und sich neu zu erheben. Die Macht, welche sie auf ihn geübt, sprach er in dem Gedichte „Aussöhnung" aus. Jetzt vermochte er nicht allein die mit Todesgedanken sich tragende Schwester der Szymanowska, Fräulein von Wolowska, launig zu necken, sondern auch den in Weimar seinen Geburtstag und zugleich seine Genesung feiernden Freunden zwei Stanzen zu widmen, die August beim Festmahle vortrug. Den 20. fuhr er, von Grüner abgeholt, nach Eger, wo er die umliegenden Berge untersuchen wollte. Am 25., auf dem Wege nach Karlsbad, dichtete er im Wagen stückweise die herrliche Elegie, welche den schweren Entschluß, Ulriken zu entsagen, rührend verklärt. Seinen dreiundsiebzigsten Geburtstag verlebte er einsam in Elbogen; ihn beim Grafen Auersperg auf Schloß Hartenberg zu feiern, hatte er entschieden abgelehnt. Ueber Hartenberg kehrte er am 7. September nach Eger zurück, wo er bis zum 11., meist mit Mineralogie beschäftigt, verblieb. In Jena ruhte er einige Tage aus, ehe er es wagte,

nach Weimar zurückzukehren, wohin schon das Gerücht von seiner Verlobung gedrungen war. Er lud Eckermann jetzt ein, den Winter in Weimar zu bleiben, wo er für eine Wohnung in seiner Nähe sorgen wolle. Am Mittag des 17. kehrte er zurück, scheinbar munter und froh, aber tiefer Blickende fühlten, wie schwer es ihm werde, sich in das Weimarische Leben zu finden. Seine bittere Unbehaglichkeit sprach er gegen Müller offen aus. Am 28. erfreute er sich der Anwesenheit von Schultz, dem er brieflich gestanden, daß er in Marienbad auch viel geliebt. Zwei Tage später machte auch Graf Reinhard seinen längst angekündigten Besuch. Am 2. Oktober besprach Goethe mit Müller eine beabsichtigte tägliche freie Abendgesellschaft in seinem Hause, bei der aber Frau von Fritsch als Patronin auftreten müßte. Auch gedachte er seiner Neigung zu Ulriken, die ihm noch viel zu schaffen machen werde, doch hoffte er auch darüber hinaus zu kommen. Oft zeigte er sich abgespannt und verschlossen, dann aber auch wieder einmal recht heiter und mittheilend. Am 14. war bei ihm großer Thee, an dem Savigny mit Frau und Tochter Antheil nahmen. Goethe selbst zeigte sich dabei sehr freundlich; seine Schwiegertochter hing sich oft an ihn und küßte ihn. Zehn Tage später gab er eine Abendgesellschaft der Szymanowska, deren seelenvolles Spiel alle entzückte. Am 27. las er Eckermann seine mit großen lateinischen Buchstaben auf Velinpapier geschriebene Liebeselegie, die mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt war. Noch zwei Abende spielte die Szymanowska in Goethes Hause. Bei dem ihr bereiteten Abschiedsmahl am 4. November wollte er sich vergebens heiter zeigen. Nach ihrer Entfernung ruhte er nicht, bis Müller und August sie und ihre Schwester zurückbrachten. Der schönen Künstlerin, die ihm ihren innersten Antheil warm aussprach, wollte er mit einem Witzwort erwidern, aber Thränen brachen aus seinen Augen hervor, sprachlos mußte er sie

und ihre Schwester in seine Arme schließen, und sein Blick folgte noch lange den Scheidenden durch die weite Reihe der offenen Gemächer. Hatte er ja dieser anmuthigen Frau, die seinen Entschluß befestigt, so viel zu verdanken, aber sie hatte jetzt auch unwillkürlich wieder das Gefühl seiner schmerzlichen Entsagung in ihm aufgeregt.

In der Nacht auf den 6. ward er von Husten und Brustfieber befallen, die ihn indessen nicht hinderten, seine Freunde zu empfangen. Den 12. kam W. von Humboldt zu mehrtägigem Besuche. Aber das Uebel verschlimmerte sich. Seit dem 16. mußte er Nachts im Sessel sitzen, was ihn immer mehr ermattete; Schmerzen in den Nieren traten hinzu, der Husten ward krampfhaft. Zelter fand ihn in einem höchst bedenklichen Zustande. Zu seinem Troste mußte er ihm jene ans Herz gewachsene Elegie vorlesen. Seine Anwesenheit hob ihn sichtlich. Husten und Katarrh wichen, der Schlaf kehrte wieder, nur ein Schmerz in der rechten Seite war noch geblieben. Genas er auch allmählich ganz, so fühlte er sich doch äußerst angegriffen, ja die jugendliche Frische, die ihn noch vor kurzem belebt hatte, kehrte nicht zurück, er war wirklich alt geworden, so daß er sich von jetzt an zu jeder längern Reise unfähig fühlte.

Von seiner *amtlichen* Thätigkeit sollte bald die bedeutendste ein trauriges Ende nehmen. Aergerlich, daß er beim Theater die Wahl des Kotzebueschen „Schutzgeistes" zum Geburtsfeste der Großherzogin nicht hintertreiben konnte, ließ er es im Januar 1817 geschehn, daß man das lange Stück in seiner vollen Ausdehnung gab, wo denn die Vorstellung allgemeinen Unwillen erregte. Diese Gelegenheit benutzte er, seine Niederlegung der Theaterleitung zu erklären, doch bewog ihn der Großherzog, noch einmal die Zügel zu ergreifen, indem er ihm unumschränkte Gewalt im Kunstfach zusicherte und ihm seinen Sohn in der Intendanz zur Seite setzte. Ernstlich bestrebt, die immer nachlässiger gewordenen Schauspieler tüchtig einzuüben, brachte er wieder

den „Mahomet“ zur Aufführung, und er quälte sich mit einer verkürzenden Umarbeitung und der sorgfältigsten Einübung des leidigen Kotzebueschen „Schutzgeistes“, der dann, „nach alter Weimarischer Weise, mit Präcision sowohl des Auftretens, Gehens, Bewegens und Gruppirens als der Recitation und Deklamation“ am 8. März gegeben wurde, wo er den größten Beifall fand. Nach diesem Triumphe übergab er dem Großherzog einen neuen Verfassungsentwurf des Theaters, nach dessen Genehmigung er am 20. nach Jena ging, um dort eine Anzahl Verordnungen über die Regisseurs, die Kapellmeister, den Repetitor, den Correpetitor u. s. w. auszuarbeiten. Dann kehrte er nach Weimar zurück. Aber der Jagemann mißfiel die straffe von Goethe aus Kunstzwecken geforderte Theaterordnung, und so benutzte sie eine sich ihr darbietende Gelegenheit, sich des Dichters zu entledigen. Goethe hatte dem Schauspieler Karsten die Vorstellung des von diesem bearbeiteten „Hundes des Aubry“, in welchem ein von ihm dressirter Pudel die Hauptrolle spielte, entschieden abgeschlagen. Die Jagemann wußte beim Großherzog, der ein leidenschaftlicher Hundefreund war, den Befehl zur Aufführung durchzusetzen. Goethe fuhr, da er die Sache nicht hindern konnte, am 13. nach Jena zurück, wohin ihm der Großherzog sofort schrieb, er komme seinen Wünschen, von der Last der Theaterintendanz entbunden zu werden, hiermit entgegen, nur wünschte er unter Anerkennung des vielen in diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleisteten Guten, er möge sein Interesse an der Kunstseite desselben behalten und, wenn ihn die Intendanz darum ersuche, ihr mit Rath und That zur Hand gehn. Mit gleicher Förmlichkeit nahm Goethe die Entlassung an, bat aber unterthänigst, auch seinen Sohn von diesem Geschäfte zu entbinden, damit dieser alle Zeit auf die ihm zugewiesenen Baugeschäfte verwenden könne.

Seine ganze amtliche Thätigkeit konnte er jetzt der Oberaufsicht der Anstalten für Wissenschaft und Kunst zu-

wenden. Einen umfassenden Bericht über den Zustand der Museen zu Jena stattete er Michaeli 1817 ab. Da man von Gothaischer Seite den traurigen Zustand der bisher vom Senate geleiteten Universitätsbibliothek zur Sprache gebracht und gewünscht hatte, die Weimarische Oberaufsicht möge auch diese verwalten, so wurde Goethe zu unangenehmster Ueberraschung durch ein vom 7. Oktober datirtes Rescript angewiesen, sich dieser Sache zu widmen und zunächst einen Plan zu entwerfen, wie die beabsichtigte Neuordnung der Bibliothek am besten zu erreichen sei. Nachdem er durch den ihm beigeordneten Voigt die nöthigen vorbereitenden Schritte hatte durchsetzen lassen, begab er sich selbst am 7. November nach Jena. Wir können auf die mühevolle Durchführung der äußerst verwickelten Angelegenheit nicht eingehn. Erst am 18. November 1824 war die höchst schwierige, ja kaum zu übersehende Arbeit größtentheils geleistet. Welche Thätigkeit Goethe bei den weitverzweigten übrigen Anstalten der Museen entfaltet, auch bei den vom Großherzog 1821 mit der Sternwarte verbundenen meteorologischen Beobachtungen, forderte eine weitere Ausführung. Seine Freude über die Energie, womit er hierbei der Eigensucht, den Intriguen und Prätensionen einzelner entgegengetreten, sprach er später häufig aus; dafür durfte er sich aber auch im September 1823 rühmen, seine Institute zu Jena seien stattlich und in schönster Ordnung, da er alles rein objektiv behandelt und keinen einzigen Menschen unnütz angestellt habe. Doch war er dabei der beste Anwalt und ein wahrer Freund seiner pflichttreuen Untergebenen.

Unter den dichterischen Arbeiten hatte er den „Divan“ seit dem Oktober 1815 vielfach vermehrt, geordnet und durchgesehen; der Druck war schon Ende September 1818 vollendet, aber die zum Verständnisse nöthigen Erläuterungen und Aufklärungen nahmen sehr viele Zeit in Anspruch; erst im folgenden August war das Ganze ausge-

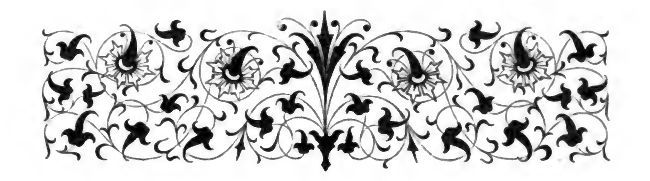
druckt. Auch ein reicher Blütenkranz zarter, lieblicher, leidenschaftlich bewegter, heiterer, sinniger Lieder schmückt diese Jahre; es fehlt nicht an großartigen Balladen, die Spruchdichtung ergießt sich in tiefsinnigen Betrachtungen über Gott und Welt, die Bestimmung und das Geschick des Menschen, und in leichtern Spruchversen drückt sich die Stimmung des Augenblicks bald gemüthlich, bald ernst bedenkend, bald launig, bald abwehrend und bekämpfend aus, so daß die Muse ihn auch in diesem höhern Lebensalter mit seltener Gunst begleitete. Zum ersten Bande der „Wanderjahre" wurden einzelne, größtentheils schon gedruckte Erzählungen verknüpft; im Mai 1821 lag er gedruckt vor: aber leider war die Zusammenstellung nicht gelungen, so daß es dem Dichter unmöglich fiel, den Roman in dieser Weise fortzuführen. Ein völliger Umguß wurde der neuen Ausgabe der Werke vorbehalten. Als die beiden ersten Theile der zweiten Abtheilung seiner Lebensbeschreibung ließ Goethe 1816 und 1817 die „Italienische Reise" bis zur Rückkunft nach Rom, erst 1822, sonderbar als fünften, die „Campagne in Frankreich" erscheinen. Die ein paarmal wieder aufgenommene Vollendung von „Dichtung und Wahrheit" wollte nicht gelingen, dagegen förderte er die annalistische Darstellung seines Lebens. Die Hefte „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden" nahmen bald eine allgemeinere Richtung. Schon das zweite brachte eine längst beabsichtigte scharfe Bekämpfung der „neudeutschen religios-patriotischen Kunst" unter der früher gebrauchten Firma der Weimarer Kunstfreunde (W. K. F.); freilich war der Aufsatz von Meyer abgefaßt, aber Goethes eigenste Ansicht trat hier mit einer selbst Boisserée verletzenden Entschiedenheit hervor. Mit dem zweiten Bande (1818) ward die eingetretene Veränderung durch den Wegfall des Zusatzes „in den Rhein- und Maingegenden" bezeichnet. Die Hefte dienten ihm fortan zu einem Organ, worin er sich frei nicht bloß über bildende Kunst und Alter-

thümer, sondern auch über Dichtkunst erging, ja seine eigenen kleinern Dichtungen theilte er darin mit.

Ein ähnliches Organ schuf er sich für seine naturwissenschaftlichen Arbeiten. Schon 1817 erschien das erste Heft des ersten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden". Es zerfiel in die Abtheilungen „Zur Morphologie" und „Zur Naturwissenschaft". Erst 1820 folgten das zweite und dritte Heft; 1824 schloß die Zeitschrift mit dem zweiten Bande. In diesen Heften gab Goethe zum erstenmal seine alten Arbeiten über den Zwischenknochen und die vergleichende Anatomie, dann auch die Darstellung seiner schon dreißig Jahre feststehenden Ueberzeugung, daß die Schädelknochen aus den Wirbelknochen abzuleiten seien. Oken war sechzehn Jahre nach Goethe auf dieselbe Entdeckung gekommen, hatte sie auch schon 1807 in eigenthümlicher Entwicklung veröffentlicht. Zwei Jahre später trug sie Lamarck in seiner »Philosophie zoologique« vor. Den Streit über die Priorität lehnte Goethe ab. Die hohe Bedeutung seiner osteologischen Ansichten ist jetzt allgemein anerkannt. Auch sein keineswegs krasser Neptunismus dringt allmählich in der Wissenschaft durch; denn er war weit entfernt, dem wogenden Meere die Erdbildung zuzuschreiben, leugnete auch nicht die theilweise spätere Einwirkung von Vulkanen. Nicht ohne Leidenschaft bestand Goethe auch in diesen Heften auf seiner Farbenlehre; mit liebevollster Theilnahme führte er seine Ansicht der von Malus entdeckten sogenannten Polarisation des Lichtes aus, die ihn schon im Jahre 1812 beschäftigt hatte. Er machte die von ihm als entoptisch bezeichneten Farben vom Sonnenstand abhängig. Auch hier hat man allgemein die Schönheit der Beschreibung der Farbenerscheinung und der aneinander gereihten Versuche anerkannt, dagegen ist Goethes Erklärung von der Wissenschaft verworfen worden. Zu seinen naturwissenschaftlichen Studien

war nun auch die Meteorologie getreten. Schon 1816 hatte er Howards Wolkenformen besondern Antheil zugewandt, bald gefunden, daß diese verschiedenen atmosphärischen Höhen eigen seien, endlich die Ansicht gewonnen, daß die wechselnde Anziehungskraft der Erde, ihr Ein- und Ausathmen, das er als Wasserverneinung und Wasserbejahung bezeichnete, den Grund der Meteorologie bilde. Er ging hierbei von seiner stets befolgten Verfahrungsweise aus, bei jeder Untersuchung sich den gewissesten Punkt aus dem Ganzen auszuwählen und darauf zu fußen, indem er das Zweifelhafte der Zeit, dem Zufall und der Thätigkeit forschender Geister überließ. Daß manches andere hier mitwirke, leugnete er nicht. Die neuere Wissenschaft erkennt keinen Einfluß der Erde hierbei an, nur der Umdrehung derselben schreibt sie einen Antheil zu. Goethe stützte sich auf jahrelange Beobachtungen, die er mit leidenschaftlicher Sorgfalt fortsetzte. Bei allen seinen naturwissenschaftlichen Studien kamen ihm die Anstalten, über die er die Oberaufsicht führte, die Verbindung mit bedeutenden Gelehrten und ganz besonders seine Reisen zu Statten. Die ihn umgebende Natur sollte ihm so wenig stumm bleiben, wie das bewegliche Menschentreiben; wie seine scharfe Beobachtung in das Wesen der Menschen zu dringen, ihre oft wunderliche Conglomeration zu entdecken suchte, so wollte er das unendliche Reich der Naturerscheinungen nicht bloß schauen, sondern auch erfassen, so weit er nach seiner eigenthümlichen Anlage es vermochte.





Zehntes Buch.

Rastloses Ende.

1.

Die letzten vom Schicksal ihm gegönnten Jahre betrachtete Goethe als seine „testamentarischen“; es galt eine möglichst vollständige Ausgabe seiner Werke und die Sicherung eines seinen Erben daraus zufließenden Einkommens. Zu der neuen Ausgabe mußten die „Annalen“ fertig gemacht, der Anfang des zweiten Theils des „Faust“ zum Theil neu ausgeführt, die „Wanderjahre“ umgearbeitet und vollendet werden. Sein körperliches Befinden war schwankend, besonders der Winter ihm ungünstig, aber er wußte sich immer abzuwarten. Vergeblich hoffte er in den ersten Jahren wieder nach seinem lieben Marienbad zu kommen; zur Zeit fühlte er sich immer nicht dazu gestellt, nur Spazierfahrten konnte er machen, erst später kleine Ausflüge. Der Mangel an Bewegung wirkte bei seiner Vollblütigkeit ungünstig; um so förderlicher war ihm die lebhafte persönliche Unterhaltung mit den ihn täglich besuchenden Freunden und den selten an seinem Mittagstische fehlenden Gästen; wenn er sich den letztern gegenüber stets als besorgter Wirth zeigte, der selbst auf einem

Nebentische mit der Würde eines Imperators den Vorschneider machte, zum Essen und Trinken freundlich mahnte, für Lieblingsgerichte und gute Unterhaltung sorgte, so erging er sich bei den Abendbesuchen, wo er selbst meist nichts zu sich nahm, bald heiter launig, bald ironisch, bald absichtlich widersprechend und paradox, bald zeigte er sich leidenschaftlich aufgeregt, bald rein gemüthlich, zart und mild theilnehmend, ernst belehrend und offen, doch war er auch nicht selten verschlossen, wenn ihm etwas Bedeutendes im Sinne lag, abgespannt, matt und trocken bei körperlichem Mißbehagen. Was ihn aufrecht hielt, war das Bewußtsein, seine Pflicht als Mensch, Bürger und Staatsdiener treu erfüllt und seine Gaben zu den höchsten dichterischen und wissenschaftlichen Leistungen verwandt zu haben. Die Welt besaß damals keinen höhern Geist, kein edleres Haupt als den universalen Deutschen Dichter, zu dem die besten Geister Englands, Frankreichs, Italiens, Polens und Rußlands, ja auch Nordamerikas sich gezogen fühlten, zu dem Dichter, Künstler, Philosophen und Kritiker wallfahrteten. Weimar war und blieb die Kaaba von ganz Deutschland, trotz der Verneinung von Menzel und Börne, trotz des Spottes von Heine, trotz des falschmünzenden Pfarrers Pustkuchen, trotz des Widerspruches so vieler Naturkundigen, besonders gegen die Farbenlehre, trotz der Münchener und Römischen Künstler, und er selbst fühlte, daß die Verehrung, die man ihm darbrachte, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen sein wohlbenutztes Talent sei, das er der gütigen Mutter Natur schulde. Das Weimarer Fürstenhaus betrachtete ihn als ehrwürdiges Familienglied, Deutsche Könige und Prinzen kamen, ihm ihre Verehrung zu bezeigen, in und um Weimar blieb, wenn er vorüberfuhr, kein Haupt bedeckt. Nur in seinem Hause war ihm nicht das Wohl bereitet, welches der Seele innigstes Glück; das Zerwürfniß zwischen Sohn und Schwiegertochter, beide in ihrer Art hochbegabt, das aus-

schweifende Leben des von sinnlichen Leidenschaften beherrschten, so herzlich ihn liebenden, so treu um ihn besorgten, so verständigen und praktischen August, der zum



Abb. 36. Goethe in seinem Arbeitszimmer. Nach einem Oelgemälde von J. Schmeller.

Geheimen Kammerrath und Kammerherrn befördert wurde, seine Zerrüttung und sein endlicher Tod schnitten tief in sein Herz. Aber auch dieses Unglück, wie den Verlust des verehrten großherzoglichen Paares trug er als wahrer

Weiser, der das Unvermeidliche gefaßt duldet, wenn es auch an Augenblicken bittern Unmuths nicht fehlte. Sein Pflichtgefühl, die rast-, aber hastlose Thätigkeit seines unersättlichen Geistes, sein durch so große Erfolge und die Achtung der Welt genährtes Selbstbewußtsein, sein reines, dem Guten und Schönen zugewandtes, die Schwächen der Menschen mild beurtheilendes, ihre Noth gern hebendes Wohlwollen hielten und trugen ihn.

Gleich am Anfange des Jahres 1824 treffen wir Ottilien, die nach Berlin gereist war, in ernstem Zerwürfniß mit August wegen ihrer ausgesprochenen Neigung zu einem jungen Engländer. Ihre Schwester Ulrike macht Goethe große Sorge durch einen harten Fall auf den Hinterkopf, von dem er das Schlimmste fürchtet. Ottiliens Berichte über Berlin erfreuen ihn sehr, da sie bei ihrer empfänglichen Klarheit gut sah und wiedergab; ihr lebhaft aufgeregtes, überspanntes, aber reizendes Wesen muß er als solches gelten lassen. Ihn selbst beschäftigen die „Annalen", während Eckermann seine Papiere fleißig durchsieht. Den jungen Freund sucht er zu einer höhern Stufe der Kunstbetrachtung heranzubilden. Muß er sich auch während des Winters still zu Hause halten, schon am 29. Februar macht er mit Eckermann vor Tisch eine Spazierfahrt, ja am 16. März fährt ihn sein Wagen nach längerer Zeit wieder einmal in seinen Garten an der Ilm, und wenn ihm auch bei den alten Erinnerungen sonderlich zu Muthe ist, so kommt er doch von jetzt an wieder häufig hierher. Am 22. führt er Eckermann hier ein. Auf den 25. ladet ihn der Großherzog ins Theater, um dort in seiner größern oder kleinern Loge Töpfers „Hermann und Dorothea" zu sehn. Am 14. April hat er Abends wieder einmal Konzert in seinem Hause; ein Sängerchor unter Eberweins Leitung, nebst seiner Schwiegertochter, deren Mutter, Gräfin Caroline von Egloffstein und Fräulein Froriep tragen zu seiner hohen Befriedigung Gesänge aus Händels „Messias" vor. Eine Woche

weilt der sehr leidende Berliner Freund Fr. Aug. Wolff bei ihm, dem zu Ehren er am 19. eine größere Tafel giebt, wobei er sich heiter gestimmt fühlt; er spottet über dessen hofmännische Nachgiebigkeit. Den alten, freilich streitsüchtigen, aber grundtüchtigen Freund sollte er nicht wiedersehn, da er nach wenigen Monaten in Marseille sein Grab fand.

Immer entschiedener bestimmt er Eckermann und Riemer zu Mitarbeitern an seiner neuen Ausgabe. Zur Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller (denn auch diesen betrachtete er als einen Theil seines Nachlasses) ließ er sich schon im April seine Briefe an diesen von der Familie aushändigen; den Verlag hatte Cotta übernommen, der sich im allgemeinen auch bereit erklärte, die neue Ausgabe der Werke zu verlegen. Ottilie besuchte den Sommer Schlangenbad, von wo sie erst zu Goethes Geburtstag zurückkehrte. Er selbst fühlte sich jetzt zu einer Badereise nicht mehr aufgelegt. Und das Zuhausebleiben bekam ihm sehr wohl, nur traf ihn in seiner Familie manches Mißgeschick. Seine Schwiegertochter befand sich nicht wohl und der älteste Enkel erlitt einen Armbruch. Neben der Vorbereitung seiner Ausgabe und so manchem andern fand er noch Lust, mit Coudray einen Plan zu einem neuen Theater zu entwerfen. Mit ihm hatte er sich auch über die Fürstengruft besprochen, die Karl August auf der Höhe des neuen Friedhofes in diesem Jahre erbauen ließ, da der edle Fürst es verschmähte, für sich und sein Geschlecht eine Begräbnißstätte fern von seinem Weimar zu suchen.

Da Goethe ein bedeutend hohes Honorar von seiner neuen Ausgabe beziehen wollte, mußte er den Nachdruck möglichst zu verhüten suchen. Deshalb wandte er sich an den Bundestag mit der Bitte, ihm ein Privilegium gegen diesen zu verleihen, und er setzte alle Mittel in Bewegung, um eine günstige Entscheidung zu erwirken. In der Sitzung vom 24. März 1825 kam die Sache zum Vortrag, aber nicht zu einem einheitlichen Beschluß, da ein

Theil der Regierungen die Bewilligung unmittelbar ertheilte, ein anderer sie selbständig verleihen wollte. So hielt ihn die Sache denn fast das ganze Jahr über in Spannung; mehrfach mußte er zu treiben suchen und die manchen Dankschreiben an die einzelnen Staaten, die jedesmal den Verhältnissen gemäß gefaßt sein wollten, kosteten viele Zeit. Zwei Tage vor jener Sitzung, am 22., war das Weimarer Theater abgebrannt. Dieser Unfall traf den alten Dichter auf das allerschmerzlichste, da seine schönsten Erinnerungen an dieser Bühne hafteten. Da er vor Aufregung die ganze Nacht nicht geschlafen, hielt er sich im Bette. Als Eckermann ihn besuchte, streckte er ihm die Hand entgegen. „Wir haben alle verloren", sagte er: „allein was ist zu thun? Mein Wölfchen [sein zweiter Enkel, der immer um ihn war, auch mit ihm frühstückte] kam diesen Morgen früh an mein Bette. Er faßte meine Hand, und indem er mich mit großen Augen ansah, sprach er: ‚So gehts den Menschen!' Was kann man mehr sagen!" Schien ihm auch im ersten Schrecken der Brand ein trauriges Anzeichen für das in diesem Jahre zu feiernde Jubelfest des Großherzogs, bald raffte er sich auf, und drang nun auf raschen Neubau, da er bereits mit Coudray längst zuvor einen Riß gemacht hatte. Bereits am 10. April hatte der Großherzog trotz allerlei Gegenwirkung den Goetheschen Plan genehmigt, und sofort ward der Grundstein gelegt, aber schon am 29. war der Bau eingestellt und ein anderer Plan, welcher mit geringern Kosten herzustellen sei, genehmigt worden, wobei ohne Zweifel Goethes stete Gegnerin, des Großherzogs vielvermögende Karoline, die Hand im Spiel hatte. Auch diesen seltsamen Rückschlag ertrug er gefaßt, obgleich er sich von einem Krankheitsanfalle noch geschwächt fühlte. Für seine neue Ausgabe, die den Bundestag beschäftigt hatte, erhielt er Anerbietungen von manchen Buchhändlern. Die Brüder Friedrich und Heinrich Brockhaus kamen am 5. Mai deswegen nach Weimar. Goethe verwies sie an seinen Sohn, dem er den

Ertrag der neuen Ausgabe bestimmt habe; über ihr Gebot von 50,000 Thaler wurde ein Verlagsentwurf auf zwölf Jahre angefertigt, aber August wollte erst sehn, ob nicht noch mehr herauszuschlagen sei. Es fehlte nicht an neuen Anträgen, die aber nicht günstiger waren. Die Sache verzog sich durch Cottas häufige Reisen, doch erklärte dieser sich bereit, 10,000 Thaler mehr als jede andere Buchhandlung zu geben, obgleich er nach dem frühern Vertrage das Vorzugsrecht hatte. Da Goethe endlich zum Abschluß kommen wollte, schrieb er am 13. August, von einer Seite seien 50,000 Thaler geboten, mit der Erklärung, daß bei ernstlichem Zuschlag noch eine Zulage stattfinden solle; nach Cottas Uebergebot von einem Fünftel würde also der Stand 60,000 bis 70,000 sein. Sein Sohn und dessen Rathgeber aber schlügen den Werth auf wenigstens 100,000 Thaler an.

Er hatte sich die Zeit über einer leidlichen Gesundheit erfreut, obgleich er nicht aus der Stadt kam. Erst am 13. Juni fuhr er mit Müller nach Belvedere, wo denn bei dem herrlichen Wetter die Reiselust erwachte und schöne Pläne gemacht wurden. Zwei Tage später wiederholte er die Fahrt, doch fühlte er kein weiteres Reisebedürfniß, da ihn die Verhandlungen mit den Verlegern in Spannung hielten.

Diese waren noch nicht zum Austrag gekommen, als Weimar am 3. September durch die Jubelfeier des Regierungsantrittes seines Fürsten in die größte Bewegung gerieth. Morgens vor sechs Uhr überraschte Goethe den Großherzog im sogenannten Römischen Hause, vor dem eine Kantate Riemers gesungen wurde; er hatte sich durch die blumen- und lorbeergeschmückten Säulen geschlichen, um zuerst als erster und ältester Diener den acht Jahre jüngern Fürsten und Herrn zu begrüßen und ihm die nach seiner Angabe von Meyer gezeichnete, von Brandt geprägte Denkmünze zu überreichen. Aber die Freude ließ ihn verstummen. Doch Karl August ergriff seine Hände mit den Worten: „Bis zum letzten Hauch beisammen!“ Dann erinnerte

er an Ilmenau und ihre Jugendzeit, und gedachte dankbar des Glückes, das ihnen geworden, daß, was ihnen einst in Tiefurt gesungen worden, Luft, Licht und Freundesliebe ihnen geblieben, worauf Goethe erwiderte: „Dies Dreifache gab mir, was ich gegeben.“ Sein Haus am Frauenplan war sinnreich geschmückt, unter andern mit acht Bildern, die schon zum Willkomm des Fürsten im Jahre 1814 an der Zeichenschule angebracht gewesen, damals aber von diesem nicht gesehen worden. Goethes Freunde, die wußten, daß diese schon früher gebraucht und veröffentlicht worden, waren darüber bestürzt. Goethe schickte seinen Großneffen Alfred Nicolovius herab, um zu hören, was die Leute darüber sagten, und er war sehr zufrieden, als dieser ihm hinterbrachte, daß man sich in Erklärungen der Bilder ergehe. Abends war sein Haus festlich beleuchtet und für jeden Besucher boten die glänzend geschmückten Säle in fürstlicher Weise freie Bewirthung. Die Schwiegertochter empfing die Ankommenden, unter denen der Erbgroßherzog, Prinzen, Gesandte, Gelehrte und Bürger; für die Bewirthung war bestens gesorgt. Goethe, der in einfachem Frack, mit dem Großkreuze des Weimarischen Ordens geschmückt, in der Mitte des Saales stand, wagte bis Mitternacht zu bleiben, wovon er freilich am nächsten Tage unwohl war. Diese Aufopferung galt dem Fürsten; will man aber seine reine, menschliche Liebenswürdigkeit im schönsten Licht erblicken, so lese man, mit welcher Auszeichnung er den guten, von ihm zum Feste eingeladenen Grüner beseligte. Das Theater ward an diesem Abend mit der „Semiramis“ und einem Prolog Riemers eröffnet. Seine eigene Festdichtung war längst verstummt.

Während die Stadt noch unaufhörlichen Jubels sich erfreute, empfing Goethe Cottas Bedingungen, wonach er außer dem Honorar von 60,000 Thaler, wenn die Subscription eine bestimmte Höhe übersteige, einen entsprechenden Antheil erhalten sollte. Vater und Sohn gingen darauf

ein. Da setzten neue Jubelfeste Weimar in Bewegung. Der Hof hatte die Feier der goldenen Hochzeit am 3. Oktober nicht begangen, aber die Stadt ließ es sich nicht nehmen, der Großherzogin elf Tage später eine Denkmünze zur Erinnerung an den Tag zu überreichen, wo vor neunzehn Jahren Weimar durch ihren hochherzigen Muth gerettet worden. Auch des Dichters Jubelfeier stand bevor, die er noch nicht so nahe gedacht. Der Großherzog wollte den Tag, wo sein Freund vor fünfzig Jahren nach Weimar gekommen, als Anfang seines Dienstes feiern, und so bereiteten sich Hof und Stadt, den 7. November in würdigster Weise zu begehn. Eine von Riemer gedichtete Kantate, ein Morgengruß der Ilm, ertönte am Morgen aus dem Garten, und aus dem Hause hörte Goethe den Schlag der Hausuhr seines elterlichen Hauses, die der Großherzog von Mecklenburg erworben und heimlich hatte aufstellen lassen. Um zehn Uhr war großer Empfang in Goethes Sälen, wo der Großherzog, der ganze Hof, auch Frau von Heygendorf, und die Spitzen von Stadt und Land erschienen. Der Fürst gab ihm eine goldene, auf diesen Tag geschlagene Denkmünze und erfreute ihn in einem Handschreiben durch die Anerkennung, daß er als Jugendfreund mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit ihn bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet, er seiner lebendigen Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und es als eine der höchsten Zierden seiner Regierung achte, ihn für immer gewonnen zu haben. Eine brüderliche Umarmung sprach mehr als alle Worte. Als aber der Großherzog in freundlicher Unterhaltung fragte, was er Neues habe, stellte er ihm seinen Großneffen Alfred Nicolovius vor, den er in fürstlicher Weise als seinen Vetter bezeichnete. Die Stadt verlieh durch eine vom Bürgermeister überreichte Urkunde dem Sohne, den Enkeln und allen ihren männlichen Nachkommen das Bürgerrecht für

ewige Zeiten. Jenas Senat und Fakultäten begrüßten den Dichter durch Abgeordnete; die philosophische und medicinische ernannten ihn zum Doktor, erstere ertheilte ihm auch das Recht, zwei von ihm Erwählten den Doktorgrad zu verleihen (er entschied sich für Eckermann und Nicolovius); die juristische bedauerte, daß schon Straßburg ihm den Doktorgrad ertheilt habe (er war nur Licentiat, und Straßburg gedachte seiner an diesem Tage nicht); die theologische überreichte ihm eine Weihetafel in Form eines Diploms, worin sie anerkannte, daß er „als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert". Bei allen diesen Begrüßungen und Ehren vermißte er nur den Senat seiner Vaterstadt, der auch durch die Kunde von dem Feste nicht bestimmt wurde, ihm das Ehrenbürgerrecht zu ertheilen. Der Großherzog ließ sein Handschreiben öffentlich anschlagen. Da Goethe auf der Straße das Volk sich herandrängen sah, schickte er Nicolovius, um zu erkunden, was es sei; auf dessen Meldung, der Brief des Großherzogs an ihn sei angeschlagen, rief er mit Freudethränen: „Das ist er!" Die Bibliothek feierte den Tag mit Reden von Müller und Riemer. Beim Festmahl auf dem Stadthause vertrat den Dichter sein August; dieser ließ Freund Knebel in Jena leben, der seinen Vater dem Großherzog zugeführt. Der Dichter hatte sich einen blühenden Kranz von Damen zu Mittag geladen. Abends ward „Iphigenie" mit einem Prolog von Müller gegeben; das Stück war zu diesem Tage in einer Prachtausgabe erschienen. Als Goethe die herzogliche Loge betrat, erhoben sich ehrerbietig alle Zuschauer, was ihn zu Thränen rührte. Beim Aufgehen des Vorhangs erscholl vollster Jubel, da die Bühne einen Saal mit des Dichters lorbeerbekränzter Büste zeigte. Goethe entfernte sich auf den Rath des Arztes nach dem dritten Akte. Die Stadt war festlich beleuchtet, Goethes eigenes

Haus zur allgemeinen Bewirthung geöffnet, wie am Jubeltage des Großherzogs. Besonders erfreute ihn die Erleuchtung der Straßen von seinem Hause bis zum Theater. Um seinen Dank dafür auf das gemüthlichste auszudrücken, sandte er beide Enkel von Haus zu Haus, um seine treuen Mitbürger in seinem Namen zu begrüßen.

Erst nach und nach stellte sich der Dichter von den Anstrengungen des Jubeltags her, dann nahmen die zahlreichen Dankschreiben ihn sehr in Anspruch. Unterdessen waren noch mancherlei Anträge von Verlegern gekommen; Brönner in Frankfurt hatte 80,000 Thaler geboten. August wollte dieses Mehrgebot ausbeuten, und so kam es zu Winkelzügen, welche dieser sich vom Vater nicht ausreden ließ. Boisserée, der sich höchst musterhaft in dieser von August auf die Spitze getriebenen Angelegenheit verhielt, unterließ nicht, auf Cottas Eigenthumsrecht an vielen einzelnen Werken hinzudeuten. Dieser wollte für die 40 Bände 60,000 Thaler und für die weitern wissenschaftlichen Arbeiten ein verhältnißmäßiges Honorar zahlen; sollte die Zahl von 20,000 Exemplaren der Taschenausgabe erreicht werden, so ward ein besonderes Honorar für die Oktavausgabe festgesetzt; hiernach werde bei 40,000 Exemplaren das Honorar auf 120,000 Thaler steigen. Boisserée bemerkte, Cotta werde, wenn man darauf nicht eingehe, einfach auf das Uebergebot von 10,000 Thaler zurückkommen. August sah nun doch, daß er sich fügen müsse, Goethe aber erkannte mit Rührung Boisserées reines Wohlwollen und redlich tüchtiges Handeln an. Schon am 30. Januar 1826 schrieb er: „Euer Wort sei Ja! Ja! Also Ja und Amen", und so erfolgte bald der förmliche Vertragsabschluß.

Kurz hintereinander trafen den Dichter zwei schwere Schläge, der Tod Kaisers Alexanders und das Hinscheiden seiner ältesten und nächsten Freundin, Frau von Stein, die er noch durch seinen Großneffen Nicolovius hatte begrüßen lassen. Zunächst beschäftigten ihn jetzt seine und

des Verlegers Anzeige der neuen Ausgabe. Doch fühlte er sich so gehoben, daß ihn auch der Geist der Dichtung von neuem ergriff; er führte die von wunderbarer Gestaltungskraft zeugende „Helena" zu Ende, durch die er der ersten Lieferung seiner neuen Ausgabe einen besondern Werth verleihen wollte. Das Frühjahr war ihm leider ungünstig. An den Folgen einer Erkältung, die er sich im Garten zugezogen, litt er lange. Ottilie wurde bei einem Sturze vom Pferde so schrecklich im Gesichte verletzt, daß die Heilung geraume Zeit in Anspruch nahm. Goethe, der sich vor widerwärtigen Eindrücken scheute, wollte sie nicht sehn, bis alle Spuren der Verletzung verschwunden. Eine große Freude machte ihm ein längerer Besuch Boisserées, des so trefflich erprobten umsichtigen Freundes und ausgezeichneten Kunstkenners, den er in seiner jetzt außerordentlich wehmüthigen und empfindlichen Stimmung gar nicht von sich lassen wollte. Dieser glaubte zu merken, daß der Alte im Netze seines Sohnes und der Frauen sei; den erstern fand er natürlich, aber derb. Goethes höchste Freude war sein ganz an ihn sich anschmiegender zweiter Enkel, während der ältere schon „durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt" wurde. Ein Kandidat Rothe war Hauslehrer. Nach der Mitte Juni finden wir Goethe wieder im Garten, wo er einmal die Stadtmusikanten spielen läßt. Im Juli kommt Zelter mit seiner Tochter auf ein paar Wochen zum Besuch und regt ihn wieder musikalisch an. Nach Beendigung der „Helena" hatte sich Goethe besonders den „Wanderjahren" zugewandt, die er ganz neu bearbeiten mußte; auch beschäftigte ihn ein neues Heft „Kunst und Alterthum". Große Freude machte ihm die Pariser „Zeitschrift »Le Globe«, in welcher ein geistreicher, gebildeter Ton herrschte; die Anzeige von Stapfers französischer Uebersetzung seiner dramatischen Werke that ihm besonders wohl. Im August besuchte ihn der Porcellanmaler Ludwig Sebbers aus Braunschweig, der durch

das Vorzeigen seiner Arbeiten ihm so viel Vertrauen und Neigung einflößte, daß er auf seinen dringenden Wunsch ihm ein paar Stunden saß. Das auf eine Tasse gemalte Bild, das wir hier geben, war außerordentlich ähnlich. Wir lassen auf S. 632 eine Silhouette folgen nach einem Gipsabgusse, der über Goethes Gesicht genommen worden. Sömmerring, der von Frankfurt aus, wohin er 1820 zurückgekehrt war, wieder auf kurze Zeit in briefliche Verbindung mit ihm getreten, hatte ihn von dem 1816 nach Weimar berufenen Obermedicinalrath Froriep erhalten.



Abb. 37. Goethe nach dem Bilde von Sebbers. Neu aufgenommen.

Im September führte die Ordnung seiner Familienangelegenheiten Augusts Freund, Ernst von Schiller, nach Weimar, wo er sich an einer etwas wunderlichen Feier betheiligen mußte. Im März hatte der Bürgermeister Schwabe bei der Räumung des sogenannten Kassengewölbes auf dem Jakobskirchhofe nach den Angaben des Todtengräbers Schillers Schädel entdeckt. Goethe erkannte denselben an der schönen horizontalen Lage der Zähne. Müller kam auf den Gedanken, ihm auf der Bibliothek in dem Piedestal der Danneckerschen Büste des Dichters eine dauernde Stätte zu geben. Goethe willigte ungern ein, nachdem er sich einen Abguß davon genommen. Am 17. September fand die Feier statt, bei welcher Schillers Sohn Goethes August den Schädel seines Vaters für die Bibliothek über-

reichte. Goethe hatte dazu ein tiefsinniges Gedicht geliefert. Diese Feier fand manchen Anstoß. Schon damals wurde von Goethe eine spätere Beisetzung auf dem Friedhofe bei der Fürstengruft in Aussicht genommen, und mit dem Bürgermeister Schwabe, Coudray und Müller besprochen; er selbst wollte neben Schiller in einem „anständigen Gehäuse“ ruhen, da man die Gebeine des heimgegangenen Freundes durch „abwägenden Fleiß vergleichender Anatomen“ glücklich herausgefunden hatte. Des Briefwechsels mit Schiller ward in Anwesenheit des Sohnes wieder gedacht. Seine eigenen an Zelter geschriebenen Briefe hatte Goethe sich erbeten, um sie mit den vom Freunde an ihn gerichteten zusammenschreiben zu lassen. Die Abschrift ging er Abends mit Riemer durch. Dieser Briefwechsel sollte später als kostbares Zeugniß einer langen und segensvollen Verbindung gelten. Ernst Schiller schied Mitte Oktober. Wie schwer August die Trennung von diesem innigen Freunde wurde, zeigen seine „Abschied“ überschriebenen Worte: „Bin ich denn ganz allein? Ich habe Vater ja, ich habe Frau, ich habe Kinder auch, doch keinen Freund! Er schied!!“

Abb. 38. Silhouette Goethes. Vgl. S. 631. Nach den „Gedenkblättern an Goethe“.

Die Durchsicht der „Helena“ beschäftigte den Dichter längere Zeit; sie ward auch dem Philologen Göttling mitgetheilt, an welchen die Handschrift der neuen Ausgabe, ehe sie zum Druck abgeschickt wurde, gehn sollte. Gegen Schluß des Jahres begann Goethe die anfangs für die „Wanderjahre“ bestimmte lieblich rührende „Novelle“ auszubilden. Ein für den Hof und dessen Freunde höchst erfreuliches Ereigniß war die Verlobung der Prinzessin Marie, der ältesten Enkelin von Karl August, mit Prinz Karl von

Preußen. Auch die Anwesenheit von Alexander von Humboldt und dessen älterm Bruder Wilhelm gereichte dem Dichter zu großer Anregung und Freude.

Frischer, rüstiger und lebhafter als bisher fühlte er sich im nächsten Jahre (1827), das wieder einmal manche lyrischen Blüten trieb. Die Freude, daß ihm seine „Helena" gelungen und die erste Lieferung der neuen Ausgabe zu Ostern erscheinen sollte, hob Leib und Seele. Großen Antheil nahm er an dem Kronprinzen von Preußen, den ihm der Großherzog am 1. Februar zuführte; am 4. wiederholte dieser seinen Besuch mit seinen Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Karl. Der geistreiche, kunstsinnige, sehr unterrichtete und lebhaft aufgeregte Preußische Thronfolger ließ ihn das Beste hoffen. Von den bis Mitte Februar andauernden Hoffesten hielt sich Goethe ganz zurück. Schon Ende Januar sandte er die „Helena", Mitte Februar die den Schluß des vierten Bandes bildenden neuen „Zahmen Xenien" zum Drucke ab. Auch für die im Herbst erscheinende zweite Lieferung war das meiste gethan. Zunächst lagen ihm nun die neuen „Wanderjahre" im Sinne, aber daneben zog ihn, dem der Gedanke einer Weltliteratur immer lebendiger aufgegangen war, die Chinesische Literatur an. Das schöne Frühlingswetter regt die Hoffnung auf einen genußreichen Sommer an. Ein Besuch von A. W. von Schlegel läßt ihn das reiche Wissen und die geistige Gewandtheit des alten Freundes höchlich schätzen, dem zu Ehren er einen großen Thee gibt; doch findet er, daß er bei allen Kenntnissen und Verdiensten in vieler Hinsicht kein Mann sei. Seines Reisebegleiters Lassen gründliche Bekanntschaft mit Indischer Dichtung war dem Dichter hochwillkommen. Gleich darauf wurde ihm die Freude, den jungen Ampère und Stapfer, den Uebersetzer seiner dramatischen Werke, bei sich zu begrüßen, und manches von den Mitarbeitern des »Globe« und den Französischen Zuständen zu vernehmen. Zweimal speisten beide bei ihm zu Mittag. Gleich darauf ließ sich der von Paris zurück-

kehrende Karl von Holtei melden, der durch seine Liederspiele sich großen Beifall erworben hatte. Er ward zu Mittag eingeladen, wo seine Freimüthigkeit und sein frisches Wesen ihm des Dichters Zuneigung erwarben.

Den 12. Mai fuhr Goethe in seinen Garten, wo es ihm bei dem schönen Wetter so wohl gefiel, daß er hier länger zu weilen beschloß, um in der Einsamkeit sich und seiner Dichtung zu leben und dem Drucke seiner häuslichen Zustände zu entgehn. Ottilie war kränklich und verstimmt, August gab sich seinem Genußleben rücksichtslos hin. Am 15. besuchte ihn Holtei, der ihn hier sehr mittheilsam und mild, ja wehmüthig fand. Im Garten begann er den vierten Akt des zweiten Theiles des „Faust", den er bis zum längst fertigen Schlusse ausführen wollte, obgleich er erst nach seinem Tode vollständig erscheinen sollte. Auch die in freier Aneignung der fremden Weise gedichteten „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten" gediehen hier. Daneben trieb er im Garten an den langen schönen Tagen gar mancherlei. Hier besuchte ihn auch die eben dem Prinzen Karl angetraute innigst verehrte Prinzessin Marie vor ihrer Abreise nach Berlin. Die Trennung regte sein Herz so auf, daß er ihr kein dichterisches Abschiedswort zu sagen vermochte. Selbst die Ende Mai einfallenden Regentage trieben ihn nicht zur Stadt, erst bei der Ankunft des Grafen Sternberg kehrte er zurück, und blieb dann in Weimar, weil er seine Sammlungen nicht entbehren mochte; doch war ihm der Garten so lieb geworden, daß er dort täglich wenigstens einige Stunden verweilte. Im Juli und August beschäftigten ihn besonders Kunst und Literatur, einheimische wie ausländische, vor allem Manzonis Roman „Die Verlobten". Zu dessen in Jena gedruckten »Opere poetiche« schrieb er eine Vorrede. Auch an amtlicher Thätigkeit fehlte es nicht. Bei den Jenaer Anstalten, die vom Großherzog und der Erbgroßherzogin reich bedacht wurden, war manches zu besorgen, Bestellungen

und Danksagungen auszurichten und die Verwaltung zu überwachen. Da die früher sehr bedeutenden fürstlichen Beiträge zur Bibliothek eine Verminderung erlitten, so faßte Goethe den Gedanken, mit den bestehenden Privatgesellschaften in Verbindung zu treten und die von diesen angeschafften bedeutenden Werke zum halben Preise zu erwerben, nachdem sie zuerst auf der Bibliothek offen gelegen. Leider wollte das häusliche Verhältniß sich nicht besser gestalten. Ottilie, die von ihrer Schwangerschaft sehr litt, „fühlte sich von allem verletzt, sah überall Mangel an Liebe und Theilnahme“ und befand sich in schrecklichster Aufregung.

Der Geburtstag sollte ihm diesmal eine ganz außerordentliche Freude bereiten; denn als er eben von seinen Freunden begrüßt wurde, erschien der kunstsinnige, vom Gefühle für Deutschlands Größe erfüllte König von Baiern in Begleitung des Großherzogs, und überreichte ihm das Großkreuz seines Verdienstordens; auch unterhielt er sich an diesem und dem folgenden Tage auf das vertraulichste mit dem Dichter, von dessen Größe er durchdrungen war. Eine Woche später bezeigte Staatsrath Schukowsky, der Erzieher des Russischen Thronfolgers, auf rührendste Weise Goethe seine Verehrung. Kurz darauf legte der aus Italien zurückkehrende Architekt Zahn ihm seine Durchzeichnungen Pompejanischer Wandgemälde vor. Goethe schwelgte in dem Genusse. „Ich erbaue mich daran“, sprach er; „denn ich nenn' es erbauen, wenn man zu dem, was man für das Rechte hält, die Bestätigung und die Belege findet.“ Am Morgen des 13. wohnte er einem vom Armbrustschützenverein veranstalteten Frühstück bei. August brachte in seinem Namen einen Danktoast aus. Goethe war damals wie erfrischt und zu heiterm Genusse gestimmt. So fuhr er denn mit Eckermann eines Morgens nach Berka, wobei sie auf dem Wege an einem Steinhaufen das mitgenommene Frühstück verzehrten. Ein andermal besuchten sie die aus früherer Zeit ihm so liebe Hottelstedter Ecke am Ettersberge, wo sie auf einer

Rasenerhöhung, von der sie die weiteste Aussicht genossen, ein paar Rebhühner verzehrten und aus einem vergoldeten Schiffchen, das Goethe mit sich zu führen pflegte, guten Wein tranken; dann ging es nach dem einst so lustigen Ettersburger Schloß, welches er aufschließen ließ. Tags vorher war er wieder an Schiller wehmüthig erinnert worden. Der König von Baiern, der die Fürstengruft und die Bibliothek besucht hatte, war mit der Art der Aufbewahrung von Schillers Gebeinen sehr unzufrieden gewesen. Der Großherzog, dem ähnliche Bemerkungen auch von andern Seiten zugekommen waren, äußerte Goethe seine Absicht, diese Reste in dem Kasten, der sie enthielt, in der Fürstengruft aufheben zu lassen, bis die Familie anders darüber verfüge. Goethe war fortwährend darauf bedacht, Schiller und sich eine gemeinsame Begräbnißstätte in der Nähe der Fürstengruft errichten zu lassen; noch am 27. Januar schrieb er, Coudray zeichne an diesem „Zwillingsmonumente, nach gemeinsamer Erfindung und Anordnung". Er war es wohl, der den Herzog bestimmte, die Gebeine Schillers in einem Sarge beisetzen zu lassen, was erst am 16. December geschah. Der nach Goethes Angabe angefertigte Eichensarg war dunkel gebeizt, mit blau angelaufenen Ringen und Rosetten; vorn stand mit goldenen Buchstaben der einfache Name. Er ward vor eine Stufe gestellt, auf welcher einst der Sarg des Herzogs ruhen sollte.

Am Morgen des 7. Oktober fuhr Goethe mit Eckermann nach dem seit vollen vier Jahren nicht mehr besuchten Jena. Zuerst wurden der botanische Garten, das mineralogische Kabinet und andere naturwissenschaftliche Sammlungen besehen, dann zum vierundachtzigjährigen Knebel gefahren, der sie zu Mittag erwartete. Nachmittags machte er mit Eckermann eine Spazierfahrt südlich an der Saale, dann ward nach der alten Wohnung von Voß in der Bachgasse gefahren, die Goethe dem jüngern Freunde zeigte. Die Nacht brachten sie im Gasthof zum Bären zu. Frühmorgens

fuhren sie zur anatomischen Sammlung, dann zur Sternwarte, wo auch das anstoßende meteorologische Kabinet besehen ward. Im Garten, es war derselbe, den Schiller eine Reihe von Jahren bewohnt hatte, ward in der Laube, wo Goethe mit ihm so manches gute und große Wort gewechselt, das Frühstück genossen. Darauf fuhren sie zu dem Chemiker Hofrath Döbereiner, welchen Goethe wegen seiner schönen Entdeckungen, auch als Erfinder des neuen nach ihm benannten Feuerzeugs, ehrte. Im Dorfe Burgau nahmen sie im Freien ein frugales Mahl. Abends ging es nach Weimar zurück. Bald nachher wurde Goethe durch einen kurzen Besuch Zelters erfreut; auch der damals hochberühmte Hegel stellte sich ein, dessen Philosophie freilich Goethe unzugänglich blieb, wogegen dieser seiner Farbenlehre sehr zugethan war. Selbst in das Theater wagte sich Goethe einmal wieder, doch bekam ihm die Aufführung der „Zauberflöte" nicht wohl, weil er nicht dazu gestimmt und die Vorstellung ungenügend war. Der bangen Sorge um die Schwiegertochter machte endlich am 29. November ihre Niederkunft mit einer lieblichen Tochter ein Ende, welche die Namen Alma Sedina Henriette Cornelia erhielt.

Seit seinem Geburtstage hatte Goethe den Anfang des zweiten Theiles des „Faust" angegriffen, der bis zur Szene im Lustgarten der neuen Ausgabe beigefügt werden sollte. Er hielt sich an die Arbeit, die er bei leidlicher Gesundheit so förderte, daß sie schon am 24. Januar 1828 zum Drucke abgesandt werden konnte. Auch zu lyrischen Gedichten fühlte er sich angeregt. So widmete er dem Großherzog zu dem letzten Neujahr, das dieser erleben sollte, einige Verse, und stiftete ein paar Kleinigkeiten in das Album seiner „geprüften" Freundin Gräfin Caroline von Egloffstein. In ein der Frau Kammerherr von Mandelsloh, geb. von Milkau, geschenktes Stammbuch schrieb er eine Widmung und ein anderes Gedicht. Wir geben die Facsimiles am Schlusse des Bandes. Zu seinem Gedicht „Hans Sachsens poetische

Sendung", das der Aufführung von Deinhardsteins „Hans Sachs" auf der königlichen Bühne zu Berlin vorhergehn sollte, dichtete er auf Anregung des Theaterintendanten eine Einleitung. Zu derselben Zeit kam Holtei wieder nach Weimar, um deklamatorische Vorträge zu halten, zu welchen ihm seine Freunde eine beträchtliche Anzahl Zuhörer verschafft hatten. Bei dem alten Dichter fand er wieder freundliche Aufnahme. Aber auch dessen August gewann er durch die Vorlesung des von ihm zugestutzten „Faust", welche diesen, nach Holteis Bericht, so ergriff, daß er auf ihn zustürzte, seine beiden Hände faßte und Thränen im Auge rief: „Ich werd's dem Vater sagen, daß ich vieles im „Faust" erst heute verstanden habe." Gewiß ist, daß sich zwischen beiden eine höchst vertraute burschikose Freundschaft bildete. Auch mit Ottilien, ihrer Mutter und Großmutter trat Holtei in freundschaftlichste Beziehung.

Goethe, der selbst im Winter spazieren fuhr, sah mit großer Hoffnung dem Frühjahr entgegen. Seine Hauptbeschäftigung bildete die Vollendung der „Wanderjahre". Endlich kam der Vertrag über den Schillerschen Briefwechsel zum Abschluß. Der Garten wurde im Frühling fleißig aufgesucht, auch in die Oper wagte sich der Neunundsiebenzigjährige wieder; aber die große Trommel, von der das ganze Haus bis in die Dachsparren erdröhnte, schreckte ihn diesmal von jedem weitern Versuch ab. Literatur und Kunst zogen ihn mächtig an. Zu den Französischen und Englischen Zeitschriften war jetzt auch das Mailänder L'Eco getreten. Er selbst mußte für die fünfte Lieferung seiner Ausgabe seine Wanderjahre vollenden. Vom „Faust", den er nun zum Abschluß bringen wollte, gelang ihm der Anfang des zweiten Aktes. Gleichzeitig hatte er den Plan gefaßt, eine mit geschichtlichen Nachträgen versehene, sorgfältige Französische Uebersetzung seiner Schrift „Ueber die Metamorphose der Pflanzen" von Soret herauszugeben. Dieser machte ihn auf De Candolles 1817 erschienene »Organographie végé-

tale« aufmerksam. Der Antheil, mit dem Franzosen, Engländer und Russen, alle auf ihre Weise, sich seiner „Helena“ zu bemächtigen suchten, freute ihn ganz außerordentlich. Auch rechnete er es sich zur besondern Ehre, daß der ihm so gewogene König von Baiern seinen Hofmaler Stieler schickte, um sein Bild zu malen. Der liebenswürdige Künstler wohnte acht Wochen bei ihm. Der sehr leidende Großherzog wollte nun doch die immer verschobene Reise nach Berlin zur Begrüßung seines am 20. März geborenen Urenkels nicht aufgeben. Als er vom Dichter mit gewohnter Herzlichkeit sich verabschiedete, ahnte keiner der Freunde, daß sie sich nicht mehr sehn sollten. Auf der Rückkehr am Abend des 14. Juni ereilte ihn der Tod zu Graditz bei Torgau, als er eben am offenen Fenster stand. Die Trauerkunde kam Tags drauf nach Weimar. Goethe saß zu Tische, während Tiroler in seinem Gartenzimmer sangen. Da wurde der Sohn herausgerufen, der, als er die erschütternde Nachricht vernommen, erst die Sänger fortschickte, dann, so gut es ging, den Tisch aufhob und die Gäste sich entfernen ließ, um dem Vater allein das Entsetzliche mitzutheilen. Der Schlag war für diesen zu hart. Wie bei Schillers Tod seufzte er, als er in Thränen die Gewalt des Schmerzes ergossen hatte, und sprach leise zu sich. „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehn“, hörte Eckermann ihn am Abend klagen; „aber Gott fügt es, wie er für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehn will.“ Die Leiche des Verewigten wurde mit allen militärischen und fürstlichen Ehren nach Weimar in das ihm so liebe Römische Haus gebracht, wo sie bis zur Bestattung ruhen sollte, die durch die Abwesenheit des in Petersburg weilenden neuen Großherzogs verzögert wurde. Die in Wilhelmsthal weilende Großherzogin ließ Goethe durch Soret die Todeskunde mittheilen. Sofort erwiderte er: „Empfehlen Sie mich der Frau Großherzogin aufs Dringendste. Meine Gesinnungen be-

dürfen keiner Worte und meine Gefühle können sie nicht finden. Dürft' ich es einigermaßen wagen, so wär' ich schon in Wilhelmsthal." Seinem Schmerz einen dichterischen Ausdruck zu geben vermochte er nicht. Da sein „wunderlicher Geisteszustand keine anhaltende Aufmerksamkeit erlaubte", arbeitete er manches einzelne weg, das doch gethan sein mußte, und räumte einiges auf, aber die Oede seiner Seele war schrecklich. Zur besten Unterhaltung diente ihm De Candolles Werk, das ihn „an die alte befreundete, ewig bildende und umbildende Natur erinnerte, woher wir das Leben empfangen und wohin wir es wieder zurückgeben". Obgleich sein Arzt Vogel für Goethes Reise nach Wilhelmsthal sich erklärte, fühlte er sich unfähig, schon jetzt die Großherzogin zu sehn und am Hofe zu erscheinen; auch war er durch Stieler gefesselt, der noch die letzte Hand an das vor der Trauerkunde glücklich untermalte Bild legen wollte, ja er hielt es für ein Geschick, daß durch diese Nöthigung alle Wahl abgeschnitten sei. Die Exaltation, in die uns jede Leidenschaft versetzt, begünstigte, wie Goethe selbst sagt, das Ausmalen des Bildes. Seinen ältesten Enkel Walther sandte er nach Wilhelmsthal zum Besuche des gleichalterigen Erbprinzen. Erst am 23. konnte er ein Trostschreiben der trauernden Wittwe zugehn lassen. „Auch dieses Spärliche hat mich viel gekostet", schreibt er dabei an Soret; „denn ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist." Immer tiefer versenkte er sich in De Candolle. Als Stielers Arbeit geendigt war, hielt er es nicht länger in Weimar aus; es drängte ihn, sich an den Busen der Natur zu flüchten, den auf den 9. Juli festgesetzten Begräbnißfeierlichkeiten zu entgehen und sich in stiller Einsamkeit herzustellen. Mit Genehmigung des Oberhofmarschalls begab er sich am 7. über Jena, wo er beim alten, mit ihm tieftrauernden Knebel zu Mittag verweilte, nach dem großherzoglichen Schloß Dornburg. Hier bewohnte er in dem erst vor vier Jahren angekauften am letzten Felsende linker

Hand erbauten Stomannschen Schlößchen die sogenannte Bergstube, ein zugleich zum Schlafen dienendes Zimmer, das durch drei Fenster nach Süden, eines nach Westen eine liebliche Aussicht bot. Vor sich hatte er die vom Verewigten vor drei Jahren angelegten Weinpflanzungen. Den Bedienten und den Schreiber hatte er mitgebracht. Das Essen lieferte Hofgärtner Sckell, der ihm seit zwölf Jahren bekannt war. Seine Lebensweise war sehr einfach; Abends speiste er nicht, Mittags war gewöhnlich größere Gesellschaft, gegen 5 Uhr genoß er Wein mit etwas Brod. Ottilie stellte sich mit den Enkeln zwei-, oft dreimal die Woche ein, seltener August; auch sonst kamen viele aus Weimar und dem nahen Jena, selbst von Fremden, besonders Engländern, war er nicht verschont. Seine Hauptbeschäftigung bildeten zunächst De Candolle und die Zugaben zu seiner Uebersetzung der „Metamorphose". Sehr glücklich machte ihn ein Brief des Oberstlieutenants von Beulwitz, der in Paulowsk im Namen des großherzoglichen Paares geschrieben war. Man bot ihm das mittlere Schlößchen zur Wohnung an, doch machte er davon keinen Gebrauch, nur den Saal benutzte er zum Empfange. Am 18. erwiderte er auf den Brief von Beulwitz, er wisse seine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen, als wenn er, „selbiger Weise dem verehrten Eintretenden gewidmet", alles, was noch an ihm sei, diesem wie seinem hohen Hause und seinen Landen von frischem anzueignen sich ausdrücklich verpflichte. Das war die freie Huldigung, die er dem neuen Landesherrn leistete. Am 20. fuhr er einmal nach Jena; später machte er noch Ausflüge nach dem Dorfe Großheringen, am Zusammenfluße der Ilm und Saale, und nach dem Thurmberg bei Camburg. Seine Hauptbeschäftigung blieb die „Metamorphose". Besondern Antheil wandte er auch der vom Berliner Kecht vorgeschlagenen Verbesserung des Weinbaus zu, die er auf physio-

logische Grundsätze zurückführte und auch praktisch versuchte. Leider fiel am 9. August wüstes Wetter ein, das mit geringen Unterbrechungen andauerte. Am 21. hatte er sich eines Besuchs des Erbprinzen und Sorets zu erfreuen. Den 25. fühlte er sich beim aufgehenden Vollmond wieder einmal dichterisch gestimmt; er gedachte damals sehnsüchtig seiner in ununterbrochener Verbindung mit ihm gebliebenen Marianne. Im September brachte ihn eine Anfrage Zelters auf die Meteorologie; seit dem 7. machte er genaue Witterungsbeobachtungen. Jetzt fühlte er sich so hergestellt, daß er, als er am 8. erfuhr, der Großherzog werde den 14. in Weimar eintreffen, schon am Morgen des 11. zurückkehrte.

Zu seiner höchsten Freude ließ die Großherzogin Mutter ihn sogleich nach seiner Rückkehr begrüßen und auf den nächsten Dienstag ihren gewohnten Besuch ankündigen. Auch die jetzige Großherzogin kam wieder regelmäßig Donnerstags. Wie angreifend auch das erste Zusammentreffen mit den Fürstinnen nach solch einem Verlust für den alten Dichter sein mußte, er wußte sich zusammenzunehmen. Nachdem er so lange frei seiner Neigung gefolgt, mußte er jetzt an die „Wanderjahre" gehn, die zu Weihnachten in Druck kommen sollten. Trotz der vielen auf der Rückreise von der Berliner Versammlung bei ihm einsprechenden Naturforscher, von denen ihn besonders Martius anzog, gelang es ihm die zwei ersten Bände fertig zu machen. Leider war um diese Zeit August wieder arger Ausschweifung verfallen und sein Zerwürfniß mit Ottilien höchst widerwärtig. Während diese im Frühjahr in Karlsbad war, hatte er es dahin gebracht, daß Ulrike nach ihrer Rückkehr von Berlin zu ihrer Mutter zog, worüber es denn zum Streit kam. Der arme Vater mußte darunter sehr leiden. Sonst übte August mit Sorgfalt die Hausverwaltung und die Aufsicht über die Sammlungen, ja er hatte im Gartenpavillon eine schöne Sammlung von Fossilien aus der Umgegend angelegt und mit seinem klaren Ordnungssinn einen Katalog darüber

angefertigt. Auch Denkmünzen auf gute merkwürdige Menschen sammelte er zur Freude des Vaters.

Im December und in den beiden ersten Monaten des folgenden Jahres (1829) hielt Goethe sich zu Hause, längere Zeit auch, zum Theil in Folge des Zerwürfnisses der Seinigen, in seinem Arbeitszimmer, wo er allein oder mit einem einzelnen Gaste speiste. Damals wurde der dritte Band der „Wanderjahre“ abgeschlossen. Darauf wandte er sich dem „Zweiten Aufenthalt in Rom“ zu. An „Kunst und Alterthum“ hatte er die Lust verloren, da er zu wenig damit auf die Zeit zu wirken meinte, und so brach er vor Beendigung des sechsten Bandes ab. Die Uebersetzung der „Metamorphose“ ging er sorgfältig durch. Mit den besten Wünschen entließ er am 5. Juni die dem Prinzen Wilhelm von Preußen angetraute Prinzessin Augusta, die jetzige Deutsche Kaiserin, die ihm, wie er an Zelter schrieb, so bedeutend als liebenswürdig schien; sie verbinde frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine so vollkommene Weise, daß man wirklich in Verwunderung gerathe und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung entstehe. Längere Zeit brachte er in seinem Garten zu, aber ohne eigentlichen dichterischen Ertrag. August war wieder ruhiger geworden, und er sann jetzt ernstlich darauf, im nächsten Jahre nach Italien zu gehn. Ulrike war ins Haus zurückgekehrt.

Am 18. August kam der von Goethe begeisterte berühmte Polnische Dichter Mickiewiz mit seinem Freunde Odyniec nach Weimar. Empfehlungsbriefe der Frau von Szymanowska führten ihn bei Ottilien und Goethe ein. Am 19. wurden sie von dem Dichter im Gartenhause empfangen, der sie höchst freundlich aufnahm. Mittags speisten sie mit ihm in seinem Hause, wo er sich auf das heiterste unterhielt. August zeigte sich nach Odyniec nicht bloß als ein „munterer bon vivant“, sondern als eine sehr verständige, tief fühlende, gediegene Natur, obgleich er gern alles ins Scherzhafte zog. Auch Goethe erschien auf kurze

Zeit in Ottiliens Abendgesellschaft. Am 27. siedelte er wieder nach der Stadt über. Der berühmte Bildhauer David war gekommen, um ein Modell zu einer Kolossalbüste des Dichters zu machen. Da waren auch der Deklamator Victor Parie aus Paris und Quetelet, der Direktor der Brüsseler Sternwarte. Eine anschauliche Schilderung jener Tage, besonders der glänzenden Geburtstagsfeier, geben die erhaltenen Briefe Odyniecs. Auch Holtei war wieder gekommen, dessen Bearbeitung des „Faust" der Meister nicht gebilligt hatte. Während das Festmahl im „Erbprinzen" gehalten wurde, leisteten zwölf selbstausgewählte hübsche Frauen und Mädchen dem in sein einundachtzigstes Jahr getretenen Dichter in seinem Hause freundliche Gesellschaft. Holtei betheiligte sich auch an dem von Ottilien gegründeten, alle Sonntage ausgegebenen Blatte „Das Chaos". Goethe selbst erschien zuweilen, wie alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ohne Nennung des Namens. Die Abende verlebte August meist in Holteis Gesellschaft. „Dieser hing sich immer fester an mich", schreibt letzterer, „und beschenkte mich mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft, die mir bisweilen Angst machte. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmuth herzzereißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegensatz zum sonstigen Thun und Treiben gespenstig ausnahm."

Im Oktober kam wieder Zelter zum Besuche. Für den Briefwechsel mit Schiller schrieb Goethe am 18. die ehrfurchtsvolle Widmung an den König von Baiern. Leider hatte ihm eine dichterische, seinen Dank ausdrückende Ansprache nicht gelingen wollen.

Am Schlusse des Jahres wandte sich Goethe eifrig den beiden ersten Akten des zweiten Theiles des „Faust" zu. Die Hälfte der „Klassischen Walpurgisnacht" war vollendet,

als ihn am 10. Februar 1830 die schwere Krankheit der Großherzogin in Sorge setzte. Die edle Fürstin, die ihn so unendlich hoch hielt, starb am 14. Die von Ottilien ihm mitgetheilte Todeskunde empfing er mit stiller Fassung, wenn er auch in den folgenden Tagen die Lücke, welche der Verlust der Verewigten in sein Leben gerissen, schmerzlich empfand. Die „Walpurgisnacht" mußte er am 7. März auf einige Zeit zurücklegen, um an die letzte Lieferung seiner Werke zu gehn. Ein für seine häusliche Ruhe höchst wichtiger Entschluß war jetzt gereift; er hatte endlich in die Reise seines Sohnes nach Italien gewilligt, auf welcher Eckermann diesen begleiten sollte. Freilich war August nach der Aeußerung der Frau Schopenhauer in einem Zustande, der die meisten seine Rückkehr weder hoffen noch wünschen ließ. Schon am 16. März hatte sich Goethe entschieden; den 22. April ward die Reise angetreten, als Eckermann seine Arbeit an der letzten Lieferung vollendet hatte.

Nachdem die „Klassische Walpurgisnacht" glücklich zu Ende geführt war, beschäftigten Goethe besonders die Naturwissenschaften, vor allem das Pflanzenleben, in das er durch die Uebersetzung seiner „Metamorphose" und die Studien zu den geschichtlichen Nachträgen auf das anmuthigste wieder eingeführt worden war. Ende Mai sprach zu seiner Freude Felix Mendelssohn auf seiner Reise nach Italien bei ihm ein. Der alte Herr konnte den genialen Jüngling, der nur zwei Tage hatte bleiben wollen, gar nicht lassen. Felix mußte ihm Stücke von allen Komponisten nach der Zeitfolge vorspielen. Dem Scheidenden gab er einen Bogen der Handschrift des „Faust" mit einer Widmung an den „lieben jungen Freund, kräftig zarten Beherrscher des Pianos, zur Erinnerung froher Maientage". Er selbst besuchte nach Mendelssohns Entfernung sein liebes Jena, wo er sich besonders des botanischen Gartens freute, aber auch die Sammlungen durchsah. Der wackere, wegen seines entschiedenen Wirkens von ihm geliebte Bibliothekassistent Weller empfing

ihn schon um 9 Uhr. Nach dem im altbekannten Eckzimmer des ersten Stockes genossenen Frühstück fuhren sie um den Graben, dann ging es wieder nach Weimar. Von Augusts Reise gingen sehr erfreuliche Briefe und Tagebücher ein, die von seinem praktischen Blick zeugten, aber auch seine energisch derbe Entschiedenheit nicht verleugneten.

Den größten Antheil nahm Goethe an dem im März zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire in der Französischen Akademie ausgebrochenen Streite, in welchem letzterer die von Goethe befolgte analytische, vom Ganzen ausgehende Naturforschung in seiner Weise vertrat. Dieser Streit beschäftigte ihn noch ernstlich, als ihm Soret am 2. August die eben vernommene Kunde vom Ausbruch der Julirevolution brachte. Goethe hatte geglaubt, bei den Pariser Liberalen seien nicht Keime genug zur Entzündung eines solchen Brandes vorhanden, nichts desto weniger verdammte er diesen Wahnwitz, den schlafenden Löwen zu reizen. Schon am 11. August hatte er einen Aufsatz über den Streit der berühmten Französischen Akademisten begonnen, die beide, meinte er, gewissermaßen im Dunkeln kämpften. Um diese Zeit hatte er von Petersburg zu seiner höchsten Freude Stufen von gediegenem Golde und Platina erhalten, die zu dem tollen Märchen Veranlassung gaben, er habe eine für das mineralogische Kabinet bestimmte Stange Gold unterschlagen. Kurz vor seinem in Weimar und an manchen Orten festlich begangenen Geburtstag schritt endlich der Druck der „Metamorphose“ vorwärts. Zur Festfeier hatte er von Frankfurter Freunden einen silbernen Becher mit vielen Rheinweinflaschen erhalten, von Mariannen aus Baden-Baden einen Krystallbecher. Mariannens Bemerkung, es bedürfe nur eines Winkes, und die Frankfurter würden sich freuen, ihre an ihm begangene Schuld durch die Wahl zum Ehrenbürger möglichst zu vergüten, konnte ihn nicht bestimmen, darauf einzugehn; dafür sei es zu spät, meinte er. Im September brachten die „Jahrbücher für wissen-

schaftliche Kritik“ seine Anzeige von St. Hilaires Schrift über den Streit mit Cuvier, die großes Aufsehen erregte.

Unterdessen war es Eckermann unmöglich geworden, mit dem wildstürmischen August länger zusammen zu reisen. Unter der Vorgabe, er fühle sich unwiderstehlich getrieben, seine in Weimar zurückgelassenen „Gespräche mit Goethe“ zu bearbeiten, machte er dem Vater, dem die Briefe seines Sohnes schon gezeigt, wie wenig dieser mit Eckermann sich vertrage, am 12. September von Genf aus die Anzeige, daß er sich am 25. Juli von diesem getrennt habe. Goethe wollte von einer sofortigen Veröffentlichung der Gespräche nichts wissen, erklärte sich aber bereit, sie mit ihm durchzugehn, doch unterließ er, ihn nach Weimar einzuladen. Von seinem August hatte er unterdessen wieder gute Nachricht empfangen. Freilich hatte dieser am Tage seiner Trennung von Eckermann zwischen Genua und Spezzia durch den Umsturz des Wagens ein Schlüsselbein gebrochen, aber nach glücklicher Heilung war er von Livorno nach Neapel gefahren. Zu Pompeji wurde gerade am Geburtstage seines Vaters in seiner Gegenwart ein bedeutendes Haus ausgegraben. August fühlte sich in dem neu ans Licht getretenen Pompeji ganz einheimisch, ja lustig lebendig, aber der Vater fand in seinem dort geschriebenem Tagebuch eine fieberhafte Hast. Er selbst war damals so beschäftigt, daß er kaum sein Hinterzimmer verließ. Da traf ihn am 11. November die erschütternde Todeskunde. August war Mitte Oktober von Neapel nach Rom geeilt, wo der gewaltige Eindruck der „Niobe der Städte“ und der lebhafte Verkehr mit so vielen Deutschen Künstlern und bedeutenden Männern binnen wenigen Tagen die letzte Kraft des fieberhaft Gespannten aufzehrten. Von einem Ausfluge nach Albano kehrte er unwohl zurück; ein Scharlachfieber schien gutartig zu verlaufen, aber unerwartet machte ein Nervenschlag seinem Leben am 27. Oktober ein Ende. Bei der Leichenöffnung fand man die Leber dreimal zu groß, das Gehirn miß-

gebildet. Man bestattete ihn am Morgen des 29. bei der Pyramide des Cestius, wo sein Vater einst zu ruhen gewünscht hatte. Thorwaldsen ließ, um seine Verehrung des Dichtergreises zu bekunden, dem Sohne ein von ihm skizzirtes Denkmal setzen. Die Todesnachricht hatte Lottens Sohn, der Ministerresident August Kestner, nach Weimar gesandt. Müller übernahm den schweren Auftrag, dem Vater das Schreckliche zu verkünden. Mit krampfhafter Fassung ertrug er diesen Verlust, den er, wenn auch nicht in dieser Weise, längst geahnt hatte; mußte er ja August glücklich schätzen, daß er in Rom, wo ihm so viele freundlich entgegengekommen, seine Ruhestätte gefunden, ohne von langer Krankheit gequält zu werden. Das Gefühl der Pflicht hielt ihn aufrecht. Auch diesmal suchte er Herstellung in lebendiger Thätigkeit; das, was zu seinem jetzigen Zustande den größten Gegensatz bildete, die Darstellung seiner Anknüpfung mit Lili in „Dichtung und Wahrheit", zog ihn leidenschaftlich an. Als Eckermann am 23. zurückkehrte, stand der edle Greis fest und aufrecht vor ihm und er schloß ihn bewegt in seine Arme; hatte er ja an ihm für seinen literarischen Nachlaß die treueste Stütze. Des Hingeschiedenen ward mit keinem Worte gedacht. Zwei Tage später war er bei dem Vater und der Wittwe zu Tische, wo er von seiner Reise erzählen mußte. Seine Gespräche wollte er mit ihm durchgehn. Doch in der folgenden Nacht erlitt er einen fürchterlichen Blutsturz; ein Aderlaß und äußerste Ruhe stellten ihn bald wieder her. Schon den 29. schrieb er mit Bleistift an Zelter: „Noch ist das Individuum zusammen und bei Sinnen. Glück auf!" Am folgenden Morgen sandte er Eckermann einige Gedichte zur nochmaligen Durchsicht und stellte schon die Fortsetzung des „Faust" in Aussicht, dessen Vollendung ihm als letzte Aufgabe seines Dichterlebens am Herzen lag.

2.

Sein Wort „Lange leben heißt viele überleben", sollte sich an ihm im bittersten Sinne bewahrheiten. Aber auch seinem Spruche: „Ueber Gräber vorwärts!" blieb er treu. „Wirken wir fort", hatte er vor drei Jahren an Freund Zelter beim Verluste seines jüngsten Sohnes geschrieben, „bis wir vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren." Den Tod, dieses „alte Märchen", das sich die Parzen unermüdet erzählen, fürchtete er nicht, wenn er es auch bedauerte, daß die Menschen auf der Höhe ihres Geisteslebens dahin müssen, wie er dies scharf bei Sömmerrings Tod ausgesprochen hatte. Sein jetziges Leben war noch mehr als die letzten Jahre „testamentarisch"; mußte er ja für die Zukunft der Enkel Sorge tragen, das, was er selbst noch vollenden konnte, besonders den „Faust" und „Dichtung und Wahrheit", rasch abschließen, über seinen literarischen Nachlaß verfügen, zu dem auch seine Briefe gehörten, und unter diesen auch über den Zelterschen Briefwechsel Bestimmung treffen, dessen Ertrag der Tochter des Freundes zu Gute kommen sollte.

Schon am 6. December brachte er dieses bei dem Vater in Anregung; denn auch darüber wollte er noch in seinem letzten Willen verfügen. Von Eckermanns Gesprächen war keine Rede mehr; er sollte jetzt seine Tagebücher und Briefe durchsehn und auch das in den literarischen Nachlaß Aufzunehmende auswählen. Am 1. Januar 1831 bringt dieser ihm seine Bemerkungen über das bei der Herausgabe der Briefe zu beobachtende Verfahren. Goethe billigt sie und will ihn in seinem Testament zum Herausgeber bestimmen. Vier Tage später genehmigt er den von Müller aufgesetzten Testamentsentwurf, und schon am 8. wird die Ausfertigung der Regierung übergeben, doch kommt gegen Ende des Monats noch ein Codicill hinzu, um „seine äußerst komplicirten Verhältnisse für die Nachkommen ins Klare zu setzen". So konnte er ruhiger dem Augenblick entgegen-

sehn, wo „ein neuer Leviathan den Rachen aufsperren werde". Während der beiden ersten Monate des Jahres findet er sich leidlich wohl, ja er wagt Ende Februar wieder eine Spazierfahrt. Ottilie that alles, was ihn erfreuen konnte. Abends las sie ihm aus dem Briefwechsel mit Zelter. Die Enkel ergetzten ihn durch ihr heiteres kindliches Wesen. Ueber August hatte er sich so weit beruhigt, daß er den Italienischen Freunden aus den Tagebüchern des Heimgegangenen einen flüchtigen Abriß seiner Reise geben konnte; die Tagebücher selbst waren wegen dessen „immer hervorstechender Individualität in ihrer eigensten Energie und Entschiedenheit" nicht mitzutheilen. Die Freimaurerloge beging dessen Todesfeier in ernster Weise. Der Hof ehrte Goethe auf jede Weise; die Großherzogin besuchte ihn regelmäßig Donnerstags, und nahm bei allem, was sie zur Förderung von Wissenschaft und Kunst thun wollte, seinen Rath in Anspruch; der Großherzog erschien häufig in den Abendstunden und auch der Erbgroßherzog kam zuweilen mit Soret zum Besuch. Seinen amtlichen Geschäften konnte er bei seinem eingezogenen Leben leicht vorstehn, da alles in bester Ordnung war. An der Stelle seines Sohnes wurde ihm der ihm sehr vertraute Leibarzt Vogel zur Seite gesetzt. Nur daß die Landstände auch von ihm eine genaue Rechnungsablage forderten, mißstimmte ihn, wie sehr diese auch dabei in ihrem Rechte waren. Tief schmerzlich berührte ihn der Tod seines alten treuen, kernhaften Freundes Klinger in Petersburg.

Von seinen Arbeiten nahm ihn außer der „Metamorphose", die ihn immer weiter führte, die Vollendung des „Faust" in Anspruch. Im Februar griff er den vierten Akt an, den er aber, da er nur in der Frühe arbeiten konnte, nur sehr langsam förderte. Um diese Zeit legte er mehrere Packete Briefe zusammen, die er in die Hände der Absender gelangen lassen wollte; unter diesen befanden sich auch die Mariannens, zu denen er am 3. März liebevolle Verse schrieb, doch unterließ er noch aus Schonung die Absendung.

Gleich darauf fühlte er sich unwohl; man ließ ihm zur Ader, aber nun zeigten sich Schmerzen im rechten Beine; erst als dieses aufbrach, trat Besserung und bald völlige Heilung ein. Damals erst ließ er eine Art Kopflehne an seinem alten hölzernen Stuhle anbringen; auch einen hübschen grünen Lehnstuhl hatte man angeschafft, den er aber wenig zu brauchen gedachte. Seine rastlose Thätigkeit dauerte munter fort; neben „Faust" wurde „Dichtung und Wahrheit" wenigstens bedacht, Botanik und vieles andere in Wissenschaft, Literatur und Kunst betrieben. Am letzten März war der Fuß wieder heil, und er begann sich zu fühlen. Der Großherzog, die Großherzogin und auch der von Paris zurückkehrende Spontini kamen zum Besuch. Anfangs Mai ging er an den fünften Akt des „Faust". Den 15. besprach er mit Eckermann mehrere Punkte wegen seines auf etwa fünfzehn Bände berechneten Nachlasses. Vier Tage später wurde er von einem katarrhalischen Uebel befallen, das ihn vier Wochen lang quälte und abmattete, zuweilen auch arg verstimmte, aber in seinen Arbeiten nicht hemmen konnte. Auch fehlte es damals nicht an manchem Erfreulichen. Von seiner endlich im Druck vollendeten „Metamorphose" schickte er ein Exemplar an die Französische Akademie. Am 8. Juli „geht es ihm im jeden Sinne wohl", und so setzt er sich vor, sein „Faust" müsse bis zu seinem Geburtstag vollendet sein. Darauf erfreute ihn ein Besuch des mit dem Erbgroßherzog kommenden Königs von Würtemberg. Auch Schultz erscheint und nach ihm der treue Zelter. Dann trifft seine von David ihm geschenkte Kolossalbüste mit dessen verehrungsvollem, ihn als den großen Dichter der Zeit anerkennendem Briefe ein. Goethe überweist sie der Bibliothek, wo sie, als Gegenstück zu Schillers Büste von Dannecker ihre Stelle finden soll. Neunzehn Engländer, an deren Spitze der für Goethe begeisterte, mit ihm in freundlichster Verbindung stehende Thomas Carlyle, die andern meist Schriftsteller, unter ihnen Walter Scott, und Redakteure,

sandten ihm zu seinem Geburtstag ein kunstvoll gearbeitetes Petschaft mit einem Glückwunsche, der zugleich den Dank aussprach, den die ganze Welt ihm schulde. Da der Dichter vor seinem Geburtstag den „Faust“ beendet, hatte er beschlossen, um der Festfeier zu entgehn, mit seinen Enkeln Ilmenau zu besuchen, das er zuletzt vor achtzehn Jahren mit dem Großherzog in denselben Tagen gesehen. Hatte man dort auch den Silberbergbau ganz einstellen müssen, so freute sich doch der Dichter des im ganzen herrschenden „wundernswürdigen Benutzens der mannigfachsten Erd- und Bergoberflächen und Tiefen“. Großes Behagen machte es ihm, daß die Knaben mit frischen, gesunden Sinnen, wie einst sein August, alles ergriffen und „in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur drangen“, das Leben der Kohlenbrenner, Holzhauer, Glasbläser u. a. kindlich anstaunten. Sechs Tage, und es waren die heitersten des ganzen Sommers, brachte er vergnüglich auf dieser Reise zu. Am 27. fuhr er mit dem Rentamtmann Mahr nach dem Gickelhahn, wo ihm vor fast einem halben Jahrhundert das herrliche Gedicht auf den Herzog gelungen und er sein „Nachtlied“ an die Bretterwand des Häuschens mit Bleistift geschrieben. Die alten, später erneuerten Züge konnte er nicht ohne Thränen wiedersehn. In sanftem, wehmüthigem Tone sprach er zu sich: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch.“ Der Oberforstmeister von Fritsch hatte es sich aber nicht nehmen lassen, auch in dem einsamen Ilmenau den Geburtstag des großen Dichters, der sich so ungemeines Verdienst um die ganze Gegend erworben, festlich zu begehn. Vor dem Gasthof zum Löwen, wo er wohnte, erscholl am frühen Morgen der Choralgesang „Nun danket alle Gott“, Mittags vereinigte ein Festmahl eine heitere Gesellschaft um den Gefeierten, Abends fehlte es nicht an Musik und es wurde das in den „Lehrjahren“ erwähnte Bergmannsspiel aufgeführt. Zu Weimar hatte man am 28. August seine Kolossalbüste auf der Bibliothek feierlichst enthüllt, auch das gewohnte Festessen

mit allgemeinerer Theilnahme als je gefeiert. Achtzehn Frankfurter beschenkten ihn mit der vaterländischen Gabe von achtundvierzig Flaschen alten Main- und Rheinweins.

Als er den „Faust" abgeschlossen, hatte er gegen Eckermann geäußert: „Mein ferneres Leben kann ich nun als ein reines Geschenk ansehn", aber doch fand er noch immer manches daran zu thun, und auch der letzte, ihm so sehr am Herzen liegende Band von „Dichtung und Wahrheit" forderte seine Vollendung. Glücklicherweise erfreute er sich von jetzt ab einer guten Gesundheit, wenn er auch freilich ein sehr regelmäßiges, äußerlich zurückgezogenes Leben führen mußte und die Schwäche des Alters ihr Recht behauptete. Zu seiner Erbauung las er jetzt zum erstenmal Ciceros Schrift „Ueber das Alter". Noch im Oktober fuhr er aus. So war er am 6. in der Centralbaumschule, am 19. bei der Ausstellung der Versammlungen zur Beförderung des Ackerbaues. Die Botanik zog ihn noch immer lieblich an, besonders hatte er die Entdeckung der Spiraltendenz der Pflanzen von Martius mit großem Eifer ergriffen und wegen der Pflanzenchemie war er mit dem Chemiker Wackenroder in Verbindung getreten. Sein Leben war auch jetzt rastlose Thätigkeit, so daß er jeden Morgen mehr zu thun fand, als er den Tag aufräumen konnte. Kunst, Dichtung, Naturwissenschaft, die altbekannten Geschäfte, Wohlthätigkeit und ein reicher Briefwechsel füllten sein Leben gehaltvoll aus. Dazu genoß er ein stilles Familienglück; Schwiegertochter und Enkel betrugen sich „allerliebst"; letztere wandte alles Unangenehme von ihm ab, wußte für jedes die rechte Zeit zu finden, las ihm Abends zunächst aus Plutarchs Lebensbeschreibungen vor und erfreute ihn durch ihr eigenartiges geistreiches Wesen. Die großherzoglichen Besuche und ein Kreis von Freunden, Eckermann, Riemer, Meyer, Müller, Coudray und Vogel, erhellten seinen Lebensabend.

Im November zog er sich in seine hintern Zimmer zurück, wo er sich sehr wohl fühlte, da es keinen Augenblick

gab, wo er nicht anregend beschäftigt war. Im Januar 1832 las er Ottilien seinen „Faust“ vor, an dem er noch immer besserte. Sonderbar sollte er gerade jetzt dadurch, daß Boisserée eine Erklärung des Regenbogens in seiner „Farbenlehre“ vermißte, sich gedrungen fühlen, diese, die er sich schon vor vielen Jahren vorgesetzt hatte, zu versuchen; er begann eine solche in Briefen an den Freund, deren Fortsetzung der Tod unterbrach. Die Farbenlehre beschäftigte ihn überhaupt vielfach, besonders der geschichtliche Theil, wo es so manches nachzutragen gab; denn auch sie sollte in den „Nachgelassenen Werken“, nur ohne den polemischen Theil, erscheinen. Auch die vergleichende Zoologie nahm ihn noch lebhaft in Anspruch; ein zweiter Artikel über St. Hilaire ward erst im März vollendet. Die Meteorologie hatte er jetzt aufgegeben, ja die meteorologischen Anstalten in Jena wurden eingezogen, da man solche Beobachtungen den tropischen Ländern überlassen müsse, wo eine regelmäßige Barometerbewegung sie sicherer und fruchtbarer machen werde. Der Besuch von Zelters Tochter brachte eine heitere Bewegung in das stille Familienleben. Ottilie that vieles zu ihrer Unterhaltung, aber Goethe selbst half auf seine Weise nach, daß sie das Weimarer Leben recht genieße. Doch gedachte er auch seines baldigen Endes, und so zeigte er Mariannen an, daß er ihre Briefe ihr zurückschicken wolle, die sie aber bis zur „unbestimmten Stunde“ nicht eröffnen möge.

Außerordentliche Freude bereiteten ihm Brief und Sendung von Zahn aus Pompeji. Dieser schickte ihm am 18. Februar eine flüchtige Zeichnung des prächtigen Mosaikgemäldes einer Alexanderschlacht, das den Dichter lange freudig beschäftigte. Es war in dem Hause gefunden worden, das man bei Anwesenheit seines Sohnes ausgegraben und jetzt »Casa di Goethe« genannt hatte. In diesem Hause hatten, wie Zahn berichtete, Deutsche und Fremde Goethes letzten Geburtstag mit ausgelassener Freude

begangen. Am 15. März erstattete die Großherzogin ihm den gewohnten Donnerstagbesuch, bei welchem er lebhaft heiter über das neue Mosaikgemälde und manches andere, besonders die politischen Ereignisse, sich erging. Auch ließ er sich durch das Wetter von seiner jetzt gewohnten Spazierfahrt nicht abhalten. Noch Abends war er wohl, aber nach einer unruhigen Nacht fühlte er sich äußerst angegriffen, doch konnte er den Abend Besuch annehmen, den 18. wieder einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen, und schon sprach er wieder von seinen Arbeiten. Am Abend des 19. unterhielt er sich mit seinem Arzte, der zugleich mit ihm die Oberaufsicht der Anstalten für Wissenschaft und Kunst führte, eifrig über manches darauf Bezügliche, besonders auch über die Förderung einiger Angestellten. Vor Mitternacht befiel ihn ein starker Frost, darauf Brustschmerz, Athemnoth und Unruhe, doch wollte er den Arzt nicht rufen lassen, weil das Uebel nicht gefährlich sei. Auf die Anordnung desselben trat bedeutende Besserung ein, und so konnte er noch eine Anweisung zur Unterstützung einer talentvollen Künstlerin, freilich nur mit zitternder Hand, unterschreiben. Erst kurz vor dem Mittag des 21. trat Erschöpfung ein, doch glaubte er selbst noch an eine Wiederherstellung. Nur die Schwiegertochter, die Enkel und den Bedienten ließ der Arzt jetzt zu. Am Morgen des 22. mußte Ottilie neben ihm sitzen; er hielt ihre Hand lange in der seinigen und führte mit ihr ein heiteres Gespräch. Aber die Sprache wurde bald immer undeutlicher, bis sie zuletzt versagte. Da suchte er noch durch Zeichen, die er in der Luft, zuletzt, da er den Arm nicht mehr aufrecht halten konnte, auf dem Schoße schrieb, sich verständlich zu machen. Gegen halb 12 drückte er sich in die linke Ecke des Lehnstuhls und verschied sanft und unmerklich. Es war derselbe Tag und dieselbe Stunde, wo vor dreizehn Jahren sein treuer Amtsgenosse von Voigt verschieden war. Auch das Weimarer Theater war am 22. abgebrannt,

den er seitdem als seinen Unglückstag fürchtete. Wir verzichten auf eine Beschreibung der ungemeinen Theilnahme an der Ausstellung der Leiche auf dem Paradebette, des



Abb. 39. Goethe im Tode.
Nach der Originalzeichnung von Friedrich Preller, mit Erlaubniß der Besitzerin, Frau Mathilde Arnemann in Weimar, gegeben.

glänzenden Leichenzugs, der ihn am Nachmittag des 26. zur Fürstengruft begleitete, wo sein Sarg neben dem Schillers, diesem äußerlich ganz gleich, beigesetzt wurde. Verehrungsvoll treten wir in die Gruft, wo er, wie er

gewünscht, unmittelbar neben Schiller im eichenen Schrein vor den Broncesärgen des Großherzogs und der Großherzogin, denen er in einem langen, ruhmvoll thätigen Leben so nahe verbunden gewesen, seine irdische Ruhe gefunden. Die Menschheit kennt keine geheiligtere Stelle



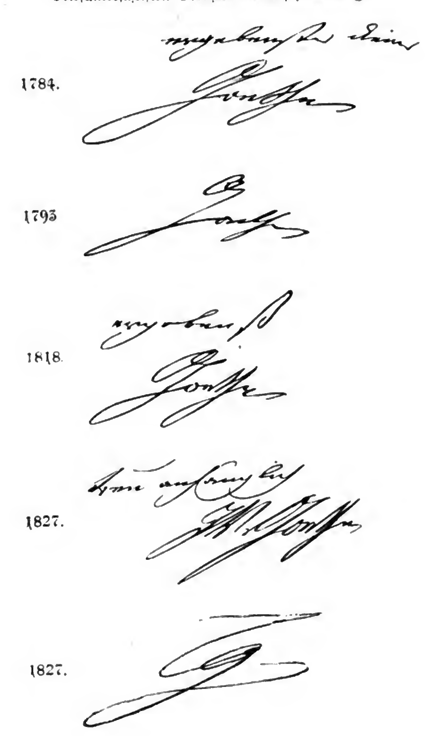
Abb. 40. Die Fürstengruft bei Weimar.
Nach einem ältern Stiche.

als die Grabstätte der Deutschen Dioskuren, die nicht, wie die der Griechischen Sage, ein Wechseldasein im Olymp und in der Unterwelt führen, nein, sie leben im ewigen Glanze ihres nicht durch Zeit noch Ort beschränkten geistigen Ruhmes, und daß sie hier vereint ruhen, ist eine Blume in dem reichen Kranze reiner Menschentugenden, der neben dem Lorbeer Goethes Haupt unvergänglich schmückt.



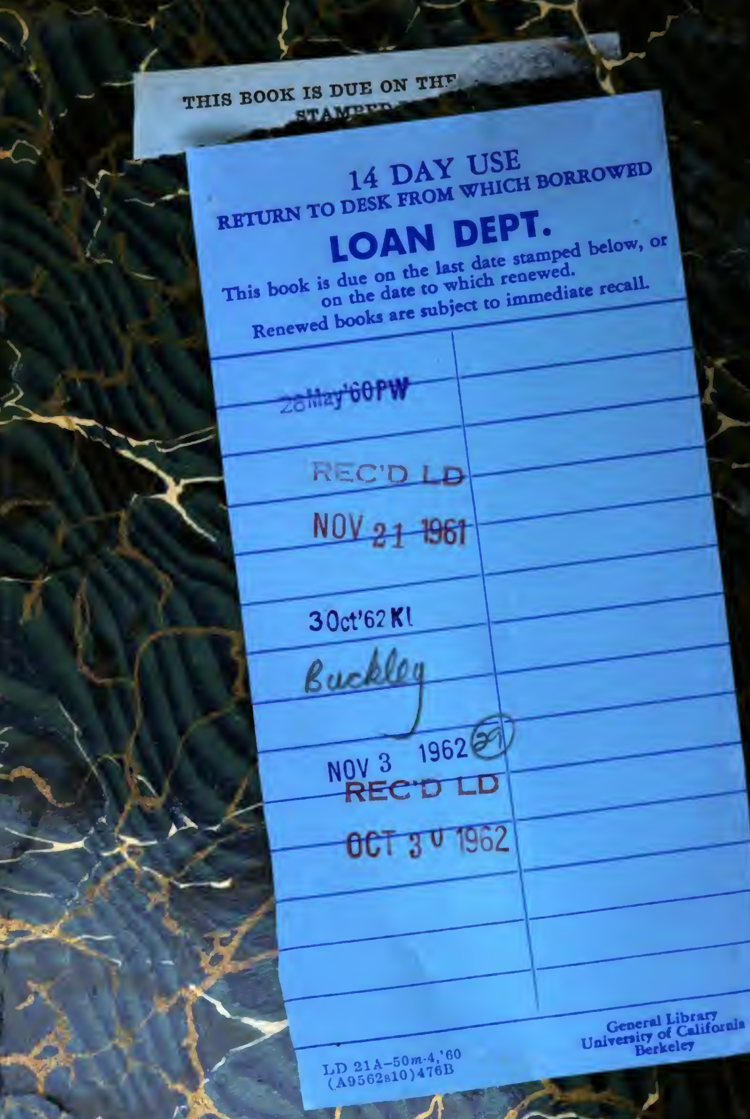
Facsimile 5 und 6.

Briefunterschriften Goethes aus verschiedenen Zeiten.

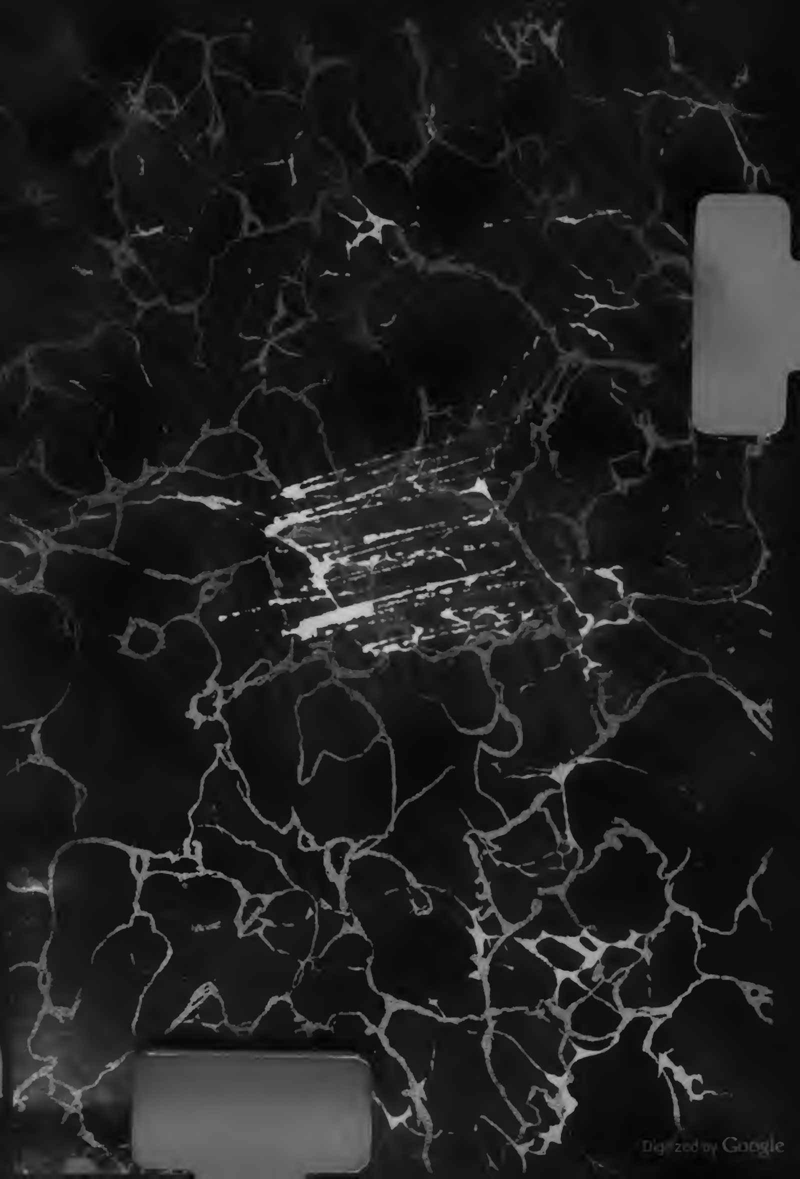


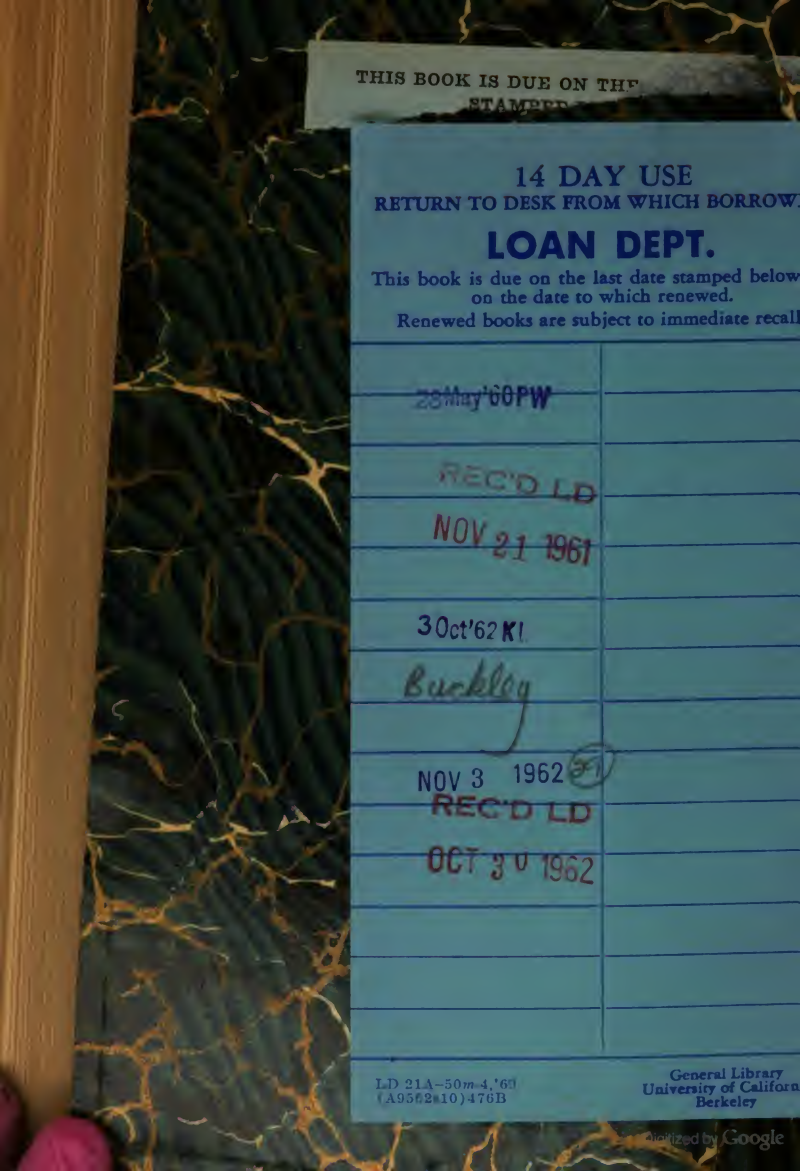



PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI
Stephan Geibel & Co.
in
Altenburg



THIS BOOK IS DUE ON THE
14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.
28May'60PW
REC'D LD
NOV 21 1961
3Oct'62KI
Buckley
NOV 3 1962
REC'D LD
OCT 30 1962
LD 21A-50m-4,'60 (A9562s10)476B
General Library University of California Berkeley





THIS BOOK IS DUE ON THE
14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROW
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall
28May'60PW
REC'D LD
NOV 21 1961
3Oct'62KI
Buckley
NOV 3 1962
REC'D LD
OCT 30 1962
LD 21A-50m-4,'60
(A9562s10)476B
General Library
University of Californ
Berkeley
Digitized by Google